Die

Grenzboten.

Eine deutsche Revue

für

Politik, Literatur und öffentliches Leben,

redigirt von

J. Kuranda.

Dritter Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,
Friedr. Ludw. Herbig.

1844.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND

Digitized by Google

Inhalt.

II. Semester. I. Band.

Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs; herausgegeben von Stephan Thurm. I. S. 3. — Französische Romandichter. I. Balzac. S. 19. — Bemerkungen über Hegelsche Philosophie, von einem Apostaten. I. S. 34. — Tagebuch: Politische und literarische Skizzen. S. 40. — Aus Leipzig. S. 43. — Aus Berlin. S. 46. — Notizen. S. 48.

Wiener Kunstausstellung, 1844, von M. H. v. Geldern. S. 51. — Die Malerei in Belgien seit 1830, von J. Kuranda. S. 59. — Reisebriefe aus Italien. (December 1843.) Mitgetheilt von Frau v. W... S. 72. — Tagebuch: Aus Wien. 1. und 2. S. 85. — Aus Berlin. S. 91. — Notizen. S. 93.

Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs, von Stéphan Thurm. II. S. 99. — Bemerkungen über Hegelsche Philosophie, von einem Apostaten. II. S. 108. — Ein Ausflug nach Skandinavien, von Eduard Boas. I. S. 115. — Tagebuch: Aus Prag. S. 131. — Aus Berlin. S. 135. — Aus Wien. S. 137. — Eine deutsche Schrift über Algier. Von Varnhagen von Ense. S. 141. — Die Wohlthaten des Cartells. S. 142. — Notizen. S. 144.

Seraing. Von Julius Fester. S. 147. — Die Hofkammer in Wien. S. 156. — Ein Ausflug nach Skandinavien, von Eduard Boas. II. S. 171. — Tagebuch: Aus Grätz. S. 181. — Aus Berlin. S. 184. — Aus Breslau. S. 186. — Aus Hamburg. S. 189. — Notizen. S. 191.

Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs. III. und IV. S. 195. — Ein Blick auf die deutsche Journalistik im J. 1843. Von H. Riehl. S. 208. — Die schlesischen Weber und ihre Noth. S. 219. — Tagebuch: Aus Wien. S. 227. — Aus Berlin. 1. und 2. S. 229. — Notizen. S. 235.

Die Familie Mantini. Ein Lebensbild aus der neuesten Zeit. Von Frau von W***. Erste Abtheilung. S. 243. — Ein Ausflug nach Skandinavien, von Eduard Boas. III. S. 256. — Alexander Dumas. S. 267. — Tagebuch: Aus Breslau. S. 281. — Aus Hamburg. S. 284. — Aus Berlin. S. 286. — Notizen. S. 289.

„Shakspeare und kein Ende." Von Heinrich Merz. S. 291. — Die Familie Mantini. Ein Lebensbild aus der neuesten Zeit. Von Frau von W***. Zweite Abtheilung. S. 297. — Ein Ausflug nach Skandinavien, von Eduard Boas. IV. S. 308. — Mahnung. Von Alfred Meißner. S. 319. — Tagebuch: Aus Triest. S. 324. — Aus Wien. S. 327. — Aus Berlin. 1. und 2. S. 329. — Joel Jacoby. S. 334. — Notizen. S. 335

Digitized by Google

Lebensbilder aus Berlin. Von Albert Fränkel. Ein Hotel Garni. Erste Abtheilung. S. 339. — Ein Besuch bei Linné. S. 363. — Tagebuch: Aus Wien. 1. und 2. S. 374. — Aus Berlin. S. 377. — Aus Breslau. S. 379. — Aus Hamburg. S. 383. — Notizen. S. 385.

Lebensbilder aus Berlin. Von Albert Fränkel. Ein Hotel Garni. Zweite Abtheilung. S. 387. — Zur Geschichte des Finanzbankwesens in Oesterreich. Von Prospero. S. 405. — Gedichte von Moritz Hartmann. S. 421. — Tagebuch: Aus Wien. S. 424. — Nachrichten aus Ostpreußen. S. 428. — Egmont auf der Leipziger Bühne. S. 430. — Notizen. S. 432.

Scenen aus „Robespierre, ein Drama." Von R. Gottschall. S. 435. — Die Baumwollenweber am Eulengebirge. S. 447. — Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs, von Stephan Thurm. V. und VI. S. 457. — Tagebuch: Aus Breslau. S. 471. — Aus Berlin. S. 473. — Aus Hamburg. S. 476. — Notizen. S. 478.

Münchner Skizzen. Von Hermann Marggraff. I. S. 483. — Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs, von Stephan Thurm. VII. und VIII. S. 495. — Tagebuch: Aus Breslau. S. 516. — Aus Berlin. S. 519. — Notizen. S. 520.

Der Wale. Von Gustav Mosen. Erste Abtheilung. S. 523. — Münchner Skizzen, von Hermann Marggraff. II. S. 545. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 559. — Aus Tyrol. S. 561. — Aus Stuttgart. S. 563. — Aus Hamburg. S. 565. — Die Politik des Tages. S. 567. — Notizen. S. 569.

Die permanente Ausstellung beim Kunsthändler Kuhr in Berlin. S. 571. — Der Wale, von Gustav Mosen. Zweite Abtheilung. S. 578. — Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs, von Stephan Thurm. IX. und X. S. 594. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 607. — Aus Breslau. S. 609. — Therese und ihre kritischen Freunde. S. 612. — Notizen. S. 613.

Digitized by Google

Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs, *)

herausgegeben von

Stephan Thurm.

I.

Der absolvirte Student und der Bauerbursche als Rekruten. — Der freundschaftliche Korporal und die erste Nacht in der Kaserne. — Assentirung; die ersten Erfahrungen. — Der Zimmercommandant. — Das „Er". — Der Unterricht und die Prüfung. — Uebelstände.

Meine in vielfacher Hinsicht mühsamen Studien waren beendet. Mit den auf unseren Schulen erworbenen Wissenschaften, die der Jugend mit aller erdenklichen Vorsicht tropfenweise eingegeben werden, fütterte ich den Geist zweier hochgebornen unartigen Sprößlinge gegen reziproke körperliche Abfütterung und sonstige Emolumente. Meine Subsistenz war nur temporär, sie mußte stabilirt werden. Ich wollte mich daher in irgend ein Amt eindrängen und meine politische Laufbahn als Abschreiber beginnen. Da es mir jedoch an Bekanntschaft mangelte und ich mit meiner Verwandtschaft nicht hervortreten durfte, so wurde ich von mehreren Stellen in diesem Ansinnen mit dem triftigen Bescheide: „Der Bittsteller wird mit seinem Gesuche aus Unzulänglichkeit der gesetzlichen Erfordernisse abgewiesen", etwas unliebsam gestört, und ich mußte daher, da ich durchaus kein schlechteres Brod als das kaiserliche essen wollte, mit dem Commisbrod vorlieb nehmen.

Aufrichtig gesagt, fühlte ich in mir nicht die mindeste Qualität oder Ahnung, einst den gefallenen großen Mann und kleinen Corporal zu ersetzen. Ich habe seit meiner Kindheit die Soldaten nie

*) Wir haben absichtlich an der Ausdrucksweise dieser Aufzeichnungen wenig geändert und manchen österreichischen Provinzialismus, manches überflüssige Fremdwort beibehalten, weil sie für den Bildungsgang in Oesterreich bezeichnend sind. Der stylistische Werth dieser Aufzeichnungen ist vielleicht ihr geringster; aber die Details, die in denselben geschildert werden, werfen ein so lebensvolles Licht auf die Zustände der Heeresmacht eines der größten Staaten Europas, wie es wohl noch nie geschehen ist. Die Red.

anders, gleichviel, ob Feind oder Freund, als mit einer gewiſſen ängſtlichen Ehrfurcht angeſehen und jene kleinen Kriegsgerechtigkeiten, als Gaſſenlaufen, Stockprügel ꝛc., deren Augenzeuge ich zufälligerweiſe mehrmals war, haben jene frühzeitige Aengſtlichkeit niemals gänzlich verſcheuchen können. Ja, ich habe meine früheren Mitſchüler, meine Verwandten ſelbſt nicht ausgenommen, ſo viel als möglich gemieden, ſobald ſelbe, mit dem Kleide der Ehre angethan, die ſchöne Beſtimmung erhielten, in Zeiten der Gefahr für Fürſt und Vaterland zu ſtreiten und für die Sicherheit der übrigen Staatsbürger zu wachen. Ungeachtet dieſer negativen Eigenſchaften, die der martialiſche Stand eines echten Militärs erfordert, wurde ich Soldat und zwar ein Artilleriſt.

Der Zufall führte mich mit einem Hauptmann dieſer Waffengattung in einem Hauſe, wo ich einen Studirenden in der höheren Mathematik unterrichtete, zuſammen. Der Hauptmann, der dieſe Wiſſenſchaft als Hauptſtudium der Artillerie hochſchätzte, aber, wie ich ſpäter in Erfahrung gebracht, nie ſelbſt betrieben hatte, war höchſt wahrſcheinlich davon frappirt, daß man ſich ſogar in Privathäuſern und nicht blos in Artilleriekaſernen mit dieſem wiſſenſchaftlichen Monopol der Artillerie beſchäftigte. Er würdigte mich ſeiner Aufmerkſamkeit, und nach einigen Fragen, die er an mich wegen meiner Studien und Ausſichten ſtellte, entſchied er mit folgendem Rathe meine Zukunft: Hätte ich, Freund, das gewußt, was Sie können, bevor ich zum Militär kam, ich wäre vielleicht jetzt ſchon General. Folgen Sie meinem Rathe, fuhr er fort, gehen Sie zur Artillerie, und es kann Ihnen nicht fehlen, Sie werden in zwei, drei Jahren Feuerwerker. Ich, ſagte er, ein roher Bauerburſche, wurde als Handlanger zur Artillerie aſſentirt, und da ich ſchreiben konnte, wurde ich zu Zeiten in den Kanzleien zum Abſchreiben verwendet, und endlich, noch immer ein Handlanger, dort ganz angeſtellt. Nach einigen Jahren ſehr braver Aufführung wurde ich Munitionär, jetzt war ſchon mein Glück fertig. Ich kam nie mehr aus der Kanzlei, alle Kriege hindurch, — ich avancirte in der Kanzlei von Stufe zu Stufe und bin jetzt Hauptmann ſeit vielen Jahren in der höchſten Artilleriekanzlei, werde noch avanciren und immer dort bleiben. So ſprach dieſer ehrwürdige Hauptmann, und ſeine Worte gingen nicht verloren.

Von dieſer Zeit an war Niemand ein ſo aufmerkſamer Beob-

Digitized by Google

achter der Artilleriſten als ich. Ihre ausgezeichnete Adjuſtirung, vermöge welcher ſelbſt die Unteroffiziere wenig von den Oberoffizieren unterſchieden waren, zog mich an. Das niedere und unanſtändige Benehmen der gemeinen Artilleriſten an öffentlichen Orten und ſelbſt die Wahl ihrer vornehmeren Liebſchaften, welche mit den anderen Militärs contraſtirten, entgingen meinen Beobachtungen nicht. Mein Entſchluß, Artilleriſt zu werden, erhielt aber erſt dann eine Conſiſtenz, nachdem ich mit zwei Kanoniers zufällig zuſammentraf und in beiden zwei „abſolvirte Philoſophen" fand, die zu meinem Erſtaunen in ihrem Geſpräche keine gemeine Intelligenz entwickelten. In Betrachtung, daß die Artillerie als die einzige Branche in der Monarchie beſteht, in der auch ein Individuum ohne Protection vom Gemeinen bis zum Marſchall nicht erceptionsweiſe, ſondern allgemein vorrücken könne, — daß bei der unausweichlichen Nothwendigkeit, das blutige Opfer der goldenen Freiheit bringen zu müſſen, doch der Troſt bleibe, größtentheils gebildete Menſchen zu Gefährten zu haben; — habe ich, unerachtet der warnenden Einflüſterungen des bekümmerten Gemüths, den ſchweren Gang in die Kaſerne zum Oberſten unternommen und auch vollführt. —

Mein Herz klopfte gewaltig, und der Angſtſchweiß rann in Strömen von der Stirne, als ich nach mehreren Zurechtweiſungen zu der Thüre des Oberſten gelangte. Vor derſelben ſtand mein künftiger Kamerad mit entblößtem Säbel, der mich, als einen Unbekannten, ganz barſch zurück- und an den Regimentsadjutanten wies. Als ich dieſem letzteren mein Anliegen vorbrachte, führte mich derſelbe vor den Oberſten, den er mit kurzen Worten von meinem Wunſche unterrichtete. Der Oberſt las meine Ausweiſe mit Aufmerkſamkeit durch und nachdem er mich Zitternden vom Fuße bis zum Kopfe gemeſſen hatte, richtete er an mich folgende merkwürdige, in meinem Gedächtniſſe unauslöſchbare Worte: Nach Ihren Zeugniſſen zu urtheilen, können Sie Ihr Fortkommen anderwärts und vielleicht überall beſſer finden als hier. Was zwingt Sie zu dieſem übereilten Schritte? — Vorliebe für den Militärſtand und der Mangel an Ausſicht im Civil, war meine Antwort. — Und glauben Sie, ſagte der Oberſt, daß Sie hier bald Offizier werden? — Ich werde mit Ihnen ganz aufrichtig ſprechen, damit Sie einſt nicht von ſpäter Reue gepeinigt werden. Ich nehme viel lieber Bauernſöhne an, die nicht ſchreiben kön-

nen, als einen Studenten, der alle möglichen Kenntniſſe beſitzt; denn die Bauernburſchen gerathen gewöhnlich beſſer als jene. Sie ſind von Haus aus ſchwere Arbeit gewohnt, an der wir das Jahr hindurch einen ziemlichen Ueberfluß haben, — ſie ſind mit der einfachen militäriſchen Koſt zufrieden, weil ſie keine beſſere, ja oft ſchlechtere kennen gelernt haben, — ſie ſind keine Auslaufer, weil ſie die Unterhaltungen der Städter nicht kennen, — ſie lernen fleißig, damit ſie ihren Kameraden nicht nachſtehen, — ſie ſind gehorſam und ehrerbietig, weil ſie ihre Vorgeſetzten nicht überſehen, — und werden ſie Korporale, ſo finden ſie in dieſer Beförderung eine genügende Belohnung ihrer Mühen und ſind zufrieden. — Unter den Studenten geräth ſelten Einer! — Der Student iſt arbeitſcheu und jeder körperlichen Anſtrengung abhold, — die Koſt behagt ihm nicht, weil er ſchon Leckerbiſſen genaſcht hat, — er benützt ſeine freien Stunden nicht zum Erlernen der Artilleriewiſſenſchaften, denn er verläßt ſich auf ſein Talent, — er kareſſirt, weil er ſchon die Gifte der feineren Welt kennt, — er macht ſich über ſeine Vorgeſetzten luſtig, wo er kann, weil er einige unnütze Wiſſenſchaften im Kopfe ſtecken hat, die wir nicht brauchen, — er wird dann geſtraft, — und wird er geſtraft, ſo wird er Nichts, das weiß er, — folglich wird er ein Lump! Geſetzt aber, es bringt's Einer bis zum Korporal, ſo kann man dieſe ſentimentalen Menſchen nicht einmal zum Prügeln brauchen, was doch jeder Korporal thun muß. — Kurzum, ſie taugen Nichts! Wir brauchen keine gelehrten Leute, — wir ziehen uns unſere Leute ſelbſt, und nur bei uns lernt Einer, was er zu wiſſen braucht und was ihn vorwärts bringt; wohingegen die Studenten nur Schwindeleien und hohe Anſichten mitbringen, mit denen ſie Andere anſtecken und unter welchen ſie ſelbſt zu Grunde gehen! — Die Bildung muß von unten und ſtufenweiſe ausgehen. Wehe dem Staate, wo der Untergebene geſcheidter iſt, als der Vorgeſetzte! — Ueberlegen Sie Dieſes, was ich Ihnen hier wohlmeinend ſage, und prüfen Sie ſich, ob Sie den Muth haben, beſſer zu werden, als die Studenten in meinem Regimente! Nach acht Tagen, fuhr der Oberſt fort, wenn es Ihr Ernſt iſt, kommen Sie wieder! — Nach dieſer Anrede trat ich mit dem Regimentsadjutanten ab, der mir unterwegs lächelnd ſagte: Der Herr Oberſt hat Ihnen die Hölle recht heiß gemacht, es iſt aber bei Wei-

tem nicht ſo arg, als er ſagt, — kommen Sie nur in acht Tagen, und ich ſtehe Ihnen gut dafür, Sie werden Ihr Glück machen. —

Die Worte des Oberſten hatten meine Hoffnungen ſehr herabgeſtimmt; denn ich konnte es nicht zuſammenreimen, wie man in einem ſzientifiſchen Corps der Ignoranz vor einer contagiöſen Intelligenz den Vorzug geben könne. Nach einiger Ueberlegung jedoch glaubte ich in der wohlmeinenden Rede des Oberſten nichts Anderes zu finden, als eine vorläufige Prüfung meiner Standhaftigkeit, und ich war entſchloſſen, in meinem Vorhaben nicht mehr zu wanken. — Was ich während der langen acht Tage eigentlich that, weiß ich nicht. So viel iſt aber gewiß, daß ich aus einer Kaſerne in die andere lief, um mich durch den Anblick der Soldaten und ihrer verſchiedenen Verrichtungen zu meinem künftigen Heldenthume gewiſſermaßen vorzubereiten. Noch vor Ablauf der mir gegebenen Friſt wurde ein Seelenamt für einen hohen Militär gefeiert, wozu auch die Artillerie mit ihrer Muſikbande ausrückte. Nach Beendigung der Feierlichkeit marſchirte die Truppe unter fortwährender Muſik, die mich diesmal auf eine ſeltſame Art elektriſirte, in ihre Kaſernen, und ich befand mich auf einmal, ohne zu wiſſen wie, in dem Kaſernenhofe. Ich war vor freudigem Entzücken über alle die Herrlichkeiten, welche meiner in ſehr kurzer Zeit warteten, in ſüße Träume verſunken, aus denen mich ein ſanfter Achſelſchlag aufrüttelte. Bravo, bravo! ſagte zu mir der Regimentsadjutant, es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie kommen, — es iſt ein Beweis, daß Sie Luſt zu unſerer Branche haben. Kommen Sie nur mit, ich werde Sie gleich dem Herrn Oberſten vorſtellen. Ich folgte ihm mechaniſch. Im Vorzimmer des Oberſten angelangt, hieß er mich warten. Nach wenigen Minuten kam er zurück und befahl mir, ihm zu folgen, indem er mich zugleich verſicherte, daß nunmehr Alles in der Ordnung wäre. Ein Korporal führte mich zum Arzte und gab mir unterwegs den Rath, dem Arzte allenfalls ein Fürwort in die Hand zu drücken, nachdem es nur von ihm abhänge, ob ich angenommen würde. Ich zog dieſem Rathe zufolge einen Fünf-Guldenſchein aus meiner Brieftaſche, welchen ich dem jungen Arzte, dem die Unterſuchung meiner Tauglichkeit zu den Kriegsdienſten oblag, gleich bei meinem Eintritt in die Hand drückte. Ich mußte mich gänzlich entkleiden, auf- und abgehen, die Backen aufblaſen und ihm ſogar alle möglichen Einſichten erlauben.

Als dieſe Unterſuchung beendigt war, erhielt ich das ärztliche Zeugniß über die Tauglichkeit zu allen k. k. Kriegsdienſten, welches ich in Begleitung des Unteroffiziers dem Regimentsadjutanten überbrachte. Nachdem ich demſelben meine Wohnung angegeben hatte, wurde ich mit der Weiſung entlaſſen, mich den folgenden Tag um neun Uhr Morgens in der Regimentskanzlei einzufinden und meine Effekten, die ich allenfalls hätte, mitzubringen. Der beſorgte Unteroffizier begleitete mich bis vor die Kaſerne und trug ſich an, mich Nachmittags zu beſuchen. Erſt als mich dieſer verließ und ich mir wieder meiner bisherigen Selbſtändigkeit bewußt war, bemächtigte ſich meiner eine unausſprechliche Bangigkeit und Unruhe. Ich verſuchte durch allerlei Zerſtreuung meine Unruhe zu bekämpfen, — Alles war vergebens. Ich wollte fliehen, allein meine Zeugniſſe und alle übrigen Ausweiſe befanden ſich in den Händen des Oberſten. In dieſem noch zweifelhaften Kampfe, ob ich mein gewagtes Vorhaben ausführen ſollte, oder nicht, traf ich den mehrerwähnten Unteroffizier, der mir den Antrag machte, mich mit einigen ſeiner Kameraden bekannt zu machen. Natürlicherweiſe führte er mich in ein Gaſthaus, wo uns wirklich drei andere Unteroffiziere, mit ihren Geliebten gepaart, erwarteten. Ich wurde ſelben als ein künftiges Mitglied vorgeſtellt, und die Glückwünſche aller Seits wollten gar kein Ende nehmen. Sie wußten ihren Stand mit ſo reizenden Bildern auszuſchmücken und mir ein ſchnelles Avancement als unfehlbar mit ſolcher Gewißheit zu ſchildern, daß ich jeder Befürchtung enthoben wurde und den ſeligen Moment meiner Aſſentirung mit glühendſter Sehnſucht zu beſchleunigen wünſchte. Es wurde tapfer gezecht, denn alle vier Unteroffiziere waren routinirte Trinker, und ich kam hier dem Sprichworte: „Er ſäuft wie ein Artilleriekorporal“ um den Preis von fünf bis ſechs Gulden, die unſere Zeche koſtete, glücklich auf die Spur. Unter kräftigen Scherzen, die mir als Militärnovizen die ſchöne Pflicht auferlegten, mich — ſtatt unſerer Geſellſchaftsdamen — zu ſchämen, unter Geſang einiger äſthetiſchen Trinklieder und unter herzlichſtem Vivatzutrinken auf mein künftiges Wohlergehen erweiterte ſich meine vor Fröhlichkeit hüpfende Seele; und ich genoß ſchon zum erſten Mal in dieſem Vorgeſchmack jene Freuden, die meiner harrten. Der Zapfenſtreich, welcher unſerem Vergnügen auf einmal ein Ende machte, berührte zum erſten Male mein Gehör recht unmelodiſch. Bei dem

erſten Trommelſtreiche ſprangen alle vier Unteroffiziere auf, hingen ihre Säbel um und rüſteten ſich zur Heimkehr. Da drei von ihnen, wie geſagt, quasi beweibt waren, ſo nahm mich mein älteſter Bekannter unter den Arm, und unter ſehr angenehmen Geſprächen gelangte ich in dieſer Geſellſchaft bis zum Kaſernenthore. Hier wollte ich mich empfehlen, mein Begleiter trug mir jedoch an, ſein Bette mit ihm zu theilen. Als ich gegen dieſe Complaiſance aus allen Kräften deprecirte, gab er mir endlich zu verſtehen, daß, wenn ich ſeine Artigkeit nicht annähme, ich ihn zwingen würde, Gewalt zu brauchen. Von einer ſolchen beiſpielloſen plötzlichen Anhänglichkeit gerührt, gab ich endlich nach und folgte ihm in die Kaſerne. Das Zimmer, welches ich mit meinem neuen Freunde, wie Karl V. mit Franz I., das Bette theilen ſollte, enthielt zehn zweiſchläfige Bettſtätten, und die zahlreiche Familie, welcher dieſes Local zur Wohnung diente, war bereits verſammelt, als wir eintraten. Mein Freund ſtellte mich der Verſammlung mit den Worten vor: Meine Herren, hier habe ich die Ehre, einen neuen Mann aufzuführen. Der Titel „neuer Mann„ war mir zu neu und touchirte mich. Aber ich konnte durchaus vor lauter Eindrücken zu keinem fixen Gefühl kommen, — ich verfiel in eine Art Apathie.

Das Betragen meiner zukünftigen Kampfgenoſſen war untadelhaft und ſogar zuvorkommend, und da ich mit Bewilligung meines neuen Quartierherrn wieder meine Inſtallation celebrirte, gewann ich alle Gemüther. Ich war noch nicht Soldat und konnte daher mit Recht hoffen, daß die kleinen Bettbewohner, mit denen ich nebſt meinem Freunde das harte Lager theilen ſollte, mich arme Civilperſon verſchonen und Gaſtfreundſchaft an mir üben würden. Kaum ſtreckte ich meine Glieder aus, da fiel mich die ganze Schaar, welche, ſo weit ſich in der Finſterniß entnehmen ließ, aus zwei verſchiedenen Corps beſtand, mit einer ſolchen Wuth an, daß ich die ganze Nacht hindurch aus Nothwehr mein Leben vertheidigen mußte, und an dem Blutbade, das ich anrichtete, die evidente Ueberzeugung ſchöpfte, daß ich es mit einem überlegenen Feinde zu thun hatte. Mein Schlafkamerad, der gegen die kleinen Kriegsincommoditäten bereits abgehärtet war, genoß der ſanfteſten Ruhe, die nur ein reines Gewiſſen und ruhiges Gemüth gewähren können, und tröſtete mich bei ſeinem Erwachen, daß ich dieſe geringfügigen Scharmützel bald gewohnt

und gar nicht mehr beachten würde. Noch Vormittags wurde ich nebst einem anderen neuen Mann, der ein Handlungscommis war, in der Regimentskanzlei unter das Maß gestellt und dann zum Feldkriegscommissär geführt, wo mir sechszig Gulden und dem anderen, welcher von kleinerer Statur war, vierzig Gulden Wiener Währung ausbezahlt wurden. Bei unserer Rückkunft in die Kaserne wurden uns Beiden jedoch, und zwar mir zehn Gulden, dem Andern aber sechs Gulden als Werbegeld abverlangt, obschon weder ich, noch der Andere eines Werbers bedurft hatten. Dies war also die erste Prellerei, und wahrscheinlich sind diese beiden Beträge in der Regiments-Kanzlei geblieben. Wir beide Rekruten wurden zu einer und derselben Compagnie eingetheilt, welche zwei Stunden weit entfernt war, wohin ein Unteroffizier uns geleitete und an die Compagnie zu übergeben hatte. Daß wir diesen Unteroffizier auf dieser weiten Strecke von zwei Stunden unterhalten mußten, versteht sich von selbst; daß derselbe aber die Unverschämtheit so weit treiben werde, uns für den uns erwiesenen Liebesdienst ein Douceur abzuverlangen, war für uns Beide etwas überraschend, und wir stellten natürlich auch diesen Unverschämten nach seinem eigenen Tarif zufrieden. Angelangt in der Kaserne, wurden wir alsogleich der Compagnie übergeben, d. h. dem Hauptmann vorgestellt. Während uns der Hauptmann unsere Nationale abfragte, kam auch der Feldwebel herbei, der uns Beiden Kaputröcke und dreieckige Hüte aus dem Compagniedepot verabfolgen mußte. Ich bekam einen abgetragenen, sehr langen Kaputrock, der von einem wegen Desertion bereits abgestraften Kanonier herrührte, woran die Blutflecken noch klebten, die sich von seinem zerfleischten Rücken abcopirt hatten. Unsere Civilkleider, die wir ablegten, blieben beim Hauptmann, und unser Engagirungsgeld wurde ebenfalls bis auf einige Gulden, die zu unseren ersten Bedürfnissen erforderlich waren, bei ihm deponirt. Wir Beide haben jedoch weder unsere Civilkleider, noch unser Blutgeld, wie man später hören wird, zurück erhalten. — Gleiche Schicksale pflegen die Menschen gewöhnlich zu Freunden zu machen; daher waren wir, ich und mein Mitgefährte, anfangs sehr vertraute Freunde. Bald verschwand jedoch unsere frühere Anhänglichkeit, da wir gleich den ersten Tag ein Jeder in eine andere Compagnie und unter andere Unteroffiziere consignirt wurden, und auch Einer wie der Andere neue Bekanntschaften

anknüpfte. Ich erwähne nur hier, daß mein anfänglicher Mitgefährte nach einigen Wochen Urlaub erhielt und mit Hilfe seiner reichen Anverwandten bald seinen Abschied erlangte.

Mein Zimmercommandant war unter den zwölf Compagnie-Korporälen einer der solidesten und war in der ganzen Compagnie sehr beliebt; daher ich vom Glücke sehr begünstigt war, als ich seinem unmittelbaren Szepter untergeordnet wurde. Der erste Zimmercommandant entscheidet gewöhnlich die zukünftige Carrière eines Rekruten; denn er rapportirt über ihn, er verfaßt seine Conduite und besonders in der ersten Zeit hängt es rein von seiner Schätzung und von seiner Beurtheilung ab, ob der neue Mann in der Compagnie wohlgelitten sei und das Wohlwollen aller übrigen Vorgesetzten erlange. Zur Zeit meines Eintritts gab es keine Regimentskadetten, und die wenigen Expropriis und Offiziersöhne waren sehr dünn gesäet, weil sie damals noch sehr wenige Begünstigungen genoßen, und erst seit dem Jahre 1825 denselben viele Vortheile zugestanden wurden; daher die Protectionen wenigstens noch nicht vorherrschend waren. Die Expropriis, Offiziers- und Beamtensöhne, Edelleute, genoßen damals keinen anderen Vorzug oder eine Auszeichnung, als daß selbe mit dem Worte „Sie" tractirt wurden, während jeder andere Artillerist vom Korporale abwärts, der nicht in die obenerwähnten Kategorien gehörte, mit dem Worte „Er" von seinen Vorgesetzten angeredet wurde, — mochte derselbe ein Civilist, Arzt, Student, Künstler oder was immer gewesen sein, sobald derselbe vermöge seiner Geburt nicht auf dieses in der civilisirten Welt gebräuchliche Wort „Sie" seine Ansprüche gründen, oder durch Erlegen des Monturgeldes sich diesen Titel zu erkaufen im Stande war. Der Anblick meines ersten militärischen Kleides, an dem noch die Blutflecken des nach Freiheit ringenden und für dieses Verbrechen mit Ruthen gegeißelten Kameraden sichtbar waren, erschütterte mein Gefühl, — aber das Wort „Er", dessen ich nun auch vor dem Ablegen des Eides theilhaftig wurde, empörte mein Ehrgefühl. Ich bebte nicht vor grausamen Strafen, ich erschrack nicht vor einer lebenslänglichen, selbst bei günstigsten Umständen nur mit falschen Farben übertünchten Sklaverei; ich war entschlossen, jedes Elend, alle Gefahren zu tragen und zu dulden; allein, hätte ich gewußt, daß ich mit dem Anzuge des sogenannten Ehrenkleides auf die in der civilisirten Welt bereits errungene Achtung

Verzicht leiſten, daß ich jedesmal, wenn mich ein Vorgeſetzter anreden würde, erröthen und mich innere Scham verzehren müßte, ich würde nimmermehr Soldat geworden ſein. — Und dieſe Inconſequenz dauert in der, wegen ihrer Bildung hochgeprieſenen Artillerie fort und fort. Ich will in keine weitläufige Abhandlung dieſes die wiſſenſchaftliche Bildung in jedem Individuum verhöhnenden Mißbrauchs eingehen; aber ich ſtelle es Jedem frei, zu beurtheilen, wie einem ſolchen Artilleriſten zu Muthe ſein müßte, wenn er in einem honetten Hauſe die höhere Mathematik, Mechanik oder wohl gar philoſophiſche Gegenſtände lehrt, und zufälligerweiſe dann in demſelben Hauſe mit ſeinem Offizier zuſammentrifft und dieſer den Herrn Lehrer per „Er" tractirt? — Gewinnt der Offizier beim Civiliſten, bei den Gebildeten vielleicht an Anſehen, daß er ſich eines rohen Vorrechts gegen einen Docenten aus der Mitte ſeines eigenen erhabenen Standes bedient, vermöge welches der letztere in gleiche Kategorien mit dem niedrigſten Pöbel geworfen wird? — Kann man vielleicht den Grund als zureichend annehmen, daß man wegen einiger Studenten u. ſ. w. keine Ausnahme machen könne? Warum macht man denn nur Ausnahmen bei einigen Offiziers- und Beamtenſöhnen, die doch mit den Bauern- und Bürgerſöhnen auch gleiche Charge bekleiden? — Das Allerſchönſte iſt aber, daß beim Vortrag des Dienſtreglements, wo es heißt: „der Gemeine wird von ſeinen Vorgeſetzten mit „Ihr" benannt, ausdrücklich immer erinnert wird: Bei der Artillerie wird jedoch der Gemeine nicht mit Ihr, ſondern mit dem Ehrenworte Er, welches in der Armee nur den Korporalen zukommt, angeredet. — Es iſt übrigens merkwürdig, daß die Artillerie noch heut zu Tage kein eigenes Dienſtreglement beſitzt, welches für alle Dienſtfälle zur Richtſchnur dienen könnte; ſondern bei der Artillerie gilt daſſelbe Reglement, welches für die Infanterie im Jahre 1809 herausgegeben wurde. Es heißt daher immer beim Vortrage des Dienſtreglements, wo die Verhaltungen auf den Vorpoſten und überhaupt vor dem Feinde u. ſ. w. auseinandergeſetzt werden, — „das geht uns Nichts an", — ohne etwas für die Artillerie für dieſe Fälle Paſſendes zu ſubſtituiren.

Nachdem dieſe Waffengattung, die doch dreißigtauſend Mann zählt, nicht einmal ein eigenes Dienſtreglement beſitzt, wer ſoll ſich wundern, daß die fünf Regimenter Artillerie heut zu Tage noch nicht

einen gedruckten Artikelunterricht beſitzen? — Jeder Rekrut iſt daher genöthigt, ſich einen geſchriebenen Artikelunterricht zu verſchaffen d. h. entweder zu kaufen, oder ſelbſt abzuſchreiben. Man kann ſich alſo vorſtellen, in welcher Correctheit ſich der curſirende Unterricht durch das vielfältige Abſchreiben befindet, und es iſt durchaus gar keine Uebertreibung, daß es ſelbſt für einen deutſchen Philologen keine kleine Aufgabe wäre, aus allen in den Compagnien vorhandenen geſchriebenen Artillerie-Unterrichtsbüchern Ein verſtändiges zuſammenzutragen, — wenn dieſer Philolog nicht ſelbſt Artilleriſt geweſen iſt.

* * * *

Nach dieſen vielleicht unzeitigen Abſchweifungen kehre ich zu den erſten feierlichen Zeremonien meiner Einweihung zum Artilleriſten zurück.

Gleich den zweiten Tag wurde ich und mein Mitgefährte mit einem Säbel ausſtaffirt und uns in Kürze die bei einer militäriſchen Eidablegung vorgeſchriebene Etiquette beigebracht. Vor der in's Gewehr getretenen Wache wurde eine ſechspfündige Kanone aufgeführt und abgeprotzt. Sechs Mann mit gezogenem Säbel mit einem Unteroffizier umgaben dieſelbe, und der Inſpectionsoffizier, hervortretend, herrſchte dem mit der Eidesformel harrenden Feldwebel zu, uns die drei wichtigſten Kriegsartikel mit dem Refrain: „Soll ſowohl in Friedens- als Kriegszeiten hingerichtet werden" vorzuleſen. Nachdem dieſes geſchehen war, und wir dieſe ſchönen Bedingungen, zu denen ſich der Staat gegen uns verpflichtete, unter halben Todesängſten angehört hatten, legten wir gegen die Mündung der Kanone en front den feierlichen Eid ab, der uns zu lebenslänglichen Soldaten verband. — Nach dieſer Feierlichkeit faßten wir alſogleich unſere übrige Montur in natura, d. h. unverfertigt, welche auch binnen drei Tagen durch den Compagnieſchneider verfertigt war. Wir mußten den Schneider bezahlen, trotzdem daß jeder Soldat ſeine Montur ohne die geringſten Speſen erhalten ſoll. Nur acht Tage wurde an uns dreſſirt und gehudelt, ſo wie uns auch das Dienſtreglement und die Kriegsartikel täglich vorgetragen wurden. Während dieſer Zeit wurde uns auch nur unter Aufſicht geſtattet, die Kaſerne zu verlaſſen, und erſt nachdem wir am neunten Tage unſere erſte Wache verrichtet hatten, wurde dieſes über uns ausgeſprochene Interdict aufgehoben. Der löbliche Gebrauch, daß Diejenigen, welche die erſte

Wache verrichten, die ganze Wachmannſchaft beſaufen müſſen, wurde gewiſſenhaft befolgt, und da ich mit Geld noch ziemlich verſehen war, ſo konnte ich auch jeder üblen Nachrede wegen Mangel an Lebensmitteln und Getränken, der während der vierundzwanzigſtündigen Wachzeit hätte eintreten können, auf das Kräftigſte vorbeugen; wofür ich den einſtimmigen Beifall und die volle Zufriedenheit der geſammten Wachmannſchaft einerntete. — Von nun an wurde ich ohne Ausnahme zu allen Dienſten, welche einem Artilleriſten obliegen, commandirt. Die Dienſtverrichtungen eines Artilleriſten ſind größtentheils fatiguant und ſelbſt ihr Exercitium erfordert große phyſiſche Anſtrengung; weswegen auch die Artillerie beſſer als jede andere Truppengattung bezahlt iſt. Trotz der vielen Arbeiten wird jeder Artilleriſt, ob er Luſt hat oder nicht, ob derſelbe Talent beſitzt oder nicht, nach Zulaſſung des Dienſtes, Vor- und Nachmittags zum Lernen angehalten. Es iſt bemerkenswerth, daß bei der großen militäriſchen Strenge, die bei der wiſſenſchaftlichen Erziehung der Artillerie obwaltet, ſich doch Individuen vorfinden, die es in zehn, ja ſogar in zwanzig Jahren nicht über das Buchſtabiren gebracht haben. — Die Gegenſtände, welche in der Compagnie vorgetragen werden, ſind folgende: Leſen, Schreiben, und für Geübtere Dictandoſchreiben, Arithmetik bis zur Regel de Tri, Artillerieunterricht, der in mehrere Klaſſen zerfällt und auch den Batteriebau enthält. Nebſtbei wird wöchentlich das Dienſtreglement oder die Kriegsartikel einmal vorgeleſen. Der Unterricht wird lediglich von den Unteroffizieren unter der Aufſicht der Oberoffiziere ertheilt, welche letzteren bei den ſtattfindenden Prüfungen, die jährlich in Gegenwart eines Stabsoffiziers, dann des Oberſten und endlich des Brigadiers abgehalten werden, für die Ausbildung ihrer zu beaufſichtigenden Klaſſen verantwortlich ſind. Die ſogenannten neuen Leute werden nach ihren mitgebrachten Zeugniſſen claſſifizirt und jene z. B., die ſtudirt haben und eine gute Handſchrift ſchreiben, werden in die Dictandoſchule eingetheilt, — welche höhere Mathematik abſolvirt haben, werden aber höchſtens zu den Brüchen zugelaſſen, weil man im Voraus überzeugt iſt, daß die Rechenkunſt nirgends beſſer als in der Artillerie erlernt wird und gewöhnlich die mathematiſchen Fremdlinge bei Ausarbeitung ihrer Aufgaben ſich nicht der in der Artillerie vorgeſchriebenen Ausdrücke

bedienen, ja ſogar Manche in Abkürzungen ausarten, die erſt in höheren Artilleriſtencurſen erlaubt ſind.

Zur Erleichterung des Unterrichts in der Artilleriewiſſenſchaft mußte jeder Unteroffizier mit Fragen verſehen ſein, von welchen derſelbe durchaus nicht abgehen durfte, um nicht durch Querfragen die Schüler zu verwirren. Der Schüler mußte aber auch genau ohne alle Abweichung in der Antwort die Frage wiederholen. Zum Beweiſe deſſen, wie ſehr dieſer Pedantismus beobachtet wird, möge nachſtehendes Beiſpiel dienen: Um vom Unter- zum Oberkanonier avanciren zu können, mußte ich aus den vier Artillerie-Unterrichts-Klaſſen ein Examen rigorosum in Gegenwart eines Offiziers beſtehen. Der Herr Korporal frägt mich: Wie wird das Geſchütz, deſſen man ſich heut zu Tage im Kriege bedient, eingetheilt? Antwort: Das Geſchütz, deſſen man ſich gegenwärtig — Nichts nutz! noch einmal! Der Korporal wiederholt ſeine Frage, und ich antwortete wieder ſtatt heut zu Tage — gegenwärtig. Ein abermaliges „Nichts nutz! noch einmal!" erſchallt, und ich wäre unfehlbar ſchon bei der erſten Frage durchgefallen, wenn nicht der freiſinnige Offizier dieſem Korporal ſeine Pedanterie mit den Worten: „Er iſt ein Eſel" verwieſen und das weitere Prüfen oder vielmehr Befragen ſelbſt übernommen hätte. Dieſer Offizier wurde bald darauf penſionirt; ob vielleicht ſein Liberalismus zu ſeiner frühzeitigen Entfernung etwas beigetragen?

Nebſt dieſen allgemeinen Compagnieſchulen wird für die Winterszeit eine ſogenannte Vorbereitungsſchule aus der Elite der Oberkanoniere zuſammengeſetzt, welche in den Anfangsgründen der Algebra und im Zeichnen Unterricht erhalten. Diejenigen, welche dieſe Normalſchule gut abſolviren, haben den Anſpruch, in die Stabsſchule überſetzt zu werden. Dieſe Stabsſchulen, die eigentlichen Artillerie-Gymnaſien, haben Offiziere als ordentliche Profeſſoren, welchen Feuerwerker und Oberfeuerwerker als Supplenten beigegeben ſind. Die Schüler, welche von den Vorbereitungsſchulen aller Compagnien zuſammengeſetzt ſind, heißen Frequentanten und ſtehen unter dem ſelbſtändigen Commando eines hiezu vom Regimente beſtimmten Offiziers, — ſind von allen Dienſten befreit, — nachdem ſelbe ſogar die nöthige Küche erhalten, und zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich: Arithmetiker und Geometriſten. Nebſt der Mathematik wird in dieſen

zwei Curſen der ausführlichere Artillerieunterricht, — Fortificationslehre, ausführlicher Batterienbau, Situations- und Linienzeichnung und militäriſche Aufſatzlehre vorgetragen.

An dieſen Gymnaſien herrſcht, wie ſich von ſolchen ausgewählten Leuten, die theils beſſere Erziehung genoſſen haben, oder doch wenigſtens nach einiger Bildung ſtreben und zu höheren Chargen beſtimmt ſind, erwarten läßt, ein feinerer Ton, und ſelbſt das verächtliche Er wird ſo viel als möglich von Oben vermieden. Beſtrafungen pflegen ſelten bei Frequentanten einzutreten, und treten ſelbe ein, ſo betrifft es gewöhnlich nur ſolche, die irgend eine Protection genießen; denn jede Beſtrafung von Belang, ja ſelbſt der Unfleiß, mag der Fortſchritt noch ſo gut ſein, zieht ſchon die Strafe des Einrückens zur Compagnie nach ſich. Hat ein ſolcher Schüler die zwei Lehrcurſe zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten und mit Nutzen vollendet, ſo wird der abſolvirte Regimentsſchüler entweder zum Bombardier, oder zum Korporal befördert. Iſt der Schüler Korporal oder Feldwebel, ſo haben beide ohne Unterſchied ihrer Grade Anſprüche auf die Feuerwerkerscharge. Gewöhnlich aber rücken beide zu ihrer Compagnie ohne Beförderung ein, weil man im Bombardier-Corps, der hohen Schule der Artillerie, einen Ueberfluß an abſolvirten höheren Schülern hat, die man aus Mangel an Vacanz nicht befördern kann, und jene erſt den ſogenannten höhern Curs durchmachen müſſen.

Mit den abſolvirten Regimentsſchülern wird der Abgang des Bombardier-Corps, der eigentlichen Univerſität der Artillerie, ergänzt. Jeder Ankömmling muß ſich einer Prüfung unterwerfen, und gewöhnlich muß ein bereits mit Eminenz im Regiment abſolvirter Geometriſt den allererſten Curs im Bombardier-Corps anfangen. Der Unterricht wird in allen Fächern, als: Mathematik mit ihren Zweigen, Zeichnungskunſt, ausführende Aufſatzlehre, Artilleriewiſſenſchaft, Weltgeſchichte und Geographie, Phyſik und Chemie, dann Franzöſiſch und Italieniſch von Oberoffizieren ertheilt, welche als Profeſſoren angeſtellt ſind und alle ihrem Fach mit Würde vorſtehen. An Ausbildungsmitteln fehlt es durchaus nicht, wohin auch eine zahlreiche Bibliothek, welche dieſes Corps zur allgemeinen Benützung beſitzt, gezählt werden muß. — Das Bombardier-Corps beſteht aus circa ſiebenhundert ſzientifiſch gebildeten Menſchen, aus deren Mitte die Artillerieoffiziere hervorgehen, und man kann dreiſt behaupten, daß in Europa kein Corps

von gemeinen Soldaten hinsichtlich der Bildung dem Bombardiercorps an die Seite gesetzt werden könne. Auf diese wissenschaftliche Ausbildung des gemeinen Soldaten, nicht aber des Offiziercorps, gründet sich der europäische Ruf der österreichischen Artillerie hinsichtlich ihrer Intelligenz, aber eben in dieser szientifischen Ausbildung des gemeinen Soldaten liegt auch der Grund der allgemeinen Unzufriedenheit und des herrschenden Mißmuths. Ein Bombardier, der im Durchschnitt fünf Jahre im Regimente gedient hat, und zweimal avancirt ist, bleibt nach einem vollendeten siebenjährigen Curs im Bombardiercorps noch immer ein Gemeiner und oft mehrere Jahre, ja sehr oft für immer ein Gemeiner, — er ist verpflichtet, sogar den Fuhrwesens-Korporal, der doch nur immer ein verkleideter Fuhrknecht ist, als seinen Vorgesetzten zu ehren, — er muß es geduldig tragen, wenn ein Korporal vom Regiment als Feuerwerker sein unmittelbarer Vorgesetzter wird, der erst das lernen soll, was er zu vergessen anfängt, — er wird praktischer Bombardier, mithin zu allen Diensten und resp. Arbeiten verwendet, von denen er als Frequentant entwöhnt war; ersieht, daß Viele, die Nichts gelernt haben und sich im Regimente verwenden ließen, auf indirectem Wege Offiziere geworden und derselbe noch immer ein „Er" ist! — Dies Alles macht die Meisten mißmuthig, verleitet selbe zur Insubordination, und das Resultat ist, daß mittelmäßige Schüler und Protectionskinder zu Offiziersstellen gelangen, während die Geschicktesten unter fortwährenden Disziplinarstrafen veralten und entweder als beständige Köche im Bombardiercorps verderben, oder nach vieljährigen getäuschten Hoffnungen den vor zehn Jahren verschmähten Korporalstock als den Lohn ihres Fleißes und ihrer erworbenen Kenntnisse zu erhalten suchen; damit sie im Alter, als Invaliden mit täglich zwölf Kreuzer betheilt, nicht betteln dürfen.

Warum die in allen fünf Regimentern bestehenden tausend Unteroffiziersstellen nicht durchgehends mit absolvirten Bombardiercorps-Individuen completirt und die abgängigen Chargen des Bombardier-Corps mit jenen der Regimenter ersetzt werden ist unbegreiflich; denn außerdem, daß die Regimenter mit lauter tüchtigen Unteroffizieren versehen wären, würde den Bombardier-Corps-Individuen ein Avancement eröffnet, und die Wartzeit auf eine erledigte Feuerwerkersstelle durch bessere Subsistenz, durch Gewinnung an Ansehen gemildert werden. Die Inconsequenz und unnatürliche

Stellung der Bombardiers und Korporale, wo heute Ersterer ein Untergebener, morgen ein Vorgesetzter des Letzteren wird, würde aufhören und das Bombardiercorps selbst würde nicht nöthig haben, ergraute strenge Dienstmänner auf Kosten der Intelligenz zur Aufrechthaltung der Stockdisziplin in den Regimentern zu werben, die bei Erlangung der Offizierschargen, bei allen ihren anerkannten militärischen Erfahrungen nur den Kamaschendienst handhaben und befördern können, und die durch ihre Ignoranz außer dem Kanonenfache zu scandalisirenden Bonmots über das ganze Offiziercorps Stoffe liefern? Fürchtet man sich etwa, daß durch die Besetzung der Korporalsstellen mit gebildeten Individuen das Stockprügelsystem in seinen Prinzipien zu stark erschüttert würde? Man dürfte ja, um diesen gerechten Befürchtungen zu begegnen, nur jene Anstalten fortbestehen lassen, wo die orthodoxen Korporale den neueren im Prügeln statt an einem Mann, an einem Bund Stroh Unterricht ertheilen, und es müßte ein Wunder sein, wenn unter höheren Mathematikern, Physikern ꝛc. nicht so viel Talente aufgefunden werden sollten, die mittelst etlicher Lectionen den Haßlinger eben so gut und mit Meisterschaft zu schwingen erlernten, als dieses ausschließende Prärogativ von den bengelhaftesten Korporal zur Ehre der Artillerie gehandhabt wird. Aus dem Gesagten geht hervor, daß durch ein hartnäckig verfolgtes, absurdes System ein großer Theil der geschicktesten Individuen, die eine Zierde des Offiziercorps geworden wären, nicht zu diesem Ziele gelangen, sondern als Gemeine, oder höchstens Korporale unter steter Unzufriedenheit und Hader mit dem Schicksale veralten und verderben müssen.

Französische Romandichter.

I.

Balzac.

Es sind noch nicht ganz zweihundert Jahre, daß Frankreich einen Romanschriftsteller besaß, dem der glänzendste Ruhm folgte. Es war der fruchtbarste und beliebteste Autor seiner Zeit. Durch Unglücksfälle gezwungen, sich durch literarische Arbeiten eine ehrenvolle Existenz zu sichern, veröffentlichte er mehr als 50 Bände von 1200 sparsam gedruckten Seiten. Sein Werk, wie jetzt Balzac sagt, erfuhr mehrere Auflagen und war die Wonne der literarischen Gourmands des Hofes und der Stadt. Und nicht allein weltlichgesinnte Leute, Jünglinge und Frauen verschlangen diese endlosen Liebesgeschichten: die Bischöfe vertheilten sie in ihren Diöcesen „um die rechtschaffenen Leute zu erbauen und denen ein gutes Beispiel der Moral zu geben, die sie predigen." Selbst aus der klösterlichen Einsamkeit von Port-Royal ertönten Akkorde zu diesem großen Concert der Bewunderung. Der kleinen Anzahl schwer zu befriedigender Leser, die die Geschichten doch etwas zu lang fanden, sagte Ménage mit einem Orakelton, daß sie dadurch nur die Kleinlichkeit ihres Geschmackes bewiesen. Die Kritik stellte den Autor frischweg auf eine Stufe mit Homer und Virgil, und der große Haufen war mit der Kritik einer Meinung. Der Ruhm des Autors hatte Berge und Meere überflogen; Europa bewunderte ihn, man übersetzte ihn in alle Sprachen, die Königin Christine von Schweden rechnete es sich zur Ehre, mit ihm in Briefwechsel zu stehen; die Maler stritten sich um die Ehre, ihn zu malen; die Dichter besangen ihn; er hatte eine Grasmücke, mit der sich ganz Paris beschäftigte, wie vor Kurzem noch mit dem Stock Balzac's; mit einem Worte, er war noch berühmter, als es jetzt Balzac und Sue sind.

So eigenſinnig iſt aber die Nachwelt, daß, wenn ich den Namen der Berühmtheit nenne, deren damaligen Ruf ich ohne Uebertreibung geſchildert habe, der Leſer mir in's Geſicht lachen wird. Wenn ich ihm ſage, daß ich von Fräulein Madeleine de Scudery ſpreche, während ihres Lebens die Sappho des ſiebzehnten Jahrhunderts genannt, von der Verfaſſerin des berühmten Baſſa, des großen Cyrus, der Clelia, des Almahide u. ſ. w., wird er mir antworten, daß ihm dieſer Ruhm unbegreiflich ſei, daß Cyrus und Cleopatra entſetzlich langweilige Bücher ſeien, (was ich ihm gerne zugebe, ſelbſt wenn er ſie nicht geleſen hat), und daß hier keine Aehnlichkeit mit Balzac vorhanden ſei, worin ich ihm entſchieden widerſprechen muß.

Denn am Ende beſtehen doch zwiſchen dem berühmteſten und fruchtbarſten franzöſiſchen Romanſchriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts und dem berühmteſten und fruchtbarſten des neunzehnten, zwiſchen Fräulein von Scudery und Herrn von Balzac, zwei Punkte der Aehnlichkeit! Das gleiche Fach, die gleiche Fruchtbarkeit, die gleiche Berühmtheit. Aber, wird man mir einwenden, wie kann man Meiſterwerke mit einem Haufen langweiliger Productionen vergleichen, die kein anderes Verdienſt beſitzen, als das der großen Anzahl, und an Styl, Geiſt und Phantaſie leer ſind? Einen Augenblick, lieber Leſer, die Vorfahren der Franzoſen, die Zeitgenoſſen Richelieu's, des Cardinals de Retz, der Madame de Sévigné und Pascal's waren eben ſo geſcheidt wie die Leute unſerer Zeit; ſo dickleibig die Werke des Fräulein von Scudery waren, erlebten doch mehrere derſelben drei Auflagen, und man muß ſie leſen, um ſich zu überzeugen, daß ihnen weder Geiſt, noch Phantaſie, noch Styl fehlt. Ihre Form iſt ziemlich dieſelbe, wie die aller beſſeren Schriften jener Zeit, und dennoch, ich geſtehe es gerne, gehört Muth dazu, ſich an ihre Lectüre zu wagen: denn man könnte dabei ſterben vor Langeweile. — Woher kommt das? Was mangelt Fräulein von Scudery, daß ſie uns nicht bezaubert, wie ſie unſere Vorväter bezauberte? Fräulein von Scudery konnte nicht ſchreiben, antworten mehrere Kritiker. Ihre Werke leben nur durch den Styl. Dieſe Behauptung, welche, wie ich wiederholen muß, ſchon den Thatſachen gegenüber falſch iſt, iſt ſelbſt dem Prinzip nach ſehr zu beſtreiten. Die Form verhindert uns nicht, die Ilias und den Roman des Longus zu würdigen; die Form hat nicht dieſe Werke Jahrhunderte überleben gemacht; und wenn Shakſpeare,

den die Engländer faſt ſchon überſetzen müſſen, unſterblich iſt, iſt er das durch den Styl geworden? Nein, ſondern durch die Wahrheit der Empfindungen und Leidenſchaften, durch eine Wahrheit, die nicht eine individuelle, locale und vorübergehende iſt, ſondern eine allgemein menſchliche, ewige, welche den großen Schriftſtellern die Unſterblichkeit gibt. Die Romane des Fräulein von Scudery ſind vergeſſen, weil ſie nicht wahr geweſen, und ſie konnten Bewunderung finden, obgleich ihnen nicht allein die abſolute, ſondern bis zu einem gewiſſen Punkte auch die relative Wahrheit fehlte. Ein Romanſchriftſteller, wie groß auch ſein Anſpruch ſei, ſeine Zeit treu zu ſchildern, iſt kein Geſchichtſchreiber: er iſt ein Poet und als ſolcher ſoll er das Schöne darſtellen, aber das Schöne im Wahren. Wenn ſeine Erfindungen gemachte Leidenſchaften, flüchtige Launen zu Stützpunkten haben, ſo kann er gefallen, ſo lange dieſe Leidenſchaften und dieſe Launen dauern, mag er ſie auch noch ſo ſehr übertreiben, noch ſo willkürlich zeichnen und ausmalen; aber wenn dieſe Grundlage ſchwindet, ſo fällt das Ganze zuſammen und behält nicht einmal den Werth eines hiſtoriſchen Documentes. So iſt es den Romanen des Fräulein von Scudery gegangen.

Wir wollen verſuchen, dem Leſer einen Begriff von dem Grundplan jener Bücher zu geben, welche unſere Vorväter ſo ſehr liebten, weil ſie ſich darin mit ihren Gefühlen, ihren Meinungen und ihren Launen, ihrer Sprache, ihren Lebensgewohnheiten und den ausſchweifenden Träumen ihrer Phantaſie wiederfanden. Sie ſahen ſich darin, wie ſie waren; elegant, geſchwätzig, tapfer, raffinirt, verliebt, aber im Ganzen tugendhaft, und dieſe kleine Täuſchung war nur ein Reiz mehr.

Der Schauplatz iſt in Aſſyrien, Perſien, Aegypten oder Rom; aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Perſer, dieſe Aſſyrier, dieſe Römer Nichts von ihrem Lande haben, als den Namen. Vier Eigenſchaften waren weſentliche Erforderniſſe eines Romanhelden; er mußte ſchön ſein, Muth beſitzen, Geiſt haben und von Stande ſein. Häufig war es ein verkleideter Prinz; die Heldin war Königstochter, Prinzeſſin, zum wenigſten eine vornehme Dame und ſchön wie der Tag. Das erſte Mal ſieht man ſich im Tempel von Sinope, in den Gärten von Ekbatana, am Hofe von Babylon oder an den Ufern der Tiber. Wie heute noch iſt der Held auf der Stelle ſterb-

lich verliebt („der erſte Augenblick dieſes verhängnißvollen Zuſammentreffens war der erſte einer Leidenſchaft"); wenn die Gelegenheit günſtig iſt und ſein Rang es ihm erlaubt, ſo redet er die Heldin mit galanter Miene und leidenſchaftlicher Wärme an („Wir erröthetten Beide, als ich ſie anredete, aber gewiß aus verſchiedenen Empfindungen, denn Verſchämtheit rief bei ihr hervor, was bei mir die Liebe verurſachte."). Unſere modernen Helden haben eine beſſere Meinung von ſich.

Wieder in ſeinem Palaſt angekommen, macht der Prinz, der natürlich ſeinen Vertrauten, wie die Prinzeſſin eine Vertraute hat, ſeiner Leidenſchaft in glühenden Lobpreiſungen der Schönheiten Luft, die ſein Auge geſehen hat, und legt ſeinem Herzen zahlloſe Fragen vor („aber endlich, nachdem ich eine Zeit lang ſchweigend dageſtanden hatte, entſchied ich mich plötzlich und rief aus: Nein, nein, mein Herz, ſchwanke nicht länger, geſtehe, daß wir Ameſtris achten, daß wir ſie lieben, daß wir ſie anbeten"). Iſt die Sache endlich einmal ſo weit entſchieden, ſo entwickelt der Held, um die Liebe ſeiner Schönen zu gewinnen, wahrhaft übermenſchliche Eigenſchaften und Talente. Er übertrifft die zwölf Arbeiten des Herkules, er beſiegt Armeen, er nimmt Städte ein; er fordert ſeine Nebenbuhler zum Zweikampf heraus, er entwaffnet oder verwundet ſie und erobert ſich ihre Achtung. Er iſt tapfer wie Achill, menſchlich und edel wie Bayard, enthaltſam wie Scipio, und bald wird im ganzen Reiche nur von ihm allein geſprochen.

Bei der Heldin macht die Leidenſchaft viel langſamere Fortſchritte; am Ende des erſten Theiles iſt ſie erſt bei der Achtung; in den fünf folgenden Theilen wird ſie nach und nach von einem halben Dutzend Nebenbuhlern entführt, die alle von gutem Herkommen und guter Erziehung, ſehr verliebt oder ſehr beſcheiden ſind und ſich damit begnügen, ſie über Berg und Thal, über Land und Meer zu ſchleppen, ſie immer ſehr demüthig und ſehr weitläufig von ihrer Leidenſchaft unterhaltend. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie ihnen derb die Wahrheit ſagt, und da ſie regelmäßig von dem befreit wird, der bereits ihre Achtung beſitzt, läßt die Dankbarkeit nicht lange auf ſich warten. Der Held benutzt die günſtige Gelegenheit und verbraucht eine Menge von rhetoriſchen Umſchweifen, um ein Wort von ſeiner Liebe zu ſagen. Im Anfange wird er zurückgewieſen, bald, weil ſein

Reiz noch unbekannt iſt, bald, weil die ſtrenge Tugend der Heldin über den Ausdruck eines Gefühls unruhig wird, welches ihre hohen Eltern ihr nicht zu theilen erlauben. Der Held erklärt und beweiſt, daß er von hoher Geburt ſei; und jetzt läßt man ihn errathen, daß man eine leiſe Neigung fühle, ihn nicht zu haſſen (Styl jener Zeit). Im neunten Theile geſteht man ihm mit niedergeſchlagenen Augen, daß man ihn genügend achte, um ſich nicht von ſeiner Liebe beleidigt zu fühlen und um zu wünſchen, daß dieſe Liebe ewig ſei; endlich im zehnten verſteht man ſich mit Einwilligung der Eltern zu einer entſchiedenen Erklärung und endigt mit einer Heirath; und ſie waren, ſagt der Erzähler, „ſo glücklich, daß man es nicht mehr ſein kann.“ Zuweilen hat der Roman einen tragiſchen Ausgang; die Heldin iſt an einen Andern verheirathet, und da der Ehebruch in den Büchern von damals wenig in Gebrauch war, ſtirbt ſie vor Schmerz, und der Geliebte beeilt ſich, ihr in das Grab zu folgen; „glücklich, ſagt der Autor, die nicht überlebt zu haben, für die er allein lebte, und freudig in den Tod gehend, weil er damit ein ſo ſchönes Beiſpiel der reinſten und wahrhaftigſten Leidenſchaft, die ſeine Seele je gefühlt, gegeben hatte!“

Hinzufügen muß ich noch, daß dieſe zehn Bände (und ſoviel hatte man zu einem Roman damals unumgänglich nothwendig) vollgepropft ſind von einer Menge kleiner Geſchichten, welche die Nebenperſonen einander erzählen; dieſe Nebenpartien verbinden ſich wohl oder übel mit dem Hauptſujet, geben aber dem Roman eine große Mannigfaltigkeit an Vorfällen und Abenteuern. Was nur die Phantaſie Wunderbares erzeugen, was nur an Wendungen und Umſchweifen der raffinirteſte Geiſt erfinden kann, um die tauſend Schattirungen eines Gedankens zu geben, findet ſich hier. Alles aber iſt rhetoriſch, anſtatt leidenſchaftlich, manierirt, anſpruchsvoll, weitſchweifig, geſchraubt noch mehr dem Gehalt als der Form nach; ohne Plan, ohne Verbindung, ohne Logik; aber doch wieder rein, zart und ritterlich; man trifft nicht auf die mindeſte Alkoven- oder Boudoirſcene, auf kein Bild, welches fähig wäre, das zarteſte Gefühl zu verletzen; die Keuſchheit des Styles kommt dem Adel der Gedanken gleich. Doch außerhalb dieſer idealen und platoniſchen, von den Schöngeiſtern jener Zeit ſo ſehr geliebten Welt ging die wirkliche ihren gewöhnlichen Gang fort.

Heute verfahren unſere Schriftſteller anders; um uns zu gefallen, kehren ſie die rauhe Seite ihres Gewebes heraus. Aber mit eben ſoviel Geiſt, eben ſoviel Phantaſie, mehr Wiſſenſchaft, mehr Beobachtungsgabe, mehr Logik, mehr wahrer Leidenſchaft, und mit einer vollkommeneren Form hat Balzac, der doch im Styl Eugen Sue weit überlegen iſt, bei einem ganz entgegengeſetzten Ideengehalt denſelben Schwulſt des Styls, denſelben Mißbrauch der Beſchreibung und der Analyſe gezeigt, der uns bei Fräulein von Scudery auffällt. Beide weiſen Blätter auf, die in Affectation und ſchlechtem Geſchmack miteinander wetteifern können; und bemerkenswerth iſt es gewiß, daß unter den beiden Manieren die am meiſten geſchraubte und ſchwülſtige nicht die des Fräulein v. Scudery iſt.

Bleiben wir bei Balzac und Scudery, und verfolgen wir dieſe Vergleichung zwiſchen dem Roman des 17. und des 19. Jahrhunderts in der Perſon ſeiner zwei vorzüglichſten Repräſentanten. Gehen wir dabei bis auf den Grund ihrer Werke, vergleichen wir die Verhältniſſe und die Phyſiognomie ihrer Perſonen, das Spiel ihrer Leidenſchaften, ſo finden wir, daß jeder Vergleich aufhört, oder vielmehr, daß er ſich vollkommen umkehrt. Fräulein v. Scudery lebte in einer müßigen und frivolen, aber in Klaſſen und Rangordnungen abgetheilten Geſellſchaft; die Angelegenheiten des Herzens, wie die des Lebens wurden durch eine Etiquette geregelt, von der man nicht abzuweichen wagte. Balzac gehört einer Zeit an, die wohl politiſche, aber keine ſittliche oder ſociale Geſetze aufzuweiſen hat. Das Leben iſt ziemlich regelmäßig in ſeiner Armſeligkeit, weil es ein weſentliches Triebrad, das Geld, und eine hitzige bewegende Kraft, das Intereſſe beſitzt; aber in der geiſtigen Welt herrſcht ein ſchreckenerregendes Chaos. Und vorzüglich von dieſer Seite gleicht Balzac ſeinem Jahrhundert. Was uns in der Literatur charakteriſirt, das iſt die Scheu vor dem Bekannten; ſo kalt und gewöhnlich unſer Leben iſt, ſo begehrlich und fieberhaft fantaſtiſch ſind unſre Gedanken; aber wie lange ſchon iſt das menſchliche Herz, dieſe Goldgrube, von unſern Dichtern in allen Richtungen durchſpürt worden. Um eine neue Ader zu entdecken, wie viel Geduld, wie viel Fleiß iſt da nöthig! Und doch müſſen wir Neues, Ungewohntes haben; wir müſſen es ſchnell in großer Menge haben, ſelbſt wenn es nicht mehr in der Welt vorhanden wäre. So gedrängt verſchmelzen wir bekannte

Typen, ſuchen wir neue Effecte in widernatürlichen Gegenſätzen, und erzeugen mit aller Anſtrengung unſrer Phantaſie bizarre, verſtümmelte, unreife Gebilde, denen die beiden erſten Bedingungen des Lebens, Einfachheit und Wahrheit, fehlen, und welche mit uns oder ſelbſt vor uns ſterben.

Es handelt ſich heutzutage nicht mehr darum, ob ein Romanheld ſchön, geiſtvoll, muthig und von Rang ſei; keine dieſer Eigenſchaften iſt ihm unbedingt nothwendig; die letzte iſt nicht nur verſchwunden, was leicht zu begreifen iſt, ſondern man liebt es noch, ſie durch die ganz entgegengeſetzte bei einem Helden zu erſetzen. Keinen Vater zu haben, iſt eines der erſten Vorrechte eines Romanhelden; Nichts iſt poetiſcher, als ein Menſch ohne Geburtsſchein. Doch hier ſind dieſe Balzac und Sue noch die ariſtokratiſchſten unſrer Romanſchriftſteller; ihre Helden haben gewöhnlich einen Vater, meiſtens ſelbſt einen Titel, oder wenigſtens ein Von. Nur ſtehen ſie gewöhnlich auf geheimnißvolle Weiſe mit irgend einer Geſellſchaft entlaſſener Galeerenſträflinge, Gauner und Freudenmädchen in Verbindung, mit einer kleinen Welt für ſich, die dieſe Herren auf ihre Art organiſirt haben, und die ihnen die düſtern Farben zu ihren Gemälden liefert. Die andern Eigenſchaften, welche unſre Vorfahren liebten, ſind von einer complicirten Eigenſchaft von moderner Erfindung erſetzt; ich meine das „gewiſſe Etwas"; dieſe koſtbare Eigenſchaft muß Alles erſetzen, das „gewiſſe Etwas" liegt gewöhnlich im Auge; dies Auge iſt Alles, was man will: es iſt bald ſanft, bald ſtolz, öfter frivol, aber immer berückend. Es hat, um mich eines Balzacſchen Ausdrucks zu bedienen, Ausſtrömungen, deren Wirkung unwiderſtehlich iſt, und die ein Frauenherz ſo ſicher durchbohren, wie ein Carabiner von Delvigne auf hundert Schritt. Was Geiſt und Herz betrifft, ſo ſind dieſe mit einem höchſt wunderbaren Gemiſch von Eigenſchaften ausgeſtattet. Vor Allem trägt ſeine Stirn den Stempel der Göttlichkeit; er hat Genie, viel Genie und ein Univerſalgenie. Er könnte nach eigner Wahl ein großer Feldherr, ein großer Philoſoph, ein großer Dichter, ein großer Redner, ein großer Staatsmann ſein; wenn er weder ein Napoleon, noch ein Montesquieu oder ein Chateaubriand, ein Mirabeau oder ein Richelieu geworden iſt, ſo liegt der Fehler an den Menſchen, die er zu klein gefunden hat, als daß es der Mühe werth wäre, ſich um ihre Füh-

rung zu bekümmern, oder auch, weil er mit einem Blick die Nichtigkeit irdiſcher Dinge erkannt hat. In ſeinen Verhältniſſen mit Frauen iſt der Held zu gleicher Zeit aufrichtig wie ein Kind, düſter, verwegen und wild wie ein Bandit, elegant und durchtrieben wie ein Roué des vergangenen Jahrhunderts, ſchamlos, gemein und zudringlich wie ein Induſtrieritter unſerer Tage.

In ſeinen weiblichen Geſtalten erſcheint uns Balzac wie der Chriſtoph Columbus einer neuen Gattung. Er hat Schönheiten entdeckt, wo ſie Niemand vor ihm vermuthete, und er beſchreibt ſeine Entdeckung mit einem ſolchen Luxus des Details, einem ſolchen Zauber der Sprache, einer ſolchen anſcheinenden Aufrichtigkeit ſeiner Begeiſterung, daß ſich der Leſer davon gefangen nehmen läßt; die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit werden umgeſtürzt; da, wo unſere Augen Nichts ſehen, als einen kahlen und unfruchtbaren Felſen, läßt uns Balzac mit den ſeinigen eine grüne Inſel erblicken, durchſchnitten von Bächen, beſchattet von Hainen, geſchmückt mit Blumen: es iſt nicht mehr Grönland, es iſt Otahaiti! Man gebe Balzac eine Frau von 40 Jahren, blaß, gelb, traurig, kränklich und ſchwach; ihre Augen von blauen Ringen umgeben; ja, ſie kann ſelbſt bucklig ſein oder hinken, es thut Nichts, denn das wird in einem Augenblick zu einem Reize mehr. Dieſe Geſtalt ſchmückt unſer Autor mit dem auserleſenſten Geſchmack; er umhüllt ſie künſtlich mit Blonden und Spitzen; er gibt ihrem Blick eine ganz eigenthümliche magnetiſche Kraft, jeder ihrer Bewegungen eine verführeriſche, wollüſtige Nachläſſigkeit, vermiſcht mit vornehmer Grazie. Ihre Traurigkeit wird Schwärmerei, auf ihrem gelben Teint miſcht ein günſtiges Zwielicht die bezauberndſten Schattirungen; in den Falten ihrer Schläfe, in den Umriſſen ihrer Naſe, in den Linien ihres Buſens, in ihren Mundwinkeln, in ihren Ohren, in ihrem Haar, in ihren Nägeln entdeckt Balzac eine ganze Welt von Wundern, von denen wir keinen Begriff gehabt haben; wir ſind geblendet, hingeriſſen; es iſt nicht mehr eine Frau von reiferem Alter, gelb und verwachſen, die wir vor Augen ſehen; es iſt ein Engel, eine Fee, eine Venus, die einen Gymnaſiaſten wahnſinnig machen, einen achtzigjährigen Greis entzükken kann.

Wenn Balzac zufällig eine junge und ſchöne Frau zu ſchildern hat, ſo zeigt er dieſelbe Scheu vor dem Bekannten, dieſelbe Wuth

nach Entdeckungen. Er läßt Alles bei Seite liegen, was den großen Haufen anzieht. Wie er erſt die Häßlichkeit in Schönheit verwandelte, thut er jetzt faſt das Gegentheil. Indem er ſein Bild pikant machen will, verdirbt er es. In den Zeiten der Scudery nahm man es nicht ſo genau; man häufte Schönheit auf Schönheit; die Heldin war immer ein Muſterbild aller körperlichen und geiſtigen Vollkommenheiten. Wir wollen beide Manieren einmal gegenüberſtellen. Hier iſt das Porträt der „illüſtren" Madame Artamène, (t. I. pag. 330.)

„Dieſe Prinzeſſin trat eben in ihr neunzehntes Jahr. Der Schleier von Silbergaze, welcher ihr Haupt umhüllte, verhinderte nicht, die tauſend goldenen Ringel ihres ſchönen Haares zu ſehen, welches ohne Zweifel vom ſchönſten Blond war, das es jemals gab, indem es Alles hatte, was Glanz geben kann, ohne etwas von der Friſche zu nehmen, die eines der nothwendigſten Erforderniſſe vollkommener Schönheit iſt. Sie war von ſehr edlem, ſehr vortheilhaftem und ſehr zierlichem Wuchs; und ſie ging mit ſo beſcheidener Majeſtät einher, daß ſie die Herzen Aller nach ſich zog. Ihr Buſen war weiß, glatt und wohlgeformt; ſie hatte blaue Augen, aber ſo ſanft, ſo glänzend und ſo voller Verſchämtheit und Lieblichkeit, daß es unmöglich war, ſie zu ſehen, ohne Achtung und Bewunderung zu fühlen. Ihre Lippen waren ſo roth, ihre Zähne ſo weiß, ſo gleich und ſo wohl geſetzt, ihr Teint ſo glänzend, ſo rein und ſo roſig, daß die Friſche und die Schöne der ſeltenſten Blumen des Lenzes nur einen unvollkommenen Begriff von dem geben können, was ich ſah und was jene Prinzeſſin beſitzt. Sie hatte die ſchönſten Hände und die ſchönſten Arme, die es möglich iſt, zu ſehen; denn da ſie beim Eintritt in den Tempel ihren Schleier zweimal lüftete, bemerkte ich dieſe letztere Schönheit, wie ich ſchon alle andern bemerkt hatte. Aber, Seigneur, aus all dieſen Schönheiten und Reizen, die ich euch nur ſo ausführlich beſchrieben habe, damit Ihr Artamène weniger ſchuldig finden mögt, entſtand eine Anmuth in allen Handlungen dieſer berühmten Prinzeſſin, die ſo wunderbar und ungewöhnlich iſt, daß, mochte ſie gehen oder ſtillſtehen, ſprechen oder ſchweigen, lächeln oder nachdenklich ſein, ſie immer reizend und bewundernswürdig war."

Jetzt wollen wir noch die Hauptzüge einer der jüngsten und intereſſanteſten Frauengeſtalten Balzac's geben, der Madame de Mortſauf (le Lys de la Vallée). Madame de Mortſauf iſt 27 Jahre alt. Zwiſchen den beiden Porträts liegt ein Zeitraum von 186 Jahren.

„Ihre runde Stirn, vorſpringend wie die der Jucunde, ſchien erfüllt zu ſein von unausgeſprochenen Gedanken, von zurückgedrängten Gefühlen, von Blumen, ertränkt von bittern Waſſern; ihre grünlichen Augen, eingefaßt von braunen Pünktchen, waren immer matt; aber wenn es ſich um ihre Kinder handelte, erglänzte in ihrem Auge plötzlich ein zartes Leuchten, das ſich in den Quellen des Lebens zu entzünden ſchien, als wolle es ſie austrocknen. Eine griechiſche Naſe, als wäre ſie von Phidias gemeißelt, und durch einen doppelten Bogen mit den zierlich geſchwungenen Lippen verbunden, vergeiſtigte ihr ovales Geſicht, deſſen Teint, dem Gewebe der weißen Camellie gleichend, auf den Wangen ſich in lieblichen roſigen Tönen röthete. Ihre Fülle ſtörte weder die Anmuth ihres Wuchſes, noch den ſanften Schwung der Umriſſe, welcher nothwendig war, damit ihre Formen ſchön blieben, obgleich ſie entwickelt waren. Ein zarter Flaum ſchwand die Wange hinab bis auf die Halbfläche der Schulter, das Licht dort feſthaltend, daß es ſeidenartig glänzte. Ihre Ohren, klein und wohlgeſtaltet, waren nach ihren eigenen Worten die Ohren einer Sklavin und einer Mutter; ihre Arme waren ſchön, ihre Hände, deren Finger ſich leiſe aufwärts bogen, waren lang, und wie bei den antiken Statuen, bildete das Fleiſch an den Seiten der Nägel einen zarten Saum. Ihr Körper hatte die Friſche, welche wir an ebenentfalteten Blättern bewundern; ihr Geiſt hatte die tiefe Intenſivität des Wilden; ſie war ein Kind durch ihr Gefühl, ernſt durch ihre Leiden, jungfräulich und verbuhlt zugleich. So gefiel ſie ohne Kunſt durch ihre Art ſich zu ſetzen, aufzuſtehen, zu ſchweigen, und ein flüchtiges Wort fallen zu laſſen. Ihre Art, die Endungen in i zu ſprechen, erinnerte an den Geſang eines Vogels; ihr ch tönte wie eine Liebkoſung, und die Art, mit der ſie das t hervorſtieß, verrieth einen Despotismus des Herzens. So erweiterte ſie, ohne es zu wiſſen, den Sinn der Worte und riß den Zuhörer mit ſich in unbekannte Welten fort."

Wer gefällt dem Leſer am meiſten, die „illüſtre“ Madame, oder Madame de Mortſauf? Ich meines Theils muß geſtehen, daß „zwiſchen Beiden mein Herz ſchwankt,“ d. h. daß ſie mir beide aus verſchiedenen Gründen mißfallen. Das erſte Porträt iſt das Porträt einer Kunſt, die ſich noch in ihrer erſten Kindheit befindet, von einem decorationsmäßigen Colorit, ohne Nüancen, ohne Leichtigkeit und von wenig Wahrheit. Das zweite zeigt die nach Seltſamem und Fantaſtiſchem haſchende Anſtrengung einer gealterten und blaſirten Literatur; es iſt anſpruchsvoll, manierirt, verſchnörkelt und naturwidrig. Dennoch gibt es Leute, die bei ſolchen Entdeckungen vor Bewunderung außer ſich gerathen und ausrufen: Wie tief weiß Balzac zu analyſiren! Uns aber iſt es nur ein Zeugniß, wie ein ſo trefflich begabter Schriftſteller den geſunden Menſchenverſtand mißhandelt und die Sprache verrenkt. Lieſt man Balzac's Werke mit ruhiger Ueberlegung, läßt man ſich nicht hinreißen von einer oft mit ſchlagender Kraft und Wahrheit ausgeſtatteten Conception, ſo erſtaunt man über die unglaubliche Freiheit, die er ſich erlaubt; viele Seiten ſind ein Muſter von barockem und verſchnörkeltem Styl. Da findet man lange, ſchleppende, ſchlechtverbundene Perioden, die, geſpickt mit bizarren Neologismen, den Gedanken nicht deutlicher, ſondern unverſtändlicher machen; Metaphern, bei denen Einem die Haare zu Berge ſtehen; Bilder, in denen man alle drei Reiche der Natur geplündert und zuſammengeſchmiedet findet. Dazu muß man bedenken, daß dieſe Sünden mit dem erſchwerenden Umſtand des Vorbedachts begangen werden. Nichts hat weniger mit Nachläſſigkeit zu thun, als Balzac's Styl; ſein Ruf als Corrector iſt in den Druckereien ſprichwörtlich geworden; nur um nicht einfach zu ſein, impft er ſich ſelbſt ein ſchreckliches Uebel ein; er nennt das „ſich mit der Sprache herumſchlagen;“ könnte er nicht eben ſo gut mit ihr in gutem Einverſtändniß leben?

Und doch, ich wiederhole es, iſt Balzac einer der Männer, die vom Himmel die heilige Flamme der Poeſie empfangen haben, und ich ſelbſt, der ich ihn tadle, weil ich ihn bewundere, wie oft hat mich der Tag erſt erinnert, daß ich den Schlummer über einem ſeiner Bücher, das ich am Abend vorher begonnen, vergeſſen hatte! Er gibt uns Gedanken, die bis in die geheimſten Tiefen der Seele nach-

klingen; die Augen werden feucht; man legt das Buch hin; man ſchwelgt in einer köſtlichen Empfindung; man verweilt in einer friſchen Oaſe, und dann verfolgt man wieder ſeinen Weg über kahle Abgründe, über Gletſcher, über nackte Felſen, durch Geſtrüppe und langweilige Wüſten.

Die literariſche Biographie Herrn de Balzac's iſt ganz in einer der etwas anſpruchsvollen, aber vollkommen wahren Stellen ſeiner Vorreden enthalten. Der Styl der bekümmerten oder vom Blitz des Unglücks getroffenen Weſen gleicht nicht dem Styl derer, deren Leben ohne Kataſtrophe ruhig verfloſſen iſt. Ueberblicken wir ſchnell dieſes vom Blitz getroffene Leben. Honoré de Balzac iſt am 20. Mai 1799 zu Tours von armen Eltern geboren; er ſtammt nicht von ſeinem berühmten Namensvetter ab, dem großen Balzac, den Niemand mehr lieſ't; der Familienname des Letzteren war Guez. Unſer berühmter Zeitgenoſſe beſteht ſelbſt darauf, „daß er nicht Edelmann ſei im hiſtoriſchen Sinn dieſes Wortes, das ſo bedeutſam die Familien des erobernden Stammes bezeichnet; aber, fügt er hinzu, ich ſage dies, indem ich ihrem Stolze den meinen entgegenſetze; denn mein Vater rühmte ſich, gleichen Stammes mit dem beſiegten Volke zu ſein, aus einer Familie, die in Auvergne gegen die Invaſion gekämpft hat und aus der die d'Entragues ſtammen." Wir geben gern zu, daß Balzac von dem beſiegten Volke abſtammt, d. h. vom reinſten galliſchen Blut. Wir wollen auch kein Wort über ſein Von verlieren. Denen, die ihn fragen, warum er es 1826 abgelegt habe, antwortet er, daß, da er Buchdrucker wurde, er auch geglaubt habe, den Geiſt ſeines Standes annehmen zu müſſen. Die jüngeren Söhne adeliger bretagniſcher Familien legten, wenn ſie Kaufleute wurden, ihren Degen und ihren Adelsbrief auf der Stadtkanzlei nieder; ſo hat es Herr von Balzac mit ſeinem Von gemacht.

Der Vater Balzac's, Secretär beim großen Rath unter Ludwig XV., verlor ſeine Stelle durch die Revolution und ſchickte ſeinen Sohn während des Kaiſerreichs auf das College von Vendôme, wo er ſeine erſten Studien machte. Hier zeigte der junge Schüler frühzeitig die Eigenſchaften eines hochbegabten Jünglings; denn im zwölften Jahre machte er ſchon ſchlechte Verſe, ſprach ſchlechtere Themata, gewann unzählige Preiſe und erhielt den Spitznamen Poet.

Nach Beendigung ſeiner Studien erwarb ſich Balzac die Baccalaureuswürde und ſah ſich jetzt in Paris, ohne Vermögen, aber mit dem abenteuerlichen Geiſte eines Mannes ausgeſtattet, der ſeine Kräfte fühlt. Er ſtürzte ſich kopfüber in die Hölle, die man die literariſche Laufbahn nennt. Der intereſſanteſte Roman, den er ſeitdem unter dem Titel: **Un grand homme de Province à Paris** veröffentlicht hat, kann uns gewiß einen Begriff von ſeiner Lebensweiſe in jener Zeit geben. Mit ſeltener Unerſchrockenheit und unermüdlicher Ausdauer machte er zwanzig vergebliche Verſuche und ſah vierzig ſeiner Bände der Vergeſſenheit anheimfallen. Kaum hatte er eine Schlacht verloren, ſo wagte er ſchon eine neue, indem er die Farben ſeiner Fahne veränderte; er nannte ſich nach einander **Horace de St. Aubin, Viellerglé, Lord R'hoone.** Je hartnäckiger man ſich weigerte, ihn zu leſen, deſto hartnäckiger beſtand er darauf, zu ſchreiben. **Les deux Hector, le Centenaire, le Vicaire des Ardennes** (den unlängſt Tieck ſo ſehr gelobt) u. ſ. w. ſind die Namen jener Erſtlingswerke, die Balzac mit ſtoiſchem Gleichmuth aus dem Laden des Buchhändlers zu der Bude des Antiquars und von da zum Käſekrämer wandern ſah. Die Erzeugung dieſes jetzt vergeſſenen Maculaturhaufens fällt in die Jahre **1821** bis **1829**. Ich muß hinzufügen, daß Balzac die Verfaſſerſchaft eines großen Theils dieſer Werke läugnet und erklärt, daß unter denen, die er anerkennt, mehrere ſich befinden, die er gemeinſchaftlich mit Andern verfaßt habe.

Nicht zufrieden, ſein Glück mit der Feder zu verſuchen, ließ ſich auch der Schriftſteller in Buchdruckerei- und Buchhändlerſpeculationen ein, welche ſchlecht ausfielen; er gerieth tief in Schulden, und um dieſe zu bezahlen, glaubte er von Neuem zu dem Mittel, welches bis jetzt ſo ſchlecht angeſchlagen hatte, ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. „Ich wollte", ſagte er ſpäter, „meine ungeheueren Schulden bezahlen und anſtändig leben. Dies große Reſultat wollte ich mit einer Gänſefeder, einer Flaſche Tinte und einigen Buch Papier erreichen, in einer Stadt, wo der Schriftſteller keinen Credit hat, wo er nicht nur Talent, ſondern auch Glück haben und außerdem Tag und Nacht arbeiten muß, um ſechstauſend Francs jährlich zu erwerben; und ich hatte allein achttauſend Francs jährlich Intereſſen für meine Schulden zu bezahlen! War das nicht eine Thorheit? Ich unternahm dieſen

Kampf zu einer Zeit, wo ſich wegen geringerer Verlegenheiten einer meiner Freunde, deſſen Selbſtmord großes Aufſehen machte, erſchoſſen hatte." Durch Hartnäckigkeit und Muth ging Balzac als Sieger aus dieſem Kampfe hervor. Le dernier Chouan, der 1829 erſchien, war der erſte Lichtpunkt auf ſeiner Laufbahn. Dieſes Buch, welches vielleicht in Erfindung und Entwickelung den ſpäteren nachſteht, ſcheint mir im Styl eines der beſten Balzac's zu ſein. Der Autor ſagt hier klar, was er ſagen will, und dunkle und verzwickte Phraſen kommen noch nicht ſo häufig vor, als anderwärts. Von dieſem Buch an war der literariſche Ruf Balzac's beſtändig im Steigen, la Physiologie du Mariage, la Peau de Chagrin, l'Histoire de Treize ſtellten ihn unter die beliebteſten Schriftſteller; und bald entſtand eine neue und zahlloſe Bücherfamilie, die von dem Publicum noch freudiger begrüßt wurde.

Jene große Camera obſcura betitelt Scènes de la vie privée, in der Balzac unſere Zeit von allen ihren Seiten ſchildern will, läßt ſich in drei Hauptabtheilungen ſcheiden. Es ſind dies die Scènes de la Vie Parisienne, die Scènes de la Vie de Province, und die Contes ou Etudes philosophiques. Ich übergehe die Contes drôlatiques, welche Nichts ſind als eine Sammlung geiſtreich und künſtleriſch bearbeiteter Obſcönitäten, ein Leben eines civiliſirten Jünglings mit der Naivität und der Aufrichtigkeit greiſenhafter Ausſchweifung. Die Scènes de la Vie de Province ſind die ſchönſte Blüthe in dem Ehrenkranze Balzac's. Hier finden wir jene Intérieurs in niederlyoniſcher Mundart, die er ſo trefflich zu malen weiß; hier treffen wir auf jene köſtlichen, klaren Schöpfungen, die ein vollkommenes Enſemble ohne Lücken und Ueberladung, ohne Trockenheit und ohne Verſchwommenheit bilden, die in Form und Inhalt einfach und wahr ſind und ſich der Vollkommenheit nähern. Was die philoſophiſchen Intentionen unſeres Autors betrifft, ſo ſind ſie, glaube ich, ſehr ſchwer auseinanderzuſetzen. Die größte Zahl der mit dieſem imponirenden Beiwort verſehenen Bücher hat Nichts damit zu thun; es iſt Nichts als eine buchhändleriſche Lockſpeiſe. Es iſt überhaupt nicht leicht, die vierzig Romane, welche Balzac ſein Werk nennt, zuſammenzufaſſen, um ein moraliſches, politiſches oder ſociales Facit daraus zu ziehen; ſein Gedanke, oder vielmehr ſeine Gedanken ſind

weſentlich negativ; in den Schmelztiegel irgend eines Prinzips gebracht, verflüchtigen ſie ſich augenblicklich. Wenn man die mannigfaltigen Erzeugniſſe ſeiner Feder anders als aus dem Geſichtspunkte der Kunſt betrachtet, wenn man etwas Anderes ſucht, als ein mehr oder weniger reizendes Gemälde, ſo findet man nichts Greifbares, Bleibendes, als eine Art von Skeptizismus, der bald raffinirt, bald gemein, bald unruhig und bitter iſt, und der zugleich an Voltaire, an Paul de Kock und an Byron erinnert.

Den Liebhabern perſönlicher Schilderungen muß ich ſagen, daß Balzac in ſeinem Aeußeren Nichts von den obengenannten Banditen hat, die er geſchaffen hat; in der düſterſten Zeit ſeines Kampfes gegen Armuth und Ruhmloſigkeit, unter der Reſtauration war ſein Ausſehen viel poetiſcher. Er war noch hager, ſehr hager, hatte ein bleiches Geſicht, ein funkelndes Auge, ſprach feurig und geſticulirte heftig; ſeine Unterhaltung war voll Luftſchlöſſer. Er war ein Menſch der Projecte. Außer in dieſem letzten Punkte, der, ſagt man, noch ganz ſo ſein ſoll, hat ſich Vieles verändert. Indem Balzac an Ruhm gewann, hat er Napoleon nachgeahmt; er hat auch an Dicke gewonnen. Man denke ſich einen kleinen, dicken, unterſetzten, breitſchulterigen Mann, gewöhnlich mit großer Nachläſſigkeit gekleidet, mit langen, ſchwarzen, ſchlecht gekämmten Haaren, einem runden, rothen, jovialen Mönchsgeſicht, einem großen und lachenden Mund unter einem Schnurrbart — Züge, die in ihrem Enſemble etwas Gemeines hätten, wenn nicht das kleine Auge mit geiſtreicher Lebendigkeit blitzte. Er ſoll für Frauen ſehr verführeriſch ſein; ich weiß nicht, ob er dies der magnetiſchen Kraft verdankt, mit der er das Auge ſeiner Holden ausſtattet, ich möchte es lieber dem Reiz ſeiner Unterhaltung zuſchreiben, die durch Geiſt und Grazie Bewunderung erregt.

Bemerkungen
über Hegel'sche Philosophie, von einem Apostaten.

Erster Artikel.

Wer wahrheitsliebend genug ist, den Worten, wie sie der Zeitgebrauch uns zuwirft, ein inneres Verständniß bringen zu wollen und nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis es gelungen oder ihre Unfaßlichkeit erkannt worden, der trägt einen so sichern Talisman gegen die Lüge in sich, als es überhaupt einen geben mag. Oder man muß, was dasselbe sagen will, den Charakter haben, nicht mehr und nicht weniger, denn man ist, sein zu wollen. Solch selbstvertrauender Bescheidenheit Gegenspiel sind die Pfauenfedern des Raben in der Fabel. Man hat es in der letzten Zeit erleben müssen, daß bei einem großen Haufen deutscher Gelehrter und Schriftsteller alle Ursprünglichkeit des Denkens und Schreibens erstarb, und ein bestimmter Modeschnitt sich ihren geistigen Gestalten aufprägte. Man meinte nicht mehr zeitgemäß zu schreiben, wenn man der Individualität ihren Lauf ließ; man fand schal und abgeschmackt Alles, was sich von der allgemeinen Regel ausnahm — man las fast kein Buch mehr, das sich nicht sogleich als zeitgemäß auswies. Unsere Philosophen hatten nämlich urplötzlich die Entdeckung einer sogenannten absoluten Form gemacht. Die Wahrheit selbst, eine einzige, einige, konnte natürlich nur eine einzige Form haben, und diese war denn auch gutmüthig genug, sich alsobald finden zu lassen. Mit dem Sprachgebrauche des Volkes mochte sie wenig zu thun haben. Dieses spricht, wie ihm Mund und Schnabel gewachsen, und bewußte Thätigkeit darf ihm dabei kaum zugeschrieben werden. Solch unbewußtes und fast instinktartiges Bilden und Gestalten des Volkes aber ist das grade Gegentheil aller Philosophie. Diese neuerstan-

dene Sprache mußte alſo, um ſich vom Pöbelthum der alltäglichen Redeweiſe zu unterſcheiden, die Worte in einem andern Sinne gebrauchen — ihnen neue Bildung verleihen oder, wo dies nicht thunlich war, die fremden Sprachen als Surrogat in Anſpruch nehmen. In ſolchen Dingen aber iſt die Thatſache das einzig Entſcheidende: wird dieſe verlaſſen, ſo iſt der Willkür Thor und Thür geöffnet. Man begann demgemäß auch in der That ein wirres Spiel, ein deutelndes Drehen und Wenden der Worte und baute darauf — auf Wortklang und Wortähnlichkeit gar oft — Beweiſe. Es hat die Willkür aber und der geheimnißvolle myſteriöſe Anſtrich ſolchen Treibens eine magiſche Wirkung. Das beweiſt ſchon der alte Zauberglaube. Einem geheimnißvollen Murmeln unverſtandener Laute wird Macht über Natur und Geiſt zugeſchrieben, und zwar nur darum, weil der Menſch ſolche Macht an ſich ſelber erfahren. Dieſer in die fabelhaften Zeiten eines grauen Alterthums ſchon längſt verwieſene Köhlerglaube aber ſchien plötzlich ſeine Wahrheit von Neuem zu bekunden. Die Zauberworte der abſoluten Philoſophie bannten alles Leben der Individuen, und man pries ſich noch dazu in ſeinem Starrkrampfe glücklich. Es ſteckt im Menſchen ein mehr oder weniger ariſtokratiſches Element. Man will auf dem Pfade der Gewöhnlichkeit um keinen Preis mit fortſchreiten, und ſollte man ſelbſt deshalb ſeinen geſunden Menſchenverſtand in den Kauf geben. Beiſpiele dieſer Art bietet das Leben im Ueberfluß dar. Noch iſt kaum die Zeit vergangen, daß es die Mode der höhern Stände mit ſich brachte, krank zu ſein, und wenn man das Unglück hatte, nichts deſtoweniger in allen Gliedern die volle Kraft der Geſundheit zu fühlen, wenigſtens den entgegengeſetzten Anſchein zu haben. Geſundſein konnte ja — Jeder. Hier war eine ganz ähnliche Erſcheinung. In die tiefen Geheimniſſe der völligen Unverſtändlichkeit des Denkens und Schreibens eingeweiht zu ſein, ward zur Verpflichtung gegen die Majeſtät der ſouveränen Idee. — Das Hofſchranzenpack wird oft genug um ſeiner ceremoniellen Steifheit, ſeiner conventionellen Redeweiſe willen auf der Bühne preisgegeben, und der „geſunde Menſchenverſtand" iſt täppiſch genug, über ſolche Puppenkomödie ein unauslöſchliches Gelächter aufzuſchlagen. Hier hatte ſich denn um den Thron der abſoluten Idee ein ganz neues Hof- und Etiquettenweſen geſchaart, welches auf die volksmäßige nüchterne Beſonnenheit ei-

nes ruhigen Nachdenkens gar ſtolz herabſah. Wenn es nun aber einmal Throne gibt und dieſelben, wie behauptet wird, zum Wohle der Menſchheit durchaus nothwendig ſind, ſo iſt es immer beſſer, ſie von einer mannhaften ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit, als von einem charakterloſen Kinde oder einem ſchwachen Weibe beſeſſen zu finden. Und die abſolute Idee war ein ſolch ſchwaches Weib, das bald mit dieſem, bald mit jenem ihrer Diener buhlte und bald dieſem, bald jenem in den widerſprechendſten Dingen nachgab. Da brach denn das Unglück einer in ſich geſpaltenen und zerriſſenen Vielherrſchaft aus. Man hat ſich zwar Mühe gegeben, dies als innere Nothwendigkeit der Sache ſelbſt hinzuſtellen, man hat darin den unendlichen Reichthum des „Gedankens" ſogar beſtätigt gefunden; aber dem unbefangenen Blicke wird es erlaubt ſein, in jener vorgeſchützten Nothwendigkeit der Sache nur eine Nothwendigkeit, inſoweit ſie in den Perſonen begründet iſt, zu erblicken. Wer nur unbefangen die totalen Meinungsverſchiedenheiten, jene völligen Gegenſätze durchmuſtert hat, von denen ſich jeder als die einzig wahre und letzte Conſequenz „des ſich ſelbſt denkenden Denkens" hinſtellte und ganz mit derſelben Befugniß, als ſeine Concurrenten um dieſe einzige Berechtigung und echte Abſtammung aus dem Ichor des Gedankens, der kann gar nicht in Zweifel darüber ſein, daß die Hegelſche Methode dies elaſtiſche Kleid iſt, das ſich jeder Anſicht, jedem Wahne und ſelbſt jeder Tollheit gleich gefällig anſchmiegt. — Man hat von einem Syſteme geſprochen: ein ſolches iſt doch wohl aber mehr als ein loſes Gefüge einer Menge einzelner Steine, von denen man beliebige wegnehmen kann, ohne dadurch das Ganze irgend wie zu alteriren. Ein Syſtem iſt doch wohl nichts Andres, als der wiſſenſchaftlich angeordnete Ausdruck Einer Weltanſchauung: alſo ein Ganzes und Untheilbares. Die Hegelſche Philoſophie hat aber zur Beſchönigung unendlich vieler herhalten müſſen und herhalten — können. Die Wahrheit zu ſagen, brachte jede durch dieſes Schalloch redende Perſönlichkeit ihr eigen Syſtem in die Floskulatur der Dialektik mit. Und es konnte dann wohl auch nicht anders ſein. Das Denken ſoll aus ſich ſelbſt einen Inhalt erzeugen. Das iſt eine platte Unmöglichkeit. Es wird die Anforderung geſtellt zu denken, aber die Frage iſt, was gedacht werden ſoll. Ei, das Denken ſoll ſich ſelbſt denken. Nun denn, ſo kommen wir auch nicht wei-

ter, als die indiſchen Philoſophen mit ihrem Om, Om.*) Dieſes Om, Om iſt der klarſte und naivſte Ausdruck des abſoluten Gedankens und der erſchöpfendſte. — Wohl hat dies Denken eine Menge von verſchiedenen Kategorien producirt — aber wahrlich ſie ſind nicht mehr, denn Om Om! Denn Denken iſt nicht mehr als eine zuſammenſtellende, vergleichende, prüfende und anordnende Thätigkeit. Seinen Inhalt erhält es aus der uns umgebenden objectiven Welt, welche durch die Anſchauung aufgenommen oder verinnerlicht wird. Die Begriffe, die wir alſo mit Hilfe des Denkens erhalten, haben die Erfahrung zu ihrer unumgänglichen Vorausſetzung. Ohne ſolche ſind es inhaltloſe — nichtige — undenkbare Gedanken. Reſultirt demgemäß aus einer vorgegebenen Entwicklung des Denkens aus ſich ſelber irgend ein Inhalt, ſo iſt dieſer vielmehr aus dem Leben aufgegriffen und nur verſtohlner Weiſe als in der Bewegung des Denkens ſelbſt hervorgebracht und gar wunderlich ausſtaffirt untergeſchoben. Es iſt nämlich bei dieſer Art des Philoſophirens ein zwiefaches Verfahren bemerkenswerth. Einerſeits nimmt es aus der Mannigfaltigkeit der Natur und des Geiſterlebens eine Menge von Thatſachen auf und weiß durch geſchickte und ungeſchickte Manipulationen ſie als aus dem Denken ſelbſt hergeleitet, ſich und Andern vorzulügen, andrerſeits aber beraubt ſie dabei zugleich das Daſein ſeiner Lebensfriſche und wahren Geſtalt, und gibt ihm einen durchaus fremden und ungemüthlichen Anſtrich. Wohl ſind es noch dieſelben Dinge, die uns alltäglich faſt auf der Straße begegnen und mit wohlbekannten Mienen anlächeln — aber ſie ſchauen uns aus dieſem Nebelflor der dialektiſchen Methode mit ſo qualvollen und unglückſeligen Geſichtern an, daß uns angſt und bange um's Herz wird. Es iſt daſſelbe unheimliche Gefühl, welches uns in einem ſchweren beängſtigenden Traume feſſelt. Da wird das Getreibe der verzerrten und verherten Geſtalten immer toller und wirrer,

von all dem Zeug wird man ſo dumm,
es geht wie ein Mühlrad im Kopf herum.

Und in ſolchen Spukgebilden wird dann das ganze Leben an uns vorbeigeführt, ſo fahl und ſo nüchtern, daß man die Luſt daran für

*) Vergleiche Hegel Philoſophie der Geſchichte. 2. Aufl. S. 181. „Wenn ich mich in mich zurückziehe und alle äußeren Sinne verſchließe und in mir Om ſpreche, ſo iſt dies Brahm."

immer verlieren könnte. — Wohl aber ist mit solch fleisch- und blutlosen Schemen gar leicht umzuspringen. Hat man sie erst einmal aus der Mitte des Lebens herausgerissen und in eine Hegelsche Kategorie verflüchtigt, so leisten sie keinen Widerstand mehr, und der allmächtige Meister treibt sein launenhaftes Spiel mit ihnen. Da entwickelt sich der an und für sich seiende Gedanke zum Außersichsein der Natur, da faßt sich dieses wieder in die Individualität zusammen, und diese wieder geht in den absoluten Geist auf, das Ende, das seinen Anfang wieder setzt und verwickelt. Ein ganz allerliebstes naives Selbstgeständniß. Ein solcher Fortschritt heißt denn doch auf gut Deutsch Nichts andres, als sich im Kreise herumdrehn und dabei ewig und immer auf dem alten Flecke bleiben. Das ist denn aber in der That auch die letzte und ganze Wahrheit der Hegelei. Denken ist Denken, und wer denkt, *) der lügt, sagt ein allbekanntes Sprüchwort der gesunden Vernunft. Hegel hat das Denken aus dem Kopfe des Subjectes durch eine Operation, wie sie ihm der geschickteste Chirurg nicht nachmachen wird, herausgeschnitten, ihm also seine Grundlage, diese Person, weggezogen. Da ist kein Ich, kein du mehr, was da denkt, das Denken denkt selbst. Aber weil es neu durch die Ohren und Augen und übrigen Sinne des Menschen seinen Stoff, an dem es seine Thätigkeit entwickelte, erhalten konnte, so hat es keinen andern Inhalt mehr, denn sich selbst. Da sprudelt es seine Erinnerungen aus dem frühern Leibesleben heraus — unnatürlich, gewaltsam. — Weil von der ganzen Welt getrennt und in den kleinen eignen Kreis gebannt, wird ihm dieser zur Welt, und neu sind seine Gedanken, — Thaten, Leben, Sein. Denn sein Sein, sein Leben, sein Thun ist natürlich genug! eben Nichts weiter als Denken. Wenn einer, so hat Kant mit seiner Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori den Nagel auf den Kopf getroffen. Ist diese Frage zu bejahen, so ist freilich ein Fortschritt im sogenannten reinen Denken möglich. Sie ist aber unbedingt zu verneinen. Das Denken kann doch wohl nie über sich selbst hinaus kommen, so oft es auch den Zuruf ne sutor ultra crepidam unbeachtet gelassen hat. Wo es sich ein Sein zugeschrieben, so ist dies Nichts weiter als eine Selbstbezeichnung, also eine Tautologie, d. h. sein Sein ist

*) Es ist wohl kaum nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß hier immer nur das abstracte sogenannte reine Denken gemeint wird.

eben nur der Gedanke. Weiter kommt man nicht, wenn man der Wahrheit die Ehre gibt. Es iſt von der Philoſophie völlige Vorausbezugsloſigkeit verlangt worden, und ſiehe da! ſie meint dieſer Anforderung entſprechen zu können. Macht man aber mit dieſer Behauptung Ernſt, ſo liegt die Unmöglichkeit alles Philoſophirens auf der Hand. Das denkende Subject iſt doch wohl auch ſchon eine Vorausſetzung, eine gar concrete und compacte. Die Philoſophie, als eine vorausſetzungsloſe, kann alſo dann gar nicht einmal gedacht werden, weil dieſes ein denkendes vorausſetzt. Läßt man es ſich aber gefallen, mit einem ſolchen den Anfang zu machen, ſo darf man nicht meinen, mit der Fiction des ſich ſelbſt denkenden Denkens — ſelbſt deſſen Möglichkeit zu gegeben! — dieſe Schwierigkeit zu umgehen. Die Frage nach der Wirklichkeit einer ſolchen Philoſophie bleibt dieſelbe, und ihre Vorausſetzung wäre nunmehr wenigſtens der Nachweis, wie dieſes ſich ſelbſt denkende Denken aus ſeiner tranſcendenten Höhe in den Kopf des Philoſophen herniedergeſtiegen. — Dieſer hat jüngſt dem Theologen den Vorwurf der Heuchelei gemacht — aber in Wahrheit — ein ſolcher Vorwurf kann mit Fug und Recht zurückgegeben werden. — Das iſt ein gewaltiges Problem, die Unmöglichkeit möglich zu machen. Und dazu iſt nicht einmal eine Preisaufgabe nöthig geweſen. Von freien Stücken hat ſich die Philoſophie daran gemacht. Fürwahr, es geſchehen noch aller Zeiten und aller Orten Wunder — für den gläubigen Haufen.

Soviel für heute! In dieſem erſten Artikel genüge es, die eine große Grundlüge des „Syſtems", die in der That mit ſtaunenswerthem Scharfſinn durch alle einzelnen Gebiete hindurch geführt iſt, anzudeuten. Da ſteht es denn da, gepanzert und geharniſcht, eine ſcheinbar undurchbrechliche Phalanx, jede zu ſich hinüber heiſchend. Aber dem geſunden menſchlichen Auge iſt eine wunderſame Macht gegeben. Die Lüge hält ihm nicht Stand, und der gewaltige Bau zerrinnt in Luft und Nebel. — In den folgenden Artikeln ſoll verſucht werden, in einzelnen Theilen dieſer Philoſophie ihre Heuchelei genauer nachzuweiſen und anſchaulicher zu machen.

Tagebuch.

I.

Politische und literarische Skizzen.

Nationalität.

Noch nie ist die Heiligkeit der Nationalität so allgemein und tief empfunden worden, wie in diesen Tagen einer immer allgemeiner um sich greifenden, Alles gleich und glatt leckenden Weltbildung. Selbst die kleinsten Volksstämme, die von der Welteivilisation am meisten bedroht werden, versuchen eine Schilderhebung gegen diese ungeheuere Macht für ihre Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Bräuchen. Haben doch selbst die Finnen sich erhoben, um nicht Russen zu werden; die Kelten möchten sich von den Briten scheiden und bald finden vielleicht auch die von Wales ihren Tribunen. Es ist ein Kampf der Individualitäten gegen den Strom der europäischen Ideenwanderung, oder besser, es ist der Verdauungsprozeß der Cultur. Aber eine Cultur, wie die jetzige, ist unaufhaltbar in ihrem Lauf, ehe sie den Gipfelpunkt erreicht hat; ein Streit für die Nationalität wird daher immer nichtig und unglückselig sein, wenn er nicht zugleich ein Wettstreit in Cultur und Freiheit ist. Kleine und verlassene Völkerindividuen werden sich nur erhalten, wenn sie entweder sich zu beschränken und von allen höheren Bedürfnissen der civilisirten Welt zu emancipiren wissen, oder wenn sie den Inhalt der Civilisation in eigen Fleisch und Blut zu wandeln und individuell neuzugebären im Stande sind. Wer nicht verdauen kann, wird verdaut werden.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, hat das Schauspiel dieses „Völkerfrühlings" seine sehr elegische Seite. Vereinsamte, im Schatten historischen Müßigganges oder Druckes verkümmerte Volksstämme, oft die letzten Enkel einst mächtiger Nationen, raffen sich plötzlich auf,

da ihnen das Rauſchen des großen Stromes in's Ohr dringt, um die Gräber ihrer Väter zu ſchützen; plötzlich entwickeln ſie Tugenden, die ſie ſelbſt nie geahnt und nie geübt haben, Eintracht, wo früher Zwietracht, Hingebung, wo früher Selbſtſucht, Geiſtesſchwung, wo früher thieriſche Stumpfheit herrſchte. Und doch iſt kaum eine Frage, daß bei Vielen dieſe tönende und klingende Agitation nur das Schwanenlied ihrer naturwüchſigen Selbſtändigkeit iſt. Denn während dieſe Iſolirten ſich oft nur durch noch größere Iſolirung, d. h. durch die Flucht, zu retten wähnen, ſieht man, wie ſelbſt große und mächtige Nationen ihre Blutsverwandtſchaft geltend machen und zu großen Maſſen zuſammenrücken, um in der allgemeinen Bewegung feſtzuſtehen und ſich ſiegreicher auszubreiten. Dänen, Schweden und Norweger ſchmieden am ſkandinaviſchen Bund und werden Deutſchland bald die Hände reichen; ſelbſt die panſlaviſtiſchen Träume, ſo fabelhafte Ereigniſſe zu ihrer Erfüllung gehören würden, ſind ein bedeutſames Zeichen der Zeit. Sie verrathen, daß die ſlaviſchen Völker ein dunkles Bewußtſein ihrer Schwäche als Individuen haben; ſie, die in der Selbſtändigkeit nie zur rechten und dauernden Blüthe gelangen konnten, glauben durch die Verſchmelzung eine neue Nation, eine Nation der Zukunft zu werden.

Die kleinen oder innerlich ohnmächtigen Völker können den Kampf für die Nationalität nur in äußerlicher und negativer Weiſe führen; ſie hegen und pflegen die Feindſeligkeit gegen alles Fremde, verſchmähen trotzig oder verarbeiten mechaniſch in fiebernder Haſt, was ihnen das Ausland an Früchten der Kunſt und Geſittung bietet; ſie möchten oft lieber in die Barbarei zurück, als ſich fremder Cultur hingeben und ſie langſam verſtehen und frei reproduciren lernen. Große Nationen dagegen, wenn auch noch ſo tief erſchüttert, ſind ihrer ſelbſt ſicher; nicht um das Daſein haben ſie zu kämpfen, da an ihr Daſein der Beſtand der Civiliſation geknüpft iſt, nur um Glanz und Größe, um Blüthe und Frucht kann es ſich bei ihnen handeln. Ihr Nationalkampf iſt ein poſitiver und geht im Ringen nach politiſcher Freiheit und Wohlfahrt auf. Wer dieſe fördern hilft, hat für die Nationalität mit gerungen, ohne fortwährend von Nationalität zu ſprechen. Denn innere Kraft führt zur Macht nach Außen und erhöht den Stolz des Individuums auf die Nation, der es angehört.

So weit iſt hoffentlich Deutſchland ſchon, daß Niemand an der tief wurzelnden Kraft ſeiner Nationalität, an ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit für den Fortſchritt der Welt zweifeln wird; woran es fehlt, iſt eben nur Blüthe und Frucht, iſt die ſtolze und vertrauensvolle Freudigkeit am eigenen Leben und Wirken. Nicht durch den frommen Vorſatz, nicht durch die ewige Mahnung, daß dieſes Gefühl Pflicht jedes guten Deutſchen ſei, wird man es im Volke erwecken, ſondern durch Thaten und politiſche Erfolge, die der Nation würdig

ſind; auch war von jeher nicht der Druck von Außen, ſondern die innere Geſchiedenheit und Zerklüftung der Erbfeind, der uns im Wetteifer mit den Nationen hemmte. Man glaubt nicht mehr, in jener äußerlichen und blos negativen Weiſe, welche die ſchwachen Völker charakteriſirt, durch blinden Eifer und Argwohn gegen jeden Schatten eines fremden Worts oder Kleides ſein Nationalgefühl beweiſen zu müſſen. Wir brauchen uns nicht mehr gewaltſam in ein Ur- oder Altdeutſchland zurückzuſchrauben und jeden Fortſchritt, der aus dem gemeinſamen Boden europäiſcher Geſittung ſtammt, zu verdonnern, weil er nicht ausſchließlich bei und für uns gewachſen iſt; als wäre für die deutſche Nationalität keine Rettung als in der Flucht. Deshalb ſind jene Richtungen einer trüben Zeit, die durch teutſche Röcke, teutſche Bärte und teutſches Kaiſerthum, durch lautes Geſchrei gegen Außen und zahme Pantoffelgehorſamkeit im eigenen Hauſe ihren Patriotismus erſchöpften, beinahe ganz verſchwunden und in die praktiſchern Beſtrebungen für Einigkeit und Freiheit umgeſchlagen. Es fehlt leider nicht an zahlreichen traurigen Symptomen nationaler Schwäche; Tauſende gibt es noch, ja ganze Volksſtämme, die nur inſtinctmäßig Deutſche ſind und das Gefühl, einer Nation vom edelſten und größten Beruf anzugehören, kaum der Ahnung nach kennen. Aber man hat eingeſehen, daß es eitel iſt, gegen die Symptome Krieg zu führen. Wenn der friſche Lebensquell die Wurzeln tränkt, werden auch die Blätter grünen; wenn im Herzen Kraft und Vertrauen wohnt, werden auch die Augen leuchten. *)

---

*) Wir können uns nicht enthalten, für dieſe allgemeinen Raiſonnements unſeres Herrn Mitarbeiters ein Beiſpiel anzuführen, welches zugleich Gelegenheit gibt, uns mit Herrn Schuſelka zu verſtandigen, der gegen eine wohlgemeinte Bemerkung der „Grenzboten" über ſeine Wiener Correſpondenzen, ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nro. 170.) verwahren zu müſſen glaubte. Es iſt in neuerer Zeit vielfach, und nicht ohne Grund, über das Bonnen- und Gouvernantenweſen in Wien geklagt worden; Kinder vornehmer Familien, heißt es, lernen früher Franzöſiſch als Deutſch, und man glaube ihnen mit etwas Pariſer Parfüm die vollendetſte Bildung gegeben zu haben. Wir wiſſen nicht, ob es ſo arg iſt; wir wollen es aber annehmen. Dann erkennen wir darin eine jener pädagogiſchen Verkehrtheiten, an denen es in unſeren Reſidenzen nie gefehlt hat, und ein unläugbares Symptom nationaler Bewußtloſigkeit; aber man braucht keinen beſonderen Accent auf das „Franzöſiſche„ zu legen, und keine Gefahr für die Nationalität gerade darin zu ſehen. Das nationale Bewußtſein würde nicht ſteigen, wenn dieſes Steckenpferd weggeworfen und dafür ein anderes Mode würde; denn dieſe Unſitte iſt nicht der Grund, ſondern gehört nur zu den vielen Anzeichen und äußeren Folgen der inneren Schwäche. Ein Publiziſt ſcheint uns daher allerdings „einſeitig", wenn er blos gegen das Symptom polemiſirt, ſtatt auf den tiefern Grund hinzuweiſen. Es wird wenig helfen, wenn man dem modiſchen Wiener demonſtrirt, er müſſe ſtolzer auf ſein Deutſchthum ſein, ſo lange man ihm nicht Gelegenheit verſchafft, die gerechten Gründe dazu an ſich ſelber zu erleben. Man arbeite für die Stärkung des öſterreichiſchen Deutſchthums durch bürgerliche Emancipa-

II.

Aus Leipzig.

Leipziger auf Reisen. — Professoren, Buchhändler und Redacteure. — Was Leipzig Noth thut. — Die Fremden. — Elegante Frauen. — Theater. — Reisende Directoren. — Russische Federhelden.

Dieser Tage ist eine lustige Karavane ernsthafter Leipziger nach Paris aufgebrochen, um die Wunder der französischen Industrieausstellung mit eigenen Augen kennen zu lernen. Fast jedes der Hauptelemente geistiger Betriebsamkeit hat bei der kleinen Karavane seinen Repräsentanten; außer mehreren Professoren (worunter die zwei von der Regierung dahin geschickten Commissäre sich befinden) schloß sich dem Zuge auch ein bekannter, ehrenwerther Buchhändler und der Redacteur einer geachteten Monatsschrift an. Die Reise dieser Herren könnte für Leipzig von mannigfachem Nutzen sein. Nicht etwa, daß die Herren Professoren ein Stückchen vaterländischen Zopfes unter den Händen eines Pariser Friseurs lassen sollten, nicht daß der Buchhändler dort ein Beispiel sich nehmen sollte, wie man Autoren honoriren müsse, nicht daß der Redacteur die sechsunddreißigtausend Abonnenten des Siécle entführen und dem Literatenverein als Unterstützung hilfsbedürftiger Redactionen mitbringen soll — dies Alles werden die Herren ohnehin thun. Wir können darüber außer Sorgen sein. Wenn in Zukunft ein Journal wegen einiger Hundert Abonnenten in Verlegenheit sein wird, so wird es blos ein kleines Billet an Herrn Professor B. schreiben, und dieser wird von den mitgebrachten sechsunddreißigtausend alsogleich die nöthige Zahl besorgen. Wenn künftighin ein Schriftsteller Lust zu einem Landgut, zu einem Paar hübschen Reitpferden ꝛc. haben wird, so wird er blos ein Buch der Verlagshandlung von W. und M. zum Drucke überlassen. Der Senat der Leipziger Universität wird, angeregt von den aus Paris zurückgekehrten entzopften Gelehrten, drei Tage Carcerstrafe für jeden Professor festsetzen, der in Zukunft der leisesten Pedanterie überwiesen wird. — Dies wäre also abgemacht. — Weniger Hoffnung ist für eine andere Sache. Unter der Karavane befindet sich ein hiesiger Stadtverordneter. Wird er auf seiner Reise durch die schönen Rhein- und belgischen Städte und endlich in Paris selbst Augen haben für Alles, was der Gemeinderath dieser Städte zur Verschönerung, zur höheren Bequemlichkeit der Einwohner wie der Fremden alljährlich für Schöpfungen

---

tion, durch die Erwerbung politischer Rechte und Freiheiten; dann wird das politische Element in Wien nicht blos durch seine liebenswürdige Geselligkeit und seine gemüthliche Sitte, sondern auch durch männlichen Charakter die fremden Elemente der Kaiserstadt beherrschen.

Die Red.

hervorruft. Und wenn er Augen dafür hat, und zurückgekehrt in ſeine Heimathsſtadt, ſeinen Collegen die ſchroffen Gegenſätze, die zwiſchen der Verwaltung jener Städte und der der Stadt Leipzig herrſchen, ſchildert, wird er Gehör finden? Wir zweifeln. Die Stadt Leipzig iſt wie die Voß'ſche Zeitung in Berlin. Während alle deutſchen Blätter das altherkömmliche ſchmutzige Löſchpapier allmälig abbeſtellt haben und ihr Format theils vergrößerten, theils ihren Druck verſchönerten, erſcheint die erwähnte Zeitung noch immer auf jenes graue Papier gedruckt, in demſelben Formate, wie in alten Jahren. Warum ſollen wir beſſeres Papier geben, Neuerungen machen — ſagen die Eigenthümer der Voß'ſchen Zeitung, wir haben dreizehntauſend Abonnenten! Wir ſind das verbreitetſte Blatt Deutſchlands trotz unſeres ſchmutzigen Aeußern. Eben ſo ſpricht die Leipziger Stadtverwaltung: wozu Verſchönerungen? Unſere Stadt iſt trotz ihres häßlichen Aeußern dennoch die erſte Meßſtadt Deutſchlands, ja Europas! Wir laſſen uns das Geld der Fremden wohl ſchmecken. Wozu ſollen wir uns Auslagen machen? Dagegen läßt ſich Nichts einwenden. Es iſt ſchwer, Jemandem, der die Nothwendigkeit weißer Wäſche nicht begreift, erklärlich zu machen, warum der Menſch in's Bad gehen muß, auch wenn er ſonſt geſund und ſtark iſt.

Daß andere Städte, die verhältnißmäßig nicht ſo reich ſind, als das immer fetter werdende Leipzig, auf Pflaſterung der Stadt, auf Erweiterung enger Straßen, auf den Bau von Frucht- und Gemüſehallen, auf Niederreißung alter, das Auge verletzender Gebäude, auf die Aufmunterung öffentlicher Vergnügungsanſtalten ganz andere Summen, als die Handelsſtadt an der Pleiße und Elſter, die der wenig gereiſte Goethe in einer humoriſtiſchen Stunde das kleine Paris nannte, verwenden, dies werden ſich gewiſſe Leipziger Stadtbeamte wenig zu Herzen nehmen. Vielleicht hilft es mehr, wenn man ſie darauf aufmerkſam macht, wie eilig die Reiſenden, welche nicht Meßfremde ſind, die Stadt durchjagen. Möge doch die Leipziger Stadtverwaltung den verſchiedenen Hotels eine kleine ſtatiſtiſche Tabelle abverlangen, um zu erſehen, unter wie vielen Fremden, die mit der Eiſenbahn von Berlin nach Dresden und vice versa reiſen, es ſolche gibt, die in Leipzig übernachten, wie viele die Stadt eines Aufenthaltes von vier undzwanzig Stunden würdigen? Wir begreifen, daß, was die Reiſenden in Berlin ſuchen, Leipzig ſchwerlich bieten kann. Aber warum ſucht es nicht mit Dresden den Wettſtreit? Leipzig hat keine Gemäldegalerie; aber es hat dafür die viel größere geiſtige Bewegung entgegenzuſtellen, es iſt ein Herd vieler ausgezeichneten Gelehrten und Schriftſteller, deren Namen einen weiten Klang haben. Dies wiegt bei manchem Reiſenden ſo viel, als eine Galerie. Es ſind Elemente geiſtiger Anregung, die Dresden entbehrt. Warum ſucht man dieſe Keime einer höheren Geſellſchaftlichkeit nicht für die Stadt auszubeu-

ten? Warum ſucht man hiezu nicht den ſchönen Rahmen? Die mannigfache Außenſeite? Nicht in zwei, nicht in fünf Jahren ſoll Leipzig mit Dresden concurriren können um die Gunſt der Fremden; aber bei einem feſten Plan der Verwaltung könnte es in zehn Jahren dem Reiſenden die Wahl ſehr erſchweren, ob er in Leipzig oder in Dresden einen längeren Aufenthalt nehmen ſoll.

Wir ſprechen hier gar nicht von den Einheimiſchen und den Anſprüchen, zu denen ſie ein Recht haben, ſondern nur von dem Nutzen und wieder von dem Nutzen; darauf hört man eher. Um Nichts zu verſäumen, müſſen wir übrigens auch die Frauen für unſere Anſicht ſtimmen. Die Leipziger Frauen ſind den Dresdnern um Manches voraus; ſie ſind großſtädtiſcher, eleganter. Aber ſie laboriren an ihrer Stadt. Die elegante Leipzigerin verſieht ſich mit der ausgewählteſten Toilette, die Stoffe ſind tout ce qu' il y a de plus beau, die Form des Schnitts iſt nach dem letzten Journal, und doch fehlt ihnen das Beſte, was anderen Großſtädterinnen zu Gute kömmt: der Rahmen, die ſchönen Straßen, die der Toilette ihre Bedeutung geben. Zu einer eleganten Chauſſee gehört ein gutes Trottoir, ein glattes Pflaſter, zu einem chineſiſchen Sommerſhawl gehören Straßen, wo man nicht überall an einem hervorragenden ſchmutzigen Laden hängen bleibt, zu einem Federhut vollends gehört eine elegante Equipage und zu dieſer wieder langgeſtreckte regelmäßige Straßen. Da nun dies Alles fehlt, ſo ſehen die ſchöngeputzten Leipzigerinnen immer aus, als wären ſie überladen, als hätten ſie Dinge umgehängt, die nicht dahin gehören. Nur im Hauſe kann die Leipzigerin ſich elegant zeigen, denn dort herrſcht ſie und nicht die Stadtverwaltung. Für die Straße iſt aller Luxus unpaſſend und die ſchönen Leipzigerinnen thäten wohl, wenn ſie zu ihren Gatten ſagten: Lieber Mann, dieſes Jahr verlange ich hundert Thaler weniger für meine Toilette, dafür aber gib dieſe Summe der Stadtkaſſe als Beitrag, damit wir doch endlich dieſes fürchterliche Pflaſter los werden, damit man den hübſcheſten Platz Leipzigs, den Markt, nicht für ein Paar Thaler durch ſo häßliche Buden auch außer der Meſſe verrammeln und entſtellen läßt, damit die Gemüſeweiber nicht in der Mitte der Straßen ſitzen, damit hier und da ein hübſches Monument nicht à la Bach geſetzt wird, damit die Direction des Theaters nicht durch eine übermäßige Pachtzahlung wieder gezwungen werde, uns eine Affenkomödie ſtatt einer ordentlichen geziemenden Bühne herzuſtellen u. ſ. w.

Mit Letzterem ſoll der neuen Bühnendirection, die im Auguſt hier ihre Thätigkeit beginnt, kein ungünſtiges Horoskop geſtellt werden. Vielmehr hört man, daß Herr Dr. Schmidt Vorbereitungen trifft, die eher ein Zuviel, als ein Zuwenig erwarten laſſen. Vier Tenoriſten; drei Liebhaber! Das iſt in dieſer ſtimmloſen und wenig feurigen Zeit ſehr viel auf Einmal. Es gehen viele Bühnendirectoren

jetzt auf die Jagd nach Tenoren, Helden und Intriguanten. Herr von Küstner reist, Herr von Holbein reist, Herr Kapellmeister Guhr reist, der Kaiser Nikolaus reist; jeder will engagiren. Ob Herr Dr. Schmidt glücklicher war, als alle die Herren, das wird sich in den nächsten Monaten in Leipzig, Berlin, Wien, Frankfurt und St. Petersburg herausstellen. Herr Dr. Schmidt hat keine Celebritäten aufgefunden, wohl aber einige frische, strebsame junge Männer, die in dem journalreichen Leipzig Förderung ihres Rufes erhoffen, wozu ihnen Braunschweig, Hannover u. s. w. wenig Gelegenheit bot. Uebrigens hat auch Kaiser Nikolaus in dem journalreichen Leipzig in letzterer Zeit manche Stimme gewonnen. So z. B. das Pamphlet: „Oesterreich und Rußland". Diese Schrift hat viel Glück gemacht, d. h. sie ist bereits in mehreren Journalen verdienterweise beurtheilt worden, ein Schicksal, das sonst nicht jedem Buche zu Theil wird. Der Verfasser dieser glorreichen Schrift ist — wie man hört — ein zur Zeit in Leipzig sich aufhaltender junger Medicinae Dr. Herr L. aus Brody in Gallizien; derselbe hat jedoch einige Zeit in Rußland gelebt und will wieder dahin zurückkehren, um sich dort zu etabliren. Sein Büchlein wird ihm hoffentlich Quartier machen!

J. —

III.

Aus Berlin.

Die Preußische Allgemeine. — Dr. Spiker. — Bülow-Cummerow. — Herwegh's Schwiegervater. — Zwischen den Zeilen. — Unehrbare Häuser. — Wedecke. — Vermehrung des Staatsministeriums.

Von zwei Dingen hat sich nun unsere Hauptstadt bis zum Ueberdruß unterhalten: vom Actienschwindel und von der Niaiserie der Allgemeinen Preußischen Zeitung. Ersterer wird hoffentlich mit dem laufenden Monat sein Ende erreicht haben, da die meisten Engagements auf Zeit mit dem Ultimo abgewickelt sein dürften. — Sie sehen, daß ich actienloser Literat mich auch ein wenig auf die Linguistik der Börsenmänner gelegt habe — und was die Allgemeine Preußische Zeitung nebst ihrer „Niaiserie" betrifft — ein Wort, das sie selbst in die deutsche Publizistik eingeführt, indem sie damit die Meinung des Herrn Guizot und aller Derjenigen bezeichnete, die an das Verbrecherische der Juliordonnanzen Karl's X. glaubten — so versichert man, daß sie höchstens noch bis zu Ende dieses Jahres ihr Dasein fristen werde. Die Zahl ihrer Abonnenten wird immer kleiner; und wenn diese auch jetzt noch etwa dreitausend betragen mag — während sie in ihrer blühenden Zeit unter der umsichtigen Oberleitung von Philippsborn über neuntausend betrug — so reicht das treu gebliebene Häuflein doch nicht aus, um die durch ungeschickte Verwaltung enorm

groß gewordenen Redactions- und Druckkoſten zu decken, ſo daß der König ſchon ſeit mehreren Jahren zehntauſend Thaler jährlich zuſchießen muß, was aber der den Werth dieſer Zeitung ſehr wohl erkennende Monarch höchſtens noch bis zu Ende dieſes Jahres thun will. Es heißt, daß ſie alsdann zu dem Herrn Bibliothekar Dr. Spiker in Penſion kommen ſoll. Letzterer iſt nämlich Eigenthümer der Haude- und Spener'ſchen Zeitung und ſoll ſchon früher ſich bereit erklärt haben, gegen eine Subvention das unter den gegenwärtigen Umſtänden ſehr undankbare und den Abſatz einer Zeitung eben nicht fördernde Geſchäft der Vertheidigung aller Adminiſtrationsmaßregeln zu übernehmen. Es ſcheint jedoch, daß man ſich über den Belauf dieſer Subvention bisher noch nicht hat einigen können und daß es daher noch vorläufig bei der bisherigen Stellung der Spener'ſchen Zeitung ſein Bewenden haben werde. Letztere ſoll in dieſem Augenblicke etwa 6000 Abonnenten zählen, während die Voſſiſche deren ungefähr fünfzehntauſend beſitzt.

Das Gerücht, daß der bekannte Publiziſt, Herr von Bülow-Cummerow um die Conceſſion zur Herausgabe einer neuen, in Berlin zu begründenden politiſchen Zeitung ſich bewerbe, erhält ſich. Bei der ehrenwerthen Stellung dieſes zwar durch Geburt und Beſitzthum der höheren Ariſtokratie angehörenden, doch durch ſeine politiſche Geſinnung vollkommen unabhängigen Mannes läßt ſich auch nicht zweifeln, daß ein von ihm geleitetes Blatt der Ausdruck des Landes und nicht einer bloßen Coterie ſein, ſo wie daß es ihm an tüchtigen und geſinnungsvollen Mitarbeitern nicht fehlen wird.

Sie wiſſen, daß ſich als Verfaſſer der eben ſo durch ihren Egoismus, wie durch ihre Lakaienhaftigkeit ſich auszeichnenden Feuilletonartikel der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung gegen Herwegh und Mundt ein „plumper Schwab" (S. Nathan der Weiſe, Act I. Sc. 6.) bekannt hat; es heißt nun, daß der hier lebende Schwiegervater Herwegh's, ein geachteter Kaufmann, den Verfaſſer dieſer Artikel ſowohl, in welchen ſein Sohn als parricida und suicida bezeichnet wurde, als den verantwortlichen Redacteur der Zeitung vor den Gerichten belangt habe. In dem neueſten Feuilleton dieſes Blattes (Nro. 173.) wird übrigens in einem aus Rom datirten Artikel bei Gelegenheit der Schrift: „Bilder und Skizzen aus Rom, ſeinem kirchlichen und bürgerlichen Leben" der geheime Gedanke ſeiner jetzigen Redaction ziemlich offen ausgeſprochen. Es wird darin geſagt, wie ſich aus einem Aufenthalt in Rom lernen laſſe, daß ſich in dem römiſchen Katholicismus manches altchriſtliche Element erhalten, das dem Proteſtantismus leider abgehe, und wobei ganz beſonders auf die Kapitel über die Beichte, den Mariendienſt und die Brüderſchaften

hingewieſen wird. Wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird den Gedanken des Feuilletoniſten vollkommen errathen.

Wie es heißt, ſollen mit dem Ablauf ihrer Privilegien die gegenwärtig hier beſtehenden unehrbaren Häuſer gänzlich eingehen. Wir ſind gewiß keine Verehrer und Vertheidiger dieſer ſittenloſen Wirthſchaften, aber wir erinnern daran, daß ein ähnliches Verbot unter der Regierung der frommen Kaiſerin Maria Thereſia nicht wenig dazu beitrug, das damalige Wien in ſeinen ehrbaren Familien zu entſittlichen, und daß man daran die Nothwendigkeit erkannte, in großen Städten jene mit unſeren geſellſchaftlichen Einrichtungen verbundenen Uebelſtände zu dulden, wenn auch dabei ſtreng zu beaufſichtigen.

Ein Mann, der während der letzten Regierungsjahre des verſtorbenen Königs viel genannt wurde, der Geheime Hofrath Wedecke, der von Herrn von Tzſchoppe ſehr häufig zu geheimen Miſſionen gebraucht wurde, hat jetzt eine öffentliche Miſſion nach dem Auslande erhalten, indem er ſich als preußiſcher Conſul nach Galatz in der Moldau begeben wird.

Der längſt angekündigte Austritt des Juſtizminiſters Mühler beſtätigt ſich zwar, jedoch mit der Modification, daß Herr Mühler eine neugebildete Abtheilung dieſes Departements, nämlich das Miniſterium für Begnadigungs- und Beſchwerdeangelegenheiten erhält, während außerdem das Juſtizminiſterium in zwei Abtheilungen zerfällt: in eine für die altpreußiſchen Provinzen unter Leitung des bisherigen Geheimen Oberjuſtizraths und Domcapitulars Herrn von Voß, und in eine für die Rheinprovinz unter Leitung des bisherigen Directors im Juſtizminiſterium, Herrn Ruppenthal. Unſer Staatsminiſterium wird dadurch wieder um zwei Mitglieder vermehrt.

Juſtus.

IV.

Notizen.

Ruſſiſche Feldherrn. — Aus Königsberg. — Welp. — Der ewige Jude in Leipzig. — Merivale. — Die Repeal. — Marocco.

— Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß die ausgezeichnetſten Feldherren, die Rußland ſeit ſeiner neueren Epoche gehabt hat, in Ungnade geſtorben ſind. Wie es ſcheint, kann der ruſſiſche Staat eine geniale Individualität, die nicht blos durch den Tſchin, ſondern durch ſelbſtändigen Geiſt dem Vaterlande dient, nicht ertragen. Sobald ein ſolcher Held volksthümlich geworden, hat ſeine Stunde geſchlagen. Suwarow ſtarb in Ungnade; neuerdings verkümmert ein Mann des Volks und der Armee, der berühmte Jermoloff, den der „Reiſende am ſchwarzen Meere" in der Augsburger Allgemeinen ſehr fein ſkizzirt hat, in Kränkung und Gram über die erfahrene Ungnade. Selbſt

Diebitſch, der nicht die Popularität der beiden Andern beſaß, ſtarb bekanntlich an einer — Krankheit aus Ungnade.

— Der Oberlandesgerichtsrath Crelinger iſt richtig vom Staatsminiſterium, wegen ſeines Toaſtes auf Herwegh, als dieſer in Königsberg war, degradirt, d. h, zur Verſetzung in irgend ein kleines Neſt verurtheilt worden, „um fern von Madrid nachzudenken" über ſeinen Frevel. Das Bezeichnendſte iſt, daß der König ihn nicht begnadigt, ſondern die Vollſtreckung des Urtheils bis auf Weiteres ſuspendirt hat, d. h. Crelinger nehme ſich jetzt in Acht, den geringſten Verſtoß ſich zu Schulden kommen zu laſſen, ſonſt — die Ruthe ſteckt noch hinter dem Spiegel. — Dem Guſtav-Adolph-Verein, der in Königsberg eine geiſtige, nicht eine geiſtliche Tendenz bekennt, wollten ſich zwei Nichtevangeliſche anſchließen, ein Katholik und der Verfaſſer der „Vier Fragen", der bekanntlich Jude iſt. Nur durch eine kleine Majorität, die noch dazu aus proteſtantiſchen Neophyten beſtand, wurden die Beiden zurückgewieſen. — Das Cartel zwiſchen Rußland und Preußen iſt, nach kurzem Schmollen, wieder hergeſtellt worden. — Während Kaiſer Nikolaus in London war, wurde von der Polizei in Rheinpreußen auf die wenigen dort lebenden Polen vigilirt, weil offizielle Berichte über Polenbewegungen aus London einliefen!! Waren dieſe „offiziellen" Berichte etwa engliſche? Oder kamen ſie durch einen Umweg über Petersburg?

— Treumund Welp, der auf die Gefahren der ſchleſiſchen Fabriknoth ſo oft wohlmeinend und mit großer Sachkenntniß hingewieſen hat, kam nach den letzten Ereigniſſen als Abgeſandter ſeiner Gemeinde nach Berlin, um über manche Uebelſtände Klage zu führen. Ein hochgeſtellter Staatsbeamter ſoll ihm in's Geſicht geſagt haben: das Treiben der „ſchlechten Preſſe" und beſonders Welp's publiziſtiſche Thätigkeit trügen die Hauptſchuld an den ſchleſiſchen Unruhen! Der hohe Mann hätte eigentlich ſagen ſollen: Welp's Broſchüren ſeien Schuld an der Theuerung der Lebensmittel und der Armuth der Fabrikarbeiter.

— Das erſte Bändchen des „ewigen Juden" iſt bereits in Leipzig (bei Kollmann) deutſch erſchienen; und zwar erblickte die Ueberſetzung in Kleinparis und das Original in Großparis an einem und demſelben Tage das Licht der Welt. Man kommt wirklich in Verſuchung, an Hexerei zu glauben. Doch der ewige Jude hat gewiß Siebenmeilenſtiefel an, und das Sprachkleid, das ihm der Ueberſetzer (Herr Weſché) angedolmetſcht hat, verräth auch hinlänglich die Strapatzen des forcirten Marſches, den er gemacht hat. Hoffentlich wird der myſteriöſe Reiſende jetzt Zeit haben, die Toilette zu wechſeln, und aus andern Buchhandlungen, etwas eleganter gekleidet, hervorgehen.

— J. H. Merivale, von dem erſt vor Kurzem gleichzeitig mit der Bulwer'ſchen eine Ueberſetzung der Schiller'ſchen Gedichte durchgängig im Versmaß des Originals erſchien, ſtarb am 25. April in ſeinem 65. Jahre, während er eine verbeſſerte zweite Auflage ſeiner Ueberſetzung mit großem Fleiße vorbereitete. Er iſt von deutſcher Herkunft, — ſeine Großmutter mütterlicher Seits war eine Lübeckerin — lernte aber erſt im ſpäten Alter, aus Liebe zur deutſchen Literatur, die deutſche Sprache. Als Frucht ſeines Studiums veröffentlichte er die Ueberſetzung der lyriſchen Gedichte Schillers, die an Treue die Bulwer'ſche übertrifft, obgleich ſie nicht immer die rhetoriſche Gluth des Originals mit gleichem Glück wie Bulwer erreicht hat.

— O'Connell's Haft iſt keine ſo ritterliche mehr, wie anfangs; er darf keine Deputationen empfangen und iſt in ſeinem Verkehr mit der Welt ſehr beſchränkt. Die Repealagitation ſcheint aber doch täglich an Intenſivität und Hartnäckigkeit zu gewinnen. Welcher Geiſt in Irland herrſchen muß, zeigt ein von allen Zeitungen erzählter Vorfall. Aus einer Freiſchule in Dublin ſind mehrere iriſche Knaben ausgeſtoßen worden, weil ſie ſich geweigert hatten, den Repealknopf, das verbotene Abzeichen ihrer Partei, auch nur während der Lehrſtunde abzulegen. Von ſolchem Eigenſinn hat man wohl in Deutſchland heutzutage keinen Begriff.

— Es wundert uns, daß die Heldengeſtalt Abd-el-Kader's noch keinen Poeten begeiſtert hat. Nicht einmal im Ballet hat man ihn und ſeine maleriſchen Schaaren angebracht. Der einzige Gewinn, den der Algierkrieg, außer ein Paar Büchern, der europäiſchen Cultur gebracht hat, iſt — der Burnus. Vielleicht iſt Marocco, das jetzt Mode wird, glücklicher. Poeten, die darauf reflectiren, ſollten ſich den Wink nicht entgehen laſſen, den alle Zeitungen geben; das Kriegsgeſchrei der Marocaner beſteht nämlich in einem dumpfen: Ha, ha, ha!

(Den unbekannten Herrn Einſender einiger ſehr intereſſanten Mittheilungen „von der polniſchen Grenze" erſuchen wir freundlichſt, ſich uns zu erkennen zu geben. So willkommen uns dergleichen Einſendungen wären, ſo können wir ihnen, ſo lange ſie aus unbekannter Hand uns zukommen, keinen Platz in den Grenzboten einräumen.

Die Redaction der Grenzboten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Wiener Kunstausstellung 1844.

Ich muß unwillkürlich lächeln, während ich diesen Titel hinschreibe. — Wiener Kunstausstellung! Ja, wäre ich Heine, der über Nichts Alles zu sagen weiß, oder Meinert aus der Theaterzeitung, der über ein Heiligenbild Dittenberger's mit der größten Salbung tradirt, ohne auch nur eine Miene zu verziehen! Aber Sie verlangen einen Bericht, tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu. — Nach diesem Anfang glaubt vielleicht der Leser, daß ich uns Oesterreichern Nichts zutraue, z. B. kein Talent, kein Verständniß? — Gott bewahre, ich habe den größten Respect vor uns, und kämen heute zehntausend Norddeutsche und negirten uns Alles weg, Theodor Mundt an der Spitze, sie negirten mein Vertrauen zu uns nicht weg. — Man gebe nur Bauer einen Marmorblock, und er stellt euch eine Madonna, Venus, Apollo oder Christus her, so schön wie einer im weiten deutschen Reiche. — Man gebe L'Allemand zehntausend Gulden, und er malt euch eine Historie hin, so grandios, wie sie Grabbe beschreibt. Ich will nur beispielsweise die beiden nennen; von vielen andern ausgezeichneten Talenten, die einst ruhmlos zum Orcus niedersteigen, gar nicht zu reden. Aber man gibt Leuten wie Bauer und L'Allemand weder einen Marmorblock noch zehntausend Gulden, und darum ist die Kunstausstellung mager, pauvre, pitoyable.

Die Sonne der hohen und allerhöchsten Gnaden leuchtet nur auf die Häupter der Italiener und begeistert sie zu Kunstwerken, wie die erbärmlichen: Foskari von — ich glaube, Grigoletti hieß der große Mann, oder zu Gebilden in Erz wie die unästhetische Statue des Kaiser Franz in Gräz, vom Cavalliere Marchese ausgeführt. Man sollte wirklich glauben, Marchese sei ein geheimer Carbonaro

und habe ſich durch dieſes Monument an Kaiſer Franz rächen wollen, wenn der Meiſter nicht Orden trüge. — Auch wenn es an politiſchen Gründen fehlt, ſcheut man ſich nicht, Ausländer dem Heimiſchen vorzuziehen. — So gab man vor Kurzem mit Uebergehung der vaterländiſchen Künſtler einem berühmten Münchner den Auftrag, die Statue für einen neuen Brunnen auf der Freiung zu fertigen. Die Strafe folgte auf dem Fuß. Der berühmte Münchner ſchickte die geſchmackloſeſte Compoſition ein. — Wenn ein Weiſer fehlt, fehlt er recht, heißt es im Sprichwort. — Aber der Contract war geſchloſſen, und die hieſigen Künſtler weinen mit dem einen Auge, während ſie mit dem andern ſchadenfroh und ſpöttiſch zwinkern. — Wo ſoll den Zurückgeſetzten der Muth herkommen, woher die Begeiſterung? Der ſchöne Quell nationaler Inſpiration wird ihnen ja auf dieſe Weiſe nur verbittert, und unſere Kunſt iſt noch zu ſchwach, zu arm, als daß ſie auf eigene Fauſt keck und frei in die Welt greifen und ſich um keine ihrer Umgebungen kümmern könnte. — Sie geht noch immer nach Brod und wird wohl noch lange darnach gehen. Die Details der Ausſtellung beweiſen das.

Wie dem Dichter, der ein geſetzmäßiger Oeſterreicher bleiben will, Nichts als die Lyrik, ſo bleibt dem öſterreichiſchen Maler Nichts als die Natur im engſten, äußerlichſten Sinne des Wortes. Die Geſchichte muß ihm verſchloſſen bleiben, denn über den Pinſel wie über die Feder wacht die Alles ſchwarz ſehende Cenſur. — Wir werden nie Hiſtorienmaler haben, wie wir keine Geſchichtsſchreiber beſitzen. So kommt es, daß die Landſchaftsmalerei eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, die noch größer werden könnte, wenn ihr nicht der beſchränkte patriotiſche Sinn der Oeſterreicher im Wege ſtünde. Steiermark, Ober-Oeſterreich, Tyrol ſind ewige Quellen, aus denen ſie ſchöpft; zum Glück gehört nun auch der Lombardiſche Garten zu Oeſterreich, und unſere Maler ſind glücklich, auch dahin manchmal einen Ausflug machen zu dürfen, ohne die ſchwarz und gelben Schranken zu überſchreiten. Dieſer Localpatriotismus aber iſt die Urſache der unendlichſten Monotonie: die Herren Teid, Gauermann, Hannußk, Schödelberger, Steinfeld ſind immer und ewig dieſelben. Gauermann fühlt das und blieb von der diesjährigen Ausſtellung weg, er, der doch noch der angenehmſte, poetiſchſte von Allen war. — Beim

Anblick einer Gauermann'ſchen Landſchaft hörte man das Glockengeläute des Alpenviehs, den Jodler, ſah man den Gemſenjäger, die ſteiermärkiſchen gutmüthigen Geſichter und glaubte man vom Erzherzog Johann ſprechen zu hören. — Man hätte ihm noch lange zuhören und zuſehen können, aber er blieb klüglich aus, noch da man ihn vermißt, während man die Andern gar nicht bemerkt, da ſie noch da ſind. — Die Herren Alt, Vater und Sohn, machen von der letzten Arrondirung der Monarchie einen vortrefflichen Gebrauch. — Sie bringen alljährlich eine oder mehrere Landſchaften aus dem Süden, voll der heiterſten Sonne und ſüdlichſten Romantik. — Das Bild von Rudolf Alt „die Certoſa" iſt ſo ſchön und wunderbar wie das Original. — Wahrhaftig das höchſte Lob. — Etwas Abwechslung in die öſterreichiſche Gemüthlichkeit brachte der Franzoſe Tauneur mit ſeinen wilden Seebildern, und der Holländer Van Haanen mit ſeinen Winterlandſchaften. In dieſem Mann lebt der Genius der Kunſt noch fort, der ſo grillenhafter Weiſe ſich vor Jahrhunderten ſchon in dem flachen, kühlen Holland eingebürgert und die Ruisdaels ꝛc. aus baumwollenen Holländern zu Dichtern gemacht. Sollte man nicht meinen, der Genius wohne gerne mit der Freiheit auf einer Stube, auch wenn dieſe nicht Ausſicht hat auf antike Ruinen, grüne Berge und ſilberne Ströme? Van Haanen kennt die Poeſie des Winters und bannt ſie auf die Leinwand, wie Niemand. — Er könnte aus allen Maipoeten begeiſterte Jänner-Beſinger machen, und Nikolaus könnte durch ihn viel leichter die Ehre ſeines Landes retten, als durch alle Broſchüren des Herrn von Gretſch. Neben Van Haanen behauptet Kriehuber den erſten Platz mit ſeinen Aquarelllandſchaften. — Der Mann iſt auch ein Oeſterreicher und wählt meiſt dieſelben Sujets wie ſeine Landsleute; da erkennt man aber, wie jedes Auge anders ſieht, und ſein Auge iſt ein geniales. Nichts von Gemüthlichkeit, Nichts von kleinlicher Sentimentalität, da iſt Alles wild, ſchroff, zerriſſen. Seine Bilder ſind die Porträts einer unglücklichen, verwilderten Erde; durch die Steinritzen ſieht man in ihr innerſtes Herz, und die Bäume und Sträucher ſind nur das verwahrloſte Haar einer Verzweifelnden. — Kriehuber's Geſicht hat mich immer an das wilde, ſteinigte Graubünden erinnert mit ſeinen Kataraften, Abgründen und verwitterten Felſen, und wie ſein Geſicht

ſind ſeine Landſchaften. — C. Haſenpflug Kloſterruine bei Morgenbeleuchtung. — Das eine Jahr: Kloſterruine bei Morgenbeleuchtung, das andere Jahr: Kloſterruine bei Morgenbeleuchtung, und ſo ewig fort in ſchöner Abwechſelung. Man weiß es ſchon und kann es beim Eintritte in die Zimmer mit Gewißheit vorausſagen: im Saale VI. an der mittleren Bretterwand an der Ecke hängt eine Kloſterruine von Haſenpflug, nur das Eine iſt ungewiß, ob bei Morgenbeleuchtung oder Abendbeleuchtung. Da iſt unſer Ernſt, wenn auch nicht ſo vollendet in der Technik, doch mannigfaltiger in ſeinen architektoniſchen Stücken.

So weit mit Landſchaft und Architektur. — Mit der Genremalerei ſieht es ſchlechter aus. Da braucht ſchon der Geiſt freien Spielraum, er muß in alle Verhältniſſe greifen, lyriſch, humoriſtiſch, ſatyriſch, epiſch. Von all dem aber bleibt dem Oeſterreicher ſeiner Natur nach nur das lyriſche Element. Aber Peter Fendi iſt todt, ſein Schüler, der talentvolle Carl Schindler, iſt ihm nachgefolgt; wer bleibt uns als Waldmüller, L'Allemand und etwa Treml und einige wenige Unbedeutende. Ammerling, Schiavone gehören in eine andere Kategorie; Waldmüllers „Erſtehen zum neuen Leben" iſt wohl das beſte Genrebild der diesjährigen Ausſtellung. Ein alter Landmann, der nach lebensgefährlicher Krankheit zum erſten Male wieder hinaustritt in den erwachenden Frühling, in Gottes friſche, freie Natur, er, der ſich demüthig ſchon zum letzten Wege bereitet hatte. — Seine Kinder ſtützen ihn, wie er über die Schwelle ſeiner Hütte tritt und unwillkürlich die Kappe vom greiſen Schädel zieht und begeiſtert zum Himmel blickt. O eine Idylle, ſchöner und rührender als alle von Voß und Hölty, eine Idylle, bei der man weinen möchte. — Waldmüller, weil er eine derbe, geſunde Natur iſt, wird verkannt von denen, die das Superfeine, Ueberzarte lieben; weil er ſeinen Bäuerinnen derbe rothe Backen gibt, ſpricht man ihm alle Romantik ab; es geht ihm wie ſo vielen Poeten, die ſich nicht nur mit Veilchen, Lilienduft und Mondſchein abgeben wollen. — L'Allemand mit ſeinen plänkelnden Huſaren zeigt, wie er ſich ſchnell einen Namen machen könnte, wenn er ſich nur eine Myſtification à la Willibald Alexis erlauben wollte, und anſtatt ſeines irgend einen berühmten Namen in den Katalog ſetzen

ließe, z. B. H. Vernet. — Treml iſt ein glücklicher Nachahmer des obenerwähnten verſtorbenen Schindler. — Bárabás, der Ungar, iſt unter den Malern ſeines Vaterlandes, was Joſika unter ſeinen Schriftſtellern. Ein ungariſcher Romantiker! — Die Hoffende, die Trauernde, die Nachdenkende heißen drei Bilder, deren Vater ſchon aus den Ueberſchriften leicht zu erkennen iſt. Es iſt Natale Schiavone, der an ſentimentalen Töchtern der Art ſo reiche Vater, der ſchon in einem Jahre mehr Mädchen malte, als es ſeit zwei Jahrhunderten in Kurheſſen Maitreſſen gab, und das will viel ſagen! — Revolutionen wird er keine hervorbringen, wohl aber raſche Wallungen des Geblütes, nicht nur in den Adern eines Wieners, ſondern auch in denen eines verhegelten Norddeutſchen, und wenn er noch ſo viel abſtrahirt. So ſind die Bilder Schiavone's; ob das gut iſt oder ſchlecht, überlaſſe ich dem individuellen Urtheile des einzelnen Leſers. Auch glaube ich, ſind dieſe Bilder mehr den Studienköpfen zuzuzählen, als dem Genre. Daß ſie nicht Poeterie ſind, dafür bürgt die Sittlichkeit der Wienerinnen. — Ganz anders iſt es mit den ſogenannten Studienköpfen Ammerling's. Dieſer Maler, der früher nur das Reizende, nicht die Schönheit kannte, der Knalleffecte in Farben, aber keine eigentlichen Eindrücke hervorzubringen wußte, hat nun in Rom eine hohe Schule durchgemacht und heroiſch alle die Fehler abgelegt, die blendenden Unarten, die ihn vor Jahren zum Abgott der Wiener machten. Italien konnte ihn zwar nicht lehren, was Schönheit ſei, denn das lernt ſich nicht, aber den tiefen poetiſchen Sinn, den Sinn für die hohe Schönheit, die man nicht nur mit dem Auge ſieht, die man auch denken und fühlen muß, dieſen Sinn, der unter dem öſterreichiſchen Materialismus begraben lag, hat die italieniſche Sonne geweckt und zu herrlichen, vollendeten Blüthen hervorgezogen. Dieſe Blüthen heißen in der diesjährigen Ausſtellung und in der proſaiſchen Sprache des Katalogs: Italieniſche Mädchen, zwei alte Männer, ein Mann, Thorwaldſen's Porträt, Rebecka und noch zwei Wiener Porträts. — Wir können unmöglich dieſe Bilder beſchreiben. Von einer Landſchaft, einem Hiſtorienbilde laſſen ſich wenigſtens die Details aufzählen, aber was ſoll man an dieſen einzelnen Geſtalten hervorheben? Beſchreibe mir Einer den Mondſchein, die Kryſtallhelle eines Quells oder dergleichen Ureinfaches, Urſchö-

nes. Aber wunderbar iſt es mit dieſem Maler! Er componirt nicht, ich glaube auch, er denkt nicht; aber er hat Phantaſien, Erſcheinungen; er ſieht einzelne Geſtalten, er hält ſie feſt, und ein wunderbares Gebilde tritt aus der Leinwand, ein Gebilde, das er nicht zu nennen weiß, deſſen Urſprung er nicht kennt, das aber durch und durch ſchön iſt. So mit dem einen ſeiner Bilder, er nennt es Rebecka; warum? weil dieſes wunderbare Weib einen Krug trägt; hielte es einen abgeſchnittenen Kopf in den Händen, es wäre wohl leichter für eine Judith zu halten. Ammerling iſt ein großer Maler! Seine Porträts können neben den beſten aller Zeiten beſtehen, ſeine anderen Bilder aus neuerer Zeit übertreffen in Farben und Zeichnung die der meiſten lebenden Maler. — So hätte Schrozberg vielleicht auch werden können, aber die Mode hält ihn auf dem einen Fleck, auf dem er ſich ſchon vor Jahren befand, und er wird wohl auch nicht mehr weiter kommen. Sehr zu loben iſt noch Bàrabas mit ſeinem Porträt des Klavierſpielers Filtſch, des armen Jungen, der neben ſeinem Klaviere daſteht, wie der heilige Laurentius mit ſeinem Roſt. Wahrhaftig, man könnte dieſes Bild zu den hiſtoriſchen zählen, denn es wird Zeugniß geben von der Schmach unſerer Zeit, von unſerer Grauſamkeit gegen die wehrloſen Kinder, die man zu Wundern machen will durch Plagen und Torturen, gleichwie die Kamiſarden aus ihren Kleinen Seher und Propheten machten. — Wie er daſteht, der arme Treibhausvirtuos Filtſch; welche traurige Geſchichten man in ſeinem blaſſen, abgezehrten Geſichte lieſ't! und das Alles hat das Ungeheuer daneben gethan.

Und nun zur Geſchichte, zur Hiſtorienmalerei! — Ich enthalte mich aller Einleitungen, aller Bemerkungen, wie z. B. die Hiſtorienmalerei jetzt an der Zeit wäre, wie die öſterreichiſchen Maler, auch wenn ſie könnten, die intereſſanteſten Stoffe aus ihrer Geſchichte nicht benutzen dürften, z. B. die Huſſitengeſchichte, die Leſſing ſo großartig ausgebeutet hat, ferner, daß die ſogenannten Nazarener Führich, Kupelwieſer, Dittenberger gar nicht mehr ſo populär ſind, als ehedem, kurz aller dieſer Bemerkungen enthalte ich mich, ſonſt wird die kürzeſte Einleitung länger als die Beſprechung. Was bietet uns der Salon an Hiſtorienbildern? Zwei bibliſche Bilder von Führich, aus denen man nie den Maler des „Gang nach Emaus“ und des „Gang Mariä“

erkennen würde. So nüchtern, so hölzern hat Führich wohl nie gemalt. Aber um des Einen Frommen willen „der Gang nach Emaus", sei Führich Alles vergeben. Perger, dem ſchon manches Hiſtoriſche gelungen, iſt dies Jahr hinter ſich ſelbſt zurückgeblieben. Napoleon's Ueberfahrt aus der Inſel Lobau iſt ein herrlicher Moment und könnte ein gutes Bild geben. Aber ein Napoleon ſieht nach der erſten verlorenen Schlacht ganz anders aus; da auf dem Bilde läßt ſich ein Mann mit finſterem Geſichte, der mit Napoleon Aehnlichkeit hat, über ein Waſſer ſetzen. — Das und nicht mehr ſagt das Bild, und dabei Alles ſo fahl! Auf einem anderen Bilde wollte derſelbe Maler Tilly in einem ſchrecklichen Momente darſtellen und macht eine Karrikatur aus ihm. Dittenberger mit ſeinen Madonnen iſt abgeſchmackt! Ich ſage das ſo ruhig und ohne alle Kritik und Auseinanderſetzung, weil ich feſt überzeugt bin, daß Jeder, der nur Ein Bild von Dittenberger geſehen, mir ohne Säumen beiſtimmt. Ich fühlte mich gedrängt, das zu ſagen, während ich alles eigentlich Schlechte übergehe, nur weil Dittenberger in Folge des Einfluſſes der ſogenannten Nazarener ſich ein gewiſſes Air gibt und dieſes Air gerne erhalten wiſſen möchte. Eben ſo freue ich mich, ganz ruhig ſagen zu können, daß „die Erweckung des heiligen Wenzeslaus" ein craſſes, häßliches, widerliches Bild iſt, in Colorit und Zeichnung weniger als ſchülerhaft. Das Bild aber iſt von Petter Anton, und Petter iſt Director oder Profeſſor an der hieſigen Akademie! —

Das iſt die Wiener Ausſtellung vom Jahre 1844. Außer dem Erwähnten nur noch Heyke ausgenommen, der aus Aegypten herrliche Orientalen mitgebracht, und eine Landſchaft von Rottmann, die ich oben aufzuzählen vergeſſen, iſt Alles mittelmäßig und ſchlecht. — Unter den Sculpturen zeigen die Statuetten von Alezy außerordentliches Talent.

Anſtatt des Schluſſes erlaube ich mir einen Theil aus dem Briefe einer geiſtreichen Frau hier herzuſetzen. Sie ſchreibt, nachdem ſie noch weniger als ich gelobt, Folgendes: Was den Reſt betrifft, ſo weiß ich nicht, ob, wenn man mir ihn ſchenkte, ich ihn nach Hauſe tragen ließe. Geiſtloſigkeit iſt der eigentliche Charakter der diesjährigen Ausſtellung; dieſe geht ſo weit, daß ſelbſt Narrheit, dieſer auf den Kopf geſtellte Geiſt, darin fehlt. Lächerliches, Verrücktes, wie in früheren Jahren, iſt kaum vorfindlich, nur die troſtloſeſte Mittelmäßigkeit. —

Wenn man die Säle durchwandert, wird Einem zu Muthe, wie beim Leſen der Gedichte von Fitzinger, einer Novelle von Straube, oder öſterreichiſcher Almanache überhaupt. — Langeweile, eiſige, allmächtige Langeweile iſt der Eindruck, den man mit fortnimmt. Und dies iſt das Kunſtſtreben einer großen Monarchie, einer großen Reſidenz insbeſondere. Wiſſen Sie, was mich traurig macht? Zu denken, daß dieſe Erbärmlichkeiten die Frucht von vieler Menſchen ganzer Lebensmühe ſind.

Wien, Ende Juni.

M. H. von Geldern.

Die Malerei in Belgien seit 1830.

Politiſche Zuſtände und ihr Einfluß auf die Kunſt. — Das burgundiſche Reich und die öſterreichiſche Monarchie. — Die Nachfolger des van Eyk. — Rubens und ſeine Schule. — Die Holländer und die Flamänder. — Die Revolution von 1830 in den Straßen und den Ateliers. — Siebentauſend Künſtler. — Die Regierung und die Kunſt. — Die Malerakademie und ihre Lehrer.

Wenn es überhaupt eines Beweiſes bedürfte, daß die geiſtige Entwickelung einer Nation mit ihrem politiſchen Leben in einem innigen Zuſammenhange ſteht, ſo würde Belgien, der jüngſte Staat Europas, ihn liefern.

So wie die politiſche Geſchichte dieſes Landſtrichs, in deſſen Thälern und Ebenen ein urwälſcher und ein urgermaniſcher Stamm in dichteſter Nachbarſchaft ſich eingeniſtet haben, den Kampf zweier entgegengeſetzten Elemente zeigt, die oft gewaltſam einander widerſtreben und oft nicht minder gewaltſam ſich zu vereinigen ſuchen, weil die Nothwendigkeit ſie dazu zwingt, ſo zeigt auch die Geſchichte der Kunſt denſelben Kampf. Dieſes Auf- und Niederwogen des romaniſchen und deutſchen Lebens erſcheint faſt regelmäßig wie Ebbe und Fluth, und immer, wenn das eine Element eine Zeitlang die Oberhand gewonnen, tritt die Reaction ein, um für einen kaum längeren Zeitraum die Oberhand zu behaupten.

Drei Namen bezeichnen die drei Hauptabſchnitte der flamändiſchen Kunſtgeſchichte: Van Eyk, Rubens, Wappers. Letzterer iſt zwar weit entfernt, durch ſein Genie an der Seite jener beiden Großmeiſter glänzen zu können; in der Geſchichte der flamändiſchen Kunſtentwickelung iſt er jedoch, ſo wie ſie, der Meilenzeiger und Fahnenträger einer neuen Epoche.

Wie zu den blühenden Zeiten der Eliſabeth Shakſpeare ſich erhob und dem Geiſt der engliſchen Poeſie für alle Ewigkeit ſeinen

Schwerpunkt gab, ſo war es auch die glänzende Epoche der burgundiſchen Herzoge, zu einer Zeit, wo die niederländiſchen Provinzen an Reichthum und Cultur Deutſchland überflügelten, in welcher die Gebrüder Van Eyk den Genius der flamändiſchen Malerei zuerſt fixirten. Das große burgundiſche Reich, welches mit dem heutigen Oeſterreich in Bezug auf die verſchiedenartigſten Länder und Nationalitäten, die es zuſammenfaßte, manche Aehnlichkeit hatte, konnte und wollte auch, eben wie Oeſterreich, keine Centraliſation; gerade in der Getrenntheit und Abgeſchiedenheit der einzelnen Stämme und der Territorialeintheilung ſahen die burgundiſchen Herzoge das beſte Mittel zur Conſolidirung ihrer Herrſchaft. Doch waren dieſe einzelnen Provinzen und Nationalitäten durch die Gewohnheit, von einer Dynaſtie beherrſcht zu werden zu einer Art innerem Zuſammenhang gekommen. Zwar ſtritten ſie ſich um die Hegemonie, gerade wie heute Slaven, Magyaren und Deutſche ſich in Oeſterreich um das Uebergewicht ſtreiten; indeß war der germaniſch-niederländiſche Beſtandtheil der überwiegendſte, weil dieſe Provinzen am reichſten, am vorangeſchrittenſten waren in Handel, Gewerbe und Kunſt, weil Brügge die Nebenbuhlerin Venedigs war. *) So wurden die Brüder van Eyk, gleich Shakſpeare — obgleich ihre Schöpfungen nicht mit jenen des alle Vergleichung überragenden Briten in Parallele zu bringen ſind — für das Genie ihrer Nation der kühnſte, ſchöpferiſchſte und befruchtendſte Ausdruck. Die naive germaniſche Art der Anſchauung, der kräftige, freudige Sinn für das Leben der Farben iſt ſeit jener Zeit ein Eigenthum, ein Kennzeichen aller flamändiſchen Maler geblieben. Allerdings hat nach dem Tode der beiden Brüder der nationale Sinn der von ihnen geſchaffenen Schule ſich eine Zeitlang wieder verloren. Allein dies war ja auch nach der Zeit des Shakſpeare der Fall. Wie die Flitterepoche der franzöſiſchen Literatur zur Zeit des vierzehnten Ludwigs die Engländer zu tauſend Ueberſetzungen und ihrer Nationalität widerſtrebenden Nachbildungen verlockte, eben ſo wurden die niederländiſchen Maler des ſechszehnten Jahrhunderts von den Wunderwerken der Italiener angezogen und gaben ſich Nachahmungen hin, die ihrer ſinnlichen,

*) Charakteriſtiſch iſt dabei ein Wort Karl's des Kühnen: „La Bourgogne — ſagte er — ne peut me fournir de l'argent comme mes pays de par deça: car elle n'en a point: elle sent la France". Siehe Moke, Histoire de la Belgique, Gand 1844.

derben Nationalität nicht angepaßt waren. Das germaniſche Element wurde, ſtatt weiter ausgebildet zu werden, von dem romaniſchen verdrängt, und dennoch rächte es ſich durch die Zähigkeit, mit der es ſelbſt aus den Werken der Beſten unter dieſen flamändiſchen Römlingen, wie Franz Floris, Michael Corie ꝛc. hervorguckt, ſo lange, bis endlich Rubens es wieder zu Ehren brachte.

Mit Rubens beginnt die zweite, echt nationale Epoche der niederländiſchen Schule. Die verheerenden Kriege der ſpaniſchen Furie waren endlich ausgekämpft. Belgien, d. h. die ſüdlichen Niederlande, erfreuten ſich unter der Regierung von Albrecht und der Infantin Iſabella der Ruhe; Alles lebte wieder auf — auch die Kunſt. Rubens, deſſen Eltern vor dem Schwerte des Krieges nach Köln geflohen waren, kam zurück in ſein Vaterland, errichtete ſeine Staffelei in Antwerpen und focht mit ſeinen Jüngern Van Dyk, Jordaens, Teniers u. ſ. w. einen Befreiungskrieg durch, deſſen Trophäen in allen großen Gemäldegalerien hängen als koſtbarſte Denkmäler origineller Kunſtkraft.

Da hier nicht von der älteren flamändiſchen Schule, ſondern von der ſeit 1830 die Rede ſein ſoll, ſo kann ich auf eine nähere Auseinanderſetzung jener Rubens'ſchen Epoche, die ohnehin jedem Kunſtkenner hinlänglich bekannt iſt, nicht eingehen. Wie nach dem Tod Alexanders, die Feldherren, welche er gebildet, ſich in ſein Reich theilten, ſo theilten ſich die Schüler, welche der nationale Meiſter erzogen, in ſeine Herrſchaft. *)

*) Jordaens, van Thulden, Abraham Diepenbeek, Cornelius Schut und Erasmus Quellin der jüngere, bearbeiteten nach ihm die Hiſtorie. Seine Art, das Porträt zu behandeln, wurde von Van Dyk, zwar mit weniger Energie, aber dafür mit größerer Eleganz ausgebildet; ihm ſchloſſen ſich Cornelius de Vos, Gonzales Coques und ſelbſt Kneller und Lely an. Als Thier- und Jagdenmaler fand er würdige Nachfolger in Franz Snyders, Paul und Simon de Vos, Johann Fyt und den beiden Wenninx. Ein Anderer aus ſeiner Schule, David Teniers, eröffnete für die flamändiſche Malerei eine neue Laufbahn, das groteske Genre, welches David Ryckaert der jüngere mit einer ſo außerordentlichen Ueberlegenheit cultivirte. Durch Bilder wie der Liebesgarten, übte der Antwerpener Malerfürſt einen bedeutenden Einfluß auf die Künſtler aus, welche nach ihm das edlere Genre behandelten, wie Terburg, Netſcher, Coques, Eglon van der Neer, Gerard Dow, Pieter de Hoogh, Gabriel Metzu und Heinrich Rokes. In der Landſchaft gab Rubens' Schüler, Wildens, ſeinen Zöglingen, Jakob von Artois und Huismans, Anleitung zu einer großartigen Auffaſſung der Natur. Ein Anderer endlich aus Rubens' Schule, Lukas van Uden, wurde in der getreuen und einfachen Darſtellung ländlicher Gegenden der Vorgänger von Albert van Ewerdingen, Hobbema, Jakob Ruysdael und Waterloo.

Aber Antwerpen hörte auf, der Mittelpunkt dieſer Schule zu ſein; ſie zerſtreute ſich und ihr Vaterland verlor allmälig ihre Spuren. Der weſtphäliſche Friede machte dem dreißigjährigen Schlachten ein Ende, aber er tödtete zugleich den Handelsflor Südniederlands. Der vierzehnte Artikel des Tractats von Münſter decretirte die Sperrung der Schelde. Antwerpens Hafen wurde zur Einöde und der Reichthum der alten Welthandelsſtadt ging an ihre Rivalin Amſterdam über. Die Kunſt, die zu allen Zeiten nicht blos nach Brod, ſondern auch nach Braten geht, zog mit. Holland beherrſchte fortan das Meer mit den Ruderſchlägen ſeiner Schiffer und das Land mit den Pinſelſchlägen ſeiner Maler. Wie die kleinen ärmlichen Kähne der Waſſergeuſen einſt die ſtolze ſpaniſche Flotte beſiegten, ſo beſiegten jetzt eine Reihe von niederländiſchen Künſtlern mit den ärmlichſten Gegenſtänden, die ſie in Haus und Hof zum Vorwurfe ihrer Staffelei erhoben, die ſtolzen katholiſchen Altarmaler. Es war eine echte Malerei des Proteſtantismus. Sie proteſtirten gegen das Alleinſeligmachende der Kirche in der Kunſt und bewieſen pantheiſtiſch, daß Gott überall ſei, in der Kneipe verſoffener Burſchen, wie auf den wilden Wogen des ſchäumenden Meeres, in den Blättern eines lebloſen Fruchtſtückes, wie in den Reihen einer weidenden Heerde. Die holländiſche Malerſchule iſt der Repräſentant des Goethe'ſchen Spruches:

Greif nur hinein in's volle Menſchenleben,
Und wo Du es faſſeſt, iſt's intereſſant.

Rubens ſtarb im Jahre **1640** und fünf und fünfzig Jahre ſpäter ſtarb in Belgien der letzte bedeutende Maler ſeiner Schule, Erasmus Quellin. Fortan unterlag die flamändiſche Malerſchule denſelben Einflüſſen, denen auch die flamändiſche Sprache unterliegen mußte. Die Heere Ludwigs **XIV.** riſſen ein Stück nach dem andern von dem burgundiſchen Kreiſe los. Ganz Europa ward Affe der franzöſiſchen Mode, wie ſollte das benachbarte Belgien ſich freihalten? Was an einheimiſchen Kräften von Bedeutung war, wie Van Loo, Van der Meulen, wurde von Paris angezogen und diente dem Gold des „großen Königs." Hingegen fanden die girrenden Schäferinnen Watteau's, die gepuderten Zeuſe und die reifröcklichen Nymphen hundert Nachahmer im Vaterlande Van Eyk's. Die trocknen Lehren des Antwerpner Malers Andreas Lens (Ver-

faſſer der auch in's Deutſche überſetzten „Abhandlung über die Tracht der alten Völker und des Verſuchs über den guten Geſchmack in der Malerei,) konnten eben ſo wenig als ſein trockener, poeſieloſer Pinſel dem nationalen Geſchmack auf die Beine helfen. Als nun vollends der bei allen ſeinen ſtarren Irrthümern dennoch ſo großartige und gewaltige David, der Maler der Revolution und der Kaiſerzeit, die Kunſtwelt Europas zu beherrſchen begann, wie die Armeen ſeines Vaterlandes die Schlachtfelder beherrſchten, da unterlag auch der letzte Reſt von Anhänglichkeit an die nationale Kunſt in Belgien; die Truppen Frankreichs beſetzten das Land, ſeine Präfecten proſcribirten die nationale Sprache, ſeine Commiſſäre entführten die nationalen Kunſtdenkmäler nach Paris und ſeine Maler verwehrten jede Rückkehr zu den alten einheimiſchen Kunſt-Traditionen. Noch mehr, während zur Zeit der Reſtauration in Frankreich eine neue Schule emporkam, und Gros, Gerard und Prudhon ihren Lehrer David verdrängten, war dieſer nach Brüſſel übergeſiedelt und hielt daſelbſt durch das Gewicht ſeiner Anweſenheit und ſeiner Perſönlichkeit jeden andern Keim neben ſich nieder.

So kam das Jahr 1830 heran und es ereignete ſich plötzlich ein Zufall, ein Schickſal, wenn man will, das in der Geſchichte der Kunſt zu einem der ſeltſamſten gehört. Die politiſche Gereiztheit der Belgier gegen die Hegemonie der Holländer hatte ihren Gipfel erreicht. Alles, was die Nationalität des niederländiſchen Südens aufſtacheln, erhitzen und begeiſtern konnte, war von den Führern der belgiſchen Preſſe und Kammeropposition aufgeboten worden. In den Straßen Brüſſels rollte es bereits dumpf, die Luft war ſchwül, wie am Vorabend verhängnißvoller Ereigniſſe, Alles ahnte, daß eine politiſche Kriſis vor der Thür ſei, die auch richtig in den letzten Tagen des Septembers zum Ausbruch kam.

Einen Monat früher, d. h. im Auguſt 1830, wurde in Brüſſel herkömmlicherweiſe die Kunſtausſtellung eröffnet. Die Zahl der eingeſchickten Gemälde war ſehr groß. Die Nachzügler der franzöſiſchen Kunſt hatten ſich breiter als je gemacht, abgeſehen von einigen Landſchaften und Genrebildern, waren alle Wände mit Mythologie, mit griechiſcher und römiſcher Geſchichte wie ausgetäfelt; da fanden ſich alle Gräuel des Atreus, Agamemnon mit ſeinem ganzen Hauſe,

Griechen und Römer mit Küraſſierhelmen, religiöſe Bilder in der gräulichſten Weltlichkeit. Die Menge der Beſucher gaffte hier und dort, drängte ſich aber in Gruppen und Haufen vor einem Gemälde, das ohnſtreitig als das erſte und dominirende dieſer ganzen Ausſtellung betrachtet wurde. Dies Bild hatte ſich weder unter den Griechen, noch unter den Heiligen ſeinen Gegenſtand ausgeſucht, ſondern ſtellte eine kleine, aber denkwürdige Epiſode aus dem niederländiſchen Befreiungskriege dar, eine ergreifende Scene aus der Belagerung von Leyden im Jahre 1574. Folgendes iſt der Stoff.

Die Stadt hatte den belagernden Spaniern den muthigſten Widerſtand geleiſtet; aber die Lebensmittel waren ausgegangen, der Hunger iſt auf den Geſichtern Aller gemalt, das Volk drängt auf Uebergabe, das Haus des Bürgermeiſters Van der Werff wird geſtürmt, man verlangt, er ſolle die Schlüſſel der Stadt dem Feinde übergeben. Da tritt er heraus, bleich, aber ruhig, unter die wüthende Menge. Ich habe den Staaten gelobt, dieſe Stadt zu halten, ich kann mein Wort nicht brechen; Brod habe ich keins für Euch, aber wenn Ihr mein Blut trinken wollt, nehmt es hin und ſättigt Euch daran.

Dieſe Scene war weder in einem beſonders großen Rahmen, noch mit dem gewöhnlichen Theatereffekt gemalt, aber die dramatiſche Gruppirung, die Wahrheit des Ausdrucks, vor Allem aber das harmoniſche claſſiſche Colorit, mahnte unwiderſtehlich an die alten vaterländiſchen Meiſter. Alle Welt wollte den Namen des Malers wiſſen, er hieß Wappers. Wappers? kein Menſch kannte ihn; man erkundigte ſich und hörte, es ſei dies der Name eines jungen Malers aus Antwerpen, eines Zöglings der dortigen Akademie, die mühſam, aber fruchtlos den Spuren der Rubens'ſchen Schule nachwandelte. Das erſte Mal nach faſt hundert Jahren floſſen aus dieſem verſiegten Brunnen wieder friſche, helle Tropfen, trug dieſer verdorrt geglaubte Baum wieder goldene Frucht. Rubens! der Name war plötzlich wie durch eine Zaubererinnerung auf allen Lippen, es war, als fiele der Schleier den Leuten von den Augen und als erkennten ſie mit einem Male den Götzendienſt, den ſie bisher vor fremden Altären getrieben. Dieſer revolutionäre Geiſt gegen die bisher herrſchende Kunſtdynaſtie wurde durch die Revolution gegen die herrſchende

Königsdynaſtie nicht verdrängt und in den Hintergrund geſchoben. Während die Volkshaufen in den Straßen bivouakirten, während man die neue Conſtitution des Landes beſprach und die Selbſtändigkeit deſſelben verlangte, discutirten die jungen Maler über die Reconſtituirung der alten flamändiſchen Schule und verſchworen ſich zur Unabhängigkeit von dem bisherigen Regime. Das Glück, welches die politiſche Revolution der Belgier krönte, ſtachelte die Geiſter zu Wagſtücken aller Art, das Selbſtvertrauen war zurückgekehrt, Nationalität! war das begeiſternde Loſungswort der Generation geworden, die Blicke wurden in die Vergangenheit zurückgeworfen, man ſuchte nach Geſchichte und nach Brücken zur Verbindung zwiſchen der Gegenwart und den glorreichſten Epochen von ehemals. Man fing wieder an, die reichen ſtrahlenden Gemälde der alten Meiſter zu ſtudiren; man ſuchte hinter das Geheimniß ihrer mannigfachen und prächtigen Farbentöne, ihrer ſo tiefen, ſo bezaubernden Harmonie zu kommen. Die Kirchen mit ihren reichen Gemälden und das Muſeum zu Antwerpen mit ſeinen koſtbaren Schätzen wurden nie leer. Drei volle Jahre dauerte dieſer Enthuſiasmus, und die Zeit kam heran, wo die erſte Brüſſeler Ausſtellung nach der Revolution (die vom Jahre 1833), eröffnet wurde. Ein neues Schauſpiel bot ſich dar, nicht minder merkwürdig, als das frühere; eine zügelloſe Reaction der Coloriſten, von der es ſchwer iſt, eine Vorſtellung zu geben, das Erzeugniß einer bis zum Schwindel feurigen, ja raſenden Jugend, die unter dem Panier der romantiſchen Schule, —ein Ausdruck ſo vieldeutig als verworren— die letzten Ueberreſte der von den Nachzüglern der claſſiſchen Kunſt, d. h. der David'ſchen Schule, aus dem Felde ſchlagen wollte. Mit einem unglaublichen Enthuſiasmus hatte man ſich wieder an Rubens geſchloſſen; freilich hätte man gut gethan, wenn man mit dem Beſtreben, die Rubens'ſche Färbung ſich anzueignen, auch das Studium des Rubens'ſchen Zeichnens vereinigt hätte. Aber leider machte ſich jene Kunſtjugend mit einer ſehr unvollſtändigen Einſicht in die Zeichnung ihres Vorbildes, und mit einer oberflächlichen und übertriebenen Vorliebe für ſeine Farbe an's Werk. Die meiſten Bilder dieſer Ausſtellung glichen bloßen Farbenbrettern, denen die Form fehlt, nicht blos die ideale, die Poeſie der Form, ſondern oft ſogar die ſinnliche, die blos äußerliche Geſtalt und ihre Verhältniſſe. Es war aber die Reaction, die ſich

bei dieſer Ausſtellung ausſprach, und als ſolche war ſie natürlicherweiſe übertrieben, gewaltſam, ausgelaſſen; um nur nicht hinter dem Ziele zurückzubleiben, nahm man einen Schwung darüber hinaus. Die Fluth war übergetreten und hatte Alles mit ſich fortgeriſſen. Um gerecht zu ſein, darf man nicht verſchweigen, daß die Anhänger der David'ſchen Schule jener ungeſtümen Jugend die größten Dienſte leiſteten. Allein dieſe Revolution der Kunſtrichtung, die in einem und demſelben Momente mit der politiſchen Revolution Belgiens begonnen hatte, hielt auch gleichen Schritt mit letzterer. Allmälig ſah die erſtaunte Welt dieſes Belgien, deſſen zwölfmonatliche Exiſtenz man Anfangs bezweifelte, deſſen Ruder von einer Hand voll junger Leute, die eben erſt die Journalfeder aus den Händen gelegt, geführt wurde, ſich immer feſter conſtituiren und Maßregeln ergreifen, die — wie z. B. das Eiſenbahnproject — Kühnheit mit Sicherheit zugleich verbanden. Die anarchiſchen Elemente des erſten Augenblicks wurden bezwungen, und der junge Staat ſtand bald ſo feſt auf ſeinen eigenen Füßen, als wäre er von „Gottes Gnaden" und nicht durch das „ſouveräne Volk" organiſirt worden. Daſſelbe Schauſpiel zeigte ſich auch bald unter der jungen, neu aufblühenden Malerſchule. Bereits bei der zweiten Brüſſeler Ausſtellung, im Jahre 1836 (die Kunſtausſtellung findet in der Hauptſtadt Belgiens von drei zu drei Jahren ſtatt), zeigte ſich eine vollſtändige Organiſation der jungen Schule. Der blinde, anarchiſche Uebermuth hatte ſich gelegt, die Zügelloſigkeit hatte ſich Regeln unterworfen. Bei dem Einen zeigte ſich die Farbe von tieferem, wahrem Gefühl belebt, bei dem Andern verriethen die Linien ernſtes wiſſenſchaftliches Studium, der Enthuſiasmus begann ſich mit Beſonnenheit zu paaren. Was dieſer Ausſtellung eine beſondere Bedeutung gab, das war die große Anzahl von hiſtoriſchen Bildern; die Gegenſtände derſelben waren nicht mehr dem griechiſchen und römiſchen Alterthume entlehnt, ſondern den Chroniken und Annalen der Landesgeſchichte entnommen. Die zwei Kunſtausſtellungen der Jahre 1839 und 1842 ſind in einigen ihrer Reſultate auch dem großen deutſchen Publicum bekannt geworden; die hiſtoriſchen Bilder von de Keyzer, von Gallait und de Bievſe haben die Runde durch den größten Theil Deutſchlands gemacht. Die Genrebilder Braekleer's, die Thierſtücke

Verboekhoven's u. ſ. w. ſind in Tauſenden von Lithographien vervielfältigt worden, und dieſe liegen Jedermann vor, um über die Conception urtheilen zu können, und um auch den Ungläubigſten zu überzeugen, daß die Flamänder das Zauberwort der alten Vorfahren wieder gefunden haben. Der Gang der neueren belgiſchen Schule bewegte ſich parallel mit der neueren franzöſiſchen Malerſchule, welche allerdings ſchon früher durch Gerard, Gros, Vernet ſich der Nachahmung des Fremden entzogen hatte, allein die franzöſiſchen Maler, welche ſich hinſichtlich des Colorits an keine alte nationale Schule anſchließen konnten, zerfielen in vielerlei Manieren und Manierirtheiten. Die belgiſchen Maler hingegen, die in ihrem Vaterlande die Quelle eines eigenthümlichen Kunſtlebens beſaßen, thaten nichts Anderes, als in die neuerweckte Schule einen dem Volke entſproſſenen Geiſt wieder einzuführen.

Die belgiſche Regierung, der man es zur Ehre nachſagen muß, daß ſie gerne nach Elementen ſucht, welche dem Geiſte der Nationalität Nahrung und Aufſchwung verleihen können, pflegt das Genie der flamändiſchen Künſtlerjugend mit eifrigen Händen. Dieſen Farben- und Formenſinn der Nation, die ruhmvollen Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, betrachtet die Regierung als ein koſtbares Nationalgut, das ihr anvertraut iſt und das zu bewachen und zu vergrößern ihr eben ſo ſehr am Herzen liegt wie die Verwaltung des Staatsſchatzes. In keinem Lande der Welt gibt es auf einem ſo kleinen Raum eine ſo große Unzahl von Kunſtſchätzen, als in Belgien. Nicht weniger als dreiundvierzig Akademien und öffentliche Lehrſäle für Malerei, höhere Zeichnenkunſt und Architectur hat Belgien aufzuweiſen; die Zahl der Zöglinge beläuft ſich auf ſechs bis ſiebentauſend. Ich will die Hauptſchulen und die Meiſter an denſelben hier in einer kurzen Skizze vorführen.

Vor Allem die glorreiche Akademie von Antwerpen, jener Herd der Rubens'ſchen Schule und ſo vieler alten wie jüngeren Meiſter. Dieſe Akademie zählt über fünfhundert Schüler. Neun Profeſſoren und zwei Gehilfen ertheilen hier Unterricht; Wappers iſt Director; als Profeſſoren wirken die Maler de Keyzer (Hiſtorie); Leys, Braekleer, De Jonghe, De Block (Genre); Jacobs (Seeſtücke); Geefs (Bildhauerkunſt); ferner unterrichten mehrere Profeſſoren im Graviren, in Architektur, Geſchichte, Archäologie, Al-

Jahre, Mittelstufe 3 Jahre, Oberstufe 3 Jahre. Die Lehrgänge sind in Halbjahrsabschnitte eingeteilt. Die Unterstufe umfaßt 6 Halbjahre, die Mittelstufe 6 Halbjahre, die Oberstufe 6 Halbjahre. Die Unterstufe ist in 6 Klassen, die Mittelstufe in 6 Klassen, die Oberstufe in 6 Klassen eingeteilt. Die Klassen werden mit römischen Ziffern bezeichnet. Die Klasse I ist die Klasse des ersten Halbjahres, die Klasse II die Klasse des zweiten Halbjahres, die Klasse III die Klasse des dritten Halbjahres, die Klasse IV die Klasse des vierten Halbjahres, die Klasse V die Klasse des fünften Halbjahres, die Klasse VI die Klasse des sechsten Halbjahres. Die Klasse I ist die niedrigste Klasse, die Klasse VI die höchste Klasse. Die Klasse I ist die Klasse, in der der Schüler beginnt, die Klasse VI ist die Klasse, in der der Schüler abschließt

genügen zu können. In Lüttich lebt der originelle, wenn auch verſchrobene Maler Wierz, der die Manie hat, coloſſale Figuren in übermenſchlicher Größe zu malen und ſie dann mit einer ſpitzigen Feder gegen die Kunſtkritiker zu vertheidigen, wodurch er, nebſt andern Auffälligkeiten, eine der bekannteſten Figuren Belgiens geworden iſt.

Die Provinz Hennegau hat in Mons eine Akademie mit 200 Schülern, in Tournai, wo Gallait ſeine Studien gemacht hat, 160, und in drei andern Städten noch zuſammen 235 Kunſt-Zöglinge. Die Provinz Namur hat eine Malerſchule mit 180 und eine Zeichnenſchule mit 100 Zöglingen; letztere jedoch iſt mehr für Arbeiter beſtimmt. Die größte Provinz Belgiens, das arme halbdeutſche Luxemburg, iſt am ſchlechteſten beſtellt, ſie wird ſogar von der allerkleinſten belgiſchen Provinz, von Limburg überflügelt, denn dieſe hat doch wenigſtens — 36 Zeichnenſchüler.

Fragt man nun, was dieſes Heer von jungen Kunſtbefliſſenen ſo zahlreich unter die Fahne lockt, ſo muß man, abgeſehen von der moraliſchen Triebfeder eines ſchönen Ehrgeizes und dem Drang nach Idealen, doch auch den Glanz der äußern Stellung in Anſchlag bringen. Ein Künſtler von einigem Talente ſieht in Belgien ſeine Zukunft geſichert. Die Kunſtausſtellung, welche da den bezeichnenden Namen exposition nationale de tableaux etc. führt, findet alle Jahre ſtatt und alternirt zwiſchen den drei Städten Brüſſel, Antwerpen und Gent, ſo daß an jede dieſer Städte alle drei Jahre einmal die Reihe kommt.*) Die Brüſſeler und die Antwerpner Kunſtausſtellung iſt jedesmal wie ein großes Landesereigniß. Von allen Seiten bringt die Eiſenbahn die patriotiſchen und kunſtſinnigen Beſchauer herbei; alle politiſchen Journale bringen Wochen und Monate lang Kritiken; Broſchüren erſcheinen, in allen Geſellſchaften wird von Nichts als von der Ausſtellung geſprochen, und in Wort und Schrift wird polemiſirt, wie bei den heißeſten Kammerdebatten. Der junge Künſtler hat ſomit nicht nur Gelegenheit, ſein Talent in kurzen Zwiſchenräumen zur Beurtheilung auszuſtellen, ſondern er wird

*) Außerdem haben Lüttich und Mecheln gleichfalls alle zwei Jahre eine Ausſtellung, und viele Privatgeſellſchaften befördern noch eigene Ausſtellungen von ſechs zu ſechs Monaten, da faſt jede Stadt von Bedeutung eine Societät d'encouragement hat.

bei einigem Verdienſte ſogleich bekannt, gepflegt, unterſtützt, der Patriotismus bemächtigt ſich ſeines Namens und man hält ordentlich Rechnung über die Fortſchritte, die ein junger Menſch in dem vorigen Jahre gemacht hat und in dem nächſten muthmaßlicherweiſe machen kann. Dabei bleibt man nicht bei leerem Gerede ſtehen, ſondern greift thatſächlich dem Künſtler unter die Arme. Abgeſehen von den Unterſtützungen, die das Gouvernement den jungen Zöglingen ertheilt, werden namentlich zur Unterſtützung der Hiſtorienmalerei große Beſtellungen von der Regierung gemacht. So entſtanden die trefflichen hiſtoriſchen Bilder, die vor Kurzem in Deutſchland ihren Triumphzug hielten, und mehrere andere von De Keyzer und Wappers, von denen die des Erſtern eben ſo bewundernswerth in der Conception als in der Technik ſind. Die religiöſe Malerei hat in Belgien leider ein allzugroßes Feld, da die reiche Geiſtlichkeit, die reichen Kirchſpiele und der Privatpietismus dieſes Feld immer für die Künſtler am ergiebigſten machen. Ich ſage leider, denn erſtens iſt die Zeit dieſer Malerei vorüber; es fehlt den Künſtlern der Glaube, die Naivetät, die Begeiſterung der mittelalterlichen Maler; zweitens iſt der Zweck dieſer Gemälde nicht mehr derſelbe, denn auch dem Publikum, d. h. jenem Theile, der für die Schönheit eines Bildes Augen und Verſtändniß hat, geht daſſelbe ab, wie den Malern, auch ihm fehlt es an religiöſer Hingebung und Einfalt; endlich, weil dieſe Art von Malerei am allerleichteſten zur Fabrikarbeit ausartet, da der Künſtler in der Verzweiflung, Nichts Neues erfinden zu können, was nicht ſchon die alten Meiſter unübertrefflich hingeſtellt haben, ſich allmälig entweder einer effekthaſchenden Koketterie oder einer ſtumpfen Nachahmung hingibt. Auf dieſe Weiſe iſt ſchon manches große Talent zu Grunde gegangen, das, wenn es ſich lieber auf dem weiten Felde der Hiſtorie bewegt hätte, originelle Auffaſſungen und neue Situationen in der Darſtellung gefunden hätte.

Die Hauptſtütze finden jedoch die belgiſchen Maler in der Aufmunterung und in dem Reichthum des Belgiſchen Philiſters. Ja, ſo widerſprechend die Worte Philiſter und Kunſt einander zu ſein ſcheinen, ſo findet man ſie in Belgien dennoch oft Hand in Hand mit einander. Mit Ausnahme Hollands gibt es ſicher kein zweites Land in der Welt, wo man ſo viel Privatgemäldeſammlungen findet, als in Belgien. Zu einem anſtändigen Hauſe gehört in der Regel

eine gewählte Bilderſammlung, und oft genug findet man letztere auch da, wo das übrige Hausweſen nicht damit harmonirt. Ja, ganz koſtbare Sammlungen befinden ſich oft in Händen von Leuten ohne alle Bildung, die aber für die unterſcheidenden Merkmale eines guten Gemäldes ſo ſcharfe Augen haben, daß ſie den Strich des einen Meiſters ganz genau von dem des andern zu unterſcheiden wiſſen.*) Es iſt dies eine nationale Erbſchaft, ein Nationalvergnügen, angeregt und fortgepflanzt durch die zahlreichen Denkmäler früherer Kunſt. Faſt jeder Gebildete in Belgien iſt ein kleiner Profeſſor der Kunſtgeſchichte (d. h. der niederländiſchen, die Deutſchen und Italiener ſind ihm unbekannt), und ſicherlich findet man nirgends bei Laien eine ſolche Kenntniß der verſchiedenen Bauſtyle, zumal aber der gothiſchen Architectur, wie eben in Belgien. Es gehört alſo hier nicht eben eine beſonders ruhige Exiſtenz und feine Weltbildung dazu, um zur Unterſtützung der Kunſt und des Künſtlers angeregt zu werden, ſondern es liegt inſtinktmäßig in der Nation. Der von der Regierung zur Leitung der Expoſition ernannte Ausſchuß läßt Subſcriptionsbogen bei allen Bürgern circuliren. Die Subſcription iſt zu einem ſehr mäßigen Preis geſtellt. Für die eingegangene Summe kauft die Commiſſion eine Anzahl Gemälde, die dann, wie es auch bei den deutſchen Kunſtwerken Sitte iſt, unter den Subſcribenten verlooſt werden. Was aber bei deutſchen Kunſtvereinen nicht Sitte, das iſt, daß eine ſolche Subſcription jedes Mal (abgeſehen von dem, was der König und Private ankaufen) ſich auf 60—80,000 Franken beläuft.**)

J. Kuranda.

*) Da jeder Reiſende, der nach Brüſſel kommt, gewöhnlich ſeinen Kaffee im Café de mille colonnes nimmt, ſo möge er, um von der obigen Behauptung ſich zu überzeugen, die Bekanntſchaft des Beſitzers machen, der vielleicht kaum ſeinen Namen unterzeichnen kann, aber eine der hübſcheſten und gewählteſten Bilderſammlungen beſitzt.

**) Hier eine kleine Statiſtik: Die Brüſſeler Ausſtellung von 1839 zählte um ein Drittheil Ausſtellender, ſo wie ausgeſtellter Kunſtwerke mehr, als die von 1836. Es befanden ſich unter den 394 Ausſtellenden nur 84 fremde Künſtler (6 Deutſche, 2 Engländer, 58 Franzoſen, 17 Holländer und 1 Italiener) die übrigen 310 waren Belgier. Hiervon wurden 6 Künſtler zu Rittern des Leopoldordens ernannt, 5 erhielten die goldene Medaille, 15 die ſilberne, 18 erhielten Geldbelohnungen. Außerdem wurden 76 Gemälde und andere Kunſtgegenſtände für die Verlooſung angekauft. Die Subſcription betrug 67,740 Franken. Bei einer ſolchen Aufmunterung in einem Staate von vier Millionen Menſchen (jährlich eine officielle Ausſtellung), iſt der Künſtlerſtand allerdings lockend.

Reisebriefe aus Italien.

(December 1843.)

Mitgetheilt von Frau von W . . .

Italienisches Erwachen. — Tasso's Wohnung. — Die Nichte Napoleons. — Prinz Montfort. — Eine Amazone. — Villa Elisa. — Koptische Flüchtlinge. Graf Stadion. — Triest und Venedig.

— Mein letztes Schreiben sprach die Hoffnung aus, demnächst einer interessanten Bekanntschaft theilhaftig zu werden, und ich hatte es kaum abgesandt, als dieselbe auch bereits in Erfüllung ging.

Die Prinzessin Bacciochi-Camerata war nämlich so liebenswürdig, den Baron St., welcher mich bei ihr eingeführt, und mich selbst zu einem Besuch auf ihrer Besitzung Villa-Elisa, nahe bei Aquileja, einzuladen, wohin auch sie nach einem längern Aufenthalt in Florenz sich zurück begeben wollte, und der 29. October gab uns den Wanderstab in die Hand, um die erste Nacht ganz in der Nähe auf der Villa ai Leoni, die, in den Apenninen liegend, der verwittweten Fürstin von P.. gehört, gastfrei auch von ihr zu dieser Einkehr aufgefordert, hinzubringen. Schon vor unserer Abreise hatten wir in Florenz einige unbedeutende, Erdstöße wahrgenommen, dennoch aber einen sonnigen Tag gehabt, und erst gegen Abend begann es zu regnen. In ai Leoni angelangt, verspürte man darauf um 9 Uhr einen abermaligen ziemlich heftigen, doch kurzen Stoß, der Alles erzittern machte und einen Theil der Gesellschaft sehr beunruhigte; da aber keine zweite Erschütterung nachfolgte, faßte man sich wieder und ging gegen eilf zu Bett.

Ich jedoch blieb noch lange, in Erwartung neuer Bewegungen, lesend wach, bis ich endlich, da Nichts sich bemerkbar machte, einschlief, doch nur um bald darauf sehr beklommen wieder aufzuwachen. Meine Repetiruhr sagte mir, daß es in der zweiten Stunde sei.

Draußen regnete es, und der Wind ließ ſich vernehmen; durch die Fenſter ſah ich einen blaßhellen Streifen gegen Oſten, der in dieſer Jahreszeit aber den Aufgang der Sonne noch nicht anzeigen konnte.

Mir war's, als hätte ich ein Vorgefühl merkwürdiger Dinge, die da kommen ſollten, doch blieb ich im Bett der Kälte wegen, die in den letzten Tagen des October auf den höheren Gebirgspunkten ſchon empfindlich iſt. Ich warf mich hin und her und begriff meinen eigenen Zuſtand nicht, als plötzlich gegen 3 Uhr der erſte neue Stoß erfolgte, der mit einem heftigen Getöſe das auf Felſen gebaute Haus in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, mich beinahe aus dem Bett warf, die Wandmauer, an der daſſelbe ſtand, von oben bis unten ſpaltete, und den Mörtel überall herumſtreute. Die Thüren öffneten ſich dabei von ſelbſt, und Ratten und Mäuſe kamen überall hervor und pfiffen und ſchrien!

Ich hatte mich emporgerichtet, um, falls dieſem Stoß, welcher mehrere Sekunden anhielt, noch ein ähnlicher nachfolgen ſollte, das Lager zu verlaſſen, Auge und Ohr für die merkwürdige Naturerſcheinung gefaßt offen haltend, als nach ungefähr 3 Minuten eine neue Erſchütterung, jedoch ſchwächer, ſich wahrnehmen ließ und von da ab noch eine Menge mitunter ganz leiſer Oscillationen, als wenn die ausgehobene Erde ſich wieder in ihren Angeln feſtſetzen wollte, dieſelbe bewegten.

Im Hauſe war Alles wach geworden. Ich hörte das Schreien, Weinen und Beten des Geſindes und der Bauern im Hofe, und jetzt kamen auch der Prinz P. und der Baron St. mit Lichtern herbei, um ſich von meinem Daſein zu überzeugen. Sie verwunderten ſich ſehr, mich nicht gleichfalls angſtvoll auf den Beinen zu finden, ſpendeten meinem Muth das ihm gebührende Lob, welches derſelbe hiemit auch bei Ihnen in Anſpruch nimmt, — mit zu beben, wenn die Erde bebt, paſſirt ſonſt wohl noch Stärkeren, und Sie müſſen bedenken, daß ich ein Neuling bei dem Schauſpiel war — und überhoben mich dann vollends der Nothwendigkeit, aufzuſtehn, indem ſie die aus ihrem Schloß geſprungene Thür wieder verſchloſſen.

Allgemach beruhigte ſich darauf der Tumult im Hauſe ſowohl wie in der Natur und auch ich ſchlief nun noch ruhig fort bis 8 Uhr Morgens. Beim Erwachen fand ich einen ziemlich dichten Nebel auf Berg und Thal gelagert, dazwiſchen Regen und auch Sonnen-

ſchein, welches eine wunderbare, faſt unheimliche Beleuchtung hervorbrachte, und bis zum Mittag wiederholte ſchwache Stöße. Die Bewohner der Villa erſchienen noch ziemlich verſtört und namentlich ihre Herrin, welche in unſrer Gegenwart die Berichte ihrer Bauern empfing, die zum Theil bedeutenden Schaden erlitten. Haus und Nebengebäude waren auch nicht verſchont geblieben, am betrübendſten aber lauteten die Nachrichten aus dem eine halbe Stunde entfernt liegenden Städtchen Barberini, deſſen Kirchthurm eingeſtürzt war und wo viele Einwohner die Zerſtörung ihrer Häuſer beklagten.

Unter ſolchen Umſtänden in einem heitern Beiſammenſein dennoch gehindert, ſetzten wir früher, als es anfangs unſer Plan geweſen, die Reiſe weiter fort. Als letztes Wort vom Erdbeben ſei übrigens geſagt, daß man auf der adriatiſchen Seite, wie wir unterwegs erfuhren, nur wenig davon verſpürt, wogegen aber leider die Zeitungen bald genug über die heftigen Erſchütterungen jenſeits des adriatiſchen Meeres und beſonders in Raguſa, Cattaro u. ſ. w. berichteten. Die dortigen beklagenswerthen Küſtenbewohner Dalmatiens leben nun ſchon ſeit Monden inmitten von faſt täglichen Erdſtößen. Nachdem wir, bei jeden Augenblick wechſelndem Wetter, namentlich auf der Höhe von Covigliago dergeſtalt von Stürmen umbrauſ't waren, daß es ſchwer hielt, Pferd und Wagen aufrecht zu erhalten, langten wir endlich mitten in der Nacht dennoch glücklich in Bologna an, trafen daſelbſt unvermuthet mit der Prinzeſſin Bacciochi-Camerata und ihrem Sohn zuſammen und ſetzten von nun an unſern Weg in ihrem Geleite fort, wodurch derſelbe an Annehmlichkeit nur gewinnen konnte.

In Ferrara beſahen wir den Dom, die Bibliothek und das ſogenannte Gefängniß des Taſſo, ſo wie Eleonorens Wohnung und nahmen nächſt dieſen dichteriſchen Erinnerungen auch noch die Perſikate — getrocknete Pfirſich, welche man hier ganz vorzüglich bereitet, zu uns. Padua's Merkwürdigkeiten zu beſichtigen gönnten wir uns darauf gleichfalls Zeit, ließen uns mit großer Geduld alle Wunder des gran Santo (St. Antonius von Padua) vorerzählen und fuhren von hier aus, indem wir unſern Wagen vorausgehen ließen, mit der Eiſenbahn bis nach Meſtre und von da alsdann noch weiter in's Nachtquartier gen Treviſo. Hier wurde die Fürſtin krank. Es mußten Aerzte herbeigeholt werden, die verſchiedene Medicamente und

vor allen Dingen Ruhe verordneten, ein Element, in welchem jedoch die Nichte Napoleons eben ſo wenig als einſt er ſelbſt zu leben vermag und deshalb trotz einer übeln Nacht andern Morgens doch ſchon wieder im Wagen ſaß, um Abends in Conegliano neue Kuren zu beginnen. Hatten dieſe nun angeſchlagen, oder half ſich die gute Natur der Prinzeſſin von ſelbſt, kurz, ſie verließ dieſen Ort faſt ganz hergeſtellt und lud mich in Palma-nuova, wo ein Phäeton mit eignen Pferden ihrer harrte, freundlichſt ein, denſelben mit ihr zu beſteigen, worauf ſie mich alsdann mit kräftiger Hand die 8 Miglien, welche wir noch von Villa-Eliſa entfernt waren, kutſchirte.

Da haben Sie einen Maßſtab dieſer 36jährigen originellen Frau, die Alles iſt, nur kein Weib, deren Geiſt aber häufig Funken ſprüht, die an den ihres großen Oheims erinnern!

Sie iſt, wie Sie bereits wiſſen, die Tochter Eliſa's — einer Schweſter Desjenigen, der Kaiſer von Frankreich war, als er dieſe zur Großherzogin von Toscana ſtempelte, — und des Prinzen Felix Bacciochi, eines Corſen. Mit vielen Anlagen geboren, doch in all ihren Eigenthümlichkeiten und Liebhabereien auf das männliche Gebiet hinüberſpielend, hätte ſie wohl einer beſonders ſorgſamen Leitung bedurft, um ſich harmoniſch zu entwickeln, während der frühzeitige Tod ihrer Mutter — Eliſa ſtarb bereits im Jahr 1820 — in ihrer Erziehung große Lücken ließ, die der Vater mit dem beſten Willen nicht auszufüllen wußte. Es war und blieb ein ſeltſames Weſen dieſe Prinzeſſin Napoleon — wie ſie mit Vornamen heißt — voll der heterogenſten Elemente, die zu verſchmelzen man endlich den Plan entwarf, ſie mit einem jungen ſchönen Mann zu verheirathen, der zudem Erbe eines in Italien hochgeehrten Namens und anſehnlicher, wenn gleich verſchuldeter Beſitzungen war. So wurde unſre Heldin im 19ten Jahre die Gemahlin des Grafen Philipp Camerata. Aber das Glück dieſer jungen Ehe war kaum nach Monaten zu zählen, denn die geiſtige Unbedeutendheit des Mannes konnte eine Frau wie dieſe am wenigſten ertragen, und es fand nur zu bald eine gänzliche Trennung Statt, in welcher der einzige Berührungspunkt, ja fortdauernder Zankapfel zwiſchen Beiden ihr einziger Sohn geblieben iſt, deſſen Erziehung jedoch hauptſächlich die Prinzeſſin leitet. Sie hat ſeinem Vater, welcher in Ancona lebt, dagegen ihre ſehr reiche Ausſteuer überlaſſen und nie Geldanſprüche an ihn gemacht, was der

einzigen Leidenſchaft deſſelben, dem Geiz, ſehr geſchmeichelt haben mag, während ſie ſelbſt im Gegentheil zu Verſchwendung geneigt, das bedeutende Vermögen ihrer Mutter raſch unter die Leute brachte, im Jahr 1841 aber ſo glücklich war, den reichen Vater wiederum zu beerben!

Fürſt Felix Bacciochi, deſſen einziger Sohn vor neun Jahren im Jünglingsalter an einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde in der Villa Borgheſe zu Rom ſtarb, und deſſen alleinige Erbin daher die Prinzeſſin blieb, war aber, die Meinungen ſeiner Tochter kennend, bei Abfaſſung des Teſtaments vorſichtig genug geweſen, die größere Hälfte ſeines Nachlaſſes in ein Fidei-Commiß zu verwandeln, ſo daß jene nun zwar 200,000 Franken jährlicher Renten bezieht, den Haupttheil des Capitals anzugreifen jedoch keine Befugniß hat. Dagegen blieb ihr das Recht, im Fall ihr Sohn ohne Erben das Zeitliche ſegnen ſollte, einen Andern aus der Familie Bonaparte oder der Familie Bacciochi noch bei ihren Lebzeiten zu ſubſtituiren, und man ſagt, daß ſie hievon zu Gunſten ihres Neffen, des Prinzen Napoleon Montfort, den ſie ſehr liebt, Gebrauch machen werde. Dieſer Prinz iſt ein ſehr ausgezeichneter junger Mann, der ganz die Phyſiognomie Napoleons hat, und von dem es ſich nur bedauern läßt, daß er nicht eine ſeinen Fähigkeiten und Kräften angemeſſene Stellung einnimmt. Das Dolce far niente in Italien eignet ſich nicht dazu, Charaktere zu befeſtigen und ein ſprudelndes Jugendleben würdig auszufüllen. Freilich mag der Gedanke an das, wozu man bei mehr Gunſt des Schickſals hätte berufen ſein können, die Anſprüche überhaupt auch wohl etwas zu hoch ſpannen. Geſtürzte Throne geben immer falſche Stellungen und der legitime Herzog v. Bordeaux gilt in ſeiner jetzigen eben ſo wenig als die Napoleoniden.

Auch das ſehr markirte Geſicht der Prinzeſſin iſt ganz der Napoleoniſche Typus; ihr Wuchs von mittlerer Größe geht zu ſehr in's Breite und hat keine gefällige Formen. Als junges Mädchen ſoll ſie äußerſt lieblich geweſen ſein, doch ſeitdem ſie ſich zu ſehr vernachläſſigt, aller Toilette und Eleganz Haß geſchworen hat und abſichtlich weder weiblich noch graziös erſcheinen will, kann ihr Aeußeres auch keinen angenehmen Eindruck mehr machen! Dennoch überraſcht ſie bei all dieſen Mängeln an Reiz, ja wohl gar an Anſtand, oftmals durch ein wahrhaft impoſantes Weſen, das jedoch mehr den

graud Seigneur als die grande Dame darſtellt, und iſt eben ſo noble und großmüthig, als ſie capriciös und aufbrauſend ſein kann. Nur männliche Beſchäftigungen, Studien und Vergnügungen vermögen ſie zu feſſeln. Sie iſt reich an Kenntniſſen in den meiſten poſitiven Wiſſenſchaften, wenn dieſe gleich auch nicht immer ſehr geordnet ſind. Sie ſpricht und lieſ't Franzöſiſch, Engliſch, Deutſch, Italieniſch; reitet, fährt, jagt, ficht und ſchießt, aber wie man einen Saum machen muß, dürften Sie ſie vergebens fragen. Beſtändige Bewegung iſt ihre zweite Natur geworden. Ein merkwürdiges „mixtum compositum!“ rufen Sie aus, und ich gebe Ihnen Recht, es iſt ein Mann-Weib, dem das eigne Geſchlecht zuwider iſt, ohne daß jedoch auch das männliche ſich ihrer beſondern Vorliebe rühmen dürfte! Wenigſtens was Galanterie und deren Auswüchſe betrifft, ſo ſind ihr die im höchſten Grade verächtlich und vermag Niemand in dieſer Hinſicht ſie auch nur des leiſeſten Makels zu zeihen. Wie liebenswürdig und voll Aufmerkſamkeit ſie übrigens als Wirthin ſein kann, davon habe ich während meines achttägigen Beſuchs bei ihr ſelbſt die wohlthuendſten Proben erhalten.

Villa-Eliſa findet ſich noch auf keiner Karte, denn ſie iſt die erſt ſeit vier Jahren begonnene Schöpfung der Prinzeſſin, die vordem eine weit ſchönere Beſitzung am Gebirge bewohnte, welche ſie an den Herzog von Blacas verkauft hat. Villa-Eliſa hieß ſonſt „die Commanda di St. Nicolo“ und war ein altes Tempelherrngut, ein unbedeutendes modernes Wohnhaus, ziemlich verwilderte Wieſen, Felder und Weinpflanzungen, — ſo erkaufte es die Prinzeſſin von einem Privatmann und fing an dicht neben dem großen und ſchönen Eigenthum ihres Vaters ſich anzuſiedeln, denn nur eine Viertelſtunde von Villa-Eliſa entfernt liegt Villa-Vicentina, ein Kirchdorf, das auf Specialkarten zu finden iſt, woſelbſt Eliſa Napoleon gebaut und gepflanzt hat und auch begraben liegt.

Der dortige Park, an welchen ſich jetzt der neue junge, von der Prinzeſſin erſchaffene anſchließt und welcher im Vereine mit dieſem einen ſehr bedeutenden Umfang einnehmen wird, hat, bereits ſeit 30 Jahren herangewachſen, ſehr ſchöne große Bäume, unter denen gejagt und gefiſcht wird, denn auch ein lieblicher Bach, die Mondina, zieht ſeinen ſilbernen Streifen durch das friſche Grün hin. Bedeutende Wirthſchaftsgebäude umgeben daſelbſt ein Schloß, welches öde

und unbewohnt steht, weil die Prinzessin eine Antipathie dagegen hat und ungeheure Fruchtböden und eben so große Weinkeller — jedoch über der Erde, da wenig Fuß unter der Oberfläche immer Wasser ist — sind gleichfalls vorhanden, wie denn überhaupt Villa-Vicentini ein Gut ist, welches jährlich **100,000** Franken rentirt und, nicht zu dem von ihrem Vater gestifteten Majorat gehörend, der Prinzessin ausschließlich als Eigenthum anheim gefallen.

Villa-Elisa dagegen bringt gar Nichts ein, sondern kostet vielmehr seiner Herrin noch große Summen, da sie sich's in den Kopf gesetzt, einen schönen Landsitz daraus schaffen zu wollen; ein Vorwurf, welcher bei dem größten Aufwande doch nur theilweis gelingen wird, da das Terrain zu viel Hindernisse darbietet. Wenigstens gehörte das erfinderische und alle Schwierigkeiten besiegende Genie eines Pückler dazu, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Was mich betrifft, mir wäre die Idee in einem so flachen, sumpfigen Boden gar nicht gekommen, wo allerdings gutes Korn, aber nur schlechter Wein wächst, wo die Berge weit entfernt stehn, die Sommer zu heiß und die Winter kalt und feucht sind.

Gewissermaßen nach Inspiration ihrer Laune führt die Besitzerin von Villa-Elisa hier nur ihre Gebäude auf. Vier große, mit dem eigentlichen Wohnhause in Verbindung stehende Gewächshäuser sind angefüllt mit den seltensten Pflanzen, während die Stallungen von den verschiedensten Viehsorten wimmeln. Der schöne große Platz vor dem Hause bildet ein Bowling-green von Orangen und Citronenbäumen, hier freilich nicht wie zu Florenz in dem Erdboden fest wurzelnd, sondern in Kübeln aufgestellt und von vielen köstlichen acclimatisirten Gewächsen gruppenweise umgeben. Eine Veranda mit Gitterwerk und Schlingpflanzen zieht sich vor den bald hohen, bald niedrigen Gebäuden her und das Ganze, wenn gleich unregelmäßig und bizarr, bietet doch einen gefälligen Anblick.

Auch das Wohnhaus hat trotz seiner mannigfachen Anbaue und Auswüchse viele Bequemlichkeiten und Agremens; es enthält eine ausgesuchte Bibliothek, reiche Kupferwerke, ein Billard und andre Spiele, eine gute Küche und einen vollen Keller; nur jenes Heimische, was das Herz anspricht, den gemüthlichen Comfort, die Atmosphäre der Häuslichkeit würden Sie hier vergebens suchen, und zwar aus dem Grunde, weil die Besitzerin selbst nicht in ihnen zu athmen

verſteht. Ueberfluß vermag das nicht zu erſetzen, ja der oft verſchwenderiſch unnütze Ueberfluß bringt mitunter ſogar einen unangenehmen Eindruck hervor.

Auch iſt für die Ruhe der Gäſte allzu viel Vieh vorhanden, und Wallenſtein, der bekanntlich weder Hundegebell noch Hahnengeſchrei ertragen konnte, würde nicht eine Nacht hier haben zubringen mögen. Ich hätte bei der Unſumme von Ratten und Mäuſen beinahe Hatto's Schickſal gehabt, gerieth häufig in Kämpfe mit ihnen und fand eines Morgens ſogar eine zerquetſchte Maus im Bett, bei welchen Anläſſen ich dem Katzengeſchlecht im Hauſe noch einige Vertreter mehr gewünſcht.

Ochſen, Kühe, Schafe, Schweine (lauter vorzügliche Racen) und ein Paar Dutzend Pferde, deren junge Abkömmlinge — denn auch Pferdezucht wird hier getrieben — in den Wieſen umher laufen, füllen die Ställe. Die Baſſe-Cour iſt überreich an allem möglichen Geflügel und ebenſo bunt und mannigfaltig zeigt ſich die menſchliche Bevölkerung, zuſammengeſetzt aus Engländern, Franzoſen, Deutſchen, Illyriern und Italienern aus allen Provinzen. Die Fürſtin hat eine beſondere Vorliebe für die Engländer, die in der Mehrzahl Haus, Garten, Ställe und Remiſen in Ordnung halten, wodurch das Ganze ſehr gewinnt, wenn es auch viel koſtet, doch das berückſichtigt unſre Heldin nicht. Sehr ergötzlich war es mir, zu vernehmen, wie jene Kinder des fernen Rebellandes ſich ſogar auch hier in politiſche Farben abtheilen und als Tories, Whigs und Irländer oder O'Connelliſten angeſehen ſein wollen. So halten ſie ſich auch der Parteien verſchiedene Journale und debattiren oft mit vielem Ernſt über ihre Intereſſen, obgleich es noch nicht bis zu Meetings gekommen iſt.

Nur allabendliche Monſtre-Verſammlungen ſämmtlichen Dienerperſonals aus allen Nationen, einige 30 an der Zahl, unter dem Präſidio der Tory-Sara, Hausmeiſterin und Beſchließerin von Villa-Eliſa, finden, vom beſten Appetit beſeelt, an einem Tiſche Statt, wo die Befriedigung des Magens vorerſt jede andre Frage in den Hintergrund drängt, und volle Schüſſeln als das wünſchenswertheſte Gut erſcheinen.

Die kleine Feſtung Palma nuova, circa acht Miglien von der Villa entfernt, iſt die Grenze von Italien und den illyriſchen Pro-

vinzen, in deren Gebiet die Beſitzung gehört; Trieſt, der Hauptſitz ihres Gouvernements, liegt acht und zwanzig Miglien weiter, Udine zehn, Görz, wo die verbannte ältere Linie der Bourbonen lebt, acht, Aquileja fünf, die nächſte Poſtſtation auf der großen Straße nach Wien heißt Romans.

In der Nähe von den beiden Villen Eliſa und Vicentina ſpricht man noch ein etwas corrumpirtes Italieniſch, da die Einwohner, wie der Name beſagt, italieniſche Coloniſten ſind; in geringer Entfernung aber iſt Alles ſlaviſch. Was einen ſaubern Tuchrock trägt, ſpricht auch ſchlecht oder gut Deutſch. Deutſch und Italieniſch ſind die Sprachen der Regierung, der Herrſchaft, der Bildung und des Progreſſes!

Das Meer, welches ſich von der illyriſchen Küſte zurückzieht, hat Moräſte hinterlaſſen, die vier bis fünf Miglien von Villa-Eliſa beginnen, von Aquileja, ſonſt ein Seehafen, iſt es jetzt mehrere Miglien entfernt, und Malaria herrſcht in der ehemals ſo glänzenden Stadt, dem Sitz eines Patriarchats, der ehemaligen römiſchen Colonie und Hauptſtadt der Venetier. Die Jämmerlichkeit des jetzigen Aquileja mit tauſend fünfhundert Einwohnern und einem armen Pfarrer, der früher Caplan in Villa-Vicentina war, läßt ſich gar nicht beſchreiben, und das Einzige, was noch Zeugniß von der verſunkenen Pracht gibt, ſind die römiſchen Münzen und Alterthümer, welche man fortwährend daſelbſt ausgräbt.

Von dem uralten hohen Campanile aus überſchauten wir das weite Lagunenland, welches ſich vor uns ausbreitete. Die Prinzeſſin erzählte mir dabei, wie im Jahr 1815 ihr Oheim, der einſtige König von Weſtphalen, ſich hier ankaufen gewollt und die Unterhandlungen mit dem Grafen Caſſis, dem faſt ganz Aquileja nebſt deſſen Gebiet gehört, bereits dem Abſchluſſe nahe geweſen. Auch die öſterreichiſche Regierung begünſtigte dies Project und wollte dem ehemaligen König den Titel eines Herzogs von Aquileja ertheilen, als die Rückkehr Napoleons von Elba Alles wieder über den Haufen ſtürzte.

Die Grafen Caſſis — egyptiſch-koptiſchen Urſprungs — kamen unter Maria Thereſia, vor einer Chriſtenverfolgung fliehend, mit ihren Schätzen in den Hafen von Trieſt und in's Land, ſind aber ſeitdem verarmt und immer verſchuldeter geworden, ſo daß jetzt Advoca-

ten und Procuratoren in den großen Besitzungen herrschen, deren Prachtgebäude die schmutzigen Ruinen Aquilejas überragen.

Diejenigen Glieder der Familie, welche in der Nähe von Villa-Elisa auf ihren Landsitzen wohnen, sollen zur Gesellschaft ganz untauglich sein, wie denn überhaupt fast gar keine annehmbare Nachbarschaft vorhanden, indem die reichen Gutsherrn der Umgegend: die Strossaldos, Torrianis, Colloredo u. A. sich kaum zur Jagdzeit sehen lassen und ihre Revenüen in Wien, Triest oder Venedig verzehren!

Ein Canal führt aus dem adriatischen Meere nach Cervignano, dem Kreishauptort, von welchem Villa-Elisa abhängt, und bildet daselbst einen kleinen Hafen, der Transport- und Commerz-Bequemlichkeiten darbietet. Cervignano ist kaum eine Stunde Wegs von der Villa entfernt.

Die Regierung thut ziemlich viel für das Land; besonders ist der jetzige General-Gouverneur Graf Stadion vom löblichsten Eifer beseelt, und Schulen und Unterrichts-Anstalten, die bis dahin ganz fehlten oder doch sich in der traurigsten Verfassung befanden, werden angelegt und verbessert. Die Prinzessin, mit Stadion befreundet, trägt viel und thätig dazu bei. Auch Brücken, Dämme und Wege werden in Ordnung erhalten, was hinsichtlich des nur zu sehr im Ueberfluß vorhandenen Wassers höchst nöthig ist; namentlich zerstört der nahe Isourzo nur allzu häufig wieder, was eben erbaut worden. —

Die physische und intellectuelle Bildung der Bewohner dieses Landstrichs ist übrigens nicht sehr zu loben; die slavische Race ist häßlich und ihr Wesen hat viel Träges und Abstoßendes an sich. —

Ausflüge in die Umgegend, auf welchen ich mir Notizen der Art sammelte, Jagd- und Fischpartien und die interessanteste Unterhaltung im Hause hatten meinen Aufenthalt in demselben höchst angenehm verkürzt, so daß mir der Zeitpunkt der Abreise fast allzu schnell heranrückte und ich mit den dankbarsten Gesinnungen von unserer gütigen Wirthin Abschied nahm, die übrigens die Villa auch in den nächsten Tagen schon wieder verlassen wollte. Angestrengte Bewegung ist ihr stets ein Mittel, sich von körperlichen Uebeln wieder herzustellen, das ihr gern zu Kopf und Brust steigende Blut zu beruhigen, und so hatte sie denn rasch den Plan entworfen, ihren Sohn selbst nach Straßburg, wo er unter Aufsicht eines Hofmeisters stu-

den Landtagsmann, damit man ihn nicht zu den Wahlen zu sehr in Anspruch nehme, und ihn nicht zu sehr von seinen Geschäften abhalte. Wie aber die Regierung diese Absicht, die sie bei Ernennung der Landtagsmänner hatte, erreichen könne, wenn sie nicht auch die Wahlen der Landtagsmänner in ihre Hand bekomme, das begreife man nicht. Die Wahlen begründen allein das Ansehen der Landtagsmänner, und wenn sie nicht mehr Ansehen haben, als sie jetzt haben, so werden sie auch nicht mehr Einfluß haben, als sie jetzt haben. (Sehr richtig!)

Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen.

Ferner sei derselbe offenbar darauf berechnet, daß die Regierung sich der Landtagsmänner bedienen könne, um sie zu Beamten zu machen, und wenn sie dann nicht mehr Landtagsmänner seien, so könne man sie wieder absetzen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen.

Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen.

Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen. Es sei ferner eine Eigenthümlichkeit dieses Gesetzentwurfes, daß er nicht allein auf die Landtagswahlen Einfluß nehme, sondern auch auf die Wahlen zum Reichstage. Wenn man nun die Landtagswahlen der Regierung in die Hände gebe, so werde sie auch die Wahlen zum Reichstage in ihre Hände bekommen.

gestiegen. Sonst wurden sie häufig von Engländern gekauft, die sie abbrechen und in ihre Heimath transportiren ließen.

Einen sehr vortheilhaften Kauf hat übrigens vor Kurzem noch die Herzogin von Berry gemacht, indem sie den herrlichen Palast Vendramini für 160,000 österreich. Lire, mit Allem, was darin ist, erstanden. Allein an Gemälden und kostbaren Marmor-, Porphyr- und Jaspis-Säulen enthält der Palast einen Schatz von 60,000 Francs an Werth. Wie es heißt, wird die Herzogin künftig ihre Winter in dem neu erworbenen Eigenthum zubringen.

Im Ganzen sieht sich die Stadt jetzt viel reinlicher an, als vor Jahren, und der Pauperismus, um die Armuth mit ihrem modernen Namen zu benennen, hält sich mehr versteckt; Straßen und Kanäle sind belebter. Des Nachts ist Venedig nun auch mit Gas erhellt, und diese Beleuchtung bringt in der ohnedies wunderbaren Stadt einen ganz einzigen Effect hervor; vorzüglich erscheinen der Marcusplatz mit der Kirche und dem Dogenpalast märchenhaft — ungefähr wie Decorationen in einer Zauberoper. Der Bau der Eisenbahn durch die Lagunen vermehrt auch das Treiben ringsum; im nächsten Jahr wird sie fertig sein, und schon fährt man per Dampf eine gute Strecke auf dem Viaduct in die See hinein. Diese Riesenarbeit macht der neueren Zeit Ehre und kann sich den Unternehmungen der alten Römer würdig zur Seite stellen.

Viele meinen, wenn die Eisenbahn fertig und im Gange sei, werde Venedig das Meiste von seiner Eigenthümlichkeit verlieren und eine gewöhnliche Continentalstadt mit Hafen werden; das hat aber Nichts zu sagen, seine innere Construction bleibt ja dieselbe, so lange man nicht alle Kanäle ausfüllt und ein künstliches Festland hervorbringt. Im Gegentheil, der Anblick der vielen Arkaden mitten im Wasser, die meilenweit fortlaufen und dampfende Maschinen nebst ihren bevölkerten und beladenen Schweifen gleichsam in der Luft und durch die Luft tragen, wird noch überraschender und effectreicher sein. Herbst und Venedig passen recht eigentlich zusammen, obgleich Eins durch das Andre nur noch trauriger wird. Bäume, Blumen, Gesang der Vögel sucht man hier auch im Lenz vergebens.

Für mich würde ein längerer Aufenthalt in der ehemaligen Beherrscherin der Meere durchaus nicht ersprießlich sein, denn trotzdem ich nun schon geraume Zeit die heitern Lüfte von Toscana einathme,

bin ich doch immer noch zu sehr Hypochonder, um dort nicht wieder ganz in den Fehler der — passen Sie auf, was jetzt für ein imposantes Wort kommt — Heautontimorumenie zu verfallen!

Nicht wahr, das hat Klang? es lebe die deutsche Gelehrsamkeit, denn in dem Werk eines unsrer Professoren über deutsche Literatur habe ich jüngst den Ausdruck gefunden, der in teutonischer Sprache ganz einfach — doch halt! Sie können ihn zugleich als ein Räthsel betrachten, dessen Lösung Sie in Spannung hält. Fällt das Errathen zu schwer, so schaffen Sie sich Heyse's Wörterbuch an, falls Sie's noch nicht besitzen, und lernen es daraus den deutschen Gelehrten und mir nachthun, wie man mit fremden hochtrabenden Worten stolzirt und unverständlich wird. —

Also, um wieder auf Venedig zurückzukommen, so ist die dortige Stille, nur von dem monotonen Rufen der Gondoliere und dem dumpfen Getöse ihrer Ruder unterbrochen, Nichts weniger als aufheiternd, und ich begann schon vor Abschluß der Zeit, die ich zu meinem dortigen Aufenthalt bestimmt, mich nach der anmuthigen Blumenstadt zurück zu sehnen. Die Abende brachte ich gewöhnlich in dem ersten Theater Fenice zu, welches recht gut und fast immer mit einem zahlreichen Publikum angefüllt ist. Ich sah dort auch den jungen Admiral und Helden Erzherzog Friedrich, wie er seine Lorbeeren der schönen und talentvollen Gräfin Theresa Th... zu Füßen legte. Man sagt, die Neigung sei ernst, doch scheint es mir trotz der uralten Abstammung des Grafen Th..., der einen hohen Civilposten in der Stadt bekleidet, sehr zweifelhaft, ob jemals hier die Myrthe sich dem Lorbeer gesellen wird. Verbindungen der Herrscherfamilie mit dem Unterthan gehören zu den Seltenheiten, obwohl von der schönen Welserin an bis zu der Gattin des trefflichen Erzherzog Johann in Steiermark ihre Möglichkeit auch in dem Hause Habsburg bewiesen worden. Unter den ab- und zugehenden Fremden in Venedig sind stets viele Russen, da es hier zwei griechische Kirchen und einen Archimandriten und Popen gibt, während in dem nahen Livorno wohl auch eine griechisch-orthodoxe Kirche ist, deren Geistliche aber nur der neugriechischen und der italienischen Sprache mächtig sind. Nur in Rom ist außerdem noch eine russische Capelle unter dem Schutze der dortigen russischen Gesandtschaft vorhanden.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Reisende Literaten. — Herr von Holbein und die Schauspieler. — Saphir's Humorist. — Adami contra Siegländer. — Castelli. — Groß-Hoffinger. — Gebesserte Sträflinge.

Es scheint in der That, daß die Eisenbahnen auch auf die Literatur förderlich einwirken, wie es die Grenzboten bereits einmal in Bezug auf die dramatischen Dichter hervorgehoben haben. Kaum springen die Knospen an den Bäumen unserer Glacisalleen, so steigen unsere jüngeren Literaten auch schon über diese in die Waggons und lassen sich von den Fittigen des Dampfpegasus in alle Gegenden Deutschlands entführen. Da sechzig Pfund Gepäck frei ist, so nehmen sie so wenig Wäsche als möglich mit und füllen ihr Felleisen desto fleißiger mit dramatischen Manuscripten, die sie auf ihrer Wanderung alle an Mann bringen wollen. Das wissen aber die Bühnenvorstände Deutschlands recht gut und machen sich größtentheils aus dem Staube, d. h. gehen gleichfalls auf Reisen, um junge Mannschaft für die gelichteten Reihen ihrer Kunst-Armee zu werben, oder sich an kleinen Höfen große Orden zu holen und zwei Monate lang unter engagementslustigen Actricen und unflüggen Dramatikern auf Staatskosten ein herrliches Seigneurleben zu führen.

Hr. v. Holbein, welcher nächstens den Regierungsrathstitel erhalten soll, verläßt zu Ende des Monats Juni Wien und tritt eine Reise nach Deutschland an, bei der es ihm hauptsächlich um das Engagement jugendlicher Künstler zu thun ist, indem einige der hiesigen Kräfte sichtbar gealtert haben und selbst dem illusionstrunkenen Burgtheater-Publicum nicht mehr recht genügen wollen und den Wiener Witz her-

ausfordern. Korn iſt beinahe ſtimmlos geworden und dient ſchon zweiundvierzig Jahre, Löwe's lyriſches Feuer wird jetzt ſchon zuweilen zur vis comica, und Herr Lucas hat nur ein kleines Rollenfach, in dem er wirklich anſpricht, und auch er zählt ſchon einige vierzig Lebensjahre. So iſt denn der liebenswürdige und vielſeitige Fichtner die einzige Stütze der wichtigſten Partien des Repertoire's, nachdem ein Herr Richter aus Bremen, den jetzt die Leipziger Bühne engagirt hat, weil er keine kleinen Rollen ſpielen wollte, ausgeſchieden. An Damen gebricht es dem Burgtheater freilich nicht. — Saphir hat einen ſehr angenehmen Beweis ſeiner Beliebtheit erhalten. Gewöhnt, auf einem glänzenden Fuß zu leben und den Werth des Geldes en gentilhomme zu betrachten, ſind ihm Verlegenheiten à la monarchie d'Espagne nicht geſpart worden. Dieſer iſt er nun durch das Einſchreiten ſeiner Anhänger enthoben worden. Seit einiger Zeit lieſ't man in hieſigen Blättern die Aufforderung des Advocaten Dr. Neumann an alle Gläubiger des Herrn Saphir, mit ihren Forderungen ſich an ihn zu wenden. Dieſe Forderungen ſollen — wenn anders die Volksſtimme Gottes Stimme iſt — auf ein ziemlich bedeutendes Kapital ſich belaufen. Alles wird bezahlt. Es iſt nämlich eine Geſellſchaft aus den reichſten hieſigen Finanziers zuſammengetreten und hat eine unverzinsliche Anleihe ſubſcribirt, aus der die verſchiedenen Gläubiger befriedigt werden ſollen, ſo daß die gute Laune und die bürgerliche Stellung ihres Lieblings nicht ferner getrübt werde. Als Garantie für dieſe Anleihe wird Saphir's Journal, der „Humoriſt", in Zukunft von Seiten der Actionäre verwaltet werden; Saphir erhält für ſeine perſönliche Redaction monatlich die Summe von 200 Gulden C.M. und jeden Druckbogen insbeſondere mit vierzig Gulden C.M. honorirt. Man erzählt einige ſehr luſtige Bonmots, die Saphir bei dieſer Gelegenheit den Actionären applicirt haben ſoll. Ich würde Ihnen dieſe kleinen Details nicht mittheilen, wenn ſie nicht eine der wenigen Perſönlichkeiten unſerer Wiener Journaliſtik beträfen, an denen man im Auslande auch Antheil nimmt, insbeſondere aber weil Saphir wenigſtens gewohnt iſt, daß man etwas über ihn ſchreibt, ſei es nun Lob oder Tadel. Der größte Theil unſerer übrigen Literaten iſt von einer Empfindlichkeit gegen die kleinſte Polemik, von der man ſicherlich in der deutſchen Preſſe keinen Begriff hat. Dadurch, daß dieſe Herren gewohnt ſind, daß man von der Cenſur aus jede Reibung und jeden Angriff zu verhindern ſucht, iſt ihre Haut ſo butterweich geworden, daß der kleinſte Hieb ihnen ein Geſchrei auspreßt, als ſtäcken ſie am Spieße. Da werden dicke Stoßſeufzer über den Mangel an freierer Preßbewegung ausgeſtoßen, und wie Jemand in einem „ausländiſchen" oder inländiſchen Blatt einen motivirten Tadel etwas derb ausſpricht, ſo heulen ſie wie die kleinen Kinder. Ich will ein kleines Beiſpiel anführen. Ein junger Literat, Namens Siegländer, hat in

Land's Bevölkerungen eine innerlich fertige, ganz in sich abgeschlossene Einheit bildeten, und wo sie es nicht thaten, da wurden sie es durch die Gewalt der Eroberung. Wie Rom, so hatte auch Karthago seine Provinzen, und wie Rom, so hatte auch Karthago seine Bundesgenossen. Aber Karthago war es nicht gelungen, wie es Rom getan hatte, die eine Hälfte der Bevölkerung seiner Provinzen zu Bürgern, die andere zu Bundesgenossen zu machen. Karthago hatte nur Unterthanen und Sklaven. Und Karthago hatte nicht einmal, wie Rom, seine Bundesgenossen in einem festen Verhältnisse zu sich gebracht. Jede Stadt erhielt ihren Vertrag mit Karthago für sich, und jeder Vertrag hatte seine eigenen Bedingungen. Es gab Bundesgenossen, die Tribut zahlten, und solche, die keinen Tribut zahlten; solche, die Truppen stellten, und solche, die keine Truppen stellten; solche, die Schiffe stellten, und solche, die keine Schiffe stellten; solche, die Geiseln stellten, und solche, die keine Geiseln stellten. Es gab Bundesgenossen, die Karthago Gebiet abtraten, und solche, die Karthago Gebiet abtraten; es gab Bundesgenossen, die Karthago Gebiet abtraten, und solche, die Karthago Gebiet abtraten.

durch Vorſpiegelungen nach Oeſterreich gelockt und ihn dann auf's Eis geſetzt. In Wahrheit that der Staat ſehr viel für den Exredacteur; man zahlte ihm in der Form von Pränumeration auf zweihundert Exemplare eine nicht unbeträchtliche Subvention und ertheilte ihm überdies eine Conceſſion, wie ſie kein anderes Blatt der Monarchie beſitzt, ſelbſt die Wiener Hofzeitung nicht. Mit dieſer gerieth der Herr Doctor auch bald in Conflict, da er ſich erlaubte, politiſche Nummern zu bringen, ohne ſie ſtempeln zu laſſen, und Ankündigungen aufzunehmen, ohne dafür einen Pachtſchilling zu entrichten. Die Behörde ließ das geſchehen, bis endlich die Eigenthümer jener Zeitung klagend auftraten, und es nun dem Herrn Groß-Hoffinger unterſagt wurde, fernerhin politiſche Nachrichten ohne Stempel zu geben und Inſerate aufzunehmen, da für das Privilegium des Anzeigeblattes die Herausgeber der Wiener Hofzeitung die jährliche Summe von zweiundvierzig tauſend Gulden an den Staat bezahlen. Seither laborirte ſein Journal an Abonnentenmangel und iſt jetzt ſelig entſchlafen. Eine Tabaktraffik in der inneren Stadt, die ihm verliehen wurde, wird ihn ohne Zweifel für ſeinen zweideutigen Ruhm (?) entſchädigen.

Der Verein zur Beſſerung entlaſſener Sträflinge, der anfangs auf ſo vielfältige und hartnäckige Hinderniſſe ſtieß, hat am 2. Juni ſeine erſte Generalverſammlung gehalten und den durch gediegene publiziſtiſche Werke bekannten Regierungsrath Graf Barth von Barthenheim zum Director erwählt. Der Verein zählt jetzt ſchon eintauſend dreihundert vierundzwanzig Mitglieder mit dreitauſend neunhundert dreißig Gulden Beiträgen; ſechstauſend dreihundert Gulden erhielt derſelbe an Geſchenken und zweitauſend fünfhundert ſiebenzehn Gulden in Staatsſchuldverſchreibungen, ſo daß die Geldmittel, worüber man derzeit verfügen kann, die Summe von zwölftauſend fünfhundert Gulden überſteigen. Wacker iſt jedenfalls die Tendenz des Vereins, und beſonders deshalb beachtenswerth, als er hier den erſten Schritt bildet, der zur Milderung des moraliſchen und phyſiſchen Elends auf materiellem Wege gethan wird, da man nachgerade einſieht, wie heuchleriſch und niederträchtig es ſei, die abgemagerten Hände des Unglücklichen zum Gebet zu falten und ihn auf Gott zu verweiſen, ſtatt ihm zu helfen und ihn Theil nehmen zu laſſen an der brechenden Tafel des Ueberfluſſes, die vor dem Praſſer ſteht. Dieſe pietiſtiſche Nichtswürdigkeit, welche die Augen fromm verdreht und mit der Hand den Beutel zuhält, iſt ſonderlich in Preußen zu Hauſe, wo man Kirchen baut ſtatt Arbeitshäuſer und die Droſchkenführer in die Meſſe ſchickt, während die Huſaren die hungrigen Weber in Schleſien in die Pfanne hauen. Der wahre Triumph der Humanität wird aber darin beſtehen, daß man vor dem Fallen bewahrt, nicht die Gefallenen ſchirmt. Auch den Gefallenen gebührt Sorgfalt und es bleibt dies immerhin ein ſchönes Wirken, aber ſchöner noch iſt die Sorge um

den Redlichen, den die Armuth noch nicht verführt hat, und der blos einer ſchützenden Hand bedarf, um niemals zu ſtraucheln. Das ſind die Leute, die man zum Gegenſtand der öffentlichen Wachſamkeit machen muß, denen ihr Nichts zu geben braucht als Arbeit, um ſie glücklich zu machen. Kümmert ſich die Geſellſchaft um dieſe nicht, und ſchenkt ſie ihre Zärtlichkeit blos den Verbrechern, die weniger ſtandhaft geweſen in ihrem Stoizismus, ſo lenkt ſie den Verdacht auf ſich, als ſei die Quelle ihrer Mildthätigkeit nicht Menſchenliebe, ſondern die Furcht vor der Energie des Verbrechens!

— Rainer. —

2.

Von einem anderen Correſpondenten.

Die „öſterreichiſchen" und die „deutſchen" Zeitungen. — Die Arbeiterunruhen in Prag. — Der Bürgermeiſter. — Eine Antwort der Cenſur. — Fürſt Metternich und Oehlenſchläger. — Ordre pour le mérite. — Ein Büchelmacher. — Somaruga.

Die Empörung der Fabrikarbeiter in Prag dürfte Ihnen durch deutſche Blätter bereits bekannt geworden ſein; die öſterreichiſchen beobachten, wie gewöhnlich, ein aufgedrungenes Stillſchweigen und ihre Redacteure leſen dann als Neuigkeit in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, was ſie ſchaudernd ſelbſt erlebt. Daher nicht ſelten die Erbitterung der Correſpondenzartikel aus Wien. Wäre dieſen eine Beſprechung, wenn auch eine cenſurüberwachte, gegönnt, dieſe Behörde bekäme dann keine ſo bitteren Pillen zu ſchlucken, als gewöhnlich geſchieht. Die Allgemeine Zeitung zählt viertauſend Abonnenten in Oeſterreich, ſomit erhalten die in ihr mitgetheilten Nachrichten eine größere Publizität, als wenn ſie in allen öſterreichiſchen Journalen zuſammen abgedruckt wären. Wie wohlwollend die Augsburgerin über Oeſterreich berichtet, iſt bekannt; nun aber die Berichte in der Kölner Zeitung, in der Oberpoſtamtszeitung u. ſ. w. Das Unpraktiſche dieſes Verfahrens iſt ſelbſt der Cenſurbehörde klar und ſcheitert vielleicht an der Eigenwilligkeit Einzelner. Soll der hieſige Journaliſt an die Hofkanzlei (welche ungefähr unſer Obercenſurcollegium bildet) appelliren? Bei ihrer höheren Einſicht iſt vielleicht oft Erfolg zu hoffen, aber etwa nach Wochen, wenn die Neuigkeit keine mehr iſt, und ſo iſt dieſer Appellationsweg nur Büchern oder Aufſätzen, die an keine Zeit gebunden ſind, offen. Nur die (k. k. privilegirte) Prager Zeitung machte die offizielle Mittheilung der vorgefallenen Exceſſe und nannte die Polizei als zwei Tage früher von ihnen unterrichtet!! die aber die Thätlichkeiten nicht verhindern konnte. Die Arbeiter verlangten die Abſchaffung der Perontie-Maſchinen und zerſtörten auch einige in verſchiedenen Fabriken. Thatſache iſt es, daß alle Arbeit eingeſtellt

und laut eines uns vorliegenden Briefes die Ruhe nach sechs Tagen noch nicht ganz hergestellt ist. So schmerzlich und verlustempfindlich diese Vorfälle sind, so dürfte ein noch Empfindlicheres für die Fabrikanten der Monarchie dadurch abgewendet sein, nämlich die vom Finanzminister, Freiherrn von Kübek, projectirte Aufhebung des Prohibitiv-Systems, welche bereits im verflossenen Jahre beschlossen und durch bittliche Vorstellung der Fabrikanten verschoben wurde. — Fabriken und Straßen sind mit Militär und Kanonen besetzt, die Weiber der eingezogenen Arbeiter durchjammern mit ihren Kindern die Straßen und erzwecken die Freilassung ihrer Männer.

Die Reibungen zwischen der hiesigen Bürgerschaft und ihrem Bürgermeister setzen sich fort und es ist davon die Rede, daß er nach Prag als Hofrath befördert werde, eine Auszeichnung, die er unter so zweifelhafter Beleuchtung ausgeschlagen haben soll. Als er sich bei unserem eben so liberalen als liebenswürdigen Censurhofrathe von Malz darüber beklagte, daß man die Nummern jener Blätter, namentlich der Oberpostamtszeitung, die sein Verfahren besprochen, nicht unterdrückt, erhielt er die gradsinnige Antwort, daß er selbst dasselbe nicht anders melden würde. — Oehlenschläger befindet sich seit einigen Tagen in Wien und wurde im Salon des Fürsten Metternich von diesem der Fürstin mit den Worten vorgestellt: „Dies ist der Dichter, der sich nicht begnügt, die Herzen in Einer Sprache zu erobern, er schreibt dänisch und deutsch." — Die Verleihung des Ordens pour le mérite an den italienisch-österreichischen Dichter Manzoni brachte den seltsamen Umstand wieder zur Sprache, daß ihn von österreichischen Unterthanen bis jetzt ein Ungar (Liszt), ein Slave (Copitar), ein Italiener (Manzoni) und noch kein Deutscher erhalten hat. Wahrscheinlich um der Nothwendigkeit auszuweichen, ihn Grillparzer und Hammer verleihen zu müssen. Ich bemerke nebenbei, daß ein Dichter oder Gelehrter in Oesterreich, wenn er ausschließlich ein solcher ist, nicht ordensfähig ist. Der Ausspruch eines bereits verstorbenen hohen Staatsmannes: „Ein Büchelmacher verdient kan Orden" ist sprichwörtlich geworden. Doch ist es zweifelhaft, ob Manzoni den Orden annimmt, da er das Kreuz der Ehrenlegion vor einigen Jahren mit Dank zurückgewiesen. Dasselbe erhielt so eben der gelehrte Scriptor unserer Hofbibliothek, Herr Ferdinand Wolf.

So eben erfahren wir, daß ein in Ihrem Blatte bereits angekündigtes Werk: „Eine Criminalstatistik Oesterreichs" von der Censur verboten worden sei, trotzdem daß der Verfasser, Freiherr von Samaruga (Sohn des staatsreferentlichen Hofraths) von Sr. Excellenz dem Grafen Thaafe aus amtlichen Quellen zu schöpfen die Erlaubniß erhielt und dieser die Dedication des Werkes angenommen hatte.

II.

Aus Berlin.

Freimaurer. — Rauferei. — Süd- und norddeutſche Intereſſen. — Bauten und Arbeiten. — Angekaufte Bilder.

Zwei Dinge haben in der letzten Woche die Unterhaltung viel beſchäftigt: erſtlich die Reden, die der Prinz von Preußen als Großmeiſter der preußiſchen Freimaurer-Logen am Johannistage in der großen Loge „zu den drei Weltkugeln" gehalten, und zweitens ein im Kroll'ſchen Garten angefangenes und im „Odeum" fortgeſetztes Demelé zwiſchen zwei Herren, die, da ſie zu den ſogenannten höheren Ständen gehören, durch das rückſichtsloſe Verfahren, das dabei gegen einige Frauen beobachtet wurde, den Unwillen des Publicums um ſo mehr auf ſich gezogen haben. — Was zunächſt das Freimaurerfeſt betrifft, ſo ſollte man ſich allerdings darüber wundern, daß die Geheimniſſe der „Brüder" jetzt ſo unter die Leute kommen, aber wir haben daran nur zu erkennen, daß der Drang nach Oeffentlichkeit auch in dieſer Sphäre den Sieg über die Geheimnißkrämerei davonträgt. Bald wird es keines Eugen Sue mehr bedürfen, um uns Myſterien zu enthüllen, denn wo das Wohl der Menſchheit betheiligt iſt, da kann und darf es keine Myſterien geben. Alſo auch ohne in die Geheimniſſe des Maurerthums eingeweiht zu ſein, weiß hier alle Welt, daß der Prinz von Preußen in einer eindringlichen Rede unſere Geſetzgebung in Schutz genommen und dabei den Toaſt auf das Wohl ſeines königlichen Bruders ausgebracht habe. Der Prinz Friedrich der Niederlande als Großmeiſter der holländiſchen Freimaurer und viele Deputirte anderer großen Logen waren dabei als Gäſte anweſend. — Jene beiden Herren, die wegen Beleidigung von Frauen an zweien öffentlichen Orten einen Lärm veranlaßten, dem ſich ein Dritter anſchloß, welcher dabei den Säbel zog, wollen ihre Sache durch ein Duell ausfechten, das jedoch — es mag nun ausfallen, wie es wolle — Nichts dazu beitragen kann, die Beleidigung wieder gut zu machen, die durch jenen Vorfall der öffentlichen Sitte zu Theil geworden. — Die Bewegungen an unſerer Börſe haben ſich nach Ablauf des verhängnißvollen letzten Juni — an welchem allerdings mehrere, jedoch nur ſehr unbedeutende Lichter verlöſcht ſind — gelegt, und auch der Schrecken über die Actienordonnanz vom 24. Mai hat ſich allmälig verloren, ſo daß nun bald wieder Alles in das alte Geleiſe zurückgekehrt ſein und eine neue Schnellfahrt beginnen wird — freilich mit verminderter Muth und mit größerer Vorſicht. Große Freude hat es erregt, daß der würtembergiſche Geheime Rath den Antrag einiger hieſigen Capitaliſten, die Eiſenbahnen daſelbſt auf eigene Rechnung und nur unter ähnlicher Betheiligung des Staates, wie bei der Hamburger

Bahn, zu erbauen, abgelehnt hat. Es würde dadurch die hiesige Börse nur in noch größere Verwickelungen gekommen sein, und bei den außerordentlichen Terrainschwierigkeiten Würtembergs werden die dortigen Eisenbahnen sehr bedeutende Kosten und in den ersten zehn Jahren gewiß auch eben so bedeutende Einbußen den Unternehmern verursachen. Nun sind zwar unsere süddeutschen Freunde durch den Zollverein daran gewöhnt worden, daß wir Norddeutsche durch Versteuerung des französischen Weins, den wir trinken und sie nicht, so wie durch den Mehrverbrauch von Kaffee und Zucker, einen Theil ihrer Staatsausgaben tragen, wie wir ihnen auch ihre Grenzfestungen bauen helfen, während wir die unserigen an der russischen und polnischen Grenze allein bauen müssen; aber es wäre doch in der That etwas zu viel, wenn wir nun auch ihre theueren Eisenbahnen mit unserem Gelde bezahlten. Recht naiv waren die Artikel, die von Stuttgart aus über diesen Gegenstand in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen. Denn so sehr wir auch damit übereinstimmen, daß es besser sei, wenn der Staat und nicht die Privatspeculation den Bau der Eisenbahnen übernimmt, so haben wir doch über das Geschrei lächeln müssen, welches Jene darüber erhoben, daß sich einige „Wucherer" erboten hatten, ihr Geld in würtembergischen Eisenbahnen anzulegen. Die abscheulichen Wucherer! — An der in diesem Jahre hier bedeutend verminderten Bauluft merkt man es recht, daß sich die Speculation mit ihren Kapitalien einem anderen Gegenstande zugewendet hat. Inzwischen läßt der König die von ihm begonnenen Bauten mit Eifer fortsetzen, so daß wenigstens unter dieser Art von Arbeitern keine Noth herrscht, während freilich auch in unseren Baumwollenfabriken und Kattundruckereien, eben so, wie in Schlesien und Böhmen, mancher Arbeiter feiert. Inzwischen fürchtet man doch nicht, daß es hier zu ähnlichen Excessen kommen werde, wie in Peterswaldau, Langenbielau und Prag, da vorauszusehen ist, die Regierung werde nach den gemachten Erfahrungen die Fabrikanten in dem Bestreben, ihre Arbeiter zu beschäftigen, so viel als möglich unterstützen. — Unserem Marinemaler, Professor Krause, dem es im vorigen Jahre gelungen, auf der Reimerschen Gemäldeauction einen schönen Murillo, den „barmherzigen Samariter" herauszufinden und für wenige Thaler zu erstehen, verdanken wir jetzt auch den Besitz eines der ausgezeichnetsten Bilder des alten niederländischen Malers Ferdinand Boll, nämlich seiner „Sängerin Vincentina", die Krause einem Privatmann in Königsberg für tausend Thaler abkaufte, und die für jede Bildergalerie mindestens den dreifachen Werth hat.

Justus.

III.

Notizen.

Aus Marocco. — Gurowsky.

— Aus Marocco. (Privatmittheilung!) Geehrteſter Herr Redacteur! Sie müſſen ſich durch das Datum dieſes Briefes nicht irren laſſen; Schreiber dieſer Zeilen iſt nicht aus den mohamedaniſchen Raubſtaaten, ſondern aus Lobenſtein, alſo eigentlich auch ein Deutſcher und hat ſogar Philologie ſtudirt. Als ſtellvertretender Secretär des H. Attaché des fürſtlich Fliedersheimſchen Geſandten am Hofe Sr. Majeſtät des Kaiſers von Fez und Marocco, iſt er in die auswärtige Politik eingeweiht und hat die diplomatiſche Carriere nicht ohne hohe Protection und vielverſprechende Ausſichten betreten. Da er indeß ſchon früher ſich mit der Literatur beſchäftigte und auch jetzt noch in etwas genirenden Verhältniſſen lebt, glaubt er dem Beiſpiel jener jungen Diplomaten, die durch politiſche Correſpondenzen ſich im Hof- und Cabinetsſtyl üben, um ſo eher folgen zu dürfen, als er in der That durch Ihr geſchätztes Blatt ſich ein weſentliches Verdienſt um Lobenſtein und das übrige Deutſchland zu erwerben ſchmeicheln kann. — Ich bin, offen geſagt, kein Radicaler, weil dies mit meiner Stellung durchaus nicht vereinbar wäre; allein, obſchon ich ſeit einigen Jahren im Schatten des maroccaniſchen Thrones lebe und von Sr. Majeſtät mehrmals mit beſonderer Huld angeblickt wurde, habe ich noch nicht allen Patriotismus verlernt; namentlich erwachte mein deutſches Herz, als ich ſehen mußte, wie auch hier das Franzoſenthum einzudringen und durch ſeine ſittenloſen, anarchiſchen Ideen das Heiligſte zu untergraben bemüht iſt. Meine gegenwärtige Tendenz iſt daher, erſtens die undeutſchen Einflüſſe in Marocco zu bekämpfen, und zweitens ein innigeres Verſtändniß zwiſchen dem maroccaniſchen und dem germaniſchen Element zu vermitteln; daß hier auch weitere practiſche Zwecke verfolgt werden, dürften Sie ſpäter ſelbſt erkennen. In den nachfolgenden Notizen ſchildere ich Ihnen vorläufig die hieſigen Zuſtände, wie ſie ſind, nicht wie ſie mit gewohnter Lügenhaftigkeit von den Pariſer Blättern dargeſtellt werden.

Ich kann mir denken, daß man bei Ihnen Marocco für einen barbariſchen Staat hält. Es liegt das im Weſen der modernen Oberflächlichkeit. Man kann jedoch darüber nur lächeln; denn was ſoll nicht Alles barbariſch ſein? Iſt doch ſogar Rußland dieſer Vorwurf gemacht worden! — Marocco iſt, nächſt Modena und dem nordiſchen Kaiſerthum, einer von den ſehr wenigen Staaten, die man Staaten der Ordnung nennen darf; dieſer Vorzug iſt um ſo höher anzuſchlagen, als neuerdings auch die Türkei, der Hauptſitz legitimer Macht, zu wanken beginnt und durch die Künſteleien der propagandiſtiſchen

Politik völlig zerrüttet iſt. Die natürliche patriarchaliſche Verfaſſung ruht hier auf unerſchütterlichen Säulen; Thron und Altar ſind eine unüberwindliche Einheit, und in der Perſon Sr. geheiligten marocca-niſchen Majeſtät iſt nicht nur alle Staats-und richterliche Gewalt concentrirt, ſondern ſie ernennt und befehligt auch unmittelbar alle Executivbehörden, vom oberſten Bey, dem Miniſter der Aufklärung, bis zum Gehilfen des Henkers; ſie regiert und gubernirt, darin liegt die ſicherſte Bürgſchaft, daß kein Unrecht, ſondern ſtets nur der wirk-liche Wille des Alleinherrſchers geſchehen kann. Mulei Abderrha-man hat in großſinniger Weiſe das tiefſte Bewußtſein ſeiner er-habenen Stellung ausgeſprochen und das Unwürdige jeder ſogenannten conſtitutionellen Beſchränkung am beſten durch die einfachen Worte bezeichnet: er begreife nicht, wie man ihm zumuthen könne, Sklave ſeines gegebenen Wortes zu ſein. In der That kennt man hier zu Lande dieſe kleinliche Nachrechnerei nicht, ſondern es herrſcht das un-bedingteſte Vertrauen. Und Seine Majeſtät hat im Laufe einer ſegensvollen Regierung, deren Angedenken durch herrliche, über Gene-rationen hinausreichende Königsthaten feſt gegründet iſt, bewieſen, daß der vernünftige Fortſchritt nur von einem überlegenen, die Weltver-hältniſſe und die Menſchen kraft ſeiner hohen Geburt klar überſchauen-den Geiſte ausgehen kann, wenn er in ſeinen Mitteln und Waffen vollkommen unbeſchränkt iſt. Daß der Kaiſer dieſer, von allwaltender Vorſehung erwählte Geiſt iſt, lieſ't man unverkennbar in ſeinen Zü-gen. Mulei Abderrhaman iſt ein großer und ſtarkgebauter Mann von hübſchem Antlitz, dem der weit herabwallende, mit einzelnen Silber-haaren gezierte ſchwarze Bart ein impoſantes militäriſch prophetiſches Anſehen gibt; auf ſeine Stirne hat der Herrſchaft Genius den glor-reichen Stempel geprägt und ſein Blick ſoll in herablaſſender Milde auf die Frauen des Harems eben ſo magnetiſche Kraft äußern, als er, auf den Sklaven gerichtet, durchbohrend und gleichſam erſtarrend iſt. Wie die griechiſchen Völker der Levante ſich von dem Jupiter-kopf des nordiſchen Weltherrſchers erzählen, ſo iſt unter den Stäm-men des abendlichen Atlas von dem „Strahlenhaupt" des echten Ab-kömmlings des Propheten eine allgemeine Rede. Nichts gleicht der Grazie, mit der Mulei Abderrhaman zu Pferde ſitzt oder die Pfeife raucht, und, wie Eingeweihte flüſtern, könnte mancher hochgeprieſene Mime von der Art, wie er das Schnupftuch wirft, Bedeutendes für Kunſt und Heldendarſtellung lernen. Von dem reichen Geiſt des maroccaniſchen Alleinherrſchers zeugen zahlloſe Anekdoten, die, vom Hofe ausſtrahlend, ſich wie plätſchernde, gemüthlich und wohlthätig anregende Lebensquellen über die ſandigen Flächen des Landes ver-breiten. Mulei Abderrhaman hat ein unbedingtes Recht über das Le-ben jeder Creatur in ſeinen Staaten; und ſein glorreicher Vorfahr Mulei Ismael, der im volksthümlichen Bewußtſein der Herrſchergewalt

mit großartig barockem Humor zu tändeln liebte, pflegte, wenn er zu Pferde ſtieg, jedesmal dem aufwartenden Sklaven den Kopf abzuſchlagen; Abderrhaman iſt mehr von religiös melancholiſchem Sinn erfüllt und vergießt nur ſelten theurer Diener Blut, wenn er nicht gereizt wird. — Beiläufig bemerkt, hat ſeine Majeſtät durchaus keinen Anſtand genommen, den Hoheitstitel, dem unſer theurer Landesfürſt ſich beizulegen geruhte, freundlich anzuerkennen.

Der muſterhafte Geiſt, der die Armee beſeelt, iſt wohl nur der Frömmigkeit des Kaiſers zuzuſchreiben; die Truppen ſtehen unter der Aufſicht der Mollahs, welche ſie täglich zu den vorgeſchriebenen Gebeten und Waſchungen anhalten, und an den Faſttagen werden die Garderegimenter im Hof des Palaſtes oder in der Moſchee eingeſchloſſen, damit kein Frevel geſchieht. Außerdem pflegt der Kaiſer die oberſten Offiziere zu ſeinen religiöſen Uebungen und Disputationen zu beordern, und der jetzige Feldmarſchall-Bey ſoll ſeine ſchnelle Erhebung weſentlich dem Fanatismus verdanken, den er bei dieſen Erbauungen an den Tag legt. Die Lieutenants und die Fähndrichs zeigen ein viel ſolideres Weſen, als in andern Ländern, und gehören zu den frömmſten Soldaten der Armee. Da die Uniform eine von Geſetz und Sitte geheiligte iſt, ſo beſchränken ſich die Reformen großentheils auf die Bartpflege; darin aber hat Mulei Abderrhaman, im Sinn einer vorgeſchrittenen Zeit, wahrhaft Schöpferiſches geleiſtet. —

Der Kunſtſinn des Kaiſers und das lebhafte Intereſſe, das er an den geiſtigen Productionen aller Völker nimmt, äußert ſich in wunderbar vielſeitiger Weiſe. Seine Majeſtät hat ſich die Porträts ſämmtlicher europäiſchen Fürſten kommen laſſen, damit er ſich täglich durch Autopſie von ihrem guten Ausſehen und Wohlbefinden überzeugen kann. „Sie ſind alle meine Brüder", ſagte er, „der größte wie der kleinſte;" ein Beweis, wie ſich die ſtrengſte Religioſität mit aufrichtiger Duldſamkeit vereinen läßt.

Da man jetzt ſo vielfach ſich mit Coloniſationsplänen beſchäftigt, warum hat man noch gar nicht an Marocco gedacht? Dieſes Land iſt wie geſchaffen für deutſche Auswanderer; ich meine nicht blos ſolche, die in der weiten Welt ein dürftiges Brod ſuchen, ſondern Leute aus höhern und namentlich gelehrten Ständen. Um nur von den Philologen zu ſprechen, welch ein Gewinn für ſie wäre der Atlas, dieſes Gebirge, das bei den Alten eine ſo fabelhafte Rolle ſpielte! Noch ſind in ſeinen Schluchten Alterthümer genug vergraben, um ein ganzes archäologiſches Cabinet zu füllen. Das Marocain iſt ſo billig, wie in Deutſchland das Schweinsleder. Die Munificenz Sr. Majeſtät aber iſt allbekannt; am wenigſten kommt es ihr, dem Ausland gegenüber, auf einige Orden oder Titel an. Meines Wiſſens hat leider noch kein deutſcher Gelehrter eine maroccaniſche Auszeichnung erhal-

ten; und daran iſt blos unſere ſchwache nationale Haltung und vor Allem unſere Ohnmacht zur See ſchuld.

Bald hätte ich einen wichtigen Punkt vergeſſen, der für die politiſche Weisheit, die vernünftige Humanität dieſes Staates zeugt und für den deutſchen Anſiedler ein unſchätzbarer Vortheil wäre: hier hat er nicht die jüdiſche Concurrenz zu fürchten, die ihm, und gerade nur ihm, in Europa ſo viel trauriges Herzleid bereitet. Hier kann es nicht paſſiren, daß man mit einem gebildeten, oder wohlhabenden oder gar beide Eigenſchaften vereinigenden Manne ſpricht und hinterher erfahren muß, es ſei ein Jude; in keiner Geſellſchaft wird das Auge durch den Anblick von Aerzten, Schriftſtellern oder Künſtlern beleidigt, die eigentlich Juden ſind. Eben ſo wenig wird der Handelsmann, der Handwerker oder Krämer ſein Gewerke durch die Theilnahme dieſer ganz undeutſchen Race verunehrt ſehen und mit ihrem unbefugten Fleiß und Geſchick concurriren müſſen. Endlich wird Einem der widerliche Eindruck erſpart, wirkliche Deutſche zu ſehen, die in moderner Sentimentalität und Selbſtvergeſſenheit mit dieſen Leuten wie mit ihres Gleichen umgehen. Mancher Staat iſt einmal dazu verurtheilt, eine große Anzahl Juden unter ſeinen Unterthanen zu zählen, und kann ſich ihrer nicht entledigen; denn ſie ſind anmaßend genug, ihre Exiſtenz damit zu entſchuldigen, daß ſie ſeit mehr als tauſend Jahren da ſeien; als ob ein Unrecht durch die Zeit zum Recht würde. Warum haben ſolche Staaten nicht den Muth, Marocco's Beiſpiel zu folgen? Marocco hat dieſe unangenehme Menſchenclaſſe in die ihr gebührenden Schranken gewieſen, innerhalb derſelben aber ihr jede menſchliche Freiheit gelaſſen. Sie zahlen eine ſehr einträgliche Kopfſteuer und können dafür auf beſtimmten abgelegenen Plätzen wohnen und ihre Todten begraben; ſogar eine gewiſſe Sorte von Gewerben iſt ihnen zum Lebensunterhalt geſtattet, ſo dürfen ſie z. B. Waſſerträger, Kanalräumer und Abdecker werden; wo ich nicht irre, ſind ſie zu letzterer Hanthierung ſogar verpflichtet. Und ich geſtehe gern, daß mir ein ſolcher Jude weniger unangenehm iſt, als ein gebildeter, den ich am Ende als ebenbürtigen Menſchen behandeln ſoll. Die ſchwere körperliche Arbeit hat den Vortheil, daß ſie keine höheren Bedürfniſſe in ihnen aufkommen läßt, ſo daß die übrige Bevölkerung vor jeder neidiſchen Regung bewahrt iſt. Selbſt den Judenhaß kennt man hier nicht, da der Haß in der Verachtung untergeht, die ihr Zuſtand einflößen muß. Man lege nur die falſche Scham ab und handle auf ähnliche Weiſe, ſo wird das ekelhafte Geſchrei nach Judenemancipation bald aufhören.

Nach dieſem Allen können Sie ſich denken, welches hier die allgemeine Stimme über das Zerwürfniß mit Spanien iſt. Wahrlich, Spanien hat durch ſeine curióſe Empfindlichkeit ſeine politiſche Unreife ſattſam erwieſen. Sie haben vielleicht gehört, daß jenes Land

hier einen Consul, Namens Darmont hatte, der — eigentlich ein Jude war. Denken Sie, das ritterliche, altkatholische Spanien, welches selbst in bessern Tagen das heroische Beispiel gab und sämmtliche Kinder Israels aus dem Lande trieb oder verbrannte! Wenn das Cabinet von Madrid selbst nicht so viel Zartgefühl hatte, um das Unschickliche und Peinliche dieses Verhältnisses zu erkennen, so sollte es wenigstens dem hiesigen Cabinet danken, das so delicat war, um im Stillen für es zu handeln. Mulei Abderrhaman, in edler Weise der uralten Fehden zwischen Mauren und Spaniern vergessend, ließ nämlich diesem Darmont durch eine feine diplomatische Wendung den Kopf abschlagen. Daß Frankreich mit seinem hohlen Liberalismus darüber aufbrausen würde, ließ sich erwarten; aber Spanien hätten wir mehr Tact und weniger Donquixoterie zugetraut.

Zum Schlusse möchte ich Sie bitten, in meinem Namen der deutschen Presse zu bedeuten, daß es sehr unklug wäre, gegen einen Staat von dem Umfang und der Macht Marocos fortwährend mit kränkenden Spötteleien zu polemisiren, wie es seit einiger Zeit, in Bezug auf einen großen nordischen Staat, Mode geworden ist. Die deutschen Zeitungen wissen gar nicht, wie sehr sie die Censur nöthig haben, da selbst diese sie nicht vor gefährlichen Verirrungen behüten kann. Mit wahrer Genugthuung las ich gestern in der Allgemeinen Zeitung eine warnende Notiz der Art, die von einem wohlwollenden und in die Verhältnisse tief eingeweihten Manne herrührt. Noch einmal; es ist sehr unklug, die Sympathien jener großen Mächte zu verscherzen, die am Ende die einzige Bürgschaft für den Bestand der kleinern Souveränetäten bei uns sind. Man sollte doch so viel sehen, daß gewisse Mediatisirungsgelüste noch immer nicht ganz eingeschlafen sind. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster ꝛc. ꝛc.

— Die schönsten Worte sind heutzutage am wenigsten eine Wahrheit; ganze Zeit- und Nationalstimmungen, die sich mit vollen Backen ausposaunen, werden oft durch Ein vielsagendes Factum schneidend widerlegt und zeigen sich als die hohle Blase, die sie sind. Ja, man hat auf manchen Seiten eine förmliche Manie, Nichts rein zu lassen und überall eine Spur seiner Erbärmlichkeit anzubringen; ich denke dabei stets an die Erzählung eines Reisenden, der sich beklagte, daß ihm in Preußen die schönsten Gegenden seltsam verleidet wurden; bald sah er bei einer romantischen Schloßruine am Rhein die schmutzigen Jacken preußischer Husaren zum Fenster heraushängen, bald drängte sich auf dem schönsten Punkt, auf dem eigentlichen Belvedere einer malerischen Gegend — das Zuchthaus vor mit frechrothen Ziegelmauern. Der Mann war unstreitig ein Hypochonder, aber etwas Wahres ist doch dran. Auch uns wird, die „schöne Ge-

gend" der Tagesgeſchichte nach jedem Geſinnungstrompetentuſch durch eine factiſche Gegendemonſtration verleidet. Nicht in denen aber, die mit Fingern darauf weiſen, liegt der Hohn, liegt die Bitterkeit, ſondern in den Thatſachen ſelbſt. Wer wollte es läugnen, daß der König von Preußen perſönlich erfüllt iſt von ritterlichem Sinn und Streben? Gelingt ihm es aber, dieſen Geiſt auch der preußiſchen Wirklichkeit einzuhauchen, oder ſiegt nicht vielmehr, wo es zum Thun und Laſſen kommt, der unausrottbare incarnirte bureaukratiſch polizeiliche Charakter? Kaum iſt das Cartel zwiſchen Preußen und Rußland wieder hergeſtellt und ſogleich wird ein Exempel ſtatuirt, an dem man vorausſchmecken kann, welche Früchte die entente cordiale zwiſchen der ruſſiſchen und boruſſiſchen Macht in Zukunft tragen wird. Graf Gurowsky, — den wir keineswegs als politiſche Capacität feiern wollen, der aber jedenfalls bei allen extremen Meinungswechſeln ein unſchädlicher Flüchtling iſt — hielt ſich bekanntlich ſeit ſeiner Flucht aus Ruſſiſch-Polen in Schleſien auf, wo er in Zurückgezogenheit die todtkranke, jetzt geſtorbene Mutter pflegte. Plötzlich erhält er den ſtrengſten Befehl, ſofort und auf einer Zwangsroute die preußiſchen Staaten zu verlaſſen. Sollte Nicolaus, der in London das exilirte Polen aus eigener Taſche unterſtützen wollte, jetzt, wo er wieder in ſeinem ſichern Petersburg thront, dieſen einen gebrochenen, gehetzten Mann ſo ſehr fürchten, daß er Preußen drängt, dem eben abgeſchloſſenen Cartel eine halb rückwirkende Kraft zu geben? Oder ſieht man in Berlin dem hohen Alleinherrſcher ſeine Wünſche an den Augen ab? Wir können darüber nicht urtheilen. Aber fragen darf man wohl, wie ſich dies Benehmen gegen einen harmloſen Flüchtling verglichen mit dem neulichen Betragen der engliſchen Ariſtokratie gegen eine ganze Colonie von Flüchtlingen ausnimmt? Man weiſ't uns ja immer auf England hin, auf das bluts- und geiſtesverwandte Britenvolk. Iſt dieſe polizeiliche Liebenswürdigkeit ritterlich, oder will Preußen damit vor dem Auslande, wohin es Gurowsky mit ſeinen Klagen ſtößt, das echt germaniſche Element, die Gaſtlichkeit und die Großmuth der deutſchen Nation repräſentiren? Wir wiſſen ſehr wohl, und wir hoffen, daß auf die erſte Nachricht von Gurowsky's Ausweiſung allerhand Berichtigungen folgen werden. Es kann aber nicht ſchaden, wenn die Preſſe dieſe erſte Nachricht nach ihrem dürren Wortlaut beleuchtet. Denn häufig ſind die offiziellen Berichtigungen, wenn ſie auch die erſte Mittheilung einer Unrichtigkeit zeihen wollen, nur eine Andeutung, daß die beſprochene Maßregel nachträglich modificirt und gemildert wurde.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Militärs.

Herausgegeben von

Stephan Thurm.

II.

Disciplin. — Der Allerhöchſte Wille und die Praxis. — Ein Gaſſenlaufer. — Stockambition. — Die Korporalbank als Katheder. — Privatdocenten. — Der Prügelküßler. — Erbauliche Hiſtorien.

Die Handhabung der militäriſchen Disciplin erfordert unſtreitig Strenge. In der öſterreichiſchen Armee, welche aus ſo heterogenen Nationalitäten wie keine andere zuſammengeſetzt iſt, kann an die gänzliche Abſchaffung der beſtehenden barbariſchen Strafen leider noch lange und hauptſächlich ſo lange nicht gedacht werden, als es noch üblich bleiben wird, Individuen wegen Vergehungen oder Immoralität zur Strafe zum Militär abzuſtellen. Wenn daher Oeſterreich in der militäriſchen Rechtspflege und in ſeinem Disciplinarweſen bisher zur wichtigen Gründen keine zeitgemäße Reform verſucht hatte, ſo folgt hieraus keineswegs, daß man höchſten Orts vielleicht an Gaſſenlaufen und Stockprügeln in Oeſterreich mehr Vergnügen, als in Frankreich und Preußen finde; denn es ſind vielleicht in keiner Armee ſo viele höchſte Befehle erlaſſen worden, welche die humanſten Abſichten hinſichtlich der Leibesſtrafen ausſprechen und jedem Commandanten die ſchöne Pflicht auferlegen, ſo viel als möglich die barbariſchen Strafmittel zu vermeiden. Zur Ehre der öſterreichiſchen Armee ſei es geſagt, daß beſonders die höheren Commandeurs, von dieſem milden Geiſte des Monarchen beſeelt, Nichts unterlaſſen, um dem Allerhöchſten Willen nachzukommen. Allein wundern muß man ſich, daß bei dem anerkannten Beſtreben der Regierung, jene Beſtrafungen, welche zum Abſchrecken der verderbten Menſchheit nicht ganz beſeitigt werden können, doch wenigſtens ſo ſelten als möglich eintreten zu laſſen, — daß in einer ſzientiſiſchen Branche, in der Ar-

tillerie — Bombardier-Corps ausgenommen — die Disciplin mit dem Stocke mehr, als in einem wallachiſchen Regimente, gehandhabt wird. Wird man es wohl glauben, daß von den weltberühmten öſterreichiſchen Kanoniers wenigſtens der zehnte Theil wegen Tabakrauchens im freien Felde, wegen Aufhängens des Stockes auf den Säbel, wegen vorſchriftswidrigen Aufſetzens des Hutes, wegen kleiner Verſpätung nach dem Zapfenſtreich und wegen anderer ähnlichen dem Dienſte unſchädlichen Kleinigkeiten zu Krüppeln geſchlagen und zu ehrloſen Menſchen geprügelt werden? — Auch ich würde gewiß nie geglaubt haben, daß dieſe empörende Willkür in der Artillerie herrſche, wenn ich nicht zu meinem eigenen Leidweſen ein Augenzeuge mancher Execution geweſen wäre, deren bloße Erinnerung mein Inneres mit Indignation erfüllt. Damit ſich ein Jeder von der Beſtrafungsweiſe einen Begriff machen könne, will ich nur einige wahre Fälle hier citiren! Bevor ich jedoch die Erzählung dieſer ſpeciellen Fälle beginne, kann ich unmöglich einige Reflexionen unterdrücken.

Ich war, wie ich ſchon erwähnte, nach meiner Aſſentirung nicht beim Regimentsſtabe, ſondern einige Stunden davon caſernirt. Beiläufig mochte ich zehn Tage in kaiſerlichen Dienſten geſtanden haben, als der Regimentsbefehl verleſen wurde, daß den folgenden Tag alle neuen Leute zum Stabe abgeſendet werden ſollen, nachdem daſelbſt eine große Execution ſtattfinden werde. Gleich nach dem Befehlausgeben belehrte mich ein Kamerad, weshalb dieſe neuen Leute, worunter auch ich einbegriffen war, bei dieſer Execution zu erſcheinen hätten. „Daß die neuen Leute ſolchen Executionen beiwohnen," ſagte er, „geſchieht darum, damit ſie ſich daran gewöhnen, bevor ſie ſelbſt zuhauen müſſen; denn es gibt darunter immer welche, die ſo dumm ſind, daß ſie Anfangs dem Spitzruthenlaufen ohne „Uebligkeiten" (Ohnmachten) nicht einmal zuſehen, geſchweige erſt zuhauen können. Wenn Sie daher, er meinte mich, morgen bei dieſer Execution nur durch Mienen ein Mitleid verrathen, ſo müſſen Sie das nächſte Mal wieder zum Stabe zum Zuſchauen ausrücken." Es war eine ſehr große und ſehr lange Execution. Beiläufig fünf oder ſechs wurden wegen Deſertion zum drei- bis ſechsmaligen, ein Dieb zum achtmaligen Gaſſenlaufen abgeurtheilt und auch abgeſtraft. Während dieſe Unglücklichen die fürchterliche Gaſſe, in welcher dem entblößten Dulder die drohenden Geißelruthen auf ſeinem martervollen

Wege entgegenwinken, theils gravitätiſch auf- und abſchritten, theils wie das verfolgte Wild durchrannten, liefen die Korporale von beiden Seiten hinter der Gaſſe von zehn zu zehn Mann, um ſich zu überzeugen, ob die Geißelnden ihre Schuldigkeit leiſten. Wurde Jemand darauf ertappt, daß er ſeine Hiebe mäßigte, oder wohl gar verſäumt habe, ſo hatte ſelber nach vollzogener Execution ſelbſt eine Execution an ſeinem eigenen Körper zu gewärtigen, die nach Umſtänden auch mit fünfzig Stockſtreichen zugemeſſen wurde. — Während ſich die Deſerteurs und der Dieb mit dem ſogenannten Gaſſenauf- und Gaſſenablaufen beluſtigten, wurden auch drei andere gebildete Artilleriſten, lauter verwegene Tabakraucher, die von dem Oberſten Tags zuvor in einem Wachthauſe auf friſcher That überraſcht worden, vor den Augen der neuen Leute jeder mit dreißig Stockſtreichen betheilt, und wir „neuen Leute" als Zuſchauer hatten daher die beliebige ſchöne Wahl, unſere Gefühle entweder am Gaſſenlaufen, oder an Stockprügeln abſtumpfen zu können. Ich war ein guter Mimiker! — Der unſere Sentimentalität gardirende Korporal war mit meiner Inſentimentalität ſo zufrieden, daß ich vermöge ſeines Zeugniſſes für die Zukunft einer Zuſchauerſtelle entbunden ward und in Folge deſſen die weit ehrenvollere übernehmen konnte, ſelbſt zuhauen zu dürfen. Als daher zum erſten Male jene Compagnie, in welcher ich diente, das erforderliche Executionsperſonale beiſtellte, wurde ich nicht wie andere weichliche Seelen zurückgelaſſen, ſondern es war mir vergönnt, mit den achtunggebietenden Veteranen der Compagnie, deren linke Rockſeite mit „Branntweinſtern-Orden", ſchlechtweg Veteranzeichen genannt, und eiſernen Kreuzen als Belohnung ihrer Mitarbeitern an dem Sturze Napoleons geziert war, — zur Execution mit auszurücken. Ich war von dieſer Ehre wohl durchdrungen, aber als Debutant konnte ich mich in meinem Innern doch nicht einiger menſchlichen Regungen, nämlich einer Bangigkeit und eines ängſtlichen Mitleids, erwehren. Erſt nachdem der Delinquent in der geformten Gaſſe die Ruthen, welche ſeinen nackten Rücken bis auf's Blut durchgeißeln ſollten, an ſeine ehemaligen Kameraden, nunmehrigen Schergen ausgetheilt hatte, und ich hinter meinem Rücken den Korporal witterte, der in ſeinem zehn Mann langen Bezirke die auszutheilenden Hiebe gardiren und die aus Nachläſſigkeit unterbliebenen zählen ſollte, erwachte mein Ehrgefühl, welches mit der aus Vorſicht hinter der Gaſſe in Bereit-

ſchaft ſtehenden Bank ſympathetiſch zu correſpondiren anfing, und ich nahm meinen ganzen Muth zuſammen und hieb mit ſolcher Kraft unbarmherzig auf den zerfleiſchten Rücken meines Mitmenſchen, daß ich nicht nur diesmal nicht, ſondern auch nach keiner anderen Execution mehr, der ich ſpäter als Mitſcherge beiwohnen mußte, auf der erwähnten Bank bäuchlings ausgeſtreckt, von einem Korporal getadelt wurde. — Wenn wir von dieſen Uebungen in der Menſchenliebe zurückkehrten, pflegten wir pſychologiſche Unterredungen zu halten. Zuerſt wurde die Kunſtfertigkeit des die geſetzliche Gewalt ausübenden Korporals mit Kennerſinn geprüft. Fiel das Urtheil zu ſeinen Gunſten aus, ſo durfte man mit demſelben ungeſcheut hervortreten. — Aber, Herr Korporal! Sie ſind ein claſſiſcher Hauer, — ſchon beim ſechſten Hiebe ſpritzte dem X . . . das Blut bei den Beinkleidern heraus! — Und ähnliche Lobpreiſungen erſchallten von Mund zu Munde. — Der Korporal, wenn derſelbe nicht etwa ein verdorbener Student, oder ſonſt ein von falſcher Sentimentalität verderbter Menſch war, hielt ſich durch dieſe Lobeserhebungen ſehr geehrt, und das beſeligende Bewußtſein, ſelbe zu verdienen, entlockte ihm dann gewöhnlich unter einem ſtolzen lieblichen Lächeln die gefühlvolle Aeußerung: Wenn ich einmal Jemandem zu Gevatter ſtehe, ſo muß er zeitlebens an mich denken! Mit einem Worte, man konnte einen Korporal nie beſſer flattiren, als wenn man ihm die Ehre zuſprach, der beſte Hauer in der Compagnie, oder wohl gar, wie man einen ſolchen nannte, der beſte Regimentshauer zu ſein. — Nachdem der moraliſche Werth des bei einer Execution functionirenden Korporals nach Verdienſt von ſeinen Untergebenen abgeſchätzt worden, — ging man zu der Werthſchätzung des abgeſtraften Kameraden über, deſſen Verbrechen, wie bekannt, mit dem letzten Hiebe auf die Legitimitäts-Nachbarſchaft verflogen iſt, und deſſen Heroismus, während der Execution, nun zum Maßſtabe ſeines moraliſchen Werthes diente. Hat Einer eine ganze Klafter (ein beliebter Kunſtausdruck in der ganzen öſterreichiſchen Armee), d. h. fünfzig Prügel ohne die Füße mehr als einmal gewechſelt zu haben, ohne Geſchrei und Lamentationen, erhalten, und hatte derſelbe nach vollendeter Execution, nachdem er ſein ſchuldiges: „Ich danke gehorſamſt für die gnädige Strafe", mit allem Anſtand geſprochen, — die Bank, auf welcher derſelbe durch ſeinen Stoicismus die nach Ruhm dürſtenden

Korporale zur höchſten Anſtrengung reizte, — mit einer unſchuldigen Naivetät davon getragen, — dann war er ein braver Kerl, und die Herzen aller verwandten Seelen ſchlugen ihm entgegen. Selbſt diejenigen, die in der Kunſt, Schläge auszuhalten, ohne einen Zug zu verändern, Meiſter waren und oft, nicht hundert, ſondern tauſend Prügel claſſiſch ausgehalten zu haben ſich rühmen konnten, nannten ihn dann Bruder und würdigten ihn ihres belehrenden Umgangs.

Es gab in der Zeit meines Eintrittes in die Artillerie Viele, die ungeachtet deſſen, daß diejenigen Individuen, welche ſich eines Diebſtahls, oder einer Deſertion und derlei ſchwerer Verbrechen ſchuldig gemacht haben, nach ihrer Abſtrafung aus der Branche ausgeſchieden worden, — wegen ſogenannter Soldatenſtückchen, als: Exceſſe, Inſubordination, Tabakrauchen, unvorſchriftmäßiges Hutaufſetzen ꝛc., — mithin nicht wegen ſchlechter Streiche, den Antipoden ihres Kopfes mit zahlreichen Stockſtreichen haben entgelten laſſen, und dieſe ſtanden in der Compagnie in großem Anſehen bei ihren Kameraden. Wenn man von einem gebildeten Kanonier ſagen durfte, — er hat ſchon wenigſtens zehn Mal eine Regimentsſtrafe, nämlich fünfzig Stockſtreiche, ohne ſich zu muckſen, erhalten, ſo mußte ein Laie einen Reſpect vor ihm haben. Dieſe Art Virtuoſen, welche mit der Zeit Sauſer zu werden pflegen, machten ſich gewöhnlich ein Vergnügen daraus, für ein kleines Recreationsgeld auf Branntwein Privatlectionen darin zu geben, und ließen ſich auf Wachſtuben oder ſonſt dazu geeigneten Salons gegen eine kleine Belohnung auf denjenigen Ort, der ſonſt nur geſetzmäßig den Korporalen vermöge ihrer Autorität zugänglich war, einige Stockſtreiche auch von Profanen appliciren. — Solche Menſchen hatte jede Compagnie aufzuweiſen, und ſie trugen unwillkürlich ſehr viel dazu bei, daß das Prügelſyſtem in ſeinem Anſehen nicht nur aufrecht erhalten, ſondern auch das ſtoiſche Prügelhalten zu einer Bravour erhoben wurde. — Ein Kanonier, der nicht das Glück hatte, ſich ausweiſen zu können daß er wenigſtens einmal auf der Bank gelegen, durfte durchaus nicht auf die Achtung ſeiner meiſten Kameraden Anſpruch machen; denn da hieß es: der will auch was reden und hat nicht einmal fünfundzwanzig bekommen. — In der Compagnie, wo ich diente, befand ſich ein gewiſſer Fiſcher Hans, — Gott tröſte ihn, er iſt bereits todt, — der die Liebe ſeiner Kameraden im höchſten Grade

genoß und auch von ſeinen Vorgeſetzten wohl gelitten war. Er verdiente Beides. — Er war der beſte Sänger in der Compagnie und ein vorzüglicher Jodler, dabei ein vortrefflicher Geſellſchafter, wenn er nicht total beſoffen war, — in ſeinem Dienſte accurat, ein guter Kamerad, ein Wütherich vor dem Feinde, ein ſeelenguter Menſch und der eminenteſte Prügelkützler (Prügelaushalter) im ganzen Regimente. Ihm waren nur an einem einzigen Theile des Körpers, den ich aus Reſpect nicht nennen will, geſetzmäßig über zweitauſend fünfhundert Stockprügel in optima forma durch lauter kunſtverſtändige Korporale nach der Compagniematrikel zugemeſſen worden, ohne jene Privatſchläge zu erwähnen, die derſelbe aus Liebhaberei und in den vorerwähnten Privatlectionen ungezählt bekommen hatte. — Dieſer brave Kanonier war als ein altgedienter Mann ſeit dem erſten Franzoſenkriege ſo an die Schläge gewöhnt, daß er im wahren Sinne des Wortes durchaus ohne Schläge nicht leben konnte. Eines Tages hatte er einen kleinen Zwiſt mit einem Korporal, der zugleich ſein Schlafkamerad war, und es entwiſchte ihm bei den diesfälligen Debatten das unſchuldige Wort „Sau". — Fiſcher kam in Arreſt und den folgenden Tag zum Rapport. Nach Anhörung der Umſtände dictirte ihm der Hauptmann wegen reſpectloſen Benehmens gegen den Korporal fünfundzwanzig Stockſtreiche. Fiſcher's ganze Ambition war bei der Ankündigung dieſes Urtheilsſpruches im höchſten Grade rebelliſch, ſo daß er ſich zu der Aeußerung hinreißen ließ und dem Hauptmann beim öffentlichen Rapport ſagte: Herr Hauptmann, ich habe ſeit drei Jahren nie weniger als fünfzig Stockſtreiche bekommen, und Sie wollten mir die Schande anthun, mir nur fünfundzwanzig zu geben? Was werden denn meine Kameraden von mir denken? — Der Hauptmann, ein wahrer Menſchenfreund, der ſeinen Untergebenen lieber mehr als weniger Schläge ertheilte, zeigte Fiſcher an das Regimentscommando an, und zu ſeiner nicht geringen Freude war ſeine Ehre gerettet, — er erhielt fünfzig Prügel. Dieſe heroiſchen Beiſpiele wirken häufig auf die Richtung des Ehrgefühls bei den neuen Leuten; denn eben ſo wahr wie es iſt, daß bei manchem Menſchen das Ehrgefühl herausgeprügelt wird, eben ſo wahr iſt es, daß bei Vielen eine ganz andere Art von Ambition erweckt wird, welche darin beſteht, ein guter „Prügelkützler" zu ſein. Es ſind keine feinen Geſchichten, die ich in dieſer Beziehung mit angeſehen, aber ſie ſind

belehrend. — Ein junger Mann, der im Civil ſich mit der Muſik ernährt, und daher eo ipso von der leichten Sorte war, ſchloß ſich gleich nach ſeiner Aſſentirung an einige Kameraden an, die keine Furcht vor Strafe erſchreckte, ſobald es ſich darum handelte, die bezeichnete Grenze der militäriſchen Freiheit zu überſchreiten, um ihren noblen Trieben nach Unterhaltung und feineren Vergnügungen zu fröhnen, — kurzum, es waren wahre Freiheitsmänner. Dieſen luſtigen Brüdern ſchloß ſich der vorerwähnte Rekrut an, mit welchen derſelbe in den erſten Wochen ſeiner Dienſtzeit wegen Ausbleiben über den Zapfenſtreich arretirt wurde. Damals galt ein ſcharfer Befehl hinſichtlich dieſes Vergehens; denn jeder Schuldige wurde ohne Rückſicht auf Conduite mit vierzig Stockſtreichen beſtraft. Ich befand mich gerade auf der Wache, als dieſe fünf Mann arretirt wurden, und erinnere mich lebhaft ihres Geſpräches.

Jetzt, Brüderchen, ſagte der Eine der luſtigen Brüder zu dem neuen Compagnon, jetzt gilt es Deine Jungfrauſchaft. Wenn Du ein Kerl biſt, ſo wirſt Du uns keine Schande machen und Dich auf der Bank nicht wie ein Mädl geberden. — Es handelt ſich nur um fünf oder ſechs Streiche, ſind dieſe einmal oben und das Fleiſch erwärmt, dann ſpürt und fühlt man ohnehin Nichts mehr, und man kann auf ſich hernach losdreſchen laſſen, daß es eine Freude iſt, und der beſte Hauer muß zu Schanden werden. Vergiß jedoch nicht, einen Knäuel Tabak in den Mund zu ſtecken, und ſo oft als der Korporal den Stock fallen läßt, beiße herzhaft drein und hüte Dich, einen Schrei auszuſtoßen. — Du mußt jedoch, fuhr er fort, nicht vergeſſen, den Offizier, der die Execution führen wird, um Nachſicht zu bitten, ſonſt könnte Dir dieſe Unterlaſſung als Halsſtarrigkeit ausgelegt und Du wegen dieſer aufs Neue beſtraft werden. Der Neuunterrichtete erwiederte dieſe wohlmeinende Zuſprache mit einem ironiſchen Lächeln und zeigte oder affectirte eine Ruhe, die Alle in Verwunderung ſetzte. Glaubt Ihr denn, ſagte er, daß ich Euch Schande machen werde? Ich will Euch zeigen, daß Ihr alle ſtolz auf mich ſein könnt. — Die Arretirten mußten beim Compagnierapport erſcheinen; der betreffende Hauptmann war ein humaner Mann, und wo derſelbe die Strenge der höheren Befehle lindern konnte, ſo that er es gewiß. Er ſagte daher den vier bekannten Freiheitsmännern: Ihr ſeid vier incurable Lumpe, und wenn ich Euch höheren Orts

melde, ſo bekommt Ihr Jeder vierzig Streiche; allein ich will es dieſes Mal bei einer Compagnieſtrafe bewenden laſſen aus Rückſicht für den jungen Mann, den Ihr verführt habt; und indem er ſich an dieſen wendete, ſagte er: Er fängt ſeine Laufbahn äußerſt ſchlecht an, ich will dieſes Mal auf Seine Jugend und auf Seine Unerfahrenheit Rückſicht nehmen, ſonſt würde ich Ihn ebenſo wie Seine ſauberen Kameraden heute ſchon ſtrecken laſſen. — Dieſer erinnerte ſich der väterlichen Worte, welche an ihn in der Wachſtube gerichtet worden waren, er erinnerte ſich ferner ſeiner Zuſage, daß er ſeinen Kameraden keine Schande machen wolle, und brannte daher vor Begierde, dieſen ſchönen Beweis ſeiner erhabenen Geſinnung an den Tag zu legen. Er erwiederte daher dem Hauptmann: Euer Gnaden, Herr Hauptmann, ich bitte unterthänigſt, mit mir keine Ausnahme zu machen; es wäre eine Schande für mich, wenn ich beim gleichen Vergehen mit meinen Kameraden einer Nachſicht theilhaftig würde, ich will jede Strafe mit ihnen theilen. Der edeldenkende Hauptmann war keineswegs ein Mann, der nicht den ſcheinbar edelmüthigen Antrag zu würdigen gewußt hätte, wenn derſelbe aus einer edleren Quelle entſprungen wäre. Uebrigens lag ſchon in dem übermüthigen Antrag ein ſpöttiſcher Trotz, der mit dem militäriſchen Geiſte unverträglich iſt und daher mit Recht geahndet werden mußte. Er wurde mit den übrigen vier Kanonieren mit fünfundzwanzig Stockſtreichen und zwar zuletzt abgeſtraft. Seine Vorgänger hatten ihre Strafe mit verdientem Beifall, wie ſich von ſolchen routinirten Leuten erwarten ließ, überſtanden: allein er ſelbſt excellirte. — Als ihn die Tour zum Niederlegen traf, ſtellte ſich derſelbe zur Bank und ſagte in einem trotzigen, nicht bittenden Tone zum Offizier: Herr Lieutenant, ſchenken Sie mir was von meiner Strafe, — und ohne ſeine Antwort abzuwarten, legte er ſich hurtig nieder, und fünf Streiche waren bereits gefallen, wo derſelbe nach einem jeden zur Beluſtigung der Zuſchauer ſpöttiſch lächelte. Da befahl der Offizier, er ſolle aufſtehen, in ein nahes Zimmer geführt und dort unterſucht werden, ob ſein Beinkleid nicht etwa ausgeſtopft wäre. Man fand Nichts! Die Komödie wurde auf gleiche Art fortgeſetzt. Erſt nach dem zwölften oder dreizehnten Streiche wiederholte er lächelnd ſeine frühere Bitte: Herr Lieutenant, ſchenken Sie mir was! Der Lieutenant antwortete: Er weiß ja, daß ich Ihm Nichts ſchenken kann. Da entgegnete er ihm: Ich

mit mir, der Herr, mit Ihnen, wo Sie sich Ihnen neigen, aber so wenden Sie sich auch zu ihm, wenn Sie ihn suchen, wenn Sie ihn verlassen, wird er Sie auch verlassen. Viele Israeliten haben eine Zeit lang ohne Gott gelebt, ohne Priester, ohne Gesetz, und sie haben sich zu ihm bekehrt, und sie haben ihn gefunden, und er ist ihnen nahe gewesen. Aber wenn sie ihn verlassen, dann hat er sie auch verlassen. Darum, meine Freunde, wenn Sie Gott suchen, so suchen Sie ihn, wo er sich finden lässt, in seinem Wort und in seinem Sohn. Und wenn Sie ihn gefunden haben, so halten Sie ihn fest, und lassen Sie ihn nicht wieder los. Wenn Sie ihn verlassen, so wird er Sie auch verlassen. Und

Bemerkungen
über Hegel'ſche Philoſophie, von einem Apoſtaten.

Zweiter Artikel.

Man hat wohl hie und da im Leben Momente, da man an Erfindung der tollſten und aberwitzigſten Unmöglichkeiten ſein Ergözzen hat, da man in ſüßer Trunkenheit dem regelloſen Spiele der Phantaſie ſich hingibt. Man umfliegt die ganze Erde, ohne doch deshalb von der Stelle zu kommen. Man iſt allwiſſend, ohne im Mindeſten dazu gethan zu haben, und was dergleichen geiſtreiche und nicht geiſtreiche Phantaſtereien mehr ſind. Aber man ſollte doch wohl nicht meinen, daß es je Einem eingefallen, die Gebilde ſolch müßiger Stunden in ein Syſtem zu preſſen und dieſe ſyſtematiſche Narrheit der Welt als Ergebniß eines tiefen und eindringenden Forſchens aufzutiſchen. Man irrt. Die ſpeculative Philoſophie hat dieſen Beitrag zur Menſchenkunde geliefert. Wenn in Predigten und Romanen Floskeln, wie Erhabenheit über Zeit und Raum und dgl. ſattſam und bis zum Ekel ausgebeutet werden, ſo will dies wenig beſagen; — wenn aber das philoſophiſche Denken gerade da am allermeiſten ſich aufſpreizt, wo in der That am allerwenigſten ſich denken läßt, ſo iſt dies eine wunderliche Selbſtironie. Mag ſein — eine unbewußte. Die Kirche hat das Wunder in die Welt geſetzt; aber ſie war doch ehrlich genug, dies offen zu künden und geradezu alle Vernunft von ſich abzuweiſen. Ratio est coeca: das war ein klarer Satz; und man wußte, was man zu thun und zu laſſen hatte. Ganz anders die Philoſophie. Wenn ſie aus ſelbſtgefälliger Prahlerei der Vernunft zurief, die langverſchloſſenen Augen zu öffnen, ſo verſetzte ſie dieſelbe doch ſogleich in die nächtigen Regionen des Undenkbaren, darin ſie

eben auch Nichts ſchauen konnte. Man braucht nur die klaren und ſcharfen Scheidemarken des Wahns zu verwiſchen, ſo iſt jene weltbekannte Frage: Was iſt Wahrheit? unbeantwortlich. In dem Zweifel, den ſie ausſpricht, iſt die Berechtigung jedes ſpeculativen Irrlichterirens enthalten, und fürwahr ſeit Jacob Böhme hat man redlich Gebrauch davon gemacht. Je toller, deſto beſſer. In den Irrlichtern ſah der Aberglaube neckiſche Kobolde, ruheloſe Geiſter — in den Philoſophen die Feinde ſeiner gemüthlichen alten Illuſionen. Freilich haben ſie in ihrer pedantiſchen Syſtemwuth dieſe Illuſionen auch nur ungemüthlich gemacht — nichts deſto weniger waren es unſchuldige Geſellen, wenn man ſie beim Tageslicht beſah. —

In den geſunden Sinnen beſitzt der Menſch das unwiderlegliche Zeugniß der Wahrheit und — er erfand eine beſondere Wiſſenſchaft für die unſinnlichen Dinge, darin er alle Scheu und Scham abwarf und Widerſpruch auf Widerſpruch häufte. Ein neuer unſinniger Babelbau! Wenn wir Alles nur in der Zeit und im Raume wahrnehmen, ſo ward für dieſe beſondere Wiſſenſchaft auch eine beſondere zeit- und raumloſe Einheit erfunden; — wenn die Unterſchiede nur neben und nach einander exiſtiren — ſo wurden ſie hier in dieſe einige Einheit zuſammengepreßt; wenn der Begriff ein durch ſein Object beſtimmter und feſter iſt, ſo ward er hier zum flüſſigen, ſich aus ſich ſelber fortbildenden Moment des Syſtems. Der Hegel'ſchen Sophiſtik erging es nämlich, wie jenen unglücklichen Melancholikern, die an Nichts in der Wirklichkeit mehr Gefallen finden und verzweifelnd eine eigene innere unmögliche Welt ſich erbauen. Eine ſolche Schwarzſeherei hat denn mit ihrer Zerriſſenheit immer großes Glück gemacht, weil man hinter dieſer gar wohlfeilen Unzufriedenheit eine höhere geiſtige Natur wähnte. Wer kennt ihre Sentimentalität nicht? ihr ſeltſames Geberden, wenn ſie mit ihrem Traumleben an den Ecken der Wirklichkeit zerſchellt, jenes Heulen und Zähnklappern, das in lyriſchen Ergüſſen von je beliebt wurde? Deutſchem Fleiße, deutſcher Gründlichkeit war es vorbehalten, Methode in dieſe Seufzer zu bringen! —

„Es iſt die Logik als das Syſtem der reinen Vernunft, als das Reich des reinen Gedankens zu faſſen.“ *) Und dieſe reine Ver-

*) Siehe Hegel log. I. S. 33.

nunft, dieſer reine Gedanke? Das Reine trübt ſich doch wohl nicht durch ſich ſelber, ſondern empfängt den trübenden Beiſatz erſt anderswoher. Es iſt dies die alte Frage: wie es möglich ſei, daß der Unterſchied aus der reinen Einheit hervorgehe; hier iſt ein neuer vergeblicher Verſuch, ſie zu beantworten. Man wird dieſen breiten Graben, vor dem die Philoſophie von je geſtanden, nie überſpringen. Das Licht iſt an und für ſich ein einiges — aber doch erſt dadurch, daß ſeine Strahlen an den Gegenſtänden mannigfach gebrochen werden, entſteht der Wechſel der Farbe. — Wie ſollte das Licht ſich in ſich ſelber brechen? — Das heißt denn doch die Sache gerade umkehren, die Welt aus dem Gedanken aufzubauen, da vielmehr der Gedanke ſelbſt ein Product der Welt iſt. Man braucht nur aufmerkſam der Geneſis des Begriffs nachzugehen, um zu der unumſtößlichen Gewißheit zu gelangen, daß er kein fertiger, kein abſolutes Prinzip iſt, daß er vielmehr erſt aus der Anſchauung ſelbſt hervorgeht. Es ſei erlaubt, einmal Unmögliches zuzumuthen! Man nehme einen Menſchen, der aller Sinne beraubt und ſomit der Berührung der Welt völlig entnommen iſt, und die Unmöglichkeit des Denkens iſt unzweifelhaft, gälte es auch nur, dieſen reinen Gedanken zu faſſen. Denn ſo ſehr er nach Emporkömmlingsweiſe ſeinen natürlichen Urſprung in den Schatten zu ſtellen ſich abquält, ſo hat er als letzte Abſtraction von allem Gegebenen gerade die ganze Welt zu ſeiner Vorausſetzung. — Ein ſolch ſinnloſer Unmenſch aber wäre ein von den Schranken der Einzelheit freier und ſomit der einzig wahre Träger der Hegel'ſchen reinen Vernunft. Die Logik iſt „die Darſtellung Gottes, wie er in ſeinem ewigen Weſen vor Erſchaffung der Natur und eines endlichen Geiſtes" *) iſt. Aber ein ſolcher Gott, iſt er nicht ſelbſt wieder erſt eine Idee, die aus dem Daſein der Welt erſchloſſen wurde? Daß der Glaube dieſen Schluß unterſchlug und den umgekehrten an die Stelle ſetzte, iſt eine Selbſtvergeſſenheit — wie ſie doch der Philoſophie nicht zukommt. Man irrt nicht, wenn man unter den Naturforſchern die meiſten ſogenannten Atheiſten zählt — es liegt dies in der Natur der Sache. Wer ſich wahrhaft in die Natur verſenkt hat, der hat nicht erſt nöthig, ihre Realität aus einem Jenſeits des Traumes und der Phantaſie herzuleiten. Nur die Verzweiflung

*) Heg. log. I. S. 33.

an der Welt und am Leben war es, welche den Himmel geſchaffen und ihn nichts deſto weniger mit den Reizen dieſer Erde ausgeſtattet. Der Philoſoph aber ſollte vor Allem des Ausſpruchs eines ſeiner alten Meiſter: res humanas non esse lugendas, sed intelligendas eingedenk ſein. Da iſt mehr Wahrheit und Lebensweisheit als in allen Syſtemen zuſammen. War der kirchliche Gott ein Product aller der Widerſprüche, die in der Wirklichkeit keine Statt fanden und deshalb außerhalb derſelben in einer anderen Welt einen Haltpunkt ſuchten, ſo iſt dieſer philoſophiſche Gott ein wahrer Sündenpfuhl des Hegel'ſchen Denkens. Von je hat es die Menſchheit bequem gefunden, im Namen Gottes ihr Unrecht auszuüben — ein um ſo abſcheulicheres, da man ihm den Stempel der Heiligkeit aufdrückte. Die Speculation führte in die „verwirrenden Räume der Ewigkeit" und barg dort die Gewalt, die ſie der Welt anthat. Es iſt dies aber das große Verdienſt des letzten Syſtems — und wir ſprechen hier in allem Ernſte — daß es die höchſte Potenz, das Extrem des bisherigen Philoſophirens in ſich dargeſtellt und dadurch die Menſchen für immer davon frei gemacht hat. Die Verzweiflung an der Welt wendete einſt den Sinn der Religion des Jenſeits zu — die Verzweiflung an dem Jenſeits des Gedankens muß uns nunmehr der Anſchauung, der Erfahrung wieder zuführen. Man wird uns Deutſche fürder nicht mehr ſchelten, daß wir einer überfliegenden Speculation huldigen; man wird uns bald nicht mehr nachſagen, daß wir in anderen Welten beſſer bewandert ſind, denn in der eigenen. — Man wird uns nicht mehr hohler und aberwitziger Theorien bezüchtigen dürfen — eine unüberwindliche Sehnſucht nach dem Greifbaren und Fühlbaren, nach dem concreten, ſinnlichen Daſein muß uns packen. — Auch der Wahn läßt ſich homöopathiſch heilen, und es ſind der Fälle wohl ſchon mehrere vorhanden, daß Irre von dem in's Groteske getriebenen Spiegelbilde ihrer Narrheit wieder geſundeten. Hegel iſt unſer größter rationaler Irrenarzt: das deutſche Volk muß ihm ein Denkmal errichten! —

Wenn man einen Gott ſetzte, ſo legte man ihm lauter Prädicate bei, die wohl dem Leben entnommen, aber doch auch zugleich von den nothwendigen Bedingungen, unter welchen ſie hier erſcheinen, losgelöſt waren. Daſſelbe geſchieht in der Logik. Hier ſind es die Kategorien, der in ſeine Einzelheit auseinander gelegte vorgebliche Inhalt,

die Producte des Denkens, die von wirklichen Verhältniſſen abgezogenen Schemen, denen nur eine beſondere und ganz aparte Wahrheit zugeſchrieben wird. Dabei iſt aber alles Liebenswürdige der Religion, jenes ſubjective Intereſſe der Erbauung und Stärkung durch den Glauben abgeſtreift, wodurch der Menſch immer wieder in die urſprüngliche Verwandtſchaft mit dem Himmel tritt. Dürrer und finſterer, als die dürftigſte und armſeligſte Dogmatik aus den erſten Zeiten nach der Reformation, läßt das Syſtem keine Begeiſterung zu, als die der Pedanten und Conſequenzenmacher. Der feurige und thatkräftige Fanatismus der Religion iſt in den Fanatismus der Phraſen umgewandelt! —

Wenn man einmal, ohne den Vorſatz, um jeden Preis ein Hegelianer werden zu wollen, an die Logik geht und die einzelnen Kategorien derſelben wahrhaft zu verinnerlichen und in Fleiſch und Blut umzuſetzen keine Mühe ſcheut, ſo bleibt die innere Hohlheit derſelben nicht lange verborgen. — Ewig daſſelbe Nichts, das aus tauſend Larven den Forſcher anſtiert! Man hat oft darüber geſtritten und geſpöttelt, wie die Einheit von Sein und Nichtſein denkbar. Dem lag aber ein totaler Mißverſtand zu Grunde. Dieſes Sein, der reine Ausdruck des reinen Gedankens, iſt ſchon an und für ſich ſelbſt nicht mehr, als das Nichts. — Aller Inhalt, alle Unterſchiede ſind vorher beſeitigt worden, und nun iſt dieſe Identität nur natürlich. Man dachte beim Sein aber immer noch an ein Seiendes, weil man nicht begreifen wollte, wie da noch vom Sein die Rede ſein könne, wo in Wahrheit nur das abſolute Nichts gemeint wird. Dieſe verkehrte Nomenclatur iſt nun aber einmal die ſpezifiſche Eigenthümlichkeit dieſer Philoſophie, die etwa an jene Eigenthümlichkeit der Wirthe erinnert, die einen und denſelben Wein unter den verſchiedenſten Namen und zu den verſchiedenſten Preiſen ihren Gäſten ſchenken. — Vielmehr iſt eine ganz andere Frage aufzuwerfen: die nach dem Unterſchiede von dieſem Sein und dem Nichtſein Beantworten wir ſie aber wohl irrig, wenn wir den verſchiedenen Klang der Bezeichnung als ſeinen einzigen Grund angeben? Wer kaum der Worte genug zu finden weiß, um die Verachtung der Aeußerlichkeit und ihrer Trivialitäten an den Tag zu legen, wie der Philoſoph — dem geſchieht ſchon Recht, wenn ſie ihm wider Willen und Wiſſen einen neckiſchen Streich ſpielt. Wohl ſoll von allem und jedem Unterſchied

ebenso wenig, wie das tapfere Weib an geistiger, — daß der Mann an körperlicher Kraft ihr überlegen ist, ist eine Thatsache der Anthropologie, — so ist auch der Mann dem Weibe an Muth und Tapferkeit überlegen. Dies ist eine Thatsache der Geschichte. Selbst unsre Feinde, sind sie auch noch so blind, müssen uns diese Ueberlegenheit zugestehen. Wir haben sie ihnen bewiesen, wir werden sie ihnen immer wieder beweisen. Und das ist es, was uns, auf das Gefühl des Muthes gegründet, das Selbstbewußtsein giebt, daß wir, wenn es sein muß, auch ohne Waffen, ja selbst ohne Kleider, ohne Hab und Gut, ohne Alles, was uns das Leben angenehm macht, ja selbst ohne Leben, wenn es sein muß, unsre Ehre, unsre Freiheit, unsre Religion, unsre Nationalität, unsre Sprache, unsre Sitten, unsre Gesetze, unsre Verfassung, unsre Unabhängigkeit, unsre Einheit, unser Vaterland retten werden. Und das ist es, was uns, auf das Gefühl des Muthes gegründet, das Selbstbewußtsein giebt, daß wir, wenn es sein muß, auch ohne Waffen, ja selbst ohne Kleider, ohne Hab und Gut, ohne Alles, was uns das Leben angenehm macht, ja selbst ohne Leben, wenn es sein muß, unsre Ehre, unsre Freiheit, unsre Religion, unsre Nationalität, unsre Sprache, unsre Sitten, unsre Gesetze, unsre Verfassung, unsre Unabhängigkeit, unsre Einheit, unser Vaterland retten werden. Und das ist es, was uns, auf das Gefühl des Muthes gegründet, das Selbstbewußtsein giebt, daß wir, wenn es sein muß, auch ohne Waffen, ja selbst ohne Kleider, ohne Hab und Gut, ohne Alles, was uns das Leben angenehm macht, ja selbst ohne Leben, wenn es sein muß, unsre Ehre, unsre Freiheit, unsre Religion, unsre Nationalität, unsre Sprache, unsre Sitten, unsre Gesetze, unsre Verfassung, unsre Unabhängigkeit, unsre Einheit, unser Vaterland retten werden.

Wie jeder einzelne Baum dieſes ſein Baumſein — sit venia verbo! — mit allen anderen einzelnen Bäumen gemeinſchaftlich hat und demgemäß die Allgemeinheit mit ſeiner Einzelheit unmittelbar verbunden und eins iſt, ſo hier. Die Hegelſche Kategorie aber hat auf eine widernatürliche Weiſe dieſes Allgemeine von ſeinen Trägern getrennt und für ſich allein fixirt; ſie ſpricht von einem Werden, das nicht wird — ſie will es conſtruiren aus dem reinen Sein und Nichtſein, d. h. aus dem Nichts überhaupt und bringt es denn auch darüber nimmer hinaus. — Siehe da! Die logiſche Lüge! Und dieſe andauernde Abſtraction von willkürlich an einander gereihten Verhältniſſen und Beziehungen des Lebens — und es iſt im Verlauf der Logik die Rede von Mechanismus, Chemismus, Leben, von der Idee des Guten und des Wahren — dieſe Verflüchtigung in eine ſchattenhafte Allgemeinheit, dieſer Gedanke ohne einen Denkenden will denn zuletzt gar mit abſoluter Nothwendigkeit die Natur aus ſich produciren — die farbloſe monotone Idee die Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit des tauſendfarbigen und tauſendformigen Lebens — der ewige einige Gott — die Fülle des Daſeins in Zeit und Raum. — Aber Natur, Zeit und Raum ſind Phraſen, wie Sein, Werden, Daſein u. ſ. f., und daß die Phraſe ſich ſelber beweiſt, iſt eben kein originelles Kunſtſtück.

Ein Ausflug nach Skandinavien

von

Eduard Boas.

I.

Bis zur See.

An einem klaren Julimorgen begab ich mich nach dem Bahnhof und verließ auf der Eisenbahn Berlin, „das große Straußenei im Sande", welches die Sonne der Bildung ausbrüten soll. Draußen war der Boden dürr; die Vegetation konnte zu keinem festen Entschluß kommen. Bleichsüchtige Getreidefelder wechselten mit blödem Kiefernholz, und nur selten kam durch blaublühenden Flachs oder purpurne Mohnpflanzungen einige Farbe in das Bild — sonst dominirte die Kartoffel. Das Land sah aus, als schäme es sich, nicht einmal die schüchterne Birke ernähren zu können; ringsum zeigte sich Alles glanzlos und schlaff, nur der Staub hatte allein noch Energie.

Von Angermünde aus überließ ich mich dem Rütteln des Postwagens. Prenzlau und Pasewalk wurden erreicht, verwischte Städte ohne Physiognomien. Der Abend zog über die Felder, weit umher lag dichte Finsterniß — wir waren in Pommern. Ein junger Mensch, auf dessen breiten Lippen sich die Dummheit bequem ausstrecken konnte, erzählte uns: Prenzlau und Pasewalk hätten vormals fortdauernd im Kriege gelebt, aber die Prenzlauer wären von den Pasewalkern bedeutend auf's Haupt geschlagen worden, und noch heutigen Tages bewahre man zu Pasewalk die Köpfe von sieben Rathsherren aus Prenzlau. Die alte Fehde glühe auch noch immer unter der Asche fort, und wenn ein junger Pasewalker nach Prenzlau auf's Gymnasium gethan würde, dann bekomme er wenigstens doppelt so viel

Prügel, als ein Anderer, und zwar aus Nationalhaß. Er — der Erzähler — müſſe das wiſſen, denn er ſei ein Paſewalker von Geburt und habe fünf Jahre lang das Prenzlauer Gymnaſium beſucht.

Mir gegenüber ſaß eine Dame mit vollem Elfenbeinarm, dem man anſah, daß er gewöhnlich kalt war, daß er aber in traulichen Stunden für einen Pygmalion wohl feuriges Leben gewinnen mochte. Allen Anzeichen nach mußte ſie aus Berlin, oder vielleicht ſogar aus Potsdam ſein. Die Dame lächelte beim Schluß der Erzählung. — Uebrigens iſt es wahr: es gab eine Zeit in dieſem Winkel zwiſchen Oder und Elbe, wo Städte, Ritter und Geiſtlichkeit einander raſtlos in den Haaren lagen, wie der treffliche Klöden das in ſeinem „Quitzow's" ſo friſch, ſo treu und ſo naiv zu erzählen weiß. Noch findet man hin und wieder auf einzelnen Anhöhen, zwiſchen Fichten- und Eichenwaldungen, die Trümmer von Burgen, in denen jene märkiſchen Recken gewohnt haben. Originelle Rauf- und Saufbolde, die immer Courage und Durſt beſaßen, und die wo möglich noch tiefer in Schulden ſteckten, als ihre ritterbürtige Nachkommenſchaft.

Der Paſewalker ſagte, es ſei ſehr Schade um jene Zeit, und Alles müſſe aufgeboten werden, ſie wieder zurückzuführen. Damals war der Edelmann noch was werth und konnte leben wie Gott in Frankreich. Wenn zwei Adelige Krieg hatten, ſo machten ſie ſich ein wahres Vergnügen daraus; ſie brannten dann nämlich die Dorfſchaften ihres Gegners nieder und trieben den Bauern ihre Heerden fort. Sich ſelber aber thaten ſie Nichts. Und wenn doch zufällig Ritter Jobſt in die Gefangenſchaft des Ritters Kurt gerieth, ſo ſprach der Letztere: Ritter Jobſt, Ihr ſeid mein Gefangener auf Ehrenwort und müßt mir fünfhundert Thaler Löſegeld bezahlen! Nun jagten und ſoffen die Beiden den ganzen Tag zuſammen. Ritter Jobſt aber ſchrieb an ſeinen Vogt, er ſolle die fünfhundert Thaler, gut oder bös, von den Unterthanen eintreiben, und dieſe mußten bezahlen, damit ihr „gnädiger Herr" nur wieder heimkehren konnte. Ja, bei Gott! Es war eine ſchöne Zeit, und ich hoffe ſie bald von Neuem aufleben zu ſehen, fügte er mit einem Geſichte hinzu, welches polizeiwidrig dumm ausſah.

Ich fragte ihn, ob er vielleicht auf die deutſche Adelszeitung abonnirt ſei, er antwortete „Ja!" und wir kamen nach Anklam, als der Wächter eben Mitternacht abtutete. Fröſtelnd hüllte ich mich in

den Mantel und ſchlief ein. Als ich erwachte, war das Wetter kalt und trübe; die Sonne ging hinter Wolken auf, und bald fing ein betriebſamer Regen an zu ſtrömen. Wir erreichten Greifswald, eine öde, graue Stadt, in der uns glücklicherweiſe warmer Kaffee erwartete. — Die Oſtſee kündigt ſich unſcheinbar an — man glaubt einem Landſee entgegenzureiſen. Unſere Berlinerin, oder vielleicht ſogar Potsdamerin, welche den Cooper, den Sue und den Marryat geleſen hatte und jetzt nach Putbus in's Seebad ging, wollte uns trotz aller Betheuerungen nicht glauben, daß ſie das baltiſche Meer vor Augen habe. Ihr fehlte das Erſchütternde des Anblicks, das Wellengebrauſe, Mövengeſchrill und Sturmgeheule. Statt deſſen fand ſie nur einen kahlen Waſſerſtreifen, flache Ufer, hier und drüben und zur Seite feſtes Land — die Dame würde ſehr unbefriedigt geweſen ſein, wenn ſie nicht Alles für Scherz gehalten hätte.

Stralſund hat durch Wallenſtein's Schwur: „Ich muß es haben, und wenn es mit Ketten am Himmel hinge!" eine unverdiente Berühmtheit erlangt. Das iſt gerade, als wenn Journaliſten das fade Buch irgend eines befreundeten Autors durch gigantiſche Redensarten künſtlich emporgeſchraubt hätten. Mit großen Erwartungen nimmt man es zur Hand und findet Nichts als — Langeweile. Stralſund liegt auf der Schattenſeite der Cultur, und man merkt wohl, daß ſchmutzige Fiſchhändler es gegründet haben. Plumpe, unſchöne Giebelhäuſer, krummenge Gäßchen, elendes Pflaſter — das iſt die Stadt. Ein ſchmaler Weg am Ufer, voller Gerümpel, Balken, alten Fäſſern und Unreinlichkeiten — das iſt der Hafendamm. Und hier ſollte ich achtundvierzig Stunden verweilen! Nach Rügen konnte ich nicht hinüber, denn die Dächer glänzten naß, und aus allen Rinnen, von allen Bäumen troff der Regen haſtig herab.

Ein Aufenthalt in dieſem Theile Pommerns kann übrigens wohl als Vorſtudium zu einer Reiſe nach Schweden betrachtet werden. Es herrſcht eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft zwiſchen beiden Ländern, und die Provinz Schonen hat in Boden und Vegetation noch ganz den pommer'ſchen Charakter. Außerdem mußten, durch eine zweihundertjährige politiſche Verbindung mit Skandinavien, viele ſchwediſche Sitten hier Wurzel faſſen. Die Lebensweiſe der Stralſunder hat noch mancherlei Fremdartiges in ſich, und man pflegt die Suppe nicht als die nothwendige Ouverture einer Mittagsoper zu betrachten, ſondern

ſchaltet ſie lieber in der Mitte ein. Auch der Dialekt läßt jene Wahlverwandtſchaft erkennen, inſofern ihn die Schweden für Deutſch, die Deutſchen aber für Schwediſch halten. Es wird in dieſer Küſtengegend der letzte Verſuch gemacht, unſere Sprache zu reden, und man kann den Verſuch nicht eben einen gelungenen nennen. Die Vocale ſchlagen faſt alle in ein dickes a und ö um; die Conſonanten ſind indifferent geworden, und für den Fremden kaum zu unterſcheiden. Nachahmbar iſt dieſer Dialekt gar nicht, weil der Mund erſt durch den häufigen Genuß pommer'ſcher Klöße diejenige Geräumigkeit erhalten haben muß, welche er nothwendig erfordert. So ſtolpert er aus vollen Backen daher — ein Dialekt in den Flegeljahren — mit ſpitzen Ellenbogen und ſchlotternden Beinen, ſtößt überall an und erregt Lachen, wo er ſich blicken läßt.

Was ich vorhin von der Stadt Stralſund ſagte, paßt ziemlich für den ganzen Gau; er liegt auf der Schattenſeite der Cultur, oder ſtellt den Epheu vor, der ſich mit zähen Ranken an die Schutt- und Trümmerhaufen des Mittelalters klammert. Die Reaction kann keinen beſſeren Boden für ihren Samen finden, als den pommer'ſchen, denn hier iſt noch viel feudaliſtiſcher Urwald, den die Art des Fortſchritts ſelten angerührt. Man darf ſich nur in Stralſund umſehen, wie da im Rathhauſe, vor der langen Reihe von Nachtwächterſpießen, ernſthaft eine Wache ſteht, und wie die Leichenbitter mit Degen bewaffnet einherſchreiten, dann wird Einem ſchon ganz mittelalterlich zu Muthe. Aber das ſind äußerliche Erſcheinungen, das iſt nur des Pudels Haut. Dahinter wohnt Vorliebe für Privilegien, Monopole und Zunftweſen, welches Letztere ſelbſt der Gewerbefreiheit widerſtanden hat, ohne ihr einen Stein ſeiner chineſiſchen Mauer zu opfern. — Die Ehrlichkeit der Pommern iſt, wie ihre Grobheit, zum Sprichwort geworden. „Grob hält gut!" ſagen ſie. Gerade, als ob ein ehrlicher Menſch nicht auch höflich ſein könnte.

Zwar iſt Pommern ein ſtockproſaiſches Land, aber Finſterniß hat immer eine Art von grauenhafter Romantik, und darum gibt es eine Menge pommer'ſcher Sagen, in denen faſt regelmäßig Monsieur le Diable ſeine Rolle ſpielt. Sie ſind wenig bekannt, und ich will eine der hellſten und friſcheſten wiederzugeben ſuchen.

Bei Stargard liegt, zwiſchen fetten Weidenhügeln, die Madüe, ein platter blauer See, und vor der Reformation ſpiegelten ſich die

Thürme und Zinnen des Kloſters Kolbatz in ihm. Hier wohnte ſeit einiger Zeit der Pater Martin, welcher weit aus Italien hergekommen war, doch nicht freiwillig, ſondern auf Befehl ſeiner Obern und zur Strafe für das Aergerniß, das er tagtäglich gegeben. Man weiß ja, wie nachſichtig die Herren ſtets geweſen ſind, wo es fleiſchliche Sünden galt, und deshalb kann man wohl behaupten: Pater Martin muß es etwas toll getrieben haben. Derſelbe ſah ſonſt wie andere fromme Mönche aus: ſeine Platte brauchte nicht geſchoren zu werden, denn es wuchſen doch keine Haare darauf; in ſeinem glänzend feiſten Antlitz funkelten zwei lüſterne Augen. Die rothen Wangen, das Doppelkinn, der Bauch, deſſen kein Falſtaff ſich hätte ſchämen dürfen . . . all dieſe Einzelheiten deuteten an, wie gut dem ehrwürdigen Pater das Faſten und Kaſteien in Italien bekommen war. Aber wunderbarer Weiſe nahm, ſeit Martin ſich zu Kolbatz befand, der Vollmond ſeines Antlitzes immer mehr und mehr ab, und auch das runde Bäuchlein wurde ſchwächer. Still und traurig ſchlich er durch die gewölbten Hallen, aller Lebensmuth ſchien ihm dahin, und ſeine Ordensbrüder brachten tauſend Vermuthungen vor, was ihm wohl fehlen möge.

Eines Tages, als Pater Martin aus dem Refectorio kam, hielt er im Kloſtergarten folgendes Selbſtgeſpräch: Nein, das iſt nicht auszuhalten! Statt des goldig blauen Himmels dieſe Witterung, die aus drei Achtel Nebel und fünf Achtel Regen beſteht! Statt der weichen, feurigen Südländerinnen die kalten plumpen Bauerdirnen! Statt der üppig ſchwellenden Tafeln dieſe Hoſpitalmahlzeiten — ich magere ſo zuſehends ab, daß ſich leicht die Zeit berechnen läßt, wo gar Nichts mehr von mir übrig ſein wird. Wie haben wir heute wieder geſpeiſ't! Zuerſt jene ſprichwörtliche „blaue Grütze", dann ein Stückchen Rügenwalder Spickgans, und dann Maränen — Maränen? Gerechter Gott! dieſe kleinen grätigen Fiſchchen, die in Italien kein Facchino eſſen würde, verhalten ſich zu unſeren heſperiſchen Maränen, wie Diſteln zu Dattelpalmen. Craſſus hatte Fiſche in ſeinem Behälter, die er ſo innig liebte, daß er die Hingeſchiedenen beweinte und ſie prächtig beſtatten ließ. O, ich möchte auch weinen, wenn ich an die glänzenden Maränen denke, deren perlmutternes Fleiſch ſich in feinen Blättern ablöſt, einer ſilbernen Roſe vergleichbar. Der Teufel ſoll mich holen, und meinetwegen noch zwölf Mönche dazu,

wenn er im Stande iſt, mir eine Schüſſel Maränen zu verſchaffen — — —!

Der Leſer weiß, daß zu jener Zeit ein weit freundlicherer Verkehr, als jetzt, ich möchte beinahe ſagen, ein gewiſſes Familienverhältniß zwiſchen den Menſchen und dem Teufel ſtattfand. Man rief ihn und er kam. Darum hatte Pater Martin ſeine Worte kaum ausgeſprochen, ſo rauſchte es in den Büſchen, und leibhaftig ſtand der Gottſeibeiuns vor ihm. Es war aber nicht der moderne Satan, der ſich längſt ſeinen Klumpfuß hat operiren laſſen und ſich nun, in Civil oder Uniform, wie andere Leute trägt. Auch nicht Mephiſto mit dem Mäntelchen von rother goldverbrämter Seide und der Hahnenfeder auf dem Hut, denn damals waren noch keine Commentare zu Goethe's Fauſt geſchrieben. Der alte echte Teufel war es, mit Horn und Schweif und Klaue — jenes hiſtoriſche Coſtüm, das eigentlich ſo gut wie andere wieder hergeſtellt werden müßte.

Man möge nicht etwa glauben, Pater Martin ſei ſehr erſchrokken geweſen — das würde ſich in ſeiner Stellung ſchlecht geziemt haben. Zwar erwartete er nicht, daß ihn der Teufel ſogleich beim Wort halten würde, doch da es einmal geſchah, ſo benahm ſich Martin, wie es ſich für einen Mann von Welt und Erziehung ſchickt. Er ſchloß mit dem Böſen einen Contract, worin folgende Paragraphen vorkamen:

§. 1. Signor Diavolo verſpricht ſeiner Hochehrwürden, dem Pater Martin zu Kloſter Kolbatz in Pommern, bis morgen früh vor dem dritten Hahnenſchrei ein Gericht friſcher Maränen aus dem See von Avella in Italien herbeizuſchaffen und an ihn abzuliefern.

§. 2. Der Herr Pater Martin verpflichtet ſich dagegen, dem Signor Diavolo ſowohl ſeine eigene Seele, als die Seelen von zwölf anderen Mönchen des Kloſters erb- und eigenthümlich für alle Ewigkeit zu überlaſſen.

§. 3. Beide Theile, völlig disposſitionsfähig, haben die einzelnen Punkte wohl erwogen, ſie entſagen dem Einwande der Uebervortheilung von mehr als die Hälfte, und wollen, daß dieſes Pactum ſowohl von ihnen, als von ihren Erben und Nachkommen genau erfüllt werde.

Ob die Herren den Contract, herkömmlicher Weiſe, ſchriftlich machten, oder ob ſie das Ganze als einen Gegenſtand unter fünfzig Thaler betrachteten, wobei auch mündliche Uebereinkunft bindend iſt — das weiß ich nicht und kann darüber keine Auskunft geben. Genug, der Satan fuhr vergnügt von dannen, und auch Pater Martin befand ſich anfangs in der beſten Laune; er tanzte ordentlich vor Luſt, wenn er an ſein Leibgericht dachte, das er für ſolchen Spottpreis erhalten ſollte. Aber nach und nach wurde er ſtiller und ſchwermüthiger. Sei es, daß die Grütze oder die Rügenwalder Gänſebruſt ihm Unverdaulichkeiten machte — genug, ſein Gewiſſen regte ſich, und er ging endlich zum Abt, um ihm Alles zu beichten. Dieſer ſchüttelte zwar vorwurfsvoll das Haupt, allein er verſprach doch, das Möglichſte zu verſuchen, ob er den dummen Teufel nicht überliſten könne.

Inzwiſchen war es Nacht geworden, und eine dichte pommerſche Finſterniß bedeckte die Welt. Der Abt öffnete das geheime Kloſterpförtchen, bog die Brombeeren zurück, die es umrankt hatten, und ſchlich hinaus. Am Rande der Madüe, wo zwiſchen ſpitzen grünen Schwertblättern die gelben Waſſerlilien wuchſen, verbarg er ſich hinter einem Heuhaufen, der wie eine Mönchskappe geformt war, und den die Bauern deshalb noch jetzt „eine Kaputze" zu nennen pflegen. Alles iſt finſter und ſtill ringsum; nur aus den gothiſchen Fenſtern der Kloſterkirche glüht trübröthlicher Lichtſchein, und zuweilen flattern von dort Orgelklänge und Bußgeſang herüber. Auch Pater Martin liegt zerknirſcht am Altar und richtet ſein Gebet an den heiligen Petrus, der ja bekanntlich ein Liebhaber von Fiſchen geweſen iſt.

Draußen geht plötzlich ein Sauſen und Brauſen an. Wie wenn der Sturmwind um ſeine ſchöne Braut den Mantel ſchlägt und mit ihr durch die heulenden Lüfte flieht, ſo kam der Teufel wieder nach Kolbatz gezogen. Auf ſeinem Rücken hing der Sack voll Maränen, die er direct aus Italien hergeholt hatte. Der Orgelton und das „Veni creator spiritus!" der Mönche machten ihm nervöſe Zufälle, doch ſetzte er ſich entſchloſſen wartend auf einen Stein. Endlich wird es ſtill im Kirchlein, die Lichter verlöſchen, und er will dem Pater nun die Maränen abliefern. Da hört man hinter dem Heuhaufen einen Hahn krähen, und Flammen ſprühen aus des Satans Augen. Zum zweiten Male erſchallt das luſtige Frühgeſchrei, der Teufel ſtampft

mit ſeinem Pferdefuß, daß der Boden dröhnt, und zum dritten Male läßt unſer Abt ein recht natürliches „Kickeriki!“ vernehmen.

Da ſchwingt ſich Signor Diavolo wuthſchnaubend empor, und es riecht nach Schwefel, als ob ein Weinhändler in ſeinem Keller beſchäftigt wäre. Der geprellte Höllenfürſt zieht hinweg und findet nur in dem Gedanken noch Troſt, daß er ſeine nutzloſe Reiſe nach Italien ja beſchreiben und herausgeben könne. Als er über der Madüe ſchwebt, beſchäftigt ihn dieſer Gedanke ſo ſehr, daß ihm der Sack voll Maränen entfällt und in die Wellen ſinkt. Seitdem leben dort die bunten Fiſche, zart und ſchön, wie die Seen Italiens und der Schweiz ſie nur irgend bieten. Sie haben durchaus nichts Infernaliſches an ſich, und die frömmſten Leute entblöden ſich nicht, ihre Tafeln damit zu ſchmücken.

So lautet die Sage, und man kann daraus die zeitgemäße Moral ziehen: daß es wohl des Verſuches lohnte, ſchmackhafte Fiſche nach Gewäſſern zu verſetzen, wo ſie nicht heimiſch ſind, und wo der gebildete Ichthyophage ihren Genuß entbehren muß. Man ſieht ja, daß es möglich iſt, ſie zu acclimatiſiren, denn Friedrich der Große hat auch den Sterlet (Acipenser Ruthenus) aus der Wolga und dem Jaik nach Pommern bringen laſſen. Derſelbe kommt dort noch zuweilen vor, und bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten ziert Einer den königlichen Tiſch.

Am Abend vor meiner Abreiſe hellte ſich der regneriſche Himmel ein wenig auf, aber im Oſten blieben düſtere Wolkenballen lagern, und grellgoldig ging die Sonne unter. Das Stralſunder Rathhaus mit ſeiner alterthümlich durchbrochenen Façade und den Kirchthürmen daneben glühte ſo energiſch, daß der Widerſchein blendend in mein gegenüberliegendes Zimmer fiel .... Alles deutete auf Regen und Sturm.

Ueberfahrt.

Morgens war es doch noch leidlich hell, und der Weſtwind fegte den Himmel von Dünſten rein. Im Hafen ſchaukelte die „Königin Eliſabeth“, ein ſchönes Dampfboot; ich beſtieg daſſelbe, und mit dem Glockenſchlage verließen wir das Land. Zur Linken hatten

wir die ſchmale Inſel Hiddenſee, zur Rechten zeigten ſich Rügens flache Ufer, hinter denen Stubbenkammer, das Carrara der Kreide, emporſtieg. Auf dem Eiland ruht Hertha's keuſcher Hain mit dem tiefen, ſtillen See, wo einſt Sklaven den Wagen der Göttin waſchen mußten, und wo die Unglücklichen dann in der blauen Fluth untergingen, damit ſie von den Eleuſinien Nichts verrathen konnten. Hierher wandern alljährlich in den Hundstagsferien die Lehrer und Schüler norddeutſcher Gymnaſien; ihren Tacitus in der Hand, betreten ſie mit ehrfurchtsvollem Schauer die claſſiſchen Stätten, gedenken der alten Rugier und ſchreiben ihre Empfindungen in's Tagebuch.

Ich aber kümmerte mich um Hertha, Tacitus und Rugier nicht — ich fuhr ja wieder einmal auf der freien friſchen See und jubelte „Thalatta! Thalatta!“ Alle Sorgen, allen Kummer warf ich von mir; ich vergab allen Recenſenten und ſog in vollen Zügen die kräftige Meerluft ein. Zu Mittag waren wir auf der Höhe von Arkona, die Sonne ſtand als ein großes Freudenauge am Horizont, und die laue, blaue See glitzerte und ſchimmerte ordentlich vor Luſt. Auch auf dem Schiffe war es nicht traurig und ſtill. Wir hatten Tyroler an Bord, zwei Männer und ein Mädchen, welche gegen Norden zogen, um den Skandinaviern ihre hellen Berglieder vorzujodeln. Den Einen hätte ich freilich lieber mit Stutzen und Alpſtock auf den Felſen ſehen mögen, denn er war ein ſchöner Mann, und alle ſeine Bewegungen zeigten jene friſche Entſchloſſenheit, welche nur ein Volk erwirbt, das fortwährend von den Gefahren der Alpenwelt umgeben iſt und ſie beſiegen muß. Das Leben in der Fläche macht blöde und unſicher. Sein Kamerad mochte aber wohl Einer von denjenigen Tyrolern ſein, die heute als Handſchuhhändler, morgen als Sänger und übermorgen als Vagabund auftreten; es flog ein wüſter, lauernder Zug über ſein ewig lächelndes Angeſicht. Das Mädchen hatte ſchwarze erfahrene Augen, und man fühlte bald, daß ſie zum Tempeldienſt der Veſta verdorben ſei.

Unſere Reiſegeſellſchaft placirte ſich im Halbkreis auf dem Deck; den Mittelpunkt nahmen die Tyroler ein, ſie ſangen und ſpielten, tanzten und jodelten in Einem fort. Ich ſaß zu den Füßen einer jungen Schwedin, welche mir die ſchwierigſten Wörter ihrer Mutterſprache vorſagte, doch benahm ich mich ſo täppiſch bei der Lection, daß die hübſche Lehrmeiſterin gar nicht aufhörte zu lachen. Die Küſte

ſchwand indeſſen hinter uns, wir waren Stundenlang nur von Himmel und Waſſer umgeben; allein wir bemerkten es kaum, denn ſpiegelglatt lag die See, einem ſilbernen Binnenwaſſer vergleichbar. Der Berliner Kammermuſikus, der die Reiſe mitmachte, war ſogar halb und halb ärgerlich, denn er meinte: ein ganz kleines Stürmchen hätte er doch gern erlebt.

Während uns die Zeit in Scherz und Luſt vorübergaukelte, hob ſich das ſchwediſche Ufer aus den Wellen empor, und bei Sonnenuntergang landeten wir im Hafen von Yſtadt. Es iſt das ein kleiner engbrüſtiger Ort mit einem einzigen Kirchthurm, aber lautes Regen und Treiben wogte vom Quai bis zum Gaſthofe hinauf. Im Menſchengewühl ſah ich ſogar eine cigarrenrauchende Dame, und wie man ſich im fremden Lande aller heimathlichen Spuren freut, ſo begrüßte ich hier gerne dieſe Vorläuferin der Frauenemancipation. Aus dem Hotel rauſchte mir ebenfalls eine helle Munterkeit entgegen, die Sprachen mancher Völker tummelten ſich durcheinander, und in der Mitte ſtand Herr Lund, des Hauſes ehrlicher Wirth, ſtets bemüht, die tauſend obwaltenden Mißverſtändniſſe auszugleichen.

Es gibt immer ein ſonderbares Gefühl, wenn man ſich Abends in einem Lande findet, das durch und durch verſchieden iſt von dem, welches man Morgens verlaſſen hat. Und Schweden tritt gleich ſehr charakterfeſt auf; die kleinſten Sitten und Zuſtände äußern ſich ſehr nationell, es fehlt jener leiſe ſchattirte Uebergang, den man bei Völkerſchaften ſieht, die nur durch politiſche Grenzen von einander geſchieden ſind. Wie geſagt, das Land ſtellt ſich von Hauſe aus urſprünglich und eigen dar, aber die Erwartung einer gewiſſen rauhen Kälte und Stille der Bewohner, welche ich mitgebracht, ſollte ſchon in Yſtadt vertilgt werden. Im Hausflur und auf der Treppe rauſchten ſeidene Gewänder an mir vorbei; ich ſah hohe Damengeſtalten, ſchlanke Taillen und lachende Augen. Das Halbdunkel mehrte den Reiz der Neuheit noch, und ich war ganz trunken vor Ueberraſchung, als mich ein Sonnenſchirm-Fächer neckend auf die Schulter traf.

Mein Zimmer lag vorn heraus, die Fenſter beherrſchten weit den Meeresſpiegel, und ich fand daſſelbe für ein kleines Hafenſtädtchen recht gut mit Sopha, Lehnſtühlen und Himmelbett eingerichtet. Unter der Mouſſelinwolke des Letzteren ſchlief ich vortrefflich, bis Herr Lund mich früh mit der Sonne weckte, um mir anzukündigen: der

„Svithiod" zeige bereits ſeine flatternde Rauchſtandarte am Horizont. Gegen ſechs Uhr legte das Boot an, ich beſtieg es und fühlte mich ziemlich fremd und unheimlich darauf. Die Reiſegeſellſchaft kam von Lübeck; ſie hatte bereits Leid und Freude mit einander durchlebt und ſchien wenig geneigt, noch einen unerfahrenen Neophyten in ihre geſchloſſene Loge aufzunehmen. Solch Verhältniß hat immer etwas Peinigendes. Mit mir ſchifften ſich nur die Tyroler und etliche hundert Schweine ein, welche gepökelt waren — nämlich die Schweine.

Nachdem ich die Präludien überſtanden, wurden die Anker gelichtet. Das Wetter war ſchön, aber die See rauſchte hoch, und auf den blaugrünen Blättern der Wellen blühten ſilberweiße Schaumlilien. Mehrere Paſſagiere ſahen blaß aus, ihre Naſen traten ſpitz hervor, und zuerſt fielen die Tyroler der Seekrankheit anheim. Neptun mochte wohl ärgerlich ſein, daß die Kinder der Berge ſich in ſein Reich gewagt, und dieſe wünſchten ſich zu den höchſten Alpen hin, wo die Lawine niederdonnert, wo Gebirgswaſſer ſich gewaltſam Bahn brechen, und wo die Nagelflühe Alles, was ihr nahe kommt, zu begraben droht. Es gibt keine unzuverläſſigeren Ausdrücke, als Muth und Gefahr — das hängt eben nur von Gewohnheit ab. Der allein iſt muthig, der unerwarteten, nie geſehenen Schrecken mit kühnem Auge und ruhigem Herzen entgegengeht.

Das Schiffsglöcklein läutete, wir wurden zum Frühſtück gerufen. So eine ſchwediſche Frühkoſt entwickelt ſich nicht ohne gewiſſe epiſche Breite. Bald nach dem Aufſtehen genießt man einen Kop caffe med skorpor, d. h. mit Zwieback, und zwei Stündchen ſpäter ſetzt man ſich an den vollſtändig gedeckten Tiſch. Hier nimmt man zuerſt einen sup, nämlich ein Glas Kümmel- oder Anisbranntwein, dann trinkt man Thee, ißt Butterbrod, Schinken, Wurſt, Käſe und Bier dazu, und am Ende folgt noch ein warm Kötträtt-Beefſteaks, Cotelettes oder dergleichen. Während der Mahlzeit zeigte ſich die Geſellſchaft ſchon offener und zugänglicher; ich begriff nun, daß ich von intereſſanten Charakteren umgeben ſei, und dieſe Ueberzeugung machte mich eben ſo heiter als entgegenkommend. Ich will ganz kurz die Silhouetten einiger Perſonen zeichnen, welche der Zufall im Salon des „Svithiod" vereinigt hatte.

Oben an der Tafel ſaß unſer Capitain, ein hübſcher Mann mit jovialen Augen. Er hatte für jeden Paſſagier eine beſondere Auf-

merkſamkeit, auf jede Frage ausführliche und freundliche Antwort — er war Schwede durch und durch. Dann kamen zwei zahlreiche Predigerfamilien, mit denen, als Penſionärin, eine kleine Gräfin reiſte. Nie ſah ich ein reizenderes, unſchuldigeres Kindergeſicht, allein ihre großen braunen Augen ſchienen beſtimmt, künftig einmal unſägliches Glück und Unglück anzurichten. Neben ihnen ſaß ein hochgewachſener Mann in einfachſter bürgerlicher Tracht; ſeine ganze Haltung ließ jedoch den Militär nicht verkennen. Graf S. war es, ein Nachkomme jenes Freundes und Feldherrn Friedrich's des Großen, welcher den Sieg bei Prag am 6. Mai 1757 mit ſeinem Leben erkaufte. Er kam eben von der Heuernte auf den Gütern, die dem tapfern Vorfahr gehört hatten, und die dem Erben lange entzogen wurden, weil ihr Beſitz nicht hinreichend documentirt war. Aber Friedrich Wilhelm III. ſagte: „Recht muß Recht bleiben, wenn man auch nicht Brief und Siegel darüber vorzeigen kann!" und gab der Familie ihr Eigenthum zurück, das eine halbe Million werth iſt.

Des Grafen Nachbarin war Fru Ryberg, eine ſchwediſche Dichterin, die unter dem Namen „Euphroſyne" ſchreibt. In Deutſchland kümmert ſich freilich kein Menſch um die „Dikter af Euphroſyne", doch jeder gebildete Schwede kennt ſie und ihre Verfaſſerin. Dieſe mag einſt ſchön geweſen ſein, jetzt aber ſind Furchen, wo vormals Blüthen waren. Euphroſyne iſt 1785 geboren — Schriftſtellerinnen erkaufen ihren Ruhm theuer genug für den Preis, daß ihr Alter in jedem Lexikon ſteht. Eine ſchwarze Tüllhaube mit feuerrothen Blumen bedeckte ihr Haupt, und um den Hals trug ſie große Bernſteinkorallen, eine goldne Uhrkette und ein ſammetnes Lorgnettenband. Sie blieb immer ſtill und in ſich zurückgezogen, ſprach wenig, und verlebte den größten Theil des Tages unten in der Cabine. Fru Ryberg kehrte von Paris zurück, und mit ihr reiſ'te ein junges Mädchen aus angeſehener Familie. Emilie Holmberg, ſo heißt ſie, hat ein reiches muſikaliſches Talent; urſprünglicher Reiz zeichnet ihre Liedercompoſitionen aus, welche um ſo günſtiger empfangen wurden, als die Muſe der Tonkunſt dem Lande Schweden bisher nur ſpärliche Geſchenke gab. Es ſchwebte etwas ungemein Zartes und Elfenartiges um die ganze Erſcheinung dieſes Mädchens. Lange Locken flatterten an ihren durchſichtig weißen Schläfen herab, zwei Taubenaugen ſchauten fromm und freundlich in die Welt, und

Art. 10. Jede Abtheilung der Bibliothek besteht aus einem Vorsteher und einem Gehilfen, welche beide von der Gesellschaft gewählt werden.

Art. 11. Der Vorsteher hat die Aufsicht über die Bücher und Manuscripte, welche seiner Abtheilung zugewiesen sind, und ist für dieselben verantwortlich. Er ertheilt die Bücher gegen Empfangschein, führt ein Verzeichniss über die Ausleihungen und fordert die Bücher nach Ablauf der Frist zurück. Er ist verpflichtet, jährlich einen Bericht über den Zustand seiner Abtheilung zu erstatten.

Art. 12. Der Gehilfe unterstützt den Vorsteher in seinen Geschäften und vertritt ihn in Verhinderungsfällen.

Art. 13. Die Bibliothek ist an Sonntagen und Feiertagen geschlossen. An Werktagen ist sie von 9 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags geöffnet.

Art. 14. Die Bücher werden nur an Mitglieder der Gesellschaft ausgeliehen. Ausnahmen können nur durch Beschluss der Gesellschaft gestattet werden.

Art. 15. Die Ausleihfrist beträgt vier Wochen. Sie kann auf Ansuchen um weitere vier Wochen verlängert werden, wenn kein anderes Mitglied das Buch verlangt hat.

Art. 16. Jedes Mitglied darf höchstens zwei Bücher gleichzeitig entlehnen. Für jedes weitere Buch ist eine besondere Bewilligung des Vorstehers erforderlich.

Art. 17. Wer ein Buch verliert oder beschädigt, hat Ersatz zu leisten. Der Betrag wird nach dem Gutachten des Vorstehers festgesetzt.

Art. 18. Nachschlagewerke, Handschriften und Zeitschriften dürfen nicht ausgeliehen werden. Sie können nur in den Lesesälen benützt werden.

Art. 19. Wer wiederholt gegen die Bestimmungen dieser Ordnung verstösst, kann durch Beschluss der Gesellschaft von der Benützung der Bibliothek ausgeschlossen werden.

gen, zarter Emaille vergleichbar; kohlſchwarzes Haar und cyanenblaue Augen — das Alles vereinigte ſich zu einem entzückenden Bilde. Aber hin und wieder flog ein ängſtliches Zucken um Maria's Mund, wie die Mimoſa zuſammenfährt, wenn ein Inſekt ihre Blätter berührt. Das Mädchen hatte gewiß ſchon viel Luſt und Schmerz erlebt, ſie hatte vom Baum der Erkenntniß gekoſtet — man konnte es im tiefen traurigen Geheimniß ihrer Augen leſen. Nur mit kurzen Worten antwortete ſie auf meine vorſichtigen Fragen, ſie war ſtill wie ein gebrochnes Herz.

Bei Maria ſaß ein mercantiliſcher Jüngling aus Lübeck, der ſich noch möglichſt vergnügen wollte, ehe er nach Finnland ging, und an ſeiner Seite befand ſich Monſieur Robineau, ein kleiner flotter Franzos. Er reiſte, um Aufträge auf bunte Papiere, Champagner, Goldleiſten und ſeidne Waaren zu ſammeln, doch das Hauptgeſchäft machte er mit ewig gutem Humor. Von ſeinem ſpaßhaft häßlichen Geſicht war unter dem dichten Barte wenig zu ſehen, er trug ein rothes Mützchen und ſah wie ein ſäbelbeiniger Gnome aus. Keinen Augenblick konnte er ſtill bleiben, fortwährend rückte er mit dem Stuhl und ſchleuderte ſprühende Witzraketen über die Tafel. — Es kamen hierauf noch beinahe ein Dutzend Paſſagiere, von denen ſich durchaus Nichts weiter ſagen läßt, als daß ſie auch auf dem Schiffe waren.

Man wolle es nicht übel deuten, wenn ich meine Reiſegefährten ſo umſtändlich beſchrieb, als ob es eine Schlachtordnung homeriſcher Helden wäre. Was hat der Seefahrer wohl ſonſt für Gegenſtände, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln, ſeine Leſer intereſſiren könnten? Einſam rauſcht das Schiff durch die Waſſeröde, und gibt es ja grandioſe Naturſchauſpiele, dann pflegt ſich ein reiſender Schriftſteller ſelten in der Lage zu befinden, um ſie nachher mit treuen Farben zu ſchildern. Diesmal verhielten ſich Wind und Wogen noch ziemlich ruhig, es flog nur ein friſches Lüftchen über den wallenden Spiegel hin, und während wir an der grünen, kornreichen Küſte von Schonen entlang unſre ſchäumende Furche zogen, ſtieg im Süden Bornholm empor. Kaum hatten wir aber den letzten Landſtreifen aus dem Geſicht, da wurde das Wetter wüſt und wild. Unſer Dampfboot ſchaukelte ſo gewaltig, daß die kaum Geneſenen

ſich von neuem krank fühlten, und der Sturm jagte die Wellen über Deck, auch uns Geſunde vertreibend.

Einige Worte werden hinreichend ſein, die Localität des Schiffes anzudeuten. Vorn liegen die Cabins der Damen, zu denen kein Mannsbild hinunter darf, und im Hintertheil iſt die große Cajüte. Dieſe enthält den elegant eingerichteten Salon, von zwölf Herren-Cabinen umgeben. In jeder Zelle befinden ſich zwei Betten über einander, und ſie kann, nach dem Salon zu, entweder durch eine feſte Mahagonythür, oder durch eine leichte Seidengardine geſchloſſen werden. Dies bietet den Männern die ungemeine Behaglichkeit, ſich, während die Damen bei ſchlechter Witterung den Salon ſuchen müſſen, in ihre Häuslichkeit zurückziehen zu können. Hinter der blauen Gardine kleidet man ſich um, ſtreckt ſich auf dem Lager aus und hört drinnen die Unterhaltung. Ja, man plaudert ſogar mit den Damen, und oft wiſſen dieſe kaum, aus weſſen Zelle die Stimme tönt, die ſich in ihre Geſpräche miſcht. Das gibt dann zu Irrthum und Lachen Veranlaſſung.

Als oben auf dem Deck, der überſtrömenden Wellen wegen, nicht mehr zu dauern war, hatten wir uns im ſichern Raum des Salons verſammelt, und es wurde hier ein muſikaliſcher Zirkel arrangirt. Der kleine verſchmitzte Tyroler trug jene poſſierlichen Stücklein vor, die in Oeſterreich ſo ſehr beliebt ſind. Auch Fräulein Holmberg ſang, und Nagel begleitete ſie auf der Guitarre. Es waren größtentheils ſchwediſche Volkslieder, und aus dieſen ſehnſüchtigen Weiſen mit ihrer ſchmeichelnden Wehmuth blühte mir Schwedens Volkscharakter recht unmittelbar entgegen. Einer brachte die Nachricht, des Wetters Ungeſtüm habe ſich ein wenig gelegt, und wir gingen, in Mäntel gehüllt, auf dem naſſen Deck umher. Da kam ein andres Dampfſchiff — der „Gauthiod" — an dem unſrigen vorbei, wir ſalutirten einander und begrüßten uns mit den Paſſagieren drüben ſo vertraut, als ob es lauter Freunde und Bekannte wären.

Nach dem Souper eröffneten wir von neuem den muſikaliſchen Salon, und Emilie, die junge Sängerin, bezauberte mich. Sie war nicht groß, ihrem Geſicht fehlte es an Farbenfriſche. Ein matter Teint, dunkelblondes Haar und graublaue Augen laſſen ſich

nicht ſchön nennen, aber wenn ſie die Guitarre nahm, wenn ſich ihre Lippen zum Geſang öffneten, dann belebte ſich das Alles. Ueber die Wangen zog ein leiſes Roth, die Augen glänzten ſeeleninnig und die Locken rollten müde um das liebe Angeſicht, wie Thränenweiden, durch die der Mondſtrahl ſchimmert. Hierzu nun die Streiflichter der ſchwankenden Schiffsampel; der düſtere Hintergrund des Gemaches; im Innern ein Kreis entzückter Hörer; draußen das Stampfen der Maſchine, das Brauſen der Räder, das Krachen der See . . . dies vereinigte ſich, um eine eigne, feenhafte Scenerie hervorzubringen.

Tagebuch.

I.

Aus Prag.

Die Kattundrucker und ihre Revolte. — Seitenblick auf die ſchleſiſchen Weber. — Die Judenſtadt. — Die Fabrikinduſtrie überhaupt.

So haben auch wir unſere große Woche gehabt, unſere Junitage, unſere Straßenemeuten, unſere braun und blau geprügelten Tricoloren, die vollſtändigſte Revolution gegen die Dynaſtie — der Kattundrucker. Wäre die Sache nicht ſo verteufelt ernſthaft, man hätte ſie für Spaß halten können. Eine Revolte in Prag! Achtzehnhundert Menſchen, die ſich zuſammenrotten und ein förmliches Lager bilden — ſeit der Schlacht am weißen Berge hat man ſolches hier nicht geſehen, und doch gibt es hier keine ſubverſive Preſſe, keine Pamphlets á la Treumund Welp. Was würde der ſchleſiſche Oberpräſident von Merkel ſagen, wenn er den hieſigen Scenen beigewohnt hätte! Haben etwa „Oſt und Weſt", oder „die k. k. privilegirte Prager Zeitung" durch ihre revolutionären und communiſtiſchen Artikel die Drucker aufgereizt?

Die halb komiſche und ganz ernſthafte Epiſode, die wir hier erlebten, hat mancherlei große Lehren in ihrem Gefolge. Haec fabula docet: primo, daß der Menſch überall ein Menſch iſt, er mag nun den National, oder die Prager Zeitung, oder auch gar Nichts leſen; secundo, daß das Fabrikenweſen in allen Ländern der Welt eine große Kriſis herbeiführen wird, und daß Lyon und Mancheſter auch in Schleſien und Böhmen ihr Widerſpiel haben.

Laſſen Sie mich die hieſigen Vorgänge näher beleuchten. Die Lage der hieſigen Kattundrucker iſt ſehr zu unterſcheiden von der der Weber in Langenbielau ꝛc. Die dortigen Arbeiter, in zwei, drei Dörfern concentrirt, deren Bevölkerung nur von den dort etablirten Fabriken lebt, wo der Fabrikherr gewiſſermaßen die Arbeiter als ſeine Leibeigenen betrachten kann (wie es denn wirklich dort vorgekommen iſt,

daß einer der dortigen Fabrikanten seine Arbeiter zwang, alle ihre Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse von ihm zu kaufen), befinden sich in einer ganz anderen Lage, als unsere Kattundrucker, die in einer Stadt von nahe an einmalhundert zwanzigtausend Einwohnern hundert andere Gewerbe und Beschäftigungen finden, so daß der Fabrikant hier ihnen keine Gesetze vorschreiben, und wenn der Lohn nicht im Verhältniß zu der Arbeit steht, Jedermann seinem freien Willen folgen kann. Auch sind die hiesigen Kattundrucker in so fern nicht mit den schlesischen Webern zu vergleichen, als diese schwächlich, von Jugend auf zu einer fast verkrüppelnden Arbeit erzogen, keinen anderen Nahrungszweig betreiben können, als eben diesen, während der Kattundrucker erst bei voller Kraft dieser Handthierung sich unterziehen kann, und die Art der Arbeit seine Muskeln noch mehr stählt. Man hat diese kräftigen, prächtigen Bursche, die in fast militärischer Ordnung in's Jägerhaus des Baumgartens hinauszogen, nur zu sehen brauchen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß diese Menschen jedem Gewerbe willkommen sein werden, wo man handfeste Männer braucht. Auch war es nicht Lohnherabsetzung, was die Aufregung herbeiführte, sondern die Einführung neuer Maschinen. Am 17. Juni, an einem Montage, d. h. beim Eintritt der Werkeltage, kamen die Drucker der Portheimischen Fabrik und verlangten von ihrem Vorgesetzten ihre gewöhnliche Arbeit. Die Portheimische Fabrik, eine der größten Kattunfabriken Oesterreichs, hatte drei neue Perotinemaschinen aufgestellt, und den Druckern wurde daher der Bescheid, sie müßten vor der Hand warten und könnten erst später beschäftigt werden; die Drucker wurden grob, der Mann wurde grob, und da obendrein die Fabrikbesitzer Israeliten sind, was immer bei den ihnen Untergebenen leichter Widersetzlichkeit und Erbitterung herbeiführt, so suchten sich die Leute frischweg zu rächen und schlugen die Maschinen in Stücken. Von hier aus zogen sie nach dem nahen Holschowitz, wo eine andere Fabrik, die Dormitzer'sche, sich befindet, überredeten die dortigen Drukker, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, und ihre Erbfeinde, die Maschinen, zu zerstören, was auch geschah. Von hier ging es nach der Stadt, der Brandeis'schen Fabrik zu, welche dasselbe Loos theilte, und sofort auch andere Fabriken. Wohlgemerkt, nur die Maschinen wurden zerstört, an das Eigenthum der Besitzer wurde keine Hand gelegt, und zu ähnlichen empörenden Plünderungsscenen, wie sie in Langenbielau stattfanden, regte sich kein Gedanke; der natürliche Sinn dieser Leute hielt sich blos an Maschinen, die sie um ihr Brod brachten, oder zu bringen drohen. Auch ist es falsch, wenn man diesen Leuten vorwarf, daß ihr Haß dadurch entstanden, weil diese drei Fabrikanten Juden sind, denn wenige Tage darauf fanden dieselben Scenen bei den christlichen Fabrikanten in Reichenberg statt, wo nur das herbeieilende Jägerregiment die Fabrikgebäude zu schützen vermochte.

Und also sind wir an eine Stelle gelangt, welche die Methode verlangt, an welcher Gründe und Ursachen der Erscheinungen sich zu offenbaren beginnen. Wir haben gesehen, daß die Ursache des Lebens, die Kraft, welche es hervorbringt, in der Zelle ihren Sitz hat. Wir haben gesehen, daß diese Kraft, welche das Leben hervorbringt, eine Kraft ist, welche Stoffe zusammenfügt, welche Verbindungen hervorbringt, welche Stoffe, die nicht lebendig sind, zu lebendigen Stoffen macht. Wir haben gesehen, daß diese Kraft, welche das Leben hervorbringt, eine Kraft ist

geblicher Aufforderung Feuer zu geben. Die eindringlichen Reden dieſes populären Mannes, dem ſich auch noch andere Bürger anſchloſſen, ſo wie der Anblick der impoſanten Militärmacht wirkten endlich ſo weit, daß die Menge ſich verlief, ohne daß es zu dem traurigen Gebrauch der Waffen kam. Mittlerweile hatte die beſſere Einſicht bei den aufgeregten Druckern gewirkt, die Meiſten kehrten wieder in die Fabriken zurück, Andere ſuchten anderweitige Arbeit, und die Ruhe und Ordnung iſt vollkommen wieder hergeſtellt. Betrachten wir dieſen traurigen Vorfall nicht in ſeiner Einzelnheit, rechnen wir die betrübenden Ereigniſſe in Reichenberg dazu, wo ſogar Blut gefloſſen iſt, obſchon keine religiöſen Antipathien dort zu Grunde liegen konnten; betrachten wir die ſchleſiſchen Ereigniſſe, wo gleichfalls die Schuld nicht auf religiöſe Vorurtheile gewälzt werden kann, ſo finden wir ein gemeinſames Uebel als Grundurſache. Es iſt dieſe nicht etwa blos der Egoismus der Fabrikanten, ſondern der noch weit unverzeihlichere Egoismus des Staates. Wie der Fabrikant nur den eigenen Vortheil bedenkt, der ihm aus der Arbeit erwächſt, ohne übrigens um den Arbeiter ſich zu bekümmern, ſo denkt der Staat auch nur an den Vortheil, den ihm die Fabriken bringen, ohne um die Fabricirenden zu ſorgen. Der Staat aber iſt eine moraliſche Perſon und muß daher auch moraliſcher ſein, als der Fabrikant. In ſeinen Augen darf nicht blos der Fabrikherr, ſondern auch die mitarbeitenden Kräfte als Fabricirende betrachtet werden; er muß für die Aufmunterung und das Wohl der Arbeiter eben ſo beſorgt ſein, wie für das des Arbeitgebenden. Allerdings iſt dies ein Feld, wo die Kritik leichter iſt, als der ſchöpferiſche Gedanke; noch haben leider die ſocialen Theorien ihre praktiſche Möglichkeit nicht erreicht, und mit dem beſten Willen kann der Staat blos hie und da flicken, nachhelfen, ohne radical zu organiſiren; ſelbſt England, das durch lange Erfahrung uns ſo überlegen iſt, hat noch kein Mittel gefunden, das Intereſſe des Fabrikanten mit dem des Arbeiters in ein gleiches naturrechtliches Verhältniß zu bringen. Unwillkürlich kommt man bei Betrachtung dieſer Lage auf den Gedanken, ob die forcirte Induſtrie der Fabriken wirklich eine Wohlthat für den Staat iſt, und ob die Staaten wirklich die Aufgabe haben, auf eine und dieſelbe Weiſe mit einander zu concurriren. In Oeſterreich zumal, und noch insbeſondere in Böhmen, wo die Agricultur noch ſo viele Verbeſſerungen zuläßt und erheiſcht! Würden die Capitalien, die jetzt in einer flüchtigen, fieberhaften Baumwolleninduſtrie verwendet werden, dem Lande nicht einen bleibenderen, gleichmäßigeren Nutzen bringen, wenn ſie in ſeinem Boden und ſeiner Bebauung angelegt werden? —

L. . . .

II.

Aus Berlin.

Das Ober-Censurgericht. — Herr Duncker auf Reisen. — Herr Kollmann und seine Rechtsfrage. — Karl Blum und Fräulein v. Hagn.

Es hätte nicht viel gefehlt, so würden wir auch in Preußen eine Art von Juliordonnanzen erlebt haben, durch welche die halbe Preßfreiheit, deren wir uns jetzt erfreuen, wieder ganz aufgehoben worden wäre. Es war nämlich davon die Rede, daß unser Obercensurgericht, welches — so lange sein jetziger Präsident, der Staatssecretär Bornemann, an dessen Spitze steht — als eine Garantie dafür betrachtet wird, daß sich die Censur nicht wieder die alten willkürlichen Uebergriffe erlaube, nicht länger fortbestehen solle. Und zwar heißt es im Publicum, daß die Weberaufstände in Schlesien, welche man unbegreiflicherweise den Einwirkungen der Presse beimißt, im Staatsministerium den Antrag veranlaßt haben, das Obercensurgericht aufzuheben, dessen freisinnigen Entscheidungen die Schuld beigemessen wird, daß aufregende Zeitungsartikel und Broschüren nicht blos die Censur passirten, sondern auch in die Weberdistricte kamen. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß diese Ansicht, die ein bloßes Symptom der Krankheit mit der ihr zum Grunde liegenden Ursache verwechselt, im Staatsministerium nicht den Sieg davon getragen hat. Von der Presse läßt sich dasselbe wie vom Wein sagen: „Sie erfindet nicht, sie plaudert aus.“ Allerdings kann ein solches Ausplaudern unbequem, ja verletzend sein, aber man bessere nur, was dahinter steckt, und dann wird auch kein Geheimniß mehr zu verrathen sein, welches das Tageslicht zu scheuen braucht. — Unser Criminalpolizei-Director Duncker soll vor einigen Tagen mit einer Mission, die mit der Weberangelegenheit zusammenhängt, nach Schlesien und Böhmen abgereist sein. Wir glauben jedoch, auch das werde nicht zum Ziele führen. Herr Duncker ist in seinem Genre gewiß ein nicht blos unentbehrlicher, sondern auch in Deutschland von keinem Andern übertroffener Mann. Aber die armen Weber gehören gar nicht in den Bereich des Herrn Duncker: sie sind weder Verbrecher, noch Demagogen, sie sind ein leidiges Product unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, unserer Fabrications- und Concurrenz-Zustände, sie sind Proletarier und Hungerleider. Keines der dem modernen Staatsorganismus zu Gebot stehenden administrativen, gerichtlichen und militärischen Hilfsmittel hat sich bis jetzt noch als ausreichend gezeigt, jenen Uebelständen abzuhelfen, und es bedarf dazu, wo nicht einer völlig neuen Gesetzgebung, doch der Einführung anderer Maßstäbe in die vom Staate ausgehende Vorsorge für seine Angehörigen. Leider ist aber nicht zu hoffen, daß man zuerst in Deutschland eine solche Reform vornehmen, daß man z. B. einen

Theil der ungeheueren Koſten, welche die im Frieden unnützen ſtehenden Heere verurſachen, auf die Organiſation eines Arbeiterheeres verwenden werde. Sind doch auch England und Frankreich, dieſe uns ſonſt in allen politiſchen und praktiſchen Dingen ſo ſehr voraneilenden Völker, in dem, was der Zeit noth thut zur Beſeitigung des Proletariats und der Induſtrieſklaverei, noch zurückgeblieben; um wie viel weniger iſt alſo zu erwarten, daß wir Deutſchen die rechten Mittel ergreifen werden!

Die Frage, ob durch das Verlagsrecht, das der Buchhändler Kollmann in Leipzig von Eugen Sue erworben, ein Anſpruch auf den deutſchen Rechtsſchutz gegen Nachdruck und anderweitige deutſche Ueberſetzungen begründet worden ſei, hat die hieſige Preſſe in den letzten Tagen viel beſchäftigt. Namentlich wurde dieſe Frage in der „Voßiſchen Zeitung" und in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" erörtert. In der erſteren hat ſich der bekannte Buchhändler und Buchhändlerbörſenvorſteher, Herr C. F. Enslin, entſchieden dafür ausgeſprochen, daß unter den obwaltenden Umſtänden dem Herrn Kollmann ſowohl in Preußen, als in Sachſen ein Rechtsanſpruch zuſtehe; in der zweiten Zeitſchrift ward jedoch dagegen remonſtrirt, und zwar von dem Standpunkte, daß das Autorrecht, ſo lange in dieſer Beziehung keine internationalen Verträge beſtehen, mit der Nationalität weſentlich verbunden ſei, und daß, wenn die Geſetzgebung auch jetzt ſchon in Frankreich und in Deutſchland dem Ausländer unter gleichen Bedingungen gleiche Rechte wie dem Inländer zuſichere, darunter doch nicht verſtanden ſei, daß ein Ausländer, der im Auslande in einer fremden Sprache ſchreibt und dort ſeine Erzeugniſſe urſprünglich herausgibt, durch einen bloßen Scheinvertrag oder auch durch ein wirkliches Abkommen mit einem inländiſchen Verleger die Rechte eines inländiſchen Autors erwerben könne, ſo lange dies eben nicht durch einen internationalen Vertrag auf der Grundlage vollſtändiger Reciprocität feſtgeſtellt ſei. Wir ſind geneigt, uns dieſer letztern Anſicht ebenfalls zuzuwenden, doch geſtehen wir gern, daß die Frage noch mancher anderen Auslegung fähig, und daß es daher wünſchenswerth ſei, ſie von einem Tribunal auf der poſitiven Grundlage des Geſetzes entſchieden zu ſehen.

Unſere Theaterwelt hat in der vorigen Woche durch den Tod des dramatiſchen Schriftſtellers, Compoſiteurs und Opernregiſſeurs, Herrn Karl Blum — bei dem fortdauernden Mangel an productiven Talenten, beſonders für das Luſtſpiel — einen wirklichen Verluſt erlitten. Blum hat vor ungefähr ſechsundzwanzig Jahren nach der Rückkehr von einer Reiſe nach Frankreich und Italien das Vaudeville auf die deutſche Bühne gebracht, die bis dahin von dieſer Art Liederſpiel noch wenig kannte. Beſonders ſein „Schiffscapitän" hat die Reiſe durch ganz Deutſchland gemacht. Nachmals wußte er mit Glück einige

Charakterluſtſpiele Goldoni's und Alberto Nota's der deutſchen Bühne zu acclimatiſiren. Durch ſeine „Mirandolina" machte er ſich beſonders um ſolche Schauſpielerinnen verdient, die, wie Fräulein Charlotte von Hagn, in einer Miſchung von Koketterie und Schalkheit ihre Stärke zu finden wiſſen. Und für ſie namentlich ſchrieb er auch die Luſtſpiele: „Der Ball von Ellerbrunn", und die „Herrin von der Elſe" und bearbeitete den widerwärtigen „Marquis von Letorrieres". Wundern Sie ſich daher nicht, wenn Fräulein von Hagn beſonders betrübt über das Ableben Blum's ſcheint. Sie hat ihm ſelbſt einen Kranz gewunden und mit einem eigenen Gedichte unter Thränen auf den Sarg gelegt.

Juſtus.

III.

Aus Wien.

Geldariſtokratie. — Wiesner und Tengoborſky. — Witthauer.

Seit dem Decret über den Bau der Staatseiſenbahnen iſt kein ſo wichtiger Schritt bei uns gemacht worden, als die Zollherabſetzungen, welche der am 1. Juli publizirte neue Zolltarif enthält. Politiſch iſt dies als ein ungemein annähernder Schritt an den Zollverein, d. h. an Deutſchland überhaupt, für die Zukunft Oeſterreichs ſehr bedeutſam. Der Kaiſerſtaat nähert ſich dadurch ſeinem natürlichen Alliirten wieder. Der Zollverein, den man bei ſeinem Entſtehen hier ſehr geringſchätzend betrachtet hatte, lockerte allmälig die Stellung Oeſterreichs in der Mitte der deutſchen Nation. Die neue Zeit mit ihren materiellen Tendenzen verlangt neue Formen und Bande; ſtatt der alten Reichsgrafen und Fürſten ſitzen jetzt die Fabrikanten und Kaufleute auf der Grafenbank. Hatte früher Oeſterreich durch jene ſein Uebergewicht durchgeſetzt, ſo hat Preußen es nun durch dieſe. Der Adelsſtolz hat dem Geldſtolz Platz gemacht. Voilà le secret du monde. — Vom Geſichtspunkt der Staatsfinanzen wird dem neuen Zolltarif großes Lob geſpendet. Namentlich weil derſelbe auf Vernichtung des Schmuggels, des Krebsſchadens Oeſterreichs, zielt. Dagegen ſchreien die Fabrikanten — wie ſich von ſelbſt verſteht, citiren ihre immer bedrohlicher werdende Lage, weiſen auf die Prager Arbeiterunruhen hin, kurz, ſpielen ganz die frühere Rolle des Adels, der den Staat nach ſeinen Intereſſen geführt ſehen wollte und nicht genug Privilegien und Schutz für ſich allein erhalten konnte. Indeſſen geht doch ein großer Theil der öffentlichen Stimme dahin, daß ein Handelsminiſterium eine unausweichliche Sache ſei, indem Baron Kübeck, ein ſo großer Finanzmann er iſt, doch zu ſehr den Staat und ſeine Nöthen im Auge haben muß, indeß die Einzelintereſſen nicht genug vertre-

ten und auch nicht genug verſtanden ſind. Es iſt auch kein Grund da, warum man dieſem gerechten Wunſch der öffentlichen Meinung nicht entgegen kommen ſollte, und wenn es wahr iſt, daß Baron Kübeck in's Staatsminiſterium treten und der Vicepräſident, Ritter von Breyer, an ſeine Stelle treten ſoll, ſo dürfte zugleich auch ein Handelspräſidium eingeführt werden. — Vor wenigen Tagen langte hier ein Buch an, welches das Intereſſe des Publicums nicht wenig in Anſpruch nimmt; es führt den Titel: „Ruſſiſch-politiſche Arithmetik", und iſt gegen das vielbeſprochene Buch von Tengoborſky gerichtet, deſſen falſche Berechnungen zwar bereits wiederholt nachgewieſen worden ſind, namentlich in der Kölniſchen Zeitung (vom Verfaſſer des Buches: Oeſterreich und ſeine Zukunft — wie es ſcheint) aber doch nie ſo ſchlagend, wie in dem in Rede ſtehenden Werke, deſſen Verfaſſer ein ſehr tüchtiger Rechtsgelehrter, Herr Dr. Wiesner, iſt, der auf dem Titel die ſonderbare, aber ſehr ehrenhafte und wohlmotivirte Bezeichnung Deutſch-Böhme ſeinem Namen hinzufügte. Das Werk weiſ't nämlich dem ruſſiſchen Staatsrath von Tengoborſky unwiderleglich nach, daß deſſen Buch nicht im öſterreichiſchen Intereſſe, wie es hieß, ſondern im ruſſiſchen geſchrieben iſt und die Abſicht hat, im öſterreichiſchen Staate Drachenzähne zu ſäen und die Regierung zu neuen Steuerauflagen zu veranlaſſen, die den Unterthan drücken und zum Mißvergnügen reizen müſſen. Nicht etwa Irrthümer ſind es, die Wiesner dem Tengoborſky'ſchen Buche nachweiſ't, ſondern Abſichten, offenbare Verdrehung, Auslaſſungen, falſche Additionen, falſche Citate öſterreichiſcher Statiſtiker, ſo daß Tengoborſky z. B. dasjenige als Bruttoeinnahme angibt, was Springer als Reinertrag darſtellt u. ſ. w. Es iſt eine merkwürdige Polemik in dieſem Buche, die auch den intereſſiren muß, der ſonſt kein Behagen findet. Merkwürdig iſt, daß Wiesner, der hier als publiziſtiſcher Schriftſteller ſo gewappnet hervortrat, wie es bei einem öſterreichiſchen Schriftſteller kaum vorauszuſetzen iſt, bisher ſeine Mußeſtunden mit Leidenſchaft der dramatiſchen Poeſie zugewendet hat. Auf dem Burgtheater, ſo wie auf dem Theater in Weimar hat namentlich eines ſeiner Dramen ihm eine ſchöne Anerkennung erworben. Aber die Zeit der poetiſchen Träumerei geht für Oeſterreich zu Ende. Der Ernſt bemächtigt ſich ſeines jungen Geiſtes, die politiſche Bühne verdrängt die Theaterhelden und die Welthändel treten an die Stelle der Backhändel. Dies iſt charakteriſtiſch für die Entwickelung in Oeſterreich. Seit Lenau und Grün genügt den öſterreichiſchen Poeten das Liebes- und Landſchaftsgeklingel nicht mehr. Selbſt Halm hat in Sampiero dies bewieſen und einen leichten politiſchen Anlauf genommen. Die Proſa vollends hat der alten Baumgärtneriſchen Aeſthetik Valet geſagt, und man darf nur die Correſpondenzen, die aus Oeſterreich hie und da in die Kölniſche und die Augsburger Zeitung, in Biedermann's Monats-

ſchrift kommen, leſen und mit denen einer früheren Zeit vergleichen, um den Aufſchwung der Geiſter bei uns kennen zu lernen. — Sie haben in einer Ihrer letzten Nummern der hier erſcheinenden Wiener Zeitſchrift eine derbe Lection gegeben, obgleich die Mühe zu ſparen geweſen wäre — da man gegen Todte nicht zu Felde zu ziehen braucht und das erwähnte Blatt in der Agonie liegt. Auch — erlauben Sie, daß ich es offen ſage — thaten Sie dem armen Witthauer Unrecht, wenn Sie ihm eine Denunciation Schuld gaben — er iſt blos ungeſchickt und verſteht die Sache nicht. Wer heißt Sie auch dem Redacteur eines Wiener Modeblattes politiſche Bildung zutrauen? Herr Witthauer ſchreibt Theaterrecenſionen, über dieſen Punkt hinaus geht ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und Anſchauung nicht. Es iſt ein braver Mann, d. h. es kann ihm Niemand nachſagen, daß er ſich ſeine Recenſionen von den Schauſpielern bezahlen läßt; ein ehrenhafter Charakter, d. h. ein wackerer Schulmeiſter, der keine Schulden und Streiche macht, der jeden Sonntag bei einem andern Banquier zu Tiſche geladen wird und daher auf ſeinen guten Ruf hält. Bei der Cenſur iſt Herr Witthauer ſehr gut angeſchrieben, nicht weil er etwa ſervil iſt, ſondern weil er als Pedant und veralteter Zopfmenſch die moderne Richtung gleich ihr nicht leiden kann und ſie daher mit der Vorlegung ſolcher Artikel nicht behelligt, in denen ein friſcher moderner Geiſt lebt. Das beſte Beiſpiel von dem Ideenſchwung, der dieſer Art von Geſinnung eigen iſt, haben Sie ja an dem bekannten Ordensgedicht, das Witthauer zu Grillparzer's letztem Geburtstage machte. Hammer-Purgſtall und Bauernfeld ſprachen ſich bei jenem ſchönen Feſte mit würdiger Geſinnung aus, das Gedicht des letzteren namentlich ſagte, ohne Effecthaſcherei, das Sinnigſte, was ein freimüthiger Dichter bei dieſer Gelegenheit ſagen konnte. Witthauer, der es gewiß eben ſo gut und ehrlich meinte, konnte natürlich nicht zurückbleiben und kam richtig auch mit einem Geburtstagsvers angeſtiegen. Und was war's? Grillparzer hatte wie Uhland und noch andere ausgezeichnete Männer den ordre pour le mérite nicht erhalten. Der arme Grillparzer! Alle Welt ſieht es für ein Glück an, daß die Orden in der Regel ſo ungeſchickt vertheilt werden; das gehört ja dazu. Es wäre ſogar ein Unglück, wenn man einmal darin tactvoller verführe; denn bei gewiſſen Leuten könnte das Ordens- und Bändchenweſen am Ende wieder in Ehrfurcht und Anſehen kommen. Witthauer aber muß ſich erſt einen kühnen Schwung geben, um ſich über die ſeinem Freunde widerfahrene Zurückſetzung zu erheben. Und ſo ſingt er denn, nachdem er von den Sternen am Himmel geſprochen:

Auf Erden, da flimmert's von Sternen wohl auch,
Doch herrſcht noch mitunter der alte Brauch;
Daß den rechten Ort und den rechten Mann
Das Erdenſternlein nicht finden kann.

Da haben Sie's. Wenn nur ein anderer Brauch eingeführt würde, daß der Orden immer an den rechten Mann käme, — da wär' uns geholfen! Und zuletzt heißt es, mit der rührenden Reſignation und dem begeiſternden Trotz eines ſchmollenden Kindes:

Du, den wir hier feiern und lieben zugleich,
Du ſuche Dein Sternlein im Himmelreich,
Denn was kein König Dir geben kann,
Das trifft Du im Herzen der Deinen an.
Nicht was am Rock und am Knopfloch ſitzt:
Was aus tauſend Augen entgegen Dir blitzt,
Die Thräne für Dein unſterblich Lied,
Das iſt Dein Orden pour le mérite.

Dreimal armer Grillparzer! Nicht nur, daß du den Orden nicht bekommen haſt, Du mußt Dich auch noch von Deinem tactvollen Freunde darüber tröſten und beruhigen laſſen; und Du darfſt ihm nicht einmal was ſagen, weil es ein guter Menſch iſt und es treu gemeint hat. Mir kam Grillparzer wie ein Opferlamm vor. Witthauer dagegen triumphirte, als ſein Vers gedruckt war, mit ſtolzen Schritten umher und hatte eine kindiſche Freude, daß er für das kühne Gedicht das imprimatur durchgeſetzt hatte! —

Noch bezeichnender für die politiſchen Begriffe dieſes Journaliſten iſt folgende Wiener Epiſode, welche Ihnen vielleicht nicht bekannt ſein dürfte. Als während Dingelſtedt's Anweſenheit in Wien einige Redactoren eine Bittſchrift an die Staatskanzlei um gelindere Cenſur einreichten, da ſchloß ſich Witthauer von dem Unternehmen aus. Warum denken Sie? Etwa aus Furcht? Gott behüte! Oder aus Servilismus? Auch nicht, denn, ſoweit er es eben verſteht, iſt Witthauer wirklich freiſinnig und wünſchte ſo gut wie die Andern eine weniger unbequeme Cenſur. Warum alſo? — Weil Saphir, mit dem er geſpannt iſt, einer der Mitunterzeichner war. So wiſſen die Herrn Perſon und Sache zu trennen. Mit ſo großartigen Anſchauungen kann man allerdings die erhabenſten Ziele erreichen. Ich, denkt der Mann, ich bin anſtändig, ich darf um Preßfreiheit bitten, aber wenn ich ſie mit dem da theilen ſoll, — nein, da will ich lieber gar Nichts haben. — Ich bitte Sie, was war denn das famoſe Verbrechen, welches die ganze deutſche Journaliſtik Dingelſtedt ſo heftig vorwarf, anders? Er hatte ebenfalls nur geſagt: Ich verdiene Preßfreiheit, Ihr da in Wien, ihr ſeid ihrer nicht würdig. — Was die ſchäumende „Erklärung" betrifft, die Sie in der Wiener Zeitſchrift gegen Ihr Blatt gefunden haben werden, ſo ſcheint ſie mir jedenfalls nicht ſo arg gemeint. Ich bin überzeugt, Witthauer würde bei jedem neuen Angriff, von woher er kommen mag, ganz daſſelbe herſagen mit geringem Wortunterſchied; es iſt eine ausgezeichnete Erklärung, denn ſie paßt auf alle möglichen Fälle.

G.

IV.

Eine deutsche Schrift über Algier.

(Erinnerungen aus Algerien. Von Clemens Lamping. Oldenburg, 1844.)

Seit den Mittheilungen des Fürsten von Pückler und Heinrich Laube's über Algerien und seine Zustände ist in deutscher Sprache wohl Nichts vernommen worden, was mit so frischer Lebendigkeit und natürlicher Kraft in die Anschauung jener Dinge versetzt, als dies durch das vorliegende kleine Buch geschieht. Der Verfasser, ein junger oldenburgischer Offizier, überdrüssig eines wechsellosen Friedensdienstes und begierig nach Thätigkeit und Erfahrung, wie sie sein Stand zu wünschen berechtigt ist, nahm im Juli 1839 aus den freundlichheimischen Verhältnissen den Abschied und ging nach Spanien, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Viele wackere Deutsche sahen wir in den letzten Jahren jenen Schauplatz der Gefahren und Abenteuer aufsuchen, aber fast immer auf die Seite des Rückschritts und des Unglücks, auf die Seite des Don Carlos, reihte sich dieser Zuzug. Hier sehen wir einmal einen jungen Deutschen, dessen Eifer die Sache des Fortschritts und der Neuerung ergreift, und der zu den Fahnen des damals tapfer und kühn aufsteigenden Espartero treten will! Allein es gelingt ihm nicht, und obschon er den Vorzug hat, der spanischen Sprache vollkommen kundig zu sein und seinen Cervantes wie seinen Homer geläufig zu lesen, so findet doch der Ausländer so große Schwierigkeiten, daß er seinen Zweck hier aufgibt, dagegen die Augen nach Afrika wendet und daselbst bei den Franzosen Dienste nehmen will. Nach mühsam erlangter Ueberfahrt wird er in Algier als Freiwilliger bei der Fremdenlegion aufgenommen.

Hier dient er nun zwei Jahre, zuletzt als Korporal der Voltigeurs, denn zu Offiziersstellen werden meist nur Franzosen ausersehen. Die Wechsel eines thätigen Kriegslebens, die Mühen und Leiden der anstrengenden Märsche, die Lust der Gefechte, die mannigfache Natur des Landes, das bunte Völkergemisch der Einwohner, die dargebotenen Anschauungen und unwillkürlichen Stimmungen, alles Dieses beschreibt er in kurzer, ungezierter Rede, immer von Gegenstand zu Gegenstand forteilend, ohne je selber solche Betrachtungen anzustellen, die besser der Leser aus dem Ueberlieferten nach Belieben schöpfen mag. Ein verehrter Freund schreibt uns hierüber sehr bezeichnend: „In sich gezogen und verschlossen, wie der Verfasser ist, würde er ohne besondere Anregung nie dazu gekommen sein, sich von dem Erlebten und dessen lastender Schwere durch die Darstellung zu befreien. Sein Buch ist reines Naturproduct, und hat in seiner nackten Thatsächlichkeit, in seinem Ernste der Behandlung, in der schmucklosen, einfachen, scharf wie ein Dolchstoß auf's Ziel gehenden Art der Rede und des Satz-

baues eine ruhige Kraft, die an antikes Naturgewächs erinnert. Dieſe Blätter ſind auch wirklich rein aus der Erinnerung geſchrieben, jede fremde Zuthat fehlt, nur was der Schreiber ſelbſt ſah und erlebte, hat er verzeichnet, ohne Phraſe, ohne Schmuck, ohne eine Spur von eitler Selbſtgefälligkeit.“ Wir können dies Urtheil durch die Eindrücke, welche wir von dieſem Buch empfangen, nur beſtätigen; es iſt ein Buch reinen Sinnes, friſcher That, ein Buch ohne Flauſen! —

Auf den Ruf und Charakter wirft es ein ſchönes Licht, daß der edle Großherzog von Oldenburg den jungen Kriegsmann nach der Rückkehr von ſeinem Abenteuer in ſeinem früheren Dienſtalter wieder aufnahm, und daß ſeine Kameraden ihn, der ſich des Offizierranges begab, um als Gemeiner und Korporal Kriegserfahrung zu ſammeln, als Offizier mit Freuden wieder in ihrer Mitte ſehen. — Wir begrüßen und empfehlen mit wahrer Theilnahme dieſes friſche Buch, welches uns aus Oldenburg ſeit Kurzem als ein zweiter willkommener Beitrag echter Schilderung naturwüchſigen Lebens erſcheint, und gerade der Gegenſatz der ſehr verſchiedenen Stoffe und Bildungsſtufen in beiden nöthigt uns eine nähere Beziehung zwiſchen beiden auf. Der frühere Beitrag iſt die von Herrn Profeſſor Stahr herausgegebene treffliche Schrift über Helgoland, von der wir anderweitig ſchon geſprochen haben. —

Varnhagen von Enſe.

V.

Die Wohlthaten des Cartells.

Das Cartell zwiſchen Preußen und Rußland iſt erneuert; man kennt noch nicht ſeine einzelnen Punkte, aber ſo viel iſt vorauszuſehen, daß ſich an der Grenze auch jene herzerhebenden Scenen erneuern werden, die bei den Königsbergern in ſo gutem Angedenken ſtehen. Wenn die ruſſiſche Kanone hinter dem Flüchtling donnert, werden deutſche Bauern wieder auf die Menſchenjagd gehen und ſich einen kleinen ruſſiſchen Blutſold verdienen; die preußiſchen Behörden werden die ſchöne Pflicht haben, den gehetzten Ausreißer zu fangen, zu feſſeln und dem freundlichen Nachbar auszuliefern, in dem beruhigenden Bewußtſein, daß der Unglückliche, einige Stunden ſpäter, ohnedies unter den Streichen der Knute verendet, den Fluch der Verzweiflung auf den Lippen; es wird allerdings auch wieder vorkommen, daß den Preußen dieſe Mühe erſpart wird, weil die Grenzkoſaken ſich ihren Fang auf dem Gebiet des befreundeten Nachbarſtaates ſelbſt holen und vor den Augen ihrer Mitarbeiter binden werden. — Man kann wohl, zur Ehre Preußens, annehmen, daß die allgemeine und tiefe Empörtheit über dieſe Scenen auch etwas dazu beigetragen, daß mit der Cartellerneuerung gezaudert wurde. Wäre dies Gefühl nur le-

bendig geblieben! Aber hinterher kam die kleinliche Berechnung, die jämmerliche Klage über Ungelegenheiten und Koſten, welche die Maſſe der Fremdlinge verurſache, und dies unterſtützte die ſ. g. höheren! Rückſichten, die einen neuen Auslieferungsvertrag dictirten. Abgeſehen von der Uebertreibung, deren ſich die offiziellen Berechnungen und Klagen befleißigten — was wär's denn, wenn ein Staat der Intelligenz, ein Staat, der faſt nur auf dem moraliſchen Gewicht der öffentlichen Meinung ruht, ein Repräſentant deutſcher Würde und Sittlichkeit, wenn, ſagen wir, ſolch ein Staat ſich's jährlich eine halbe Million koſten ließe, damit ſeine Bürger ſich nicht zum Schergen des rohen, übermüthigen Nachbars hergeben müßten! Setzt man doch gern ſein Leben ein für die Ehre, warum nicht eine halbe Million? Was man auf antike griechiſche Schauſpiele verwendet, wär' es nicht eben ſo gut angewandt, um ſich moderne ruſſiſch-griechiſche Schauſpiele in der eigenen Hausthüre zu erſparen? Iſt dieſe Forderung ſo ungeheuer? Es wird nicht an Stimmen fehlen, die das Sentimentalität nennen; denn ſo weit iſt es ſchon gekommen in dem chriſtlich-germaniſchen Deutſchland, daß zu dem Abſcheu vor der Pädagogik der Knute eine „kosmopolitiſche, unpraktiſche Sentimentalität" gehört. Aber ſpricht nur die Stimme der Menſchlichkeit aus jener Forderung? Nicht auch die Stimme der Ehre, des Nationalgefühls? Wenn ein Journaliſt oder Romanſchreiber eine franzöſiſche Phraſe nachſpricht, hui! wie wird da gleich die arme müde Nationalität aufgehetzt und mit vollen Bausbacken aufgeblaſen — und hier ſoll ſie ſtumm ſein? Seht doch, wie ſich Staaten benehmen, die wirklich ein lebendiges Nationalgefühl beſeelt! Was thut — nicht Frankreich, nicht England, ſondern nur — das kleine Belgien, welches Flüchtlinge aller Länder und aller Stände nicht nur nicht ausliefert, ſondern im Lande behält, ſchützt und unterſtützt! Wir ſind überzeugt, Rußland dürfte nicht lange an einen großen, politiſch und national würdigen Staat grenzen, wie Preußen jeden Augenblick ſein könnte — ohne etwas von ſeinem civiliſirendem Einfluß zu empfinden, ohne wenigſtens gezwungen zu ſein, der Deſertion ſeiner Conſcribirten durch humanere Behandlung zu ſteuern. Aber, freilich, die Weltverhältniſſe, die „praktiſchen" Rückſichten! England iſt wohl auch praktiſch, und doch kann man ſicher ſein, daß es ſelbſt bedeutende Allianz- und Handelsvortheile mit einem ruſſiſchen Cartell der Art nicht erkaufen würde. Wo aber ſind unſere Vortheile, wo ſind die Wohlthaten des Cartells, wo ſind nur die dona Danaum? Ach, wir ſind ſo billig geworden, daß man uns nicht einmal zu beſtechen braucht, damit wir unſere Seele verſchreiben. Ja, wenn wir praktiſch ſein wollen, ſind wir blos brauchbar, ſehr brauchbar für den praktiſchen Sinn Anderer. Wir ſind inhuman aus Mangel an Energie, barbariſch aus Sentimentalität. Denn im Grunde

war's doch nur Sentimentalität, was zur Erneuerung des Cartells führte: falſche Pietät nämlich für die Traditionen der heiligen Allianz.

VI.

Notizen.

Abdullah Paſcha. — Weitling. — Von der polniſchen Grenze. — Die Mainzer Advocatenverſammlung.

— Abdullah Paſcha von Trapezunt hat ein vortreffliches Mittel erfunden, um die gewaltſamen Reformen, zu denen man den Divan zwingt, zu mildern und mit Beſonnenheit in's Leben zu führen. Das willkürliche Kopfabſchlagen hat der Sultan in der Conſtitution von Gül-Chaneh verboten, ein Bischen Prügeln aber ſteht frei. Was thut daher Abdullah Paſcha? Ach, Abdullah Paſcha iſt ein routinirter Geſchäftsmann und weiß ſich zu helfen. Wem er ſonſt in aller Geſchwindigkeit den Kopf hätte abſchlagen laſſen, den läßt er jetzt nach Belieben zu Tode prügeln. Dieſe Praxis ſoll in der Türkei ziemlich allgemein ſein. Wahrlich, Abdullah Paſcha wäre, mutatis mutandis, wie die Cenſur ſagt, ein Muſter von einem europäiſchen Büreaukraten.

— Weitling, der communiſtiſche, ſchriftſtellernde Schneidergeſelle, iſt nach Ueberſtehung ſeiner Haft mit dem Schub von Zürich nach Magdeburg befördert worden und ſollte ſeine Militärpflicht, der er ſich entzogen hatte, „laut rechtskräftigem Erkenntniß" (?) erfüllen. Indeſſen wurde er dazu unfähig befunden. Ein amtlicher Artikel der „Magdeburger Zeitung" beſpricht ſeine Ankunft in einem Tone, als gälte es, entweder die Monarchie Preußen an dem glücklich beſiegten Schneidergeſellen zu rächen, oder die deutſche Jugend vor dem Gefährlichen zu warnen; da wird keines von den beliebten offiziellen Schimpf- und Kraftworten geſpart, „Umtriebe", „Böswilligkeit" u. ſ. w. Wir ſind keine Weitlingianer, aber dieſe puterhahnartige Wuth gegen einen armen Teufel, wie er, ſcheint uns eben ſo lächerlich, wie roh und erbärmlich. So viel man weiß, hat ſich Weitling, davon abgeſehen, daß er ſeine untauglichen Glieder dem preußiſchen Helm und Waffenrock entzog, Nichts gegen Preußen zu Schulden kommen laſſen, und für ſein Vergehen iſt er in Zürich hart genug beſtraft worden. Was will man noch? Aber freilich, ſein Vergehen beſtand in Anſichten und Geſinnungen, die — gleichviel, ob unſinnig und ohnmächtig oder nicht — weniger beſtraft, als verfolgt werden müſſen, und ſo würde es uns nicht wundern, wenn der Staat irgend einen Vorwand ergriffe, um ſich noch einmal mit allen Waffen der Unterſuchung gegen ihn zu rüſten. Vielleicht ſtößt auch das gelehrte Feuilleton der „Preußiſchen Allgemeinen Zeitung" in's Bockshorn und

zerbricht ſich den Kopf, um ihn nicht nur todt zu ſchlagen, ſondern ihm auch, wie Herwegh, eine claſſiſche Grabſchrift zu ſetzen.

— Aus dem Großherzogthum Poſen, nahe der ruſſiſch-polniſchen Grenze, ſchreibt man uns: Von den Chicanen, denen ſelbſt die anſtändigſten Reiſenden beim Paſſiren der Grenze ausgeſetzt ſind, ſpricht man nicht mehr; es iſt ein zu herkömmliches Uebel. Sehr oft wird die Poſt bedeutend länger, als billig iſt, aufgehalten, um jeden einzelnen Paſſagier, trotz ſeines guten Paſſes, der kleinlichſten und unangenehmſten Unterſuchung unterwerfen zu können. Oder es fällt dem Inſpector am Hauptzollamte von Stupce ein, am Sonntag Niemand über die Grenze zu laſſen. Dieſe neue Art ſtrengerer Sonntagsfeier iſt völlig ungeſetzlich, allein man weiß zu gut, wie unnütz eine Klage gegen ruſſiſche Beamten iſt, und bei dem raſchen Wechſel derſelben hofft man jedesmal auf die beſſere Laune jedes neuen Ankömmlings unter dieſen kleinen Machthabern; wenn man ſich auch regelmäßig zu täuſchen pflegt. — Größere und wahrhaft ſchauerliche Senſation macht die Art, wie die nun begonnene Rekrutenaushebung betrieben wird. Junge Ehemänner werden von ihren Weibern und Kindern, einzige Söhne aus den Armen hochbetagter Eltern, deren letzte Stütze ſie ſind, geriſſen; kaum daß man ihnen einen Augenblick zum Lebewohl auf Nimmerwiederſehen läßt. Indeſſen haben die Behörden in Kaliſch ein originelles Troſt- und Ermuthigungsmittel erfunden, um den Conſcribirten keine Zeit zum Nachdenken zu laſſen. Im Kaſernenhof, wo ſie eingebracht werden, ſtellt man ein ganzes Muſikchor mit Trommeln und Pfeifen und ſingluſtigen Ruſſen auf, die einen hölliſchen Spektakel machen müſſen; und doch iſt dieſer melodiſche Lärm oft nicht ſtark genug, um das Stöhnen und Jammern der armen Leute zu übertäuben. Rückſichtsloſer verfährt man natürlich mit den Juden. Um Ihnen davon einen Begriff zu geben, will ich nur den jüngſten Fall erzählen. Der Sohn eines anſtändigen, obſchon nicht wohlhabenden jüdiſchen Mannes hielt ſich, wie es hieß, in Kaliſch verborgen, um eine Galgenfriſt vor ſeiner Abſendung nach Kiew zu gewinnen. Das an ſich genug harte Geſetz macht, bei ſolchen Vorfällen, die Gemeinde für den Flüchtling verantwortlich. Man ſchlug jedoch diesmal willkürlich den kürzeren Weg ein und hielt ſich an den Vater, der ohne Weiteres ergriffen und unter den üblichen Mißhandlungen in's Gefängniß geworfen wurde. Er erlangte indeß theils durch Verwendung, theils durch Geldopfer ſeine Freiheit wieder. Nun aber wurde ihm von der Polizei eine verſchärfte Execution in's Haus geſchickt; er ſollte für jede Stunde ungefähr einen preußiſchen Thaler zahlen, bis er ſeinen Sohn herbeigeſchafft haben würde. Da der Vater wirklich nicht um den Aufenthalt des Sohnes wußte, ſo konnte er in einigen Tagen an den Bettelſtab gebracht ſein. Glückli-

cherweiſe ahnte der junge Mann die Gefahr ſeines Vaters und ſtellte ſich nach kurzer Zeit von ſelbſt ein. Solche Fälle kommen häufig vor und gehören noch lange nicht zu den ſchreiendſten.

— Die Mainzer Advocatenverſammlung iſt nun ganz vereitelt. So weit alſo erſtreckt ſich in Deutſchland die Freiheit der Aſſociation! Die beabſichtigte Verſammlung hatte nicht einmal unmittelbar praktiſche Zwecke; nur eine Berathung, eine Discuſſion über die entfernte Möglichkeit von Reformen und von einer annähernden Gleichgeſtaltung im deutſchen Rechts- und Gerichtsweſen ſollte ſtattfinden; und dieſe theoretiſche Debatte, die bei der deutſchen Zerſtücklung und andern Hinderniſſen durch die Preſſe zu dem kleinſten Reſultat einen Umweg von Jahren machen muß, ſoll des natürlichen Rechts und Vortheils freier Mündlichkeit nicht genießen! Seit zum letzten Mal der Hahn gekräht und Niklas Becker geſungen hat, wie viel tauſendmal haben die Regierungen ihren guten Willen proclamirt, die politiſche Entwicklung der Nation zu fördern. Man ſcheint jedoch kein anderes Mittel der Entwicklung zu können, als eine bittere Erfahrung nach der anderen. Deren aber hat Deutſchland genug eingenommen ſeit viel hundert Jahren; von all den Mixturen der vielen Aerzte, die um ſein Lager ſtehen, liegt ihm die Bitterkeit auf der Zunge, iſt ſein Antlitz ſo grämlich verzogen. — Wenn ſich Studenten mit politiſcher Lectüre befaſſen; wenn die Belletriſtik, vom Geiſt der Zeit ergriffen, ſich um die Welthändel kümmert; oder wenn der Fabrikarbeiter Rechenſchaft vom Staat fordern will für die ſtiefväterliche Liebe, die man ihm widmet, ſo heißt es, mit einem ſcheinbaren äußerlichen Recht wenigſtens: ſie miſchten ſich in Dinge, die ſie nicht verſtünden, die nicht ihr Fach ſeien. Iſt das Recht nicht das Fach des Advocaten? — Merkwürdig iſt der Stufengang, den die Maßregel gegen das projectirte Meeting genommen hat. Erſt kam das preußiſche Verbot und dieſem erſt folgte das kurfürſtlich heſſiſche. Warum nicht umgekehrt? Heſſen-Kaſſel konnte wenigſtens fürchten, daß in Mainz der Prozeß Jordan genannt würde. Was drückte das preußiſche Gewiſſen? Als endlich der Verein doch zu Stande kommen zu wollen ſchien, mußte Mainz ſelbſt ſeine Thore den gefürchteten Advocaten ſchließen, d. h, die großherzoglich heſſiſche Regierung verſagte dem Verein die Oeffentlichkeit und die Mündlichkeit, die Freiheit der Rede nämlich; ein mit abſolutem Veto bewaffneter Regierungscommiſſär ſollte den Debattirenden auf den Mund ſehen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Seraing.

Von

Julius Feſter.

Seraing, magiſches Wort, deſſen Nennung allein Rauchſäulen, feurige Schlünde und ſprühende Schlote, toſende Hämmer und ziſchende Metallfluthen vor die Seele des Hörenden hinzaubert; Seraing, Beherrſcherin aller Elemente, Erzeugerin der ſchönſten Dampfſchiffe des Rheins, der beſten Zugbeweger der Eiſenbahnen; Muſter aller Fabrikniederlaſſungen, welches eine Stadt aus ſich ſelbſt erzeugt und ernährt und den Namen ſeines Gründers unſterblich macht für alle Zeiten, — wer wird nicht erwartungsvoll aufhorchen, wenn er von Dir etwas hören ſoll, und freudig aufmuntern den Erzähler?

Aber werde ich genügen können dem wißbegierigen Statiſtiker, der mich nach Anzahl und Flächenraum fragt, oder dem Mechaniker, der Maß und Kraft wiſſen will! Gewiß nicht! Nur was nach mehrmaligem flüchtigem Anſchauen während drei bis vier Stunden der Seele ſich eingeprägt, kann ich im Allgemeinen wiedergeben, aber ich unterſtehe mich nicht, eine gewiſſenhafte Beſchreibung, eine detaillirte Auseinanderſetzung liefern zu wollen.

Wenn man von Jemappe aus über die zierliche, hoch über der Maas ſchwebende Kettenbrücke ſich dem Etabliſſement nähert, ſo verſchwinden bald die Rauchwolken und weißen Dämpfe, die früher über der ganzen Gegend gelagert ſchienen, ſelbſt das Toſen der Maſchinen und Hämmern, das früher als ein verworrenes Geräuſch an unſer Ohr ſchlug, wird weniger laut gehört; — man ſteht vor einem ſchönen Schloßgebäude, im franzöſiſchen Styl ausgeführt;

— hohe Bäume beſchatten den Eingang, auf der Seite dehnt ſich ein Park aus, ſanft fluthend beſpühlt die Maas das nahe Ufer; mit einem Worte, je mehr man ſich den Fabrikanlagen nähert, um ſo leichter kann man vergeſſen, wo man ſich befindet, — eine wahrhaft idylliſche Ruhe liegt ausgegoſſen über dem Eingange, und wüßte man es nicht, wahrlich man würde es nicht ahnen, ſo nahe bei dem Lärmen und Hämmern eines Etabliſſements für Maſchinenbau zu ſtehen, welches als das größte und bedeutendſte des Continents allgemein anerkannt iſt.

Denn das große, palaſtähnliche, im Innern noch einen weiten, viereckigen Hof einſchließende Hauptgebäude, welches theils für Modellkammern in Beſchlag genommen, theils zu Bureaur und zur Directorwohnung benutzt iſt, ſondert den Eintretenden von den eigentlichen Fabriken ab und hindert den Lärm und das Getöſe derſelben, bis zu uns zu dringen. Es iſt übrigens nicht leicht, auf rechtliche Weiſe dieſen Eingang zu überſchreiten, d. h. zu der Beſichtigung der Anſtalt zugelaſſen zu werden. Die Eigenſchaft als Fremder, die in Belgien Paläſte und Muſeen, ja Privatſammlungen vor uns aufſchließt, reicht hier nicht mehr aus; — der große Zudrang aller Nationen machte die Maßregel nöthig; die Thore allen nicht beſonders Begünſtigten zu ſchließen Ich verdankte meine erſte Zulaſſung der Bekanntſchaft mit einem Freunde Cockerill's, meine zweite der Verpflichtung, die ich übernommen, von meinem Beſuche öffentlich Rechenſchaft abzulegen. In dieſer Eigenſchaft ward ich auf das Freundlichſte empfangen, und ein Zögling übernahm es, mich zu begleiten und mir auf meine Fragen Auskunft zu geben. Es befindet ſich nämlich in dem Etabliſſement eine Menge junger Leute aus England, Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien und ſelbſt Rußland, die ſich dem einen oder andern Zweige des Maſchinen- und Fabrikweſens oder des Bergbaus widmen und ſich hier aufhalten, um eine praktiſche Ausbildung zu erlangen.

Herr Deppe, mein freundlicher Führer, war ein Belgier, wenn ſchon ſeine Liebenswürdigkeit auf einen Franzoſen, ſeine Gründlichkeit auf einen Deutſchen hätte ſchließen laſſen.

An der Hand dieſes Führers durcheilte ich nun die in langer Reihe ſich hinziehenden Ateliers, Schmieden, Hochöfen, Zimmer- und Landungsplätze, ohne mich aufzuhalten, bis wir nach einem Marſche

von mehr als zwanzig Minuten an dem Ende der oberſten Kohlenwerke ankamen. Wir wollten nämlich ſyſtematiſch verfahren; und da die verſchiedenen Werkſtätten nach einer beſtimmten Ordnung aufgeführt ſind, ſo war es natürlich, mit dem Orte anzufangen, der den Urſtoff zum Betriebe des ganzen Etabliſſements, die Steinkohlen, liefert.

Steht man hier auf der ſanft ſich erhebenden Anhöhe, wo die mit einer Kraft von fünfhundert Pferden arbeitende Maſchine täglich an 500,000 Pfund Kohlen emporhebt und das ſtets zufließende Waſſer herauspumpt; ſieht man dieſe ungeheuren Schornſteine von beinahe dreihundert Fuß Höhe ſich neben uns erheben; beobachtet man die ſtille Gewalt des in einander greifenden Räderwerkes, den gewaltigen Umſchwung der Flugräder (volants), das majeſtätiſche Auf- und Abſteigen der mehr als dreißig Fuß langen Balancirſtange — ſo kann man, von der gigantiſchen Größe eines ſolchen Werkes hingeriſſen, kaum zur Beſinnung, vom Staunen kaum zum ruhigen Beſchauen gelangen. Dann erfährt man, daß Alles, was man ſieht, von dem einfachen Ziegelſteine bis zur großen leichtgewundenen und durchſichtigen Eiſentreppe Produkt der Anſtalt iſt, welche Alles, mit Ausnahme des rohen Eiſenſteines und der Baumſtämme, in ſich ſelbſt erzeugt — man blickt zurück auf die Reihe der Werkſtätten, zu unſern Füßen, auf die Gluth der Hochöfen, auf den Dampf und Rauch der Maſchinen, und dann erſt erkennt man, welche ungeahnte Größe in dieſer Vereinigung ſo vieler Fähigkeiten und Kräfte, ſo vieler Hände und Intelligenzen liegt, und eine tiefe Verehrung ergreift uns vor dem Geiſte, der das ſo rieſenhaft Erdachte ſo ſiegreich ausgeführt.

Eine ſanftgeneigte Eiſenbahn führt die Produkte der beiden Kohlenwerke durch deren eigne Schwere mit Schnelligkeit zu den Koaköfen, die mit ihrem dunkelrothen Feuer die Steinkohlen zu weiterm Gebrauche zurichten. Dicht dabei ſtehen die ſogenannten Wärmeöfen, wo der Eiſenſtein durch vorläufiges Glühen zum Schmelzen vorbereitet wird. Bis zu dieſen Oefen hin macht auch der dem Etabliſſement zugehörige Kanal, welcher Eiſenſteine und Holz herbeiführt und die fertigen Produkte auf Schiffen oder gar die auf dem großen, an ſeiner Seite liegenden Zimmerplatze conſtruirten Dampfſchiffe ſelbſt in die Maas und von dort in den Rhein ꝛc. wegführt.

Dieſer Kanal iſt wieder einer von den Hauptknoten, die uns auf die Geſammtheit des Wirkens dieſer Anſtalt hinweiſen; dieſer Kanal, auf dem die rothen Eiſenſteine und rohen Balken den ſtattlichen Dampfſchiffen und zierlichen Lokomotiven begegnen, wo der Stoff beſcheiden das Produkt grüßt, dem er gleich zu werden trachtet, um ſtolz und glänzend dieſen Ort zu verlaſſen, wo er unſcheinbar und verachtet eingezogen.

Wie geſagt, man erwarte keine ängſtliche Beſchreibung von mir; nur das hervorſtechend Merkwürdige, das am meiſten in die Augen Fallende will ich berühren.

Dazu gehören ohnſtreitig die beiden ungeheuren Hochöfen in der Form zweier oben verbundenen Pyramiden, jede von einem großen eiſernen Cylinder überragt, über welche die weißen und hellgelben Flammen hoch emporſchlagen und eine düſtere Rauchwolke verbreiten, ſo oft eine neue Ladung Koak und Eiſenſtein, durch Dampfkraft gehoben, hineingeworfen wird. Unten aber ergießen ſich, ſo oft der Zapfen ausgeſtoßen wird, die feuerbraunen Wogen, ſchadlos in die mannigfaltigen Sandformen geleitet und in ihrer Verkühlung als gröbſtes Eiſen erſcheinend. Nur für wenigen Gebrauch jedoch genügt dieſe erſte Bildung; eine Menge kleiner Schmelzöfen dient dazu, die erſte rohe Maſſe abermals und abermals umzuſchmelzen, bis tüchtiges, ſolides Gußeiſen zum Vorſchein kommt und in weiter unten befindlichen Werkſtätten behauen, abgeſchliffen und geglättet wird.

Andere Maſſen des mehr oder weniger umgeſchmolzenen Roheiſens gehen in das Atelier der Eiſenhämmer (laminoir) und theilweiſe in die Schienenfabrik über.

Die Größe und Zweckmäßigkeit der Einrichtungen machte es dieſer Anſtalt bei der Wohlfeilheit der Urſtoffe möglich, in den Eiſenbahnſchienen mit den größten Fabriken Deutſchlands und ſelbſt Englands zu concurriren, ſo daß im vergangenen Sommer eine Beſtellung von ſieben Millionen Kilogramm dieſes Productes für die Conſtruction der bairiſchen Eiſenbahnen abgeliefert wurde. Die Fabrikation dieſer Schienen iſt vielleicht das Großartigſte und Intereſſanteſte, was die ganze Anſtalt aufzuweiſen hat. Man betrachte dieſe ungeheuern Maſſen des zum Weißglühen, ja faſt zur Schmelzhitze gebrachten Eiſens, deſſen Glanz in der Tageshelle augenver-

letzend ſtrahlt; ungeheure Zangen reißen die glühenden Klumpen auf den mächtigen Amboß, deſſen gewichtiger Hammer dieſelben zuſammendrückt wie einen feurigen Schwamm, daß die glänzenden Fluthen der Schlacken ſich rundum ergießen, bis ein wiederholtes Glühen und Auspreſſen das Eiſen rein und geſchmeidig erſcheinen läßt zum vorgeſetzten Gebrauch.

Nun wird es von Neuem geglüht, die für jede Schiene nöthige Maſſe vereinigt und nach vorläufiger Zurichtung zwiſchen zwei mächtigen Walzen, von denen die untere faſt flach, die obere nach der Durchſchnittsanſicht der Schiene eingefurcht iſt, mit unwiderſtehlicher Gewalt zur eigentlichen Schiene geformt; nur widerſtrebend gibt die gewaltige Maſſe nach, und Funken ſprühen ringsumher auf den Boden hin und zwingen den ſorglos Zuſchauenden zu ſchleuniger Flucht.

In der ganzen Eiſeninduſtrie gibt es wohl keine ſchönere Erfindung als die Anwendung der Walzen, zur Bereitung der Schienen ſowohl, als auch des Schmiedeeiſens überhaupt. Jedermann weiß, daß der durch bloßes Schmelzen und Wiederſchmelzen des Eiſenſteins gewonnene Stoff, das ſogenannte Gußeiſen zu dem gewöhnlichen Schmiedegebrauche untauglich iſt; dazu wird es gewöhnlich in den Eiſenhütten durch wiederholtes Weißglühen und Hämmern zugerichtet.

Aber welche Mühe, aus einem rohen Klumpen eine überall gleich dicke Stange oder gar ein dünnes Blech zu bereiten, wie viele Hammerſchläge, wie viele Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit wird dazu nicht erfordert! Nun denke man ſich zwei aus dem feſteſten Eiſen bereitete, durch Dampfkraft, mit kraftverſtärkendem Flugrade, in Bewegung geſetzte Walzen; in der obern befinden ſich mehrere Rinnen, von denen die zweite ſtets enger iſt als die erſte. In der breiteſten dieſer Rinnen wird die durch den Amboß von den Schlacken gereinigte Maſſe nur ein wenig geſtreckt, aber von den Arbeitern augenblicklich zurückgezogen und in die zweite Rinne gedrängt; und dies wird ſo lange fortgeſetzt, bis eine Eiſenſtange von gewünſchter Dicke und Länge gewonnen iſt. Auf ähnliche Weiſe wird das Eiſenblech verfertigt, nur daß ſtatt der Rinnen hier die größere und geringere Entfernung der Walzen von einander die Dicke des Eiſens beſtimmt.

Ich habe eben die Anwendung der Walzen zur Bereitung des Schmiedeeiſens und des Eiſenbleches eine ſchöne Erfindung genannt, und doch ſcheint dieſelbe ſo einfach, daß man ſich wundern könnte, wie man nur ein Gewicht darauf legen kann, wenn man nicht wüßte, wie die einfachſten Sachen oft am ſchwerſten zu finden ſind. Ebenſo ging es hier.

Napoleon hatte bei der Continentalſperre auch das engliſche Eiſenblech verbannt, bei der Unentbehrlichkeit dieſes Artikels aber eine hohe Prämie auf die Fabrikation nach engliſcher Manier ausgeſetzt. Die Eiſenfabrikanten erſchöpften ſich in Verſuchen aller Art; trotz der ſcheinbaren Einfachheit aber verfiel Keiner auf die Walzen. Da bemerkte der Beſitzer eines Eiſenhammers in einem Winkel Belgiens, im Hoyouthale, nahe bei dem Städtchen Huy an der Maas, eines Tages einen höchſt zerlumpten Menſchen an ſeiner Thüre, in welchem er bald einen Engländer erkennt. Aus Mitleid oder Speculation nimmt er ihn auf, läßt ihn anſtändig kleiden, und obgleich er ſelbſt kein Engliſch, der Aufgenommene nur wenige franzöſiſche Worte kennt, bringt er heraus, daß derſelbe in einer Eiſenhütte in England gearbeitet hatte. Trotz der geringen Bildung des Arbeiters erkennt Herr Delloye (das war der Name des glücklichen Fabrikherrn) bald das Prinzip der Blechfabrikation durch Walzen, — Verſuche werden angeſtellt, mißglücken anfangs, führen aber endlich zu dem erfreulichſten Reſultat, ſo daß er den doppelten Preis davon trägt, zuerſt den von Napoleon ausgeſetzten und dann den, der ihm durch die alleinige Fabrikation des geſuchten Artikels erwachſen mußte.

Nach dem Frieden wurde die Erfindung durch erneuerte Verbindung mit England Gemeingut, ſchwierig aber blieb es ſtets, mit den durch die Natur und die Größe ihrer Fabriken begünſtigten Engländern zu concurriren. Seraing, deſſen Stolz und Prinzip es iſt, Alles zum Maſchinenbau Nöthige in der Anſtalt ſelbſt hervorzubringen, adoptirte natürlich die Stangen- und Blechfabrikation, und wie jeder einzelne Zweig, ſo ſetzt auch dieſer nun durch die gigantiſche Größe der Unternehmung in Erſtaunen.

In den hierzu beſtimmten Werkſtätten reiht ſich Ofen an Ofen, Amboß an Amboß, Walze an Walze. Hier blendet die Gluth des in weißer Helle ſtrahlenden Feuers das Auge, dort ergießen ſich die glühenden Schlacken unter dem gewichtigen Hammer; hier ſprühen

die Funken von den Walzen umher, dort ſchneiden in ruhiger Kraft ungeheuere Scheeren Eiſenſtangen von der Breite eines halben Fußes und der Dicke eines Zolles in fußlange Stücke zur weiteren Bearbeitung.

Was die Aufmerkſamkeit des Beſchauers dieſer Anſtalt zunächſt in Anſpruch nimmt und ihn zur Bewunderung hinreißt, iſt, wie in dem Vorhergehenden angedeutet worden, dieſe ungeheuere Kraft, die der Menſch es verſtanden, ſich dienſtbar zu machen, wodurch er, blos mit leitender Hand hinzutretend, die einzelnen Elemente ſich gegenſeitig bekämpfen und nach ſeinem Willen formen läßt. Eine Maſchine, von der Kraft des in Dampf verwandelten Waſſers getrieben, hebt mit der Kraft von dreitauſend Menſchen die Erzeugniſſe der Erde aus ihrem Innern an die Oberfläche; und eben dieſe Erzeugniſſe, die Steinkohlen, ſind es, die den Eiſenſtein in flüſſiges Metall verwandeln und im Verein mit den ſchweren eiſernen Hämmern und Walzen in eine Form (Eiſenſtangen und Eiſenblech) verwandeln, die die fernere Umgeſtaltung mehr und mehr erleichtert.

Je weiter wir uns übrigens von dem Ausgangspunkte entfernen, um ſo mehr finden wir dieſe früher blos einfach geleitete Kraft mit dem menſchlichen Geiſte vereinigt, wir kommen nun in Werkſtätten, wo die durch eine außerhalb befindliche Dampfkraft getriebebenen Maſchinen neben ihrer, die menſchliche bei Weitem überſteigenden Kraft von menſchlicher Einſicht belebt und wirklich beſeelt ſcheinen. Hier dreht ſich ein ungeheurer künſtiger Dampfcylinder von Gußeiſen um einen langſam, aber unermüdlich arbeitenden ſtählernen Meißel, und die liniendicken Stücke des ſpröden Metalles weichen der ruhigen Gewalt, dort werden andere auf ähnliche Weiſe im Innern glänzend polirt, und zu der Kraft fügt ſich mathematiſche Genauigkeit; hier werden durch einfaches Vor- und Zurückſchieben ſchwere Stangen des härteſten Eiſens glatt gehobelt, daß die durch Reibung und Kraft faſt zum Glühen erhitzten Spähne ſich krümmen und drehen, wie die hölzernen auf dem Hobel des Tiſchlers, dort dringen mit unwiderſtehlicher Gewalt Bohrer in die dickſten Eiſenſtücke und bringen in wenigen Secunden Höhlungen und Löcher hervor, an denen ein Arbeiter mit ſeinen Werkzeugen ſich ſtundenlang abgemüht haben würde.

Unabläſſig, aber ruhig fahren alle dieſe Maſchinen in ihren

Arbeiten fort; hier und da gibt ihnen ein Aufſeher eine neue Richtung, bringt neue Arbeit herbei und die Maſchine, die ihr Werk geendigt, zum Stehen. Alles geſchieht, ohne daß ein Wort geſprochen, ein Befehl gegeben würde, in vorgeſchriebener Ordnung, nur begleitet von dem Wirbeln der großen Walze, die alle Kraft enthält, dem Schnurren der Riemen, die die Walze mit den einzelnen Maſchinen in Verbindung ſetzen, dem Schwingen der Räder und dem Kreiſchen und Knarren der Meißel und Bohrer.

Wer muß nicht ſtaunen, wenn er hier die Maſchinen mit größter Genauigkeit das hervorbringen und vollenden ſieht, was wir als von Menſchenhand verfertigt bewundern würden! Aber Alles gelingt den Maſchinen doch nicht; deshalb finden wir auf unſerem langen Wege noch eine Reihe von Schmieden und Werkſtätten, wo die kleineren zum Maſchinenbau nöthigen Stücke durch Arbeiter zubereitet und ihrer Vollendung nahe gebracht werden.

Diejenige Werkſtätte jedoch, wo die Maſchine ganz in den Hintergrund tritt als Helferin, wo ſie höchſtens zum Herbeiſchaffen und Fortbringen angewendet wird, iſt das große Atelier der Locomotiven. Hier in dem weiten, von Eiſenbahnen durchſchnittenen und durchkreuzten Saale ſtaunt man die glänzend polirten, zum Gebrauche fertigen Locomotiven neben den halbgefertigten und den eben begonnenen an; man ſieht dieſe Wunder der Induſtrie aus den in ſo vielen Werkſtätten vorbereiteten Einzeltheilen gleichſam unter ſeinen Augen entſtehen, und hier iſt es wieder der Menſch ſelbſt, der uns entgegentritt, und zwar als der Vollender des Ganzen. Er, der den Plan entworfen und das Einzelne durch die verſchiedenen Naturkräfte hat ausführen laſſen, vereinigt jetzt die Theile zum vollendeten, wirkſamen Ganzen. Hier iſt es, wo die Maſchine, die noch ſo künſtlich geleitete Naturkraft, den thätigen und prüfenden Geiſt des Menſchen nie wird erſetzen können!

Und ſomit wären wir denn wieder angekommen nahe beim Eingange, wir haben die Kohlen hervorheben, das Eiſenerz ankommen und ſchmelzen ſehen, wir haben das Metall verfolgt in ſeinen vielen Geſtaltungen, bis die Locomotive auf der einen, das Dampfſchiff auf der andern Seite, den Sieg des menſchlichen Geiſtes über den Naturſtoff bekundend, ſtolz und prächtig hervorgehen; und es bleibt uns Nichts übrig, als die ungeheuren Säle in Augenſchein zu neh-

ren, so kann sie in mehreren Arten, Gattungen und Familien vorkommen, und dann ist sie eine Klasse. Ist sie nur in einer Art, Gattung oder Familie, oder in einer Art von mehreren Gattungen oder Familien, so ist sie eine Ordnung. Ist sie nur in einer Art oder Gattung, oder in einer Art von mehreren Gattungen, so ist sie eine Familie.

Ist sie nur in einer Art, so ist sie eine Gattung. Ist sie nur in einem Individuum, so ist sie eine Art. Ist sie nur in einem Individuum, so ist sie ein Individuum.

Jedes ist ein Ganzes, und jedes ist ein Theil. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist.

Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist.

Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist. Ein Ganzes ist es, wenn es in Theilen besteht, und ein Theil ist es, wenn es in einem Ganzen ist.

Die Hofkammer in Wien. *)

Oesterreich äußert in der neuesten Zeit auf dem Felde der äußeren Politik eine verhältnißmäßig nur geringe Thätigkeit, und die Sorge für den inneren Staatshaushalt, so wie das Bestreben, die nationalen Regungen der verschiedenen Volksstämme, deren Verein die bunte österreichische Monarchie bildet, im Schach zu halten, scheint gegenwärtig die volle Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch zu nehmen. Indem der Blick der Staatsmänner auf den Tariftabellen und Postverträgen gar beifällig verweilt, sind ihre Augen schwächer für die Dinge, die unvermerkt die europäischen Staatsverhältnisse umgestalten, so daß Oesterreich bei dem nächsten Ausbruche leicht eine Stellung einnehmen könnte, ganz verschieden von derjenigen, in deren Besitz es beim Abschlusse des Weltfriedens gewesen. England und Rußland haben sich jetzt in die moralische Herrschaft der Welt getheilt, und ihre Politik hat allein einen festen fortschreitenden Geist, indeß die Friedenspolitik des französischen Bürgerkönigs, die Unentschlossenheit des unfertigen Preußens und der nothgedrungene Conservatismus Oesterreichs die übrigen stimmführenden Großmächte zu einer Rolle zwingt, die sich gegen jene ziemlich passiv verhält und die britische Energie und russische Schlagfertigkeit mehr durch diplomatische Gründe zu paralysiren sucht.

Doch hat Frankreich in Nordafrika festen Fuß gefaßt und Preußen durch den Zollverein eine große innere Eroberung gemacht, Thaten, denen Oesterreich in demselben Zeitraum Nichts entgegen halten kann; aber darum ist dasselbe keineswegs müßig gewesen, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß sich, wie gesagt, seine Thätigkeit mehr nach Innen gewendet hat, wo der Gefahren und Bedrängnisse

*) Wir müssen bemerken, daß dieser Artikel eine geraume Zeit vor der jüngsten Zollherabsetzung in Oesterreich geschrieben ist.

Die Red.

manche lauern, welche dringend Abhilfe heiſchen, ſoll der alterthümliche Bau des Erbſtaates nicht aus den Fugen weichen.

Der Kitt aber des modernen Staates kann ſein entweder Nationaleinheit, oder freie Inſtitutionen, oder endlich materielle Macht.

Oeſterreich entbehrt aber, wie Jedermann weiß, ſowohl der Nationaleinheit, als der Repräſentativ-Verfaſſung, und dort, wo noch Volksfreiheit gilt, entwickelt ſich gerade im Schutz dieſer Freiheit das Beſtreben der Lostrennung vom fremden Stamm. Es bleibt alſo der Regierung blos das Dritte, nämlich die materielle Macht, und dieſer widmet ſie nun, als dem eigenen Rettungsanker des Staates, ihre volle Thatkraft, und ſie überſieht keine Erſcheinung der Zeit, welche dieſe Macht fördern und heben kann, ohne ſie zu dem Gegenſtand ihrer Prüfung und mit raſchem Entſchluß zu ihrem Eigenthum zu machen. Vielen iſt die Entſchiedenheit, womit der verſchuldete Staat ſich zum Bau coloſſaler Eiſenbahnlinien entſchloß, unerwartet geweſen, allein dieſe kennen Oeſterreich nur oberflächlich; ſonſt würden ſie recht gut wiſſen, daß man daſelbſt in derlei Dingen eine Energie entwickelt, die oft zur Kühnheit wird, und die man in ſeinem Verfahren gegen Außen, zumal gegen Rußland, freilich nicht gewohnt iſt.

Seit jenen ſiegreichen Feldzügen, durch welche Eugen von Savoyen die Monarchie nach Oſten ausrundete und den kaiſerlichen Adler bis nach Belgrad trug, haben alle Kriege Oeſterreichs den Charakter der Vertheidigung; jene unüberwindliche Zähigkeit, welche den Beſitz zu retten ſucht, aber auch jene energieloſe Schwerfälligkeit, welche allen Defenſivbewegungen anzuhaften pflegt. Mit dieſem Feldherrn hat Oeſterreich aufgehört, erobernd zu ſein, ſein Bild iſt der Grenzgott im Buche der öſterreichiſchen Geſchichte, das eine jugendliche Geſicht vom Januskopf des großen Staatencompleres, der ſich an der mittlern Donau gelagert hat.

Durch eine ſeltſame Fügung des ironiſchen Zufalls hat die Hofkammer die Gemächer eines Palaſtes inne, den der letzte öſterreichiſche Eroberer, dem die ſchönſten und großartigſten Gebäude der Reſidenz ihren Urſprung verdanken, ſich in der Himmelpfortgaſſe erbaute. Ein würdiges Aeußere, wie es der Geſchmack, und eine ſolide Pracht, wie es der Reichthum eines Prinzen erwarten ließ, der das Luſtſchloß Belvedere und den Palaſt, welcher nun dem Kriegsminiſterium über-

laſſen worden, meiſt nach eigenen Plänen ausführen ließ. Der Contraſt in der Beſtimmung dieſes Palaſtes, der einſt die franzöſiſche Lebenseleganz beherbergte, die Prinz Eugen von Savoyen aus Paris nach Wien gebracht, und der die mit dem Fürſten de Ligne wieder ausgeſtorben iſt, und der jetzt die ſtaubigen Acten bewahrt, auf denen geſchrieben ſteht, daß Oeſterreich weit mehr ausgegeben hat, als es einnimmt, ſcheint im Grunde doch nicht gar ſo grell und unvereinbar; denn ſchon Montecuculli that den gewiß wahren Ausſpruch, daß zum Kriegführen drei Dinge erforderlich ſeien: erſtens Geld, zweitens wieder Geld, und drittens abermals Geld. Mag darum einſt in dieſen weiten Prunkgemächern, in denen jetzt blaſſe Bureaukraten gebückt an Schreibtiſchen hocken, der klirrende Sporn der berathend auf- und niederſchreitenden Generale ertönt ſein; mögen zwiſchen dieſen ſchweigſamen Mauern jene kriegeriſchen Entwürfe entſtanden ſein, durch welche die Monarchie geworden, was ſie iſt, indeß man jetzt hier mit den Herren Rothſchild, Sina und Eskeles Staatsanleihen abſchließt und um die Proviſionsprocente feilſcht: der Unterſchied iſt nicht ganz ſo groß, als er ſcheint, denn hat man damals über die Ausführung der That unterhandelt, ſo unterhandelt man nun wegen der Möglichkeit derſelben, und jedenfalls muß heute beim Ausbruch eines Krieges der Gedanke der Staatsmänner früher der Bank zufliegen, als den Regimentern. Deshalb iſt die Ironie nicht ſo treffend, als ſie dem thatenluſtigen Offizier erſcheint, wenn das Finanz- und Kriegsminiſterium ſich beide in den Nachlaß des glücklichen Feldherrn getheilt und ihr Zelt in den Hallen aufgeſchlagen haben, in denen der letzte Angreifer des öſterreichiſchen Heeres gewaltet.

In früheren Zeiten beſaß jede einzelne Provinz ihre eigene Hofkammer, welche die finanzielle Seite der Verwaltung beſorgte und ſich namentlich der Adminiſtration der Staatsgüter und der Bewachung der Regalien widmete, aus welchen der öſterreichiſche Schatz noch immer ein ſehr bedeutendes Einkommen zieht, indem das Salzregal allein jährlich zwiſchen achtzehn und neunzehn Millionen Gulden abwirft. Dieſe Vereinzelung entſprach ſo ganz der Entſtehungsweiſe des Staates ſelbſt, der ſich auch nur durch allmälige Erwerbung vordem ſelbſtändiger Länder gebildet hat, daß ſie noch lange Zeit fortbeſtand, als die Monarchie bereits jenen Grad der Vollſtän-

Ihre Gedanken sind, wie sie sich ihrer Natur nach ausdrücken, Urtheile, Schlüsse, Begriffe, Ideen, Vorstellungen, Empfindungen, Gefühle, Neigungen, Begierden, Willensbestimmungen, Entschlüsse, Handlungen, Thaten, Gewohnheiten, Fertigkeiten, Kenntnisse, Wissenschaften, Künste, Sprachen, Gesetze, Sitten, Religionen, Staaten, Verfassungen, Regierungen, Gesellschaften, Vereine, Bündnisse, Kriege, Revolutionen, Umwälzungen, Verträge, Handel, Gewerbe, Industrie, Verkehr, Reisen, Entdeckungen, Erfindungen, Bücher, Schriften, Briefe, Zeitungen, Journale, Bibliotheken, Archive, Sammlungen, Museen, Gemälde, Statuen, Gebäude, Denkmäler, Gräber, Urnen, Münzen, Medaillen, Inschriften, Hieroglyphen, Runen, Schriftzeichen, Buchstaben, Ziffern, Noten, Tonzeichen, Accente, Interpunctionen, Abbreviaturen, Lettern, Typen, Druckereien, Buchhandlungen, Antiquariate, Leihbibliotheken, Lesegesellschaften, Lesezirkel, Lesevereine, Lesehallen, Lesesäle, Lesetische, Lesestühle, Lesepulte, Lesebrillen, Lesegläser, Lesesteine, Lesekugeln, Lesestäbe, Lesestöcke, Lesestäbchen, Lesestöckchen, Lesestäbchen, Lesestöckchen, Lesestäbchen, Lesestöckchen

theilung der Finanzhofstelle anheimgestellt bleibt. Consequenterweise untersteht auch das gesammte Kassenwesen der ganzen Monarchie dieser wichtigen Centralbehörde, welche daher mit den vielverzweigten Fäden ihrer geschäftlichen Obliegenheiten das Ganze des modernen Staates wie mit einem Netze überzieht, und deren tiefeingreifende Thätigkeit bis in die ärmste Hütte an der fernsten Reichsgrenze verspürt wird.

Bei der großen Rolle, die das Geldwesen gegenwärtig im Staatsleben spielt, darf es nicht verwundern, wenn die Hofkammer als die wichtigste Hofstelle in Oesterreich betrachtet wird und diese auch einen ungewöhnlichen Grad von Bewegung entfaltet, der mit der starren Ruhe der übrigen Verwaltungszweige in einem jedenfalls bemerkenswerthen Contrast steht. Während der Hofkriegsrath die Reform des Heeres bei einigen zweckmäßigen Abänderungen in der Bekleidung und der dringend nothwendigen Aufbesserung der Gehalte der Subalternoffiziere sein Bewenden finden ließ und tiefere Griffe in das organische Leben der Armee bisher sorgfältig vermied; während die Polizeihofstelle, welche auch die Censurgeschäfte handhabt und das Volksleben überwacht, in einem Geiste waltet, der den Zeiten der ärgsten Aufregung und der Zügellosigkeit eines insurgirten Landes anpassend wäre; während die Hofkanzlei als politische Centralbehörde die eigenen Ordnungen aufrecht erhält, welche den gesellschaftlichen Zuständen längst vergangener Epochen entsprochen haben mögen, aber jetzt, wo die Entfesselung des Bodens und die möglichste individuelle Freiheit die ersten Bedürfnisse sind, nicht mehr genügen wollen; während die oberste Justizstelle bis jetzt den Strom neuer Ideen, der die römische Gerichtspflege mit besoldeten, inquisitorischen Richtern durch Oeffnung der Gerichtssäle und unabhängige Geschworne zu germanisiren strebt, beharrlich gestaut hat, — betrat die Hofkammer zum nicht geringen Erstaunen der Menge in der jüngsten Zeit den Weg rascher Reform, und unter ihrem Einflusse erschienen eine Reihe neuer Gesetze, denen man, wird auch ihre wohlthätige Wirkung von vielen Seiten bestritten, doch immerhin das Verdienst entschiedenen Wollens und jener Unruhe des Fortschrittes lassen muß, welche bei der Unbeweglichkeit österreichischer Verwaltungsprinzipien schon als eine Wendung zum Bessern und als ein Zeichen beginnenden Lebens anzusehen wäre.

Und gerade im Gebrauche, in der Anwendung derselben, zeigt sich die Vollkommenheit der Sprache. Wie viele Worte kennt nicht jede Sprache, die nur einen Begriff ausdrücken, und doch in der Anwendung sich unterscheiden! Wie viele Worte kennt nicht jede Sprache, die nur einen Begriff haben

pathien im Volke nicht zur That werden laſſe, was bei der Bewegung im ſtammverwandten Nachbarlande leicht möglich war, die ſogenannte Verzehrungsſteuer, welche auf dem Volke als eine ungewohnte Laſt ruhte, bis auf Weiteres aufzuheben. Dieſe Maßregel war an ſich recht ſtaatsklug, und vielleicht iſt es gerade ſie, welcher man die Erhaltung der Ruhe im öſterreichiſchen Polen vorzugsweiſe verdankt, denn wie zahlreich auch der Uebertritt öſterreichiſcher Unterthanen zu den polniſchen Inſurgenten ſtattfand, zumal unter der Jugend: auf galiziſchem Boden kam nicht die mindeſte Ruheſtörung vor. Allein Lobkowitz hatte ſie eigenmächtig durchgeführt und erſt darnach in Wien Anzeige davon gemacht, wo man derlei Vorgreiflichkeiten ſehr unwillig aufnimmt und den Verwaltern der Provinz keinen ſo großen Spielraum gewährt, als ihn ſolche Beſchlüſſe erheiſchen würden. Gleichzeitig beobachtete der Fürſt, dem man ohnedem ſlaviſche Sympathien zuſchrieb, wahrſcheinlich ohne Grund, an der mit einem bewaffneten Cordon umzogenen Grenze gegen Rußland und Polen eine ſtrenge Neutralität, die es ihm nicht erlaubte, die verfolgten Heeresträmmer der polniſchen Armee zu desavouiren und den ruſſiſchen Truppen, die als Verfolger das öſterreichiſche Gebiet betraten, ihre Waffen zu laſſen. So angemeſſen dieſes Verfahren auch erſcheinen mag, ſo erhob dennoch der ruſſiſche Geſandte am öſterreichiſchen Hofe gegen den Gouverneur in Galizien Klagen über ungebührliche Behandlung der ruſſiſchen Truppen und deren demüthigende Gleichſtellung mit Rebellenhorden. Dieſer Schritt, ſo wie jene Einſtellung der Acciſe auf unbeſtimmte Friſt bewogen die Regierung zur Zurückberufung des Fürſten aus Lemberg, wodurch zugleich dem ruſſiſchen Cabinet eine diplomatiſche Genugthuung gewährt ward. In Wien verlebte der Fürſt einige Jahre im Schein der Ungnade, bis mit Cabinetsſchreiben vom 8. November 1834 der montaniſtiſche Theil der Hofkammer als eine beſondere Hofſtelle hingeſtellt und Lobkowitz zu ihrem Präſidenten ernannt wurde. Im Winter des Jahres 1842 ſtarb der Fürſt in Folge einer Verkältung, und die beiden Kammern kamen wieder unter denſelben Leiter, dermalen den in der neueſten Zeitgeſchichte oft und rühmlich genannten Baron Kübeck.

Schuſelka, welcher in der jüngſten Zeit durch eine Reihe politiſcher Flugſchriften und durch ſeinen noch immer unentſchiedenen Preß-

[illegible] [illegible] [illegible] [

den Journalen und im Publicum hervorgerufen haben, und kann ſich ſomit ſelbſt eine Anſicht bilden von der Energie und der unermüdlichen Thätigkeit, womit Baron Kübeck ſein Reſſort beſorgt. Die Regulirung des Briefportos, die Poſt-Verträge mit den meiſten Staaten Europas, das neue Stempelpatent, die Organiſirung der Finanzwache aus den beiden Beſtandtheilen der früheren Grenz- und Gefällenwache und ſo manche Erleichterung des inländiſchen Gewerbsfleißes, wozu erſt neulich wieder die Herabſetzung des Salzpreiſes von ſieben Gulden auf zwei Gulden per Centner für alle Fabrikanten, welche Salz in größeren Quantitäten zum Betrieb ihres Geſchäftes bedürfen, wie z. B. zur Darſtellung von Salzſäure, Glauberſalz und verſchiedenen Chlorverbindungen, gekommen iſt. Dieſe letzte Erleichterung ſcheint man hauptſächlich dem, wie wir glauben, auch in öffentlichen Blättern erwähnten fiskaliſchen Prozeß gegen den Hofzuckerbäcker Herrn Dehne zu verdanken, der viele Jahre hindurch das in ſeinem Geſchäfte bei der Eisbereitung verwendete Salz durch chemiſche Mittel wenigſtens zum Theil wieder gewann und ſodann heimlich an Private verkaufte, wobei er ſich auf die Vorausſetzung ſtützte, dieſes Verfahren könne ihm nicht verwehrt werden, weil er das verkaufte Salz nicht urſprünglich ſelbſt erzeugt habe, was allerdings eine Verletzung des Staatsmonopols wäre, ſondern es vorſchriftsmäßig vom Staate bezogen und richtig bezahlt habe.

Wir kennen alle Einwürfe, welche gegen die beregten Neuerungen gemacht worden ſind, und haben jene zahlloſen Artikel fleißig geleſen, in denen die deutſche Preſſe (außer einigen Broſchüren vorzüglich Biedermann's deutſche Monatsſchrift, die ſächſiſchen Vaterlandsblätter, die Kölniſche Zeitung, die Deutſche Allgemeine Zeitung, Wöniger's Staat und Bülow-Cummerow) den Verwaltungsgang des öſterreichiſchen Necker, wie man den öſterreichiſchen Finanzminiſter zu nennen beliebte, beleuchtet hat, und erinnern uns jenes finanziellen Sturmes, den die von ihm verfügte Creditbeſchränkung der Wiener Banquiers bei der Nationalbank hervorbrachte und deſſen Hauch die ſcheinbar feſten Häuſer Geymüller und Steiner umwarf. Allein es ſcheint uns außerhalb der Tendenz dieſes Artikels zu liegen, der ſich mehr mit der äußeren Phyſiognomie der Hofkammer in Wien beſchäftigen ſoll, hier in ſtaatswirthſchaftliche Erörterungen einzugehen, wozu ſich vielleicht bald eine ſchicklichere Gelegenheit finden dürfte,

Ich habe gesagt, daß ich mich nicht mehr erinnere, in welchem Jahre ich zum ersten Male Gelegenheit hatte, Herrn Dr. Hahnemann zu sehen. Ich glaube, es war im Jahre 1824, als ich ihn in Köthen besuchte. Ich hatte damals eine Reise nach Leipzig gemacht, um meine Schwester, die dort verheirathet war, zu besuchen. Ich hatte mich vorher bei Herrn Dr. Hahnemann angemeldet, und er hatte mir geantwortet, daß er mich gerne sehen würde. Ich reiste also von Leipzig nach Köthen, und kam Abends dort an. Ich ging sogleich zu Herrn Dr. Hahnemann, und wurde von ihm sehr freundlich empfangen. Er war damals noch ein rüstiger Mann, und hatte noch keine Spur von Alter an sich. Er war damals 69 Jahre alt. Ich blieb drei Tage in Köthen, und in dieser Zeit hatte ich oft Gelegenheit, mit Herrn Dr. Hahnemann zu sprechen. Er war sehr gesprächig, und erzählte mir viel von seinen Reisen und seinen Erfahrungen. Er sagte mir, daß er in seinem Leben viel gereist sei, und daß er überall, wo er hinkam, Gelegenheit gefunden habe, seine Lehre zu verbreiten. Er sagte mir auch, daß er in seinem Leben viel Verfolgung erlitten habe, und daß er oft genöthigt gewesen sei, seine Wohnung zu wechseln, weil man ihn nicht in Ruhe ließ. Er sagte mir, daß er jetzt in Köthen sehr ruhig lebe, und daß er hoffe, hier seine letzten Tage in Frieden zu verbringen. Er sagte mir auch, daß er sehr glücklich sei, daß seine Frau ihn so treu unterstütze, und daß sie ihm alle Arbeit abnehme, damit er sich ganz seinen Studien widmen könne. Er sagte mir, daß seine Frau eine sehr gute Frau sei, und daß sie ihn sehr liebe. Er sagte mir auch, daß seine Frau eine sehr gute Hausfrau sei, und daß sie alles sehr gut besorge. Er sagte mir, daß seine Frau eine sehr gute Mutter sei, und daß sie ihre Kinder sehr liebe. Er sagte mir auch, daß seine Frau eine sehr gute Christin sei, und daß sie ihn sehr unterstütze in seinen religiösen Ansichten. Er sagte mir, daß seine Frau eine sehr gute Frau sei, und daß sie ihn sehr liebe. Er sagte mir auch, daß seine Frau eine sehr gute Hausfrau sei, und daß sie alles sehr gut besorge. Er sagte mir, daß seine Frau eine sehr gute Mutter sei, und daß sie ihre Kinder sehr liebe. Er sagte mir auch, daß seine Frau eine sehr gute Christin sei, und daß sie ihn sehr unterstütze in seinen religiösen Ansichten.

hochgeſtellten und einflußreichen Staatsbeamten emporgeſchwungen hat und Doctor der Jurisprudenz iſt. Die Ideen kommen von Jenem, die Details ſind die Frucht des Bienenfleißes von Letzterem. Man ſagt, Ritter von Breyer ſei für den Poſten des Kammerpräſidenten beſtimmt, ſobald Baron Kübeck in's Staatsminiſterium treten ſollte, was nebſt der Erhebung in den Grafenſtand nicht lange ausbleiben dürfte. Dabei iſt Kübeck den geſelligen Freuden nicht abhold und ein großer Freund der ſchönen Künſte.

Was ſeine Stellung dem Publicum und dem Adel gegenüber ſo ſchwierig macht, das ſind die demokratiſchen Hoffnungen, welche das eine auf ihn ſetzt, welches darum leicht in Klagen der Täuſchung ausbricht, und die ſcheelen Blicke, mit denen ihn der andere beobachtet. Baron Kübeck kann ſich gar nicht zeigen, wie er iſt; ſeine Ideen müſſen ſo vielfache Prüfungen beſtehen und ſo vielfältige Modificationen erleiden, bevor ſie an's Tageslicht der Oeffentlichkeit treten, daß ſie oft kaum mehr ſein Eigenthum zu nennen ſind. Da macht ſich die Noth des Schatzes geltend, dort influirt der Hochgeborne, der nicht gerne im Verhältniß zu ſeinem Einkommen beſteuert ſein will, und ſo entſtehen denn mannigfache Lücken, welche die urſprüngliche Intention vernichten. Unter dieſen Umſtänden darf es uns nicht mehr befremden, wenn die Faſſung mancher neuen Einrichtung dem Bedürfniß widerſtrebt und der höchſte Stempelbetrag, welcher früher hundert Gulden betrug, jetzt blos zwanzig *) beträgt, während jetzt da, wo einſt drei Kreuzer für den einfachen Brief bezahlt wurden, ſechs Kreuzer bezahlt werden müſſen. Um vollkommen verantwortlich dazuſtehen, müßte dem öſterreichiſchen Finanzmann ein freieres Feld gegeben werden, als es bis jetzt der Fall iſt. Das Geldweſen iſt heut zu Tage das Nervenſyſtem eines Staates, und ein Finanzminiſter, der reformirend auftreten ſoll und muß, um alte Schäden des Staatskörpers zu heilen, muß mit der Vollmacht eines Arztes bekleidet werden. So wenig der Doctor am Krankenbette von einer Commiſſion beaufſichtigt wird, die ſeine Recepte prüft und annimmt, oder verwirft, eben ſo wenig ſollte im Staate, ſobald einmal die Nothwendigkeit erkannt worden, daß ein anderes Syſtem eintreten

*) Wir bitten den verehrten Herrn Einſender, Namen und Zahlen in Zukunft deutlicher ſchreiben zu wollen. —

Die Red.

müſſe, ein thatkräftiger Finanzier bevormundet und bewacht, ſondern ihm vielmehr ausgedehnte Befugniß zu Theil werden, damit die Reorganiſation, die keine partielle bleiben ſoll, in allen ihren Theilen raſch und beſonnen, kühn und durchdacht in's Werk geſetzt werden könne. Was nützt die Einſicht des Miniſters, daß ſich viel erſparen ließe, wenn nicht ſolche Anordnungen in's Leben treten, welche dieſe Erſparungen bezielen? Wenn ein herrſchendes politiſches Syſtem aufrecht erhalten und zugleich das Staatseinkommen gehoben werden ſoll, ſo entſteht nothwendig ein natürlicher Conflict mit der Kaſſe des Staates, der nach der Stärke der vertretenen Intereſſen ſich entſcheidet. Ueberwiegt der politiſche Einfluß, ſo greift die Finanzmacht zu Auskunftsmitteln, d. h. zu modernen Staatsanleihen. Baron Kübeck iſt anfangs mit Entſchiedenheit gegen die Geldariſtokratie aufgetreten, er fühlte beſſer, als das geſammte Publicum, die Aufgabe des Staatsmannes, der einen Blick in die Zukunft hat, nämlich den Krieg des Volkes gegen die Banquiers, der in Frankreich bereits begonnen hat und den die kommenden Geſchlechter ausfechten werden, um Staat und Volk aus den goldenen Klauen dieſer modernen Harpyen zu befreien, die ſich mit dem Volksſchweiß mäſten und Regierungen und Nationen gleichmäßig prellen. Allein bald ſah er ſich genöthigt, wieder einzulenken, weil das Anleihenſyſtem nicht aufgegeben werden konnte, und mit dieſem Syſtem eine ſtrenge Behandlung der Mäkler unverträglich iſt.

Selbſt die weiſe Maßregel, die auf eine Ermäßigung der Einfuhrzölle ausgeht und im vorigen Jahre ſo großen Lärm erregte, konnte nicht durchdringen. Es mag unentſchieden bleiben, ob es nicht billig ſei, die durch das vom Staate adoptirte Prohibitivſyſtem hervorgerufene Induſtrie, in der viele Capitalien ſtecken und bei welcher eine Anzahl von Intereſſen betheiligt ſind, nicht ſo mit einem Male durch ungehinderte Concurrenz von Außen zu bedrohen, ſondern ſie vielmehr durch allmälige Zollreduction an größere Handelsfreiheit zu gewöhnen, aber in Betreff der Colonialwaaren unterliegt die Verdienſtlichkeit der Sache gar keinem Zweifel, und gleichwohl iſt bisher Nichts geſchehen. Man hat es bis zum Ueberdruß wiederholt, daß hohe Eingangszölle nur eine Prämie für den Schmuggel ſeien und die Zollkaſſe bei niedrigern Abgaben beſſer fahre, indem die Verlockung zum Schmuggeln wegfalle und der Verbrauch

im eigenen Land ſich ſteigere, und überdem hat Oeſterreich nicht das Intereſſe von Colonien zu wahren, denn es beſitzt keine; den Fabrikanten iſt Friſt gegeben worden, warum aber auch den fremden Kaufleuten, die uns Kaffee, Zucker, Gewürz u. ſ. w. zuführen? Dieſe braucht Oeſterreich wohl nicht zu ſchützen?

Das Ausland hat gar keinen Begriff von dem Umfang, in welchem an Oeſterreichs Grenzen der Schmuggel bis in die letzte Zeit betrieben worden iſt, beſonders in Italien und in Böhmen. Auch die Behörden hatten lange Zeit keine richtige Vorſtellung von der Ausdehnung dieſes Schleichhandels, der den Staatsſchatz jährlich um Millionen betrügt, bis endlich umfaſſende Denunciationen das Unweſen aufdeckten und amtliche Unterſuchungen die furchtbare Wahrheit an's Licht brachten. In Böhmen dienten die Stollen der Bergwerke zu heimlichen Wegen für das lichtſcheue Paſcherweſen, und in Prag befanden ſich ganze Niederlagen, aus denen man mittelſt Anweiſungen von Wien aus jede Waare beziehen konnte. Gegen zwei Millionen Bewohner ſind theils thätige Beförderer, theils wiſſentliche Conſumenten geſchwärzter Handelsgüter geweſen. Im Gebirge knallen die Büchſen der Bewaffneten luſtig um die Wette, und in Venedig befolgen Gondoliere im Dienſte von Kaufleuten eine ganz eigenthümliche Taktik, um Waaren hineinzuſchaffen. Eine Anzahl von fünfzig bis ſechszig Kähnen rudert plötzlich zugleich auf die Einfahrt beim Zollamte los, wo man nur einzeln einfahren ſoll, und während ein Theil davon leer iſt, beladet man den anderen mit Waaren. Werden nun auch einige dieſer Kähne angehalten, ſo trifft es nicht ſelten ſolche, die keine Waaren geladen haben, und deshalb blos in die Ordnungsſtrafe verfallen. Die übrigen Gondeln eilen einſtweilen fort und ſind bald in Sicherheit. Die Kaufleute hatten eine förmliche Schadenverſicherungsgeſellſchaft gebildet, bei der ſie recht gut beſtehen mochten.

Die Zollfrage und der Fortbau der großen Staatseiſenbahnlinie dürften die nächſten und wichtigſten Fragen bilden, mit denen ſich Baron Kübeck beſchäftigen wird; auch iſt die Rede von einem allgemeinen Maß-, Gewichts- und Münzſyſtem für alle Provinzen der Monarchie, das der Berathung unterliegen ſoll, und wobei man entweder das Decimalſyſtem, oder den Vereinsfuß zu Grunde legen wird. Jedenfalls zeigt die Hofkammer zu Wien eine anerkennens-

Ende Dezember 1914 und im Januar 1915 [illegible] [illegible] [illegible]

Bemerkenswerth erſcheint noch die Eigenthümlichkeit, die ſich in der jüngſten Zeit, und namentlich unter dem derzeitigen Präſidenten herausgebildet hat, wornach dem bureaukratiſchen Grundelement immer mehr techniſche und induſtrielle Elemente beigemiſcht werden, was auf ein richtiges Erkennen der Zeitbedürfniſſe und vorurtheilsfreie Auffaſſung der Verhältniſſe hinweiſt. So wurde eine Generaldirection der Staatsbahnen geſchaffen, welche unter der Leitung eines tüchtigen Chefs ſteht, des Hofraths Francesconi, und eine Centralſtelle für den praktiſchen Bergbau, der die Beförderung der techniſchen Seite des Montaniſticums zur Aufgabe hat und ſich unter der Direction des Hofrathes Bayer befindet, der lange Zeit an der Spitze des böhmiſchen Bergbaues geſtanden.

Es ſoll die Abſicht ſein, dieſe beiden techniſchen Behörden nach und nach zu verſchmelzen und ihnen auch die unter dem Namen des Hofbaurathes beſtehende Centralſtelle für das Bauweſen beizugeſellen, wodurch der induſtrielle Geiſt des Landes ein beſtimmtes und umfaſſendes Organ erhielte. Die im folgenden Jahre ſtattfindende Induſtrieausſtellung, zu deren Beſorgung bereits nach den Zeitungsnachrichten allerhöchſten Orts eine Commiſſion aus Mitgliedern der Hofkammer, der Hofkanzlei der niederöſterreichiſchen Landesregierung und des Induſtrie- und Handelsſtandes unter dem Vorſitz des Präſidenten, Baron Kübeck, ernannt worden ſein ſoll, wird ohne Zweifel den giltigſten Beweis liefern von den großartigen Fortſchritten, die die öſterreichiſche Induſtrie unter dem Schuze dieſes aufgeklärten und geiſtvollen Staatsmannes gemacht hat.

Ein Ausflug nach Skandinavien

von

Eduard Boas.

II.

Kalmar. — Die Scheeren. — Nach Stockholm.

Ziemlich gut und ruhig verging die Nacht, doch um drei Uhr weckten mich Kanonenschüsse — wir waren auf der Rhede von Kalmar. Ich sprang vom Lager und eilte auf's Deck, wo eben keine warme Luft wehte. Mein Freund und Gefährte, der Däne, sagte mir herzlich Lebewohl und stieg in's Boot, das ihn zum Lande bringen sollte. Dort drüben lag, hart an den Meereswogen, vom kalten Morgennebel umwallt, die Stadt mit ihren blutrothen Häusern und mit der grauen Kuppelkirche, einer Moschee ähnlich. Etwas entfernter zeigte sich das alte Schloß. Hierher berief Margaretha, die nordische Semiramis, im Jahre 1397 die Stände der drei skandinavischen Reiche, denn sie hatte die Kronen von Dänemark, Schweden und Norwegen auf ihrem Haupte vereinigt. Hier schmolz sie die widerstrebenden Elemente zu Einer Monarchie zusammen und gab ein feierliches Gesetz, die kalmarische Union, das sich auf drei Hauptpfeiler stützte. Erstens: der König wird gewählt; — zweitens: er bewohnt abwechselnd alle Lande seiner Herrschaft; — drittens: unangetastet bleiben jedem Reiche sein Senat, seine Rechte und sein ursprüngliches Gesetz. Durch diese Union büßte Skandinavien Glück und Freiheit ein. Schon Margaretha verletzte alle Punkte derselben, und nach ihrem Tode wälzten sich langwierige Kriege über den Staat.

Roth ging die Sonne hinter Oeland auf, als unser Schiff wieder in Gang kam, und vor ihren Strahlen zogen die Dünste in ganzen Ballen fort — Kalmar zeigte sich in vollster Morgenhelle.

Mich fröſtelte aber und ich ging wieder zur Kajüte hinab. Dieſelbe machte einen abſonderlichen Eindruck durch die verſchiedenartigen Bilder und Gruppen, welche man darin erblickte. Es herrſchte ein mattes Halbdunkel; die Ampel brannte noch unſicher und drohte zu verlöſchen; durch die beſchlagenen Fenſter ſchimmerte der Morgen herein, und der Engländer hatte ſich Licht angezündet, um ſich zu raſiren. Aus jeder Hütte tönten andere Laute; der Lübecker ſchnarchte laut, Baron R. klimperte auf der Guitarre, Monſieur Robineau ſang eine Barcarole, und Jeder verlangte mit Ungeſtüm nach irgend etwas. Alles rief Karle, unſeren neckiſchen Schiffsjungen, und raſtlos galoppirte dieſer wohl fünfzig Mal quer durch den Salon, ohne vor den vielen Befehlen einen einzigen ausführen zu können.

— Karle, putz mir die Stiefeln!

— Ja, Herre!

— Karle! I should like to have warm water and a clean towel, — no! wollt' ich ſagen: Du ſollſt mir warm Waſſer und ein Handtuch bringen.

— Ja, Herre!

— Amis, la matinée est belle! Sur le rivage assemblez-vous! — Karle, den Kaffee! — Conduis ta barque avec prudence! Pêcheur, parle bas . . . Karle, den Kaffee!

— Ja, Herre!

— Karle, wo haſt Du denn meinen Nachtſack hingeſtellt?

— Karle, biſt Du taub? Haſt Du nicht gehört, daß ich warmes Waſſer haben will!

— Ja, Herre!

— Jetez les filets en silence! Pêcheur, parle bas! — Kaffee, Kaffee, Kaffee! — le roi des mers ne t'échappera pas!

— Ja, Herre!

— Karle, wie ſehen die Stiefeln aus? Du mußt ſie noch mal putzen.

— Nein, Du ſollſt mir erſt den Nachtſack ſchaffen!

— Karle, Good-for-nothing! Wenn ich nicht den Augenblick Waſſer bekomme, ſag' ich's dem Captain!

— Pêcheur, parle bas! Conduis ta barque avec prudence!..

Karle, bring' mir den Kaffee, oder — bei meinem Barte! — ich laß Dich ſpießen, ſobald ich türkiſcher Kaiſer werde!

— Ja Herre! Ja Herre! Ja Herre!

So rumort und ſpektakelt es durcheinander. Karle ſtürzt athemlos umher, und Jeder hält ihn ab, den Andern zu bedienen.

Nachdem ſich endlich die Parteienwuth ein wenig gelegt, wurden Alle befriedigt; ich trank meinen warmen Kaffee und ſtieg wieder empor, um friſche Luft zu ſchöpfen. Es war oben noch ganz ſtill, nur ein brauner Junge putzte das Meſſingwerk. Bin ich zur See, ſo kann ich, wenn ich auch nirgendwo Land erblicke, jenes Gefühl großartiger und ungeheurer Einſamkeit nicht finden, das ſo oft geſchildert worden iſt. Mich trägt das Dampfſchiff, ein herrliches Werk der Gottheit, der Gottheit im Menſchen — des Geiſtes. Wie viel Bildung gehörte dazu, ſeinen hundertfachen Mechanismus zu erdenken und auszuführen! Dieſe Bildung, oder doch das ſichtbare Ergebniß derſelben, verknüpft mich mit der ganzen cultivirten Welt, und die Schrecken der Einſamkeit können mich nicht erfaſſen. Sehe ich, früh Morgens auf's Deck tretend, den Schiffsjungen beſchäftigt, mitten unter Klippen und wallender See die Metallknöpfe der Galerien zu poliren, ſo iſt das unzweifelhafte Bildung. Weit verlorner und verlaſſener fühlte ich mich droben im Volsker- und Hernikergebirg, wo Oede, Schmutz und Rohheit mich umgaben; wo mich aus gebrochenen Säulen, aus zerfallenen Aquäducten eine vormalige, geſtorbene Bildung mit leeren Augenhöhlen entſetzlich anſtarrte.

Während ich mich mit ſolchen Gedanken trug, kam Maria, hell und ſchön wie der Morgen, auf's Verdeck. Sie ſagte: „Der Schlaf ſei ein Feind des Unglücks, darum komme er nicht zu ihr.“ Vorſichtig und freundlich fragte ich ſie nach ihren Schickſalen, und es ſchien dem Mädchen erwünſcht, einen Theil der preſſenden Laſt von der Bruſt durch Mittheilung abwälzen zu können. Auf- und niedergehend erzählte ſie mir ihre traurige Geſchichte, um ſo trauriger, je alltäglicher ſie war. Vor zwei Jahren wohnte in Stockholm, ihren Eltern — wohlhabenden und angeſehenen Leuten — gegenüber, ein fremder Diplomat. Maria entwickelte ſich damals zur Jungfrau; feurig war ihr Herz, ihre Phantaſie erregt, und ſie ſehnte ſich nach Liebe. Der ſchöne ſtolze Mann widmete ihr ſeine Aufmerkſamkeit, ſie fühlte ſich geſchmeichelt, und in ihre Träume ſtahl ſich ſein Bild.

Er ſetzte die feinſten Verführerkünſte in's Werk, all jene teufliſch geiſtreichen Künſte . . . und ſie wurde ſein. Die Eltern ahnten Nichts davon, aber das Mädchen war glücklich. Da ward ihr Geliebter von ſeinem Hofe abberufen; noch fand er indeß Gefallen an ihr und forderte ſie auf, ihn zu begleiten. In einer grauen eiſig kalten Octobernacht drückte Maria die Thüre des elterlichen Hauſes hinter ſich zu und wiſchte eine Thräne aus dem Auge. Sie eilte an's Schiff, und ehe die Sonne heraufſtieg, lag ſchon manche Welle zwiſchen ihr und dem ſchwediſchen Strande.

Sie wußte nicht, wohin es ging, fragte auch nicht darnach, bis zwei Tage ſpäter das Dampfboot landete. Eine weite, prächtige Stadt umgab ſie — es war St. Petersburg. Anfangs ging es recht gut; ſie mochte die Wohnung nicht verlaſſen und lebte nur daheim mit dem Manne ihrer Liebe. Aber immer kälter wurde derſelbe, er behandelte ſie gleichgiltig, zuletzt ſogar rauh und barſch. Da wollte das Herz ihr brechen und nirgends fand ſie einen Menſchen, dem ſie ihr unausſprechliches Leid hätte klagen können, denn unter Ruſſen lebte ſie.

Der Verführer war ihrer überdrüſſig, das merkte ſie wohl. Alles brachte ihn in Zorn gegen ſie, ſogar ihre verweinten Augen. Er verbot ihr das Weinen, und als ſie es doch nicht laſſen konnte, ſchlug er ſie . . . er ſchlug ſie mit denſelben Händen, mit denen er ihr einſt Wange, Locke und Bruſt liebkoſend geſtreichelt hatte. Oft blitzte in Maria's Geiſt der Gedanke des Selbſtmords auf, allein ihr fehlte der Muth dazu. Sie verkaufte den Schmuck, den ſie als Geburtstagsgabe von ihren Eltern empfangen, doch die gelöſte Summe reichte nicht hin, die Koſten einer Ueberfahrt nach Schweden zu decken. Sie mußte bei dem Ehrloſen um das Fehlende betteln, und er warf's ihr wie ein Almoſen hin, obgleich er froh war, das Mädchen los zu werden. So fuhr ſie nun wieder der Heimath entgegen.

Maria erzählte das Alles kurz, ſchmucklos, mit einer entſchloſſenen Ruhe. Mir war dabei zu Muthe, wie in den Kinderjahren, wenn ich grauſige Geſpenſterſagen hören mußte. Es rieſelte mir durch's Blut, und meine Haare ſträubten ſich. Solche Thaten geſchehen täglich im Schooße der cultivirteſten Staaten, und nirgendwo gibt es ein Geſetz, ein Recht, welches den Schändlichen, der Dieb und Mörder zugleich iſt, infam erklärt und ihn ſeiner verdienten Strafe

überliefert. Nein — ſolche Geſetze gibt es nicht! Aber das Urtheil der Welt ſtellt ihn an den Pranger, die gute Geſellſchaft brandmarkt ihn und wendet ſich von ihm ab? O nein, auch das nicht! Er hat viel Glück bei den Mädchen, ſagt man, und es ſei ihm nicht zu verdenken, daß er ſeine Jugend genieße. Selbſt die nobeln Damen, die den Goethe nicht leſen, weil er unmoraliſch iſt, flüſtern ſich zu von ſeinen galanten Abenteuern und von dem hübſchen blaſſen Kinde, das er mitgebracht, und nennen ihn einen intereſſanten Mann. Er bleibt in Amt und Würden, die keuſchen Jungfrauen lechzen nach ſeiner Huldigung, und die Mütter rechnen ihm geläufig die Talente ihrer Töchter vor. Aber auf das ſchuldlos gefallene, durch Höllenkünſte verführte Mädchen wird der Stein geworfen; ſtolz auf ihre unverlockte Tugend wenden ſich die lüſternen Phariſäerinnen von ihr ab, und nicht einmal der helldenkendſte Mann beſitzt Entſchloſſenheit genug, dem elenden Vorurtheil gegenüber zu treten. Mit kalter Liebloſigkeit ſtraft man ſie, die durch heiße Liebe geſündigt hat. Der Verführer bleibt ein Ehrenmann, aber die Verführte wird ehrlos. O, man möchte dabei den Verſtand verlieren, aber es geht nicht mehr, denn ich glaube, unſer ganzes Zeitalter iſt vor Ueberfeinerung bereits toll geworden.

Die kleine Gräfin kam lachend und ſingend die Treppe von der Damenkajüte heraufgeſprungen, umfaßte ihre „liebe Maria!“ und ſchmiegte ſich dicht an ſie. Ich habe nie eine rührendere Scene geſehen. Das holde Kind, deſſen Seele makellos wie eine Lilie war, blickte vertrauend und fromm zu Maria empor. Aber Maria ſenkte, ſchmerzlich getroffen, das Antlitz zur Erde, ihre Lippen zuckten, und die Wunde ihres Herzens blutete. Man ſah das an den Wangen, die plötzlich ſo purpurroth wurden; ſie fühlte ſich in dieſem Moment gewiß ſehr ſchuldbelaſtet und unglücklich, doch glich ſie den ſchönen Sünderinnen auf guten alten Bildern vom Weltgericht, denen ein Engel Vergebung bringt. Die kleine Gräfin war der Engel, und ſie war es nur, weil noch kein Flecken den Spiegel ihrer kindlichen Unſchuld trübte. Wäre ſie älter geweſen und hätte ſchon eine Erkenntniß des Böſen gehabt, ſie würde ſich „indignirt“ abgewendet haben, wie es die Andern thun.

Bald fand ſich mehr Geſellſchaft oben ein; das Wetter war friſch und blau, und wir ſuchten der Zeit wieder Flügel zu leihen.

Buntere Unterhaltung hat vielleicht nie das Deck eines Schiffes belebt. Die Tyroler hatten ſich erholt, und fehlte ihrer Gefährtin auch das volle Alpenroſenroth noch, ſo konnte ſie doch wieder die Harfe ſchlagen. Das gab nun heitere Terzette, Jodeln, Spiel und Geſang. Emilie Holmberg trug wunderhübſche Lieder eigener Compoſition vor, und ich feierte ſie durch ein Akroſtichon. Obgleich ich ſonſt dieſe poetiſche Zwangsjacke nicht leiden mag, iſt ſie doch zuweilen ganz paſſend, denn Frauen und Mädchen freuen ſich der Verſe weit mehr, wenn ſie ihren Namen unvertilgbar an der Stirne tragen. Der Anfang iſt mir noch erinnerlich:

Eine Waſſerwoge folgt der andern,
Menſchen zieh'n und Wolken über's Meer;
Ihre Sehnſucht treibt ſie zu dem Wandern,
Lieben ſie die Heimath noch ſo ſehr.

* * *

In den Wolken wohnen lichte Flammen,
Ew'ge Lieder in der Menſchenbruſt,
Heiße Klänge, die vom Himmel ſtammen,
Ohne Lieder gibt es keine Luſt! ꝛc.

Am liebenswürdigſten war Monſieur Robineau. Bald ſilhouettirte er Jemand aus der Geſellſchaft, bald ſchnitt er zierliche Landſchaften aus. Dann trieb er allerhand Mummenſchanz. Unſere in den Cabineten umherliegenden Kleider waren ihm willkommene Garderobeſtücke, rothes Zahnpulver und Kohle mußten ihm als Schminke dienen; jetzt kam er als Türke, jetzt als Engländer auf's Verdeck und erregte jedesmal laute Fröhlichkeit durch ſein komiſches Bewegen. Sogar unſer Brite lächelte. Zuletzt ſetzten Robineau und der verſchmitzte Tyroler ſich vis à vis, und Jeder zeichnete den Andern ab. Wie die Beiden ſich nun gegenſeitig ſo durchdringend anſtierten, wie dann die Stifte emſig über's Pergament flogen, und wie das Manöver ſich oftmals wiederholte — eine luſtigere Scene kann man ſich nicht denken, und am Ende waren die Bilder ähnlich genug.

So kam der Mittag, ſo kam der Abend heran; um acht Uhr ſahen wir den Leuchtthurm von Langsort und eine Stunde ſpäter gelangten wir in die Scheeren. Oede, kahle Graniteilande ſind es, anfangs ohne Baum, ohne Gras, und zu Tauſenden ziehen ſie ſich

die ſiebzehn Meilen bis Stockholm hin. Hoch ragen ſie aus der Fluth empor, die ſich überall durch dies Felſenlabyrinth in gebogenen Strömungen windet. Doch keine feckromantiſchen Formen bilden dieſe Inſelklippen. Jahrtauſende ruhten ſie unter dem Meeresſpiegel, und da haben die raſtloſen Wellen alle Ecken und Kanten abgeſpült. Sie ſind langweilig glatt geworden, wie Leute des Hofes; nur rothe und gelbe Kryptogamen bringen zuweilen einen Wechſel in ihren trüben, graubraunen Farbenton. Alſo ſtehen ſie da, eine unbeſiegbare ſteinerne Wachtarmee, den Weg nach Stockholm vertheidigend, und wo ein Schiff es verſuchen wollte, zwiſchen ihnen durchzuſchleichen, müßte es rettungslos zu Grunde gehen. Nur zwei fahrbare Waſſerſtraßen gibt es, und beide werden von ſtarken Forts gedeckt.

Steffens nennt dieſe Scheeren die höchſte Potenz einer trübſeligen, poeſieloſen Gegend, doch möchte ich nicht unbedingt in das Urtheil einſtimmen. Von den Eingebornen kann dabei keine Rede ſein, denn ihnen hat gewiß dies unſchöne Chaos einen heimathlichen Reiz verliehen, und ſie würden es wohl kaum mit Anderm vertauſchen. Dem Reiſenden bietet die wilde, niegeſehene See- und Felſenöde ſo viel Ueberraſchendes und Unerwartetes, ſie regt ſeine Phantaſie ſo gewaltig auf, daß er den Mangel der Vegetation und des blühenden Lebens beinahe vergißt. Nur der Fremde, deſſen Vaterland im ſchönen Süden liegt, und der, hierher verbannt, ſeine Tage vertrauern muß — er mag wohl vor Sehnſucht und Heimweh ſterben können.

Als wir weiter in das granitne Tohuwabohu vordrangen, krüppelte zuweilen eine einzelne Fichte auf den Scheeren, und es hatten Fiſcherfamilien ihre grauen Holzbaracken an den harten Fels geklebt. Dort wohnen die Armen, ſind in Nacht und Sturm auf der See, ſtets von Gefahren umringt und verzehren die Fiſche, oder tauſchen in Warholm ihren Fang gegen etwas Gemüſe um. Ihnen wächſt kein Grün, ſie wiſſen Nichts von Bildung, ſie leben mit dem Seehund auf derſelben Klippe und haben nicht viel mehr Bedürfniſſe als er. — Ob ſie wohl glücklich ſein können? Gewiß! Wenn es uns, deren behagliches Daſein von tauſend künſtlichen, mannigfach complicirten Bedingungen abhängt, auch faſt unmöglich ſcheinen will.

Die Schiffsuhr ſchlug Zehn, die glühende Erzkugel der Sonne war bereits im Meere verlöſcht, und doch wurde es nicht dunkel. Wir waren im Norden. Zwar tönte noch Geſang und Lautenſpiel auf dem Deck, allein ich ſuchte bald mein Lager, um deſto zeitiger wieder auf zu ſein. Mit dem Glockenſchlage Drei ſtand auch der Graf S. in ſeiner Schlafmütze vor mir und weckte mich. Er iſt ein viel zu guter Schwede, als daß er zugeben könnte, ein Fremder ſolle an den Schönheiten ſeines Landes ſchlafend vorüberfahren, und wir waren nicht mehr weit von Warholm. Mit der Sonne zugleich kam ich auf's Verdeck, und ob mich gleich bitter fror, ſo wich ich doch nicht von der Stelle. Karle, der einen wahren Inſtinct für unſere Bedürfniſſe beſaß, hatte ſich auch aus dem Schlafe gerafft und ließ mir Kaffee kochen. Die Scheeren ſahen jetzt nicht mehr ſo ſteinern nackt wie am vorigen Abend aus. Hohe Tannen und Eichen umhüllten ſie zum Theil mit ſaftigem Grün, und rothe Bauerhäuschen lugten durch den Baumſchlag. Herrlich fluthete die blaue See in unzählbaren Schlingungen und Windungen durch die gigantiſche Klippengruppe; eine ganze Flotte von Fiſcherbooten mit weißen Segeln ſchwamm gleich Möven dazwiſchen umher, und die Frühſonne glühte Alles mit heißem Purpur an.

Noch ein intereſſanter Anblick erwartete mich als Entſchädigung für die Stunden, die ich dem Morpheus entzogen hatte. Vor uns rauſchte und ſpritzte das Waſſer an einer Stelle ganz eigenthümlich; der Steuermann ſtieß mich an und ſagte: ich ſolle Acht geben, das ſeien Seehunde. Es mochte eine Horde von achtzehn bis zwanzig ſein; ſie ließen uns ruhig herankommen, ſtreckten furchtlos die Köpfe aus der Fluth, unſer großes Räderſchiff verwundert anglotzend. Muth und Neugierde ſollen charakteriſtiſche Züge im Naturell der Robbe ſein, und ich habe wahrlich noch niemals ausdrucksvollere Thierphyſiognomien geſehen. Aus dem dicken glatten Kopf, ohne bemerkbare Ohren, funkeln die großen ſchwarzen Luchsaugen, und der dichte Bart, der ſich um's Maul hinzieht, gibt ihnen kecke, trotzige Mienen. Ein gedrungener, dehnbarer Hals verbindet dies ernſthaft-komiſche Antlitz mit dem ſpitz zulaufenden Leibe, der die Länge eines ausgewachſenen Mannes hat. Vorn ſitzen, nahe am Kopfe, die kurzen Ruderbeine, während die Hinterfüße ſich beinahe ganz mit dem Schwanz vereinen. Die Robben zeigten nicht die mindeſte Furcht, wie nahe

wir auch an ihnen vorüberrauſchten, und ich hatte das Vergnügen, die perſönliche Bekanntſchaft von Geſchöpfen zu machen, welche ich bisher nur aus zoologiſchen Muſeen, aus Jagdſtiefeln und Reiſekoffern kannte.

Man ſchießt den Seehund hier an der ſchwediſchen Küſte gewöhnlich mit Flinten, und das Schrot muß ihm durch die Augen gehen. Trifft ihn eine Büchſenkugel, ſo ſinkt er damit unter und wird nicht wieder gefunden. Höher im Norden aber belauert man Nachts auf dem Eiſe die ſchlafenden Heerden, umſchleicht ſie, daß ſie nicht in's Meer zurückfliehen können, und erlegt ſie mit eiſenbeſchlagenen Keulen. Die Schnauze iſt ihr empfindlichſter Theil, und einen flüchtigen Schlag darauf, ſo richten ſie ſich niemals mehr empor. Das Meer, ſagt man, ſei des Nordländers Acker und die Robbe ſeine Ernte. Grönländer und Eskimos leben allein von dieſen Thieren. Sie eſſen das Fleiſch, trinken den Thran, erleuchten und erwärmen ihre Hütten mit dem Speck. Mit den Sehnen nähen ſie, wie mit Zwirn, und die Knochen liefern Nadeln dazu, aber auch Meſſer, Gabeln und Werkzeuge. Aus den Gedärmen machen ſie ſich waſſerdichte Hemden, Zeltbehänge, Thranſchläuche und halbdurchſichtige Fenſterſcheiben. Die Bärte des Seehundes dienen ihnen zum Putz, wie der Gemsbart den Tyrolern, wie die Marabouts den Damen in unſeren Salons. Aus den Fellen bereiten ſie ihre Gewänder, ſchneiden ſie Riemen und überziehen ſie ihre Canots damit. Kurz, die Noth macht erfinderiſch, und fängt der Polarbewohner nur Robben genug, ſo iſt für alle ſeine Wünſche hinreichend geſorgt. Wenn wir ſolche Erzählungen hören, wird uns eiskalt und ſchaurig, und wir hüllen uns dann noch einmal ſo wohlgefällig in den Mantel unſerer beſten Cultur.

Um vier Uhr waren wir bei der Seefeſtung Warholm. Sie bietet ein mehr maleriſches, als impoſantes Bild. Einige Mauern und Wälle mit Schießſcharten, ein ſtarker runder Thurm von grauem Stein — das liegt Alles recht romantiſch da, ſieht aber gar nicht finſter drohend aus und ſoll den Seeweg doch unnehmbar beherrſchen. Oben auf der Mauer ſtand, frierend in den Mantel gewickelt, ein Wachtpoſten und rief uns durch das Sprachrohr an. In demſelben Augenblick, als der Capitän antworten wollte, bemerkte er ein Dampfſchiff, das, um die Krümmung biegend, dem Svithiod entgegenkam.

Ungeduldig fragte der Wächter ſchon zum zweiten Male, und wir ſchwebten in der Doppelgefahr, entweder mit jenem Boote zuſammenzuſtoßen, oder aus der Feſtung eine Kugel in die Planken zu erhalten. Denn man verſteht auf Warholm keinen Spaß, wie das noch vor Kurzem das kaiſerlich ruſſiſche Dampffahrzeug „Iſchora", deſſen Führer nicht antworten mochte, zu ſeinem Nachtheil erfahren hat. Schnell rief unſer Capitän nun die geforderte Auskunft nach dem Caſtell hinüber und gab ſeinen Leuten die nöthigen Befehle.

Wir begegneten einem ſchönen Kriegsdampfſchiff, das die ſchwediſche Flagge führte und den Kronprinzen Oskar — den Enkel eines Advocaten und eines Seidenhändlers — mit ſeiner Gemahlin nach Deutſchland trug. Er hatte Stockholm in ſtiller Nacht verlaſſen, um allen Förmlichkeiten, allem öffentlichen Geräuſch zu entgehen. Auch in Warholm ſahen ſie jetzt das Boot, und eine Schaar Artilleriſten kam eilig auf den Wall empor, um die Salve zu geben. Rothe Feuerblumen entfalteten ſich, graue Rauchmaſſen wirbelten, und ihnen folgte ein Donner, der aus den vielen Felſenbuchten im hundertfachen Echo zurückrollte. Je mehr wir uns entfernten, deſto länger wurden die Pauſen zwiſchen Blitz und Knall, aber den letztern hörten wir noch, als Fort und Schiff unſeren Blicken längſt entſchwunden waren.

So ging's denn weiter, und eine Stunde ſpäter erſchien uns Stockholm.

Tagebuch.

I.

Aus Grätz.

Hiſtoriſcher Verein. — Andere gelehrte Geſellſchaften. — Erzherzog Johann. — Steyeriſche Zeitſchrift. — Schriften über Grätz. — Realſchule. — Landſtände.

Seit der Gelehrten-Verſammlung im vorigen Herbſte iſt der Name unſerer freundlichen Stadt in Deutſchland bekannter geworden, und ein Bericht aus derſelben dürfte Allen willkommen ſein, die entweder jener Verſammlung beiwohnten, oder ſonſt wie immer Intereſſe an unſerem ſchönen Alpenlande finden. Seitdem haben wieder zwei Stiftungen dieſes bereichert, deren voller Genuß zwar erſt den Enkeln vorbehalten iſt, die aber auch wir ſchon ob ihrer für alles Gute und Edle im Lande unermüdeten Stifter dankbar erwähnen müſſen: es iſt der vom Erzherzog Johann zu Stande gebrachte „hiſtoriſche Verein für Steyermark, Kärnthen und Krain" und die durch unſere Stände jetzt in's Leben tretende „Realſchule" in Grätz.

Die Statuten des erſteren geben Zweck und Verfaſſung deſſelben kund, jener iſt: „Erhaltung und Aufhellung der Geſchichte der inneröſterreichiſchen Provinzen und Ueberlieferung der Begebenheiten des inneren und äußeren Lebens derſelben an die Nachwelt", der bei gehörigem Zuſammenwirken leicht erreichbar ſein dürfte; bekannt iſt der Reichthum dieſer Länder an Stoff für Hiſtoriker, Geographen, Naturforſcher, Maler, Alterthümler, Romantiker u. ſ. w.; ihnen iſt nun ein Sammelplatz eröffnet, wo ſie Alle früher oder ſpäter zuſammentreffen dürften und ſich gleichzeitig hilfreiche Hand bieten können. An dem „Zuſammenhalten" iſt nicht zu zweifeln, ſo lange der hohe Stifter perſönlich an der Spitze ſteht, wie wir dies bei allen ſeinen übrigen Stiftungen in Steyermark mit Vergnügen bemerken. Ueberall iſt er aber auch zugleich eines der thätigſten und ſachkundigſten Mitglieder ſelbſt, ſo als Stifter des Johanneums auch Naturforſcher und

Mathematiker; als Gründer und Präſident unſerer Landwirthſchafts-geſellſchaft zugleich rationeller Landwirth: im Hochland auf ſeinem Bauernhofe, in Unterſteyer auf ſeiner Herrſchaft Stainz, in den Pikerer Rebenhügeln auf ſeinem Johannisberge; ſo als Gründer und Präſident des inneröſterreichiſchen Gewerbe- und Induſtrievereins auch ſelbſt werkthätig und unermüdet für Aufſchwung derſelben; ſo als Gründer und Präſident des montaniſtiſch-geognoſtiſchen Vereins in und für Inner-Oeſterreich iſt er zugleich techniſch gebildeter Rodmeiſter in Vordernberg; ſo finden wir ihn endlich ſchon 1812 beſorgt um Aufhellung der Geſchichte unſerer Länder durch ſeine Preisfragen, wodurch erſt Studien und Forſchungen um Vaterlandskunde weſentlichen Aufſchwung bekommen und Männer vom Fache und anerkanntem Rufe ſich damit ſeither beſchäftigten. Daß der neue Verein dies Streben ferner befördern, dabei aber auch für's Einzelne ſorgen wird, iſt nicht zu zweifeln; jedes Land ſieht ſeine Privatintereſſen durch ſeine Provinzial-Direction vertreten und die bibliotheca styriaca zu Grätz wird für Bewahrung der ſteyeriſchen Geſchichtsmomente ſorgen, wie die carentana zu Klagenfurth für Kärnthens, und die carniola zu Laibach für Krains Geſchichte und Geographie; ihnen allen wird ſich ein Antiquitätenkabinet und ein Archiv anſchließen, die für jedes Land das Intereſſanteſte ſammeln und bewahren ſollen; für's Allgemeine aber wird eine Zeitſchrift ſorgen, die um ſo wünſchenswerther iſt, als die vortreffliche kärnthner'ſche bereits vor mehreren Jahren einging, für Krain keine ſolche beſteht und die ſteyermärkiſche (ſich ebenſo — und vielleicht noch mehr — von ihrem eigentlichen Ziele entfernend, wie die ältere Serie) eben im Abſterben begriffen iſt, wenigſtens kaum mehr ein Lebenszeichen von ſich gibt, ſich aber auch Niemand weiter darum kümmert und man es ſein läßt, ſo ſehr auch einzelne Aufſätze (von Profeſſor Maly, J. G. Seidl, Karl Leitner, Auguſt Mandl, Dr. Muchar, Unger u. ſ. w.) als intereſſante Lichtpunkte im bunten — oft trüben — Durcheinander glänzten. Der Grund davon dürfte bei der Unternehmung liegen, indem bekanntlich weder an Material, noch an Abnehmern Mangel iſt, doch weiß man dieſe nicht zu befriedigen, jene nicht zu benützen.

Die Schreibſeligkeit über Gratz (oder Grätz — wie's beliebt) ſelbſt nimmt ungemein zu, und während man durch Schreiner's Grätz doch Alles — ſogar die Leſer — erſchöpft meinte, erſcheinen: Baldauf's Chronik, Oblat's topographiſches Gemälde (eigentlich Umarbeitung Vonſiedler's) und Steinach's Beſchreibung von Grätz. Während im erſten Werke, woran auch Muchar, Unger und Weylein arbeiteten, und das herrliche Stahlſtiche zieren, welches Alles in's Detail zieht, und wo endloſe Zifferreihen die Genauigkeit beſtätigen, ſogar jede Gubernialverordnung, womit ein Kanal zu graben und dergleichen bewilligt wurde, mit Datum und Nummer angeführt iſt — können die andern nur als

einfache Handbücher, als vorübergehende Erſcheinungen gelten; auch von Dr. und Profeſſor Puff haben wir eine ſolche in ſeinem reichhaltigen Itinerario stiriaco zu erwarten. Der höchſt lächerliche Streit über die Schreibweiſe von Grätz hat zwar aufgehört (nur iſt zum Schrecken aller Abonnenten noch eine Abhandlung im nächſt zu erwartenden Hefte unſerer Zeitſchrift angekündigt) und kein vernünftiger Menſch ſpricht mehr darüber, aber geſpannt ſtehen ſich die Wortführer der Parteien noch gegenüber und wären auch allenfalls bereit, einen dreißigjährigen Krieg zu eröffnen (man rieth ihnen ſchon, ſich darüber zu ſchlagen), doch ſind ſie klug genug, um zu ſchweigen; allein dieſer Streit weckte andererſeits die Vertheidiger der ſlaviſchen etymologiſchen Intereſſen, und Krempl's ſlaviſche Geſchichte der Steyermark dürfte neue Verhandlungen herbeiführen. Der Centralpunkt unſerer gelehrten Welt bleibt das Johanneum und zwar in jeder Hinſicht als Leſekabinet, als Leſeanſtalt, als Muſeum, als Bibliothek u. ſ. w. und die Zahl der Studirenden ſowohl als Beſucher mehrt ſich jährlich, wie ſich auch die Anſtalt ſelbſt im Geiſte der Zeit hebt, während die k. k. Univerſität in ſteif-legalem unabänderlichem Stande bleibt; hier beſchränkt ſich die Zahl der Studirenden auf die Dienſtſuchenden, und dieſen wird ihr Wiſſen geſetzlich vorgemeſſen, während die Vorleſungen am Johanneo (über Naturwiſſenſchaften, Mathematik, Landwirthſchaft u. ſ. w.) frei in Bezug auf Gegenſtand und Zuhörer ſind.

Trotz dieſes herrlichen Inſtituts war noch eine Anſtalt für die untere Klaſſe, eine Vorbereitungsſchule für's gemeine Leben nothwendig, und die Schöpfung derſelben verdankt das Land den Bemühungen der Repräſentanten des Bürgerſtandes am diesfälligen Landtage; ſo entſtand die Realſchule, wofür die Stände bereits ein großartiges Local neu und zweckmäßig erbauten und die Concurſe für die Lehrfächer (Religion, deutſchen Styl, Naturgeſchichte und Geographie, Zeichnungslehre, Mathematik und Kalligraphie) bereits ausgeſchrieben ſind, wozu ſich bei den hohen Beſoldungen von 800 fl. C.M. viele Competenten melden dürften. Manche Fächer wären noch ſehr erwünſcht geweſen, worüber wir alſo noch immer nach Wien gewieſen werden, was zu beſeitigen der erſte Zweck des Ganzen war — doch haben die hohen Stände, von je für Bildung väterlich ſorgend, wie es beſonders in der neuſten Zeit ſo viele Prämien- und Stipendienſtiftungen, der Ankauf des landwirthſchaftlichen Muſterhofes, Gründung der montaniſtiſchen Lehranſtalt in Vordernberg, Unterhalt mehrerer Sprachmeiſter, Gründung der Bildergalerie und Zeichnungsakademie, ſolide Beſetzung des Theaters und thätige Theilnahme an allen edlen Privatvereinen oder wohlthätigen Anſtalten u. ſ. w. beweiſen — vor der Hand für eine Grundlage geſorgt, auf die ſich in der Zeit ſchon ein zweites und drittes Stockwerk anbringen läßt. Jedenfalls

tragen die zwei neuen Stiftungen dazu bei, daß wir mit Recht für unsere Stadt um die Aufnahme in die gelehrte Welt Deutschlands bitten dürfen und daß wir gesichert sind, unsere Steiermark nicht so leicht wieder in den Völkergraus der Barbarei zurücksinken zu sehen, da sie an der Grenze derselben ausgesetzt ist.

II.

Aus Berlin.

Das Cartel und seine günstigeren Bedingungen. — Die russischen Grenzverletzungen. — Das Ehescheidungsgesetz. — Friedrich Rohmer und die Preußische Allgemeine. — Leopold Schefer. — Benary. — Louis Drucker.

Allerdings ist der Cartelvertrag zwischen Preußen und Rußland wieder abgeschlossen, allerdings ist dadurch die Verbindlichkeit erneuert, die russischen Missethäter und Deserteurs, die sich auf preußisches Gebiet geflüchtet, der ihrer wartenden strengen Bestrafung auszuliefern; aber ein so arger Rückschritt ist dieser Vertrag doch nicht, wie die letzte Nummer der „Grenzboten" ihn nennt. Er ist vielmehr als ein Fortschritt zu bezeichnen, wenn man ihn mit dem ehemaligen Vertrag und mit dem früheren Stand der Dinge vergleicht; denn 1) ist vorgesehen, daß keine Flüchtlinge, die wegen politischer Ansichten und Vergehungen in Rußland verfolgt werden, oder die irgend eine Sünde gegen die horrende russische Steuer- und Zollgesetzgebung begangen haben, von Preußen ausgeliefert werden; 2) soll jede Auslieferung erst geschehen, nachdem ein preußisches Obergericht entschieden, daß das Verbrechen der Auszuliefernden auch in Preußen mit einer Criminalstrafe verbunden sein würde, und 3) endlich dürfen nicht mehr, wie früher, Preise auf die Einfangung von Deserteurs ausgesetzt werden, was leider oft dazu beitrug, die diesseitigen Bauern und andern Grenzbewohner zu wahren Menschenjägern zu machen. Ja, es ist sogar festgestellt, daß, wenn es einem solchen armen Teufel von Deserteur gelungen ist, sich zwei Jahre im Lande aufzuhalten, dann diesseits keine Verbindlichkeit mehr vorhanden ist, ihn auszuliefern. Hoffen wir, daß das Mitleid und die Menschlichkeit oft genug Mittel finden werden, dieses Gastrecht eintreten zu lassen, denn das Loos eines russischen Rekruten, besonders wenn er ein geborner Pole, ist wahrlich sehr bemitleidenswerth. Nicht zu übersehen ist übrigens auch, daß der neue Vertrag geeigneter, als die bisher bestandenen Verhältnisse ist, die wackeren Ostpreußen dagegen zu schützen, daß ihr Gebiet von Kosaken und Baschkiren verletzt werde. Bisher ging es nämlich am Niemen ungefähr eben so her, wie an der Tafna, gleich den Marokkanern überschritten die russischen Kabylen oft genug das Grenzgebiet, bald um einem Ueberläufer, und bald auch, um preußischen Unterthanen, die vielleicht ihre Pässe nicht überall vorgezeigt,

aufgaben auf 6 verschiedenen. Es scheinen nun auch viele Ob-
liegenheiten vor sein, denn sie sind nicht von Bedeutung für
die eigene Person. „Wer ist sich nur vor sich selbst," sagt er
Recht, wenn er natürlich wäre, hat in den Pflichten
des Lebens, eine sehr Große zu bekämpfen. Wenn in diesen Pflich-
ten Gelegenheit ist, Andern zu helfen, so ist sie nicht
selten eingeschränkt, oder sie kommt vor Kleider schon hin.
Den, und dort ist man genöthigt ihr nachzulaufen, zum Beispiel, wenn
ein Freund oder an der Weisheit kommt, und doch ist dies
nur Zeitraubend beschäftigung meiner Begierden ist man sich
selbst nicht genug, und wenn man sich selbst nicht genug ist, so
ist man unglücklich. Jedoch verstehen wir unter Ruhe, Glückse-
ligkeit hier. Die Ruhe, als die Kinder hat auch ihre eigene Ruhe,
und ist sie mit dem gemeinsamen menschlichen Zustand so verbunden,
unmöglich einige haben davon, so viel möglich zu Besitzen zu
suchen, und sie ist nicht selten, wenn man sie nicht hat, zu suchen.

Die besondere Glückseligkeit ist nun solche Zufriedenheit,
wenn sie sich gründet, kann sich, und sicherlich in jeder Beziehung
Ruhe in den Leidenschaften verschaffen wollte, wenn sie
Freund in Glückseligkeit, wenn sich, die Leidenschaften
Ruhe, und Glückseligkeit, wenn sie sich, die Leidenschaften
Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist Glückse-
ligkeit Ruhe, wenn, so ist sie nun anderen Glückse, so ist
Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die Leidenschaften
Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist Glückse-
ligkeit Ruhe, wenn sie sich, die Leidenschaften Ruhe.

Jeder Glückse, so ist Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die
Leidenschaften Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist
Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die Leidenschaften Ruhe.
Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist Glückseligkeit Ruhe,
wenn sie sich, die Leidenschaften Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit
anderen Triebe, so ist Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die
Leidenschaften Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist
Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die Leidenschaften Ruhe.

Jeder Glückse, so ist Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die
Leidenschaften Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist
Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die Leidenschaften Ruhe.
Nun ist Leidenschaft mit anderen Triebe, so ist Glückseligkeit Ruhe,
wenn sie sich, die Leidenschaften Ruhe. Nun ist Leidenschaft mit
anderen Triebe, so ist Glückseligkeit Ruhe, wenn sie sich, die
Leidenschaften Ruhe.

vollen Componiſten — eine Seite, von der er bisher wenig bekannt war — hat man ihn diesmal hier kennen gelernt. So hat er unter Anderm unſerer Singakademie eine ſchöne Compoſition von Schiller's „Auch das Schöne muß ſterben" mitgebracht und gewidmet.

Viel beſprochen wird die von der „Kölniſchen Zeitung" gebrachte Nachricht, daß ein durch ſeine Lebendigkeit bekannter Hegelianer, Dr. Agathon Benary, die Fahne dieſer philoſophiſch-politiſchen Partei verlaſſen und mit deren Gegnern unterhandelt habe. Es wäre traurig, wenn ſich dieſer neue Abfall beſtätigte, aber wir glauben nicht daran, trotzdem daß die Erklärung, die Herr Benary darüber in den hieſigen Zeitungen veröffentlichte, nicht geradezu auf die Sache losging und ſich dasjenige, was eigentlich darüber Licht zu geben vermag, noch vorbehielt.

In Frankfurt an der Oder, wo während der eben ſtattfindenden Meſſe der durch ſeine Skurrilitäten und ſchlechten Witze bekannte Weinwirth Louis Drucker Gaſtrollen im Theater angekündigt hatte, kam es in demſelben vor einigen Tagen zu ſehr ernſten Auftritten, indem das Publicum die ihm dargebotenen Obſcönitäten mit einem Takt, den wir der Maſſe nicht zugetraut hätten, nicht dulden wollte und den auf die Bühne nicht gehörenden Weinwirth von den Brettern hinunterwarf.

Juſtus.

III.

Aus Breslau.

Die Cenſur und das Obercenſurgericht. — Bettina. — Die Polizei gegen den König. — Revolutionäres Beamtenthum. — Herr von Merckel. — Die gekreuzte Null. — Herr von Ebertz.

Wenn Herr Feodor Wehl wöchentlich an die Elegante ſchreibt, daß er Nichts zu ſchreiben weiß, ſo wären Sie bald um meinen Bericht gekommen, weil ich zu viel weiß. In der That, Schleſien iſt jetzt ein wahres Schlaraffenland für Correſpondenten, der Stoff läuft auf allen Gaſſen umher, fertig und mundrecht, die Feder im Rücken, man darf nur zulangen. Indem ich mir überlege, was ich Ihnen ſchreiben ſoll, hat ſich die Maſſe des Stoffes bald in zwei Hälften geſondert; hier der außerordentlich zahme, der ſich in loco verarbeiten läßt, und dort der zahme ſchlechtweg, der ſich vor der Scheere des Cenſors fürchtet und deshalb emigriren muß. Ja, unſere Cenſur! In ihrer Naturgeſchichte gehört der Haſe zum reißenden Geſchlechte der Bären, und eine unſchuldige Eintagsfliege wird gemordet, weil das Vergrößerungsglas einen Anſatz von Krallen an ihr entdeckt. Dürfte ich mir etwas wünſchen, ſo würde ich um eine Beſitzung bitten, die ich mit den Breslauer Cenſurſtrichen des Zeitraums vom 5. Juni bis heute umſpannen könnte. Ich glaube, ich käme beſſer

of the Lord Mayor, and the Commissioners of the Navy, and the Commissioners of the Victualling Office, and the Commissioners of the Transport Office, and the Commissioners of the Ordnance, and the Commissioners of the Customs, and the Commissioners of the Excise, and the Commissioners of the Stamp Office, and the Commissioners of the Post Office, and the Commissioners of the Hackney Coach Office, and the Commissioners of the Chelsea Hospital, and the Commissioners of the Greenwich Hospital, and the Commissioners of the Bethlehem Hospital, and the Commissioners of the Bridewell Hospital, and the Commissioners of the Christ's Hospital, and the Commissioners of the Charterhouse, and the Commissioners of the Foundling Hospital, and the Commissioners of the Magdalen Hospital, and the Commissioners of the Lock Hospital, and the Commissioners of the Asylum, and the Commissioners of the Penitentiary, and the Commissioners of the Refuge, and the Commissioners of the Orphan Asylum, and the Commissioners of the Female Orphan Asylum, and the Commissioners of the Female Penitentiary, and the Commissioners of the Female Refuge

euch das, ihr liberalen Heiden! Man spricht davon, daß die preußischen Censoren geheime Instructionen erhalten hätten, wonach die Grenzen für Besprechungen, welche auf der socialen Scala vom Gefrierpunkt des Pauperismus bis zum höchsten Grade des Reichthums auf- und abtanzen, namentlich für Schlesien, bedeutend eingeengt sein sollen. Solche Geheimnisse werden nicht etwa erst offenbar, wenn die Todten auferstehen, sondern verrathen sich tagtäglich selbst durch die Liniarzeichnungen des Rothstiftes. Durch die Erlebnisse unserer Publizisten zieht sich bereits seit dem 5. Juni, dem Tage des Weberaufstandes, diese Offenbarung wie ein rother Faden hin, noch genauer gesagt, seit dem Morgen des 5. Juni, wo der Ober-Präsident Herr von Merckel aus dem Wagen, der ihn nach Langenbielau tragen sollte, einem seiner Untergebenen zurief: „Und was die Zeitungen betrifft — natürlich tiefes Stillschweigen.“ Jetzt begann die Zeit der Lügen. Die auswärtigen Blätter brachten so abenteuerlich entstellte Berichte über die Vorgänge im Gebirge und die Berliner Correspondenten logen so gewaltig nach allen Enden der Welt hinaus, daß uns hier ganz unheimlich zu Muthe wurde. In dieser Hinsicht zeichnete sich besonders die gekreuzte Null in Ihrer Allg. Deutsch. Ztg. aus. Welcher Quellen sich dieser Mann bediente — davon nur ein Beispiel. Ein Schützen-Lieutenant Herr von Str., der zum Schutze der Fabrikanten mit in das Gebirge gezogen war, ist in der ganzen Stadt wegen zweier Eigenschaften bekannt: er vereint mit einer ziemlich schwächlichen Körperconstitution eine ausnehmende Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Als sich Jemand nach dem Befinden der Schützenabtheilung erkundigte, äußerte ein Witzbold: „Die Grünröcke machen hin und wieder Attaquen gegen die Gebirgsmadel und zwar meist mit Glück. Umgekommen ist bis jetzt nur Herr von Str., der sich etwas kühn vorwagte und deshalb von einer drallen Dirne mit einem nassen Sacke todt geschlagen worden ist.“ Und stracks berichtet der „stets gut unterrichtete“ Correspondent der Allg. Deutsch. Ztg.: „Herr von Str. ist geblieben.“ — Ein hiesiger Assessor hat es übernommen, den Ober-Präsidenten von Schlesien gegen die Stimmen, welche ihn beschuldigten, über die Lage der Weber unseren König getäuscht zu haben, dadurch zu vertheidigen, daß er der schlesischen Presse Communismus und Aufwiegelei vorwirft. Er verfährt dabei mit einer so raffinirten Böswilligkeit, daß man aus jeder Zeile seine Lakaiengesinnung herauslesen kann. Warum discreditirt Herr Prof. Bülau sein Blatt durch Aufnahme solcher publizistischen Bettelhaftigkeiten? — Eben erfahre ich, daß seit vorgestern das Amt des Censors für beide hiesige Zeitungen, aus den Händen des Regierungsrathes von Ebertz in die des Herrn von Schönfeld übergegangen ist. Kann die Presse hierin eine Genugthuung für das gesetzwidrige Verfahren erblicken, das sie bis jetzt unter Herrn von

Ebertz erduldet? Schwerlich! Sie hat als Ersatz nicht einmal die Hoffnung, daß es von nun an besser werden wird, weil die diesfallsige Wirksamkeit des neuen Censors aus früherer Zeit bekannt ist. „Dulden und ausharren" — mit diesem Motto sollte sich unsere Presse schmücken. — Ich habe diesen Gegenstand vielleicht weiter ausgedehnt, als es billig ist, aber ich hielt es für nothwendig, die Welt von unseren Leiden in Kenntniß zu setzen und zugleich eine Entschuldigung für den unseren strebsamen Publizisten hie und da gemachten Vorwurf einer zu geringen Entschiedenheit zu beanspruchen. Für das nächste Mal etwas zur Charakteristik unseres gesammten literarischen Lebens. X.

IV.

Aus Hamburg.

Werner's Hochverrathsprozeß. — Der Neubau und die Unterstützungsgelder. — Leseinstitut. — Hoffmann und Campe.

Interessante Mittheilungen aus Hamburg lassen sich leichter versprechen als schreiben. In der letzten Zeit hat sich nichts Wichtiges ereignet, Nichts, was in den Brennpunkt des allgemeineren Interesses zu rücken wäre, jedoch diene mir der Werner'sche Hochverrathsprozeß, welcher, bis jetzt noch unentschieden, unzweifelhaft mit einer Freisprechung enden wird, zum Anknüpfungspunkte. Unsere Manufacturwaaren- und Bankokontogemüther sind kaum für andere, als mercantilische Dinge erregbar. Nur an der Börse, diesem geweihten Tempel, errichtet dem gemünzten Götzen des Jahrhunderts, rollt das Blut rascher durch unsere Adern, nur hier schlagen unsere Pulse lebhafter und die hommes blasés der freien Hansestadt finden hier täglich Spannung und Erregung. Der Werner'sche Prozeß, öffentlich verhandelt, ließ einen großen Andrang, namentlich solcher Schau- und Hörlustigen erwarten, welchen die Gelegenheit erwünscht scheinen konnte, tiefere Blicke in unser Criminaljustizverfahren bei einem politischen Rechtshandel zu thun. Dies Verlangen muß jedoch wenig vorherrschend gewesen sein, denn der Saal, obwohl ein hier so außergewöhnliches Schauspiel darbietend, zeigte nur eine geringe Zahl anderer Personen, als die zunächst Betheiligten. Herr Werner, dessen Verhaftung im vorigen Jahre Gegenstand einer Unmasse von Zeitungsartikeln gewesen, hatte durch seine die Reformfrage kräftig anregende Schrift: „An Hamburgs Bürger und die vom Gebiet" nicht geringes Aufsehen erregt, hauptsächlich aber durch die bald nach dem Erscheinen seiner Broschüre, die im Grunde nur das oft Gesagte in neuer und schlagender Weise wieder zu Markte brachte, kund gewordene Aengstlichkeit der Behörden. Letztere haben sich in der ganzen Angelegenheit vielfacher faux pas schuldig gemacht. Man denke nur an die abenteuerliche Manuscriptentdeckungsreise des Polizeisecretärs Mevius —

kürzlich, ich erinnere mich nicht recht, von welchem Monarchen, mit einem Orden belohnt, wie ſein großes Vorbild Duncker zu Berlin — nach Tönningen, um das Erſcheinen des zweiten Heftes der Anſprache Werner's an Hamburgs Bürger und die vom Gebiet zu verhindern. In der That hat die von Vielen mit Begier erwartete Fortſetzung nie das Licht der Welt erblickt. Das Auftreten des Herrn Werner als politiſcher Schriftſteller und Reformator würde übrigens größeres Gewicht erhalten haben, ſeine Behandlung während der Haft — worin man ihn vierundzwanzig Stunden ließ, ohne ihm nur einmal die Urſache derſelben mitzutheilen — würde eine achtungsvollere geweſen ſein, ohne gewiſſe Vorfälle früherer Zeit, die ihn nicht in einen Staatsprozeß, ſondern in eine polizeiliche Unterſuchung gewöhnlicher Art verwickelt hatten. Doch aus Achtung für einen Mann von Talent und Geſinnung ſollten Dinge, welche übrigens durch eine neuere Erklärung der dabei Betheiligten ſich weſentlich anders darſtellten, als es früher der Fall geweſen, keine weitere Beachtung finden.

Unſer Neubau ſchreitet vorwärts, daß Einem dabei das Herz im Leibe lacht. Man ſieht ordentlich die Häuſer wachſen, und namentlich bietet die Alſtergegend mit dem Jungfernſtieg, von deſſen neuen Gaſthöfen ich allen Reiſenden beſonders das in großartigem Styl erbaute und vortrefflich geführte Hotel St. Petersburg empfehle, eine wahre belle vue, deren Reize eine prächtige Brücke aus Granitſteinen, kürzlich aus Norwegen hier angelangt, binnen einiger Zeit in nicht geringem Grade erhöhen wird. Die Neubauten führen mich auf das fürchterliche Brandunglück zurück und auf die Unterſtützungsgelder, die aus allen Weltgegenden bis zum Betrage von faſt drei Millionen Thalern einliefen, und von denen jüngſt das letzte Verzeichniß ausgegeben ward. Es enthält eine Art Rechnungsablegung über die Verwendung der Hauptſumme jener Gelder, doch bei Weitem nicht in ſo detaillirter Art, wie ſie von Vielen gewünſcht und von Andern faſt herriſch gefordert wurde. Es dürfte das Ausland intereſſiren, zu erfahren, daß die vom Hilfsverein eingeforderte Rückzahlung der Unterſtützungsgelder Gegenſtand lebhafter öffentlicher Debatten geworden, zunächſt veranlaßt durch einen hochbegüterten Buchdruckerei- und Leihbibliothekbeſitzer, den der Brand vielleicht wirklich in einige finanzielle Verlegenheiten gebracht hatte, und der nun, als es ſich um Rückgabe der bezogenen Gelder handelte, mit althanſeſtädtiſcher Starrköpfigkeit unter dem Beiſtande eines unſerer tüchtigſten Rechtsgelehrten, die Meinung verfolgt, er brauche Nichts zurückzuzahlen. Und er bezahlte auch Nichts. Heftigkeit oder Eigenſinn iſt ein ſolides Panzerhemd. Ein bedauerliches Mißverhältniß träte nun ein, wollte man die wirklich Armen ganz in der Stille zu eben der Rückzahlung zwingen, welcher ſich ein Wohlhabender durch entſchloſſenes Weigern und Appellation an die Oeffentlichkeit zu entziehen gewußt hat.

Gunſt gilt es ſie heute wieder Jedermann in Kopp auf 6½ Jahre zu verleihen, und ſo ſind denn auch ſchon 3 Jahre ſeit ihrer Anſtellung im Herzen Berlins, Stadt Wien, an dem Platz an der Weidendammer Brücke, Ecke Friedrich, wo man ſich für ein wie Mond ſcheint ins Auge ſchaut und Kampf an alles wendet, einmal ſich zu Kennen, nur auf kurzes, Freundſchaft und, ewiges Bündniß, Treue und Liebe beſchwört. — Komme, wo möglich ein jeder, ſo oft er kann, und ſchaue ſich dieſe Wunderwerke der Natur, dieſe wahrhaften Phänomene und Riesen Exemplare Europa's an, ſie ſind nicht, es ſey abſichtlich Gaukelſpiel, Betrug weder durch Kunſt noch durch Mechanik, ſondern wirklich ächt. Sie waren Mode Jahrelang Gegenſtand der Neugierde und Bewunderung unter der Preußiſchen Armee und hat manche Jahre mit ihnen Manöuvres.

V.

Merkwürdigkeiten.

Der Mond und Planeten von Berlin. — **Der Comet.** — **Neuſtadt gegen die Schweiz.** — **Die neueſte Mineral-Luft von der Jetzt.** — **Neuſtadt Eberswalde.**

— Der Mittelpunkt, in dem Panoramen verbreitet, in dem Schein ſtehen, ſind nun mit großer Wahrſcheinlichkeit, ſowohl in unſerm Mond von Berlin, als auch Neuſtadt Eber in ſeinen Planeten, und Comet, ſo wie in der Schweiz, in Kopp, in Neuſtadt, in Eberswalde, Berlin und Wien. Denn wenn man ſich nicht, wie Berlin, mehrere bes beſtehenden Panoramen abgenommen hat, ſo ſind doch wenigſtens die Gebäude, die Kirchen, Häuſer, Straßen, Brücken, Thore, Gärten, Anlagen, Berge, Thäler, Flüſſe, Seen, Ufer, Schiffe, Dampfſchiffe, Menſchen, Thiere, Bäume, Sträucher, Blumen, Felder, Wieſen, Wälder, Ruinen, Schlöſſer, Dörfer, Städte, Feſtungen, Schanzen, Pallaſte, Monumente, Obelisken, Bildſäulen, Gruppen, Reiterſtatuen, Waſſerkünſte, Waſſerfälle, Waſſerwerke, Waſſerleitungen, Waſſerbauten, Waſſerſtürze, Waſſerſtrahlen, Waſſerſäulen, Waſſerſpiele, Waſſerſprünge, Waſſerſchwälle, Waſſerſtrudel, Waſſerſtrömungen, Waſſerſtrömungen, Waſſerſtrömungen

nalunglücks. Erſt als, nach einiger Zeit, die „große Armee" unter Froſt und Entbehrungen zu erliegen anfing, ermannte ſich Alexander, und ſpäter kam man auf die Idee, den Brand, der die Schwingen des franzöſiſchen Adlers verſengte, als einen Act heroiſcher Selbſtaufopferung darzuſtellen, die ruſſiſchen Annalen mit einer Großthat zu bereichern und ſich in Europa einen gefürchteten Namen zu machen; künftige Feinde Rußlands ſollten denken, ſie würden es, bei einer Invaſion, mit Numantinern zu thun haben. Dies wäre, wenn es ſich beſtätigte, für den ruſſiſchen Volksgeiſt ſehr bezeichnend. Die Entſtehung der Feuersbrunſt erklärt Welp als ein höchſt natürliches Ereigniß oder vielmehr als eine Nothwendigkeit, die Napoleon vorausſehen und der er hätte vorbeugen müſſen, wenn die Franzoſen in ihrem Leichtſinn nicht vergeſſen hätten, die Eigenthümlichkeiten des feindlichen Landes im Voraus zu erkunden und zu berückſichtigen. Der ruſſiſche Pöbel, ſagt Welp, ſieht lieber brennen, als er löſchen hilft; die prompten Löſchanſtalten, welche Nikolaus in Petersburg eingeführt, werden ſelbſt dort ſehr flau und träge angewandt, ſo oft der Kaiſer nicht zugegen iſt; auch im Frieden gehört das Brandlegen, wie in allen halbciviliſirten Ländern, zu den gewöhnlichſten Exceſſen des diebsluſtigen Pöbels. Um wie viel ſicherer war es zu erwarten, bei der Verwirrung der Kriegszeit, in einer großen Stadt, die von ihren Herrn aufgegeben, von nachläſſigen Feinden beſetzt, von raubluſtigem Geſindel voll war, und wo die geflüchteten Einwohner im erſten paniſchen Schreck große Schätze zurückgelaſſen hatten? — Welp warnt ſchließlich vor dem unbedingten Glauben an ruſſiſche Darſtellungen und Berichte, wo es eigenen Ruhm und Größe gilt. Wie die Deutſchen viel zu wenig, ſo thäten die Ruſſen viel zu viel darin.

— Der bairiſche Freiherr von Hallberg, bekannt unter dem Namen: Eremit von Gauting und berühmt durch die vielen Reiſen, die er noch jetzt, in ſeinem achtzigſten Jahre, unternimmt, ſoll dem Kaiſer von Rußland ein Memoire überſandt haben mit unmaßgeblichen Rathſchlägen, wie die freien Tſcherkeſſen am beſten zu unterjochen wären. Man behauptet, der alte Sonderling ſei, als ihn die Luſt anwandelte, den Kaukaſus zu beſuchen, mit Schamyl in Berührung gekommen und von dieſem beleidigt worden; darum ſuche er ſich jetzt auf dieſe edle Weiſe zu rächen. Die Behauptung iſt etwas abenteuerlich. Soll man aber annehmen, der Eremit wolle ſich auf ſeine alten Tage ein halbes Dutzend Orden von einigen kleinen deutſchen Souveränen verdienen, die ſich vielleicht, aus zarten Verwandtſchaftsrückſichten, für jede ruſſiſche Eroberung intereſſiren? Seltſam genug, daß unſer deutſcher Adel, den die Kampfluſt in's Ausland treibt, ſich immer ausſchließlich auf die reactionäre und despotiſche Seite ſchlägt; es wäre nicht ſeltſam, wenn eine politiſche Tendenz oder die Rückſicht auf die Wünſche der reſpectiven Regierung, denen die heutige Ariſto-

kratie ſich nicht eben mit mittelalterlicher Unabhängigkeit gegenüberſtellt, zugegeben würde. Aber nein, es iſt bloße Abenteuerluſt, blos ritterlicher Sinn, was unſere Paladine in's Feld ruft; denn es ſind ſogar liberale Ariſtokraten unter ihnen. Wenn man dieſe Herren unter den Fahnen des Don Carlos erblickte, ſo mochten ſie ſagen und ſagten's auch: Wir ſind auf dieſer Seite, nicht um für Inquiſition und Despotismus zu kämpfen, ſondern weil hier am meiſten altſpaniſche Romantik iſt, weil hier ein ritterliches Gebirgsvolk für ſeine nationalen Freiheiten ſtreitet. — Wie kommt es aber, daß die jungen preußiſchen Adeligen, die bis jetzt nach dem Kaukaſus gingen, immer nur auf der ruſſiſchen Seite ſtanden? Sind die Tſcherkeſſen nicht ritterlicher, als die ruſſiſchen Rekruten- und Strafregimenter? O meine Herren, ſein Sie überzeugt, Sie können unter den Helden des Kaukaſus viel romantiſchere und gefährlichere Abenteuer beſtehen, als in den Reihen der Koſaken. Der Begriff: ritterlich, muß in der modernen Epauletten-Zeit ſich doch weſentlich verändert haben. Es iſt allerdings möglich, daß religiöſe Rückſichten dieſen jungen Nachwuchs des Ritterthums in die ruſſiſchen Reihen führen; man iſt da gewiſſermaßen militäriſcher Miſſionär, moderner Kreuzfahrer und trägt mittelbar zur Verbreitung des Chriſtenthums bei. Das wird am Ende auch den barocken baieriſchen Freiherrn beſtimmt haben; es wäre nur zu wünſchen, daß er ſeine Pläne ſelbſt ausführte und ſich mit dem ebenfalls ergrauten, wirklich freien Herrn Schamyl perſönlich meſſen könnte. Das wäre Romantik.

— Die deutſche Einheit iſt ſchon wieder auf eine bedauerliche Weiſe geſtört worden, und zwar, wie von jeher, nur durch die Intriguen des Reichs- und Erbfeindes, durch Frankreich. Wer könnte ſo blind ſein, um nicht einzuſehen, daß der juif errant in keiner andern Abſicht geſchrieben iſt, als um einen Eisapfel zwiſchen die Vorfechter deutſcher Einheit zu werfen? Sieht man nicht an dem wüſten, planlos hingeworfenen Unſinn der Anfangscapitel, daß es Sue gar nicht darum zu thun iſt, einen Roman zu ſchreiben? Der juif errant mag literariſch ausfallen, wie er will: ſeinen politiſchen Zweck hat er bereits nur zu gut erreicht. Der tiefer Blickende wird es keineswegs für einen Zufall halten, daß Sue's Buch im Conſtitutionnel, in dem alten Organ des eingefleiſchteſten Deutſchfeindes, Thiers, abgedruckt iſt, und man wird ſich das rieſenhafte Honorar erklären können, welches der Autor im Voraus erhielt; ein Honorar, welches bei uns kaum ein — ſcher oder — ſcher Premierminiſter für den gelungenſten diplomatiſchen coup, in auswärtigen oder inwendigen Verlegenheiten, erhalten dürfte. Das Unheil beſteht nicht blos darin, daß die Unzahl der Ueberſetzungen inneren Zwieſpalt und Neid, Concurrenz, Bankerotte und Pauperismus herbeiführen muß; nicht darin, daß eine Maſſe begabter Köpfe, am Narrenſeil des juif errant feſtgehalten, von der Verfechtung

politiſcher Intereſſen abgezogen wird; eben ſo wenig in den franzöſiſchen Sympathien, die das Monſtrebuch beim Leihbibliothekenpublicum anfachen kann: ſondern vorzugsweiſe in dem unſeligen Hader, der mit einem Male wieder zwiſchen den zwei deutſchen Verlagsherren ausgebrochen iſt; zwiſchen Cotta und Brockhaus. Die Häuſer Cotta und Brockhaus, die modernſten Repräſentanten des uralten Zwieſpaltes, der ſeit den Guelfen und Ghibellinen in mannigfachen Geſtalten durch die Geſchichte des Reiches geht, hatten ſeit kaum zwei Jahren die alte Fehde einſchlafen laſſen. Nichts ſchien die Uneinigkeit wieder wecken zu können; weder die Eheſcheidungs-, noch die Guſtav-Adolphvereins-, noch die Cartelfrage, ſelbſt die Hoheitsfrage wurde beigelegt. Deutſchland war ruhig, die Einheit ſchien eine Wahrheit zu werden. Welfen und Gibellinen, Oeſterreich und Preußen, Süd- und Norddeutſchland, hatten ſich verſöhnt. Da kommt der juif errant, und das Band, woran Jahre lang geſponnen wurde, hat einen Riß. Wir müſſen bemerken, daß das Cabinet der Augsburger Allgemeinen die Feindſeligkeiten eröffnete, indem es mit hämiſchem Zeigefinger auf den juif errant in der Deutſchen Allgemeinen, einer von „dem deutſchen Geſchichtſchreiber Bülau geleiteten" Zeitung hinwies. Das Cabinet von Leipzig gab mit vielleicht erzwungener Ruhe, aber in würdiger Haltung ſeine Gegennote; den gewichtigſten Vertheidigungsgrund hat es jedoch, aus diplomatiſch-dynaſtiſchen Rückſichten, ausgelaſſen. — Der juif errant ſteht im Feuilleton, nicht in der Zeitung, und man kann den Chef der politiſchen Redaction eben ſo wenig für das Feuilleton verantwortlich machen, wie den Premierminiſter für die Privatſpeculationen des regierenden Fürſten. Dies hätte das Cabinet von Augsburg bedenken ſollen.

— Man erzählt, daß im Naſſauiſchen Heere die Peitſchenſtrafe eingeführt werden ſoll. Es iſt nur gut, daß zwiſchen den Bundesſtaaten ein unauflösliches Cartel beſteht. Sonſt dürften die an Naſſau grenzenden Länder in eine eben ſo unangenehme Lage kommen, wie jüngſt Preußen an der ruſſiſchen Grenze; denn in Folge des harten Strafreglements würden wohl Tauſende von Ueberläufern, wo nicht gar das ganze Naſſauiſche Heer, über die Grenze ſtrömen. Völlig unglaublich dünkt uns das Gerücht von der Peitſchenreform nicht, da es wohl möglich iſt, daß durch das zarte Familienband mit „einem großen nordiſchen Staat" ein wohlthätig anregender Geiſt über Naſſau gekommen wäre; nur ſollte man in dieſem Fall, der Conſequenz wegen, ſtatt Peitſche lieber Kantſchu und Knute ſetzen. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Militärs.

Herausgegeben von

Stephan Thurm.

III.

Die Macht des Hauptmanns. — Zwei Kanoniergeſchichten. — Rachſucht eines Arztes. — Gehorſam und Gerechtigkeit.

Indem ich den herrſchenden Geiſt unter den Gemeinen und Korporalen, welchen das Prügeln hervorzubringen pflegt, berührt habe, will ich auch andeuten, welche Willkür bei der Beſtrafung, vorzüglich bei den Compagnien, bis Dato noch beſteht.

Im Allgemeinen kann man gewiß annehmen, daß die höheren Vorgeſetzten humaner und die höchſten die humanſten ſind; während die Beſtrafungen in den Compagnien am meiſten von Laune und Willkür abhängen, indem der Compagniecommandant als erſte Inſtanz oft unumſchränkt ſeinen falſchen Anſichten folgen darf, oder auch nicht ſelten perſönliche Abneigung oder kleinliche Leidenſchaftlichkeit ſeine Sentenzen leiten; wo hingegen die höheren Vorgeſetzten, die nicht unmittelbar mit den unteren Chargen verkehren, die ihnen vorgelegten Thatbeſtände gewöhnlich ohne Leidenſchaft prüfen und darnach ihre Urtheile fällen. Wenn auch wirklich ein höherer Vorgeſetzter nicht von dem humanen Geiſte beſeelt ſein ſollte, der ihm vom höchſten Orte zur Pflicht gemacht wird, ſo kommt derſelbe nur in den Fall, wirkliche Vergehungen verhältnißmäßig äußerſt ſtrenge zu beſtrafen, ſehr ſelten aber in den Fall, Unſchuldige mit Strafen zu belegen. Wenn daher ein ſolcher ſtrenger hoher Vorgeſetzter Diebſtahl mit achtmaligem Gaſſenlaufen beſtraft, in welchem Falle ein anderer, milder geſinnter das fünfmalige Gaſſenlaufen als Maximum eintreten ließe, ſo iſt dieſes doch bei weitem nicht ſo grauſam, als wenn ein Hauptmann einen Mann, der den Zapfenſtreich verabſäumt oder

den Hut nicht nach Vorschrift aufgesetzt hat, mit fünfundzwanzig Stockstreichen belegen läßt, den ein anderer human denkender entweder mit einigen Stunden Krummschließen oder mit etlichen Tagen Hausarrest bestraft hätte. Die Tyrannei wird verhältnißmäßig in den Artillerieregimentern von den Compagniecommandanten häufiger ausgeübt, als in der Infanterie, weil sich die Hauptleute wegen der zerstreuten Dislocirungen mehr überlassen sind und ihr Thun nicht immer von Stabsoffizieren überwacht werden kann. Freilich sollte auch hier der Willkür durch die Anordnung, daß jeder Schuldige oder Angeschuldigte beim öffentlichen Rapport in Gegenwart eines Offiziers und der Unteroffiziere über sein Vergehen vernommen werden soll, ein Kappzaum angelegt sein. Allein diese weise Anordnung, wenn sie auch wirklich befolgt wird, verhindert nur so viel, daß ein Hauptmann, wenn derselbe ein Tyrann ist, nicht ohne Anlaß den ersten Besten, der ihm unterkömmt, zu seinem Vergnügen krumm schließen oder mit Stockstreichen belegen lassen kann. Sein Pouvoir erstreckt sich von gänzlicher Freisprechung von einer Strafe bis zu fünfundzwanzig Stockstreichen. — Er bewegt sich daher immer gesetzmäßig in seinem Pouvoir, wenn er auch das Maximum eintreten läßt. — Wenn daher der beim Rapport anwesende Offizier mit der vom Hauptmann abgemessenen Bestrafung unzufrieden oder eigentlich nicht einverstanden wäre, so steht es ihm wohl frei, dem Letzteren mit aller Ehrerbietung eine Vorstellung zu machen, aber wenn der Hauptmann auf seiner Sentenz beharrt, so wird selbe doch vollzogen. Dem Offizier steht dann allerdings frei, im Dienstwege die Anzeige davon zu machen. Aber, Du lieber Gott, da gibt's eine Menge nisi! —

Erstens wird eine solche Anzeige über einen Vorgesetzten als Denunciation betrachtet, und der betreffende Untergebene, wenn er wirklich Recht erhielte, wird von seinen Obern nicht anders, als für einen gefährlichen Menschen gehalten.

Zweitens besteht ohnehin der Grundsatz, daß der Vorgesetzte, selbst wenn er Unrecht hätte, zur Erhaltung seines Ansehens, scheinbar doch Recht erhält. Er wird heimlich reprimandirt und der Untergebene öffentlich wegen seines Unrechts zurechtgewiesen.

Drittens denkt ſich ein jeder Offizier: warum ſoll ich mir wegen eines Menſchen, der mich im Grunde gar Nichts angeht, Unannehmlichkeiten zuziehen, nachdem ich ihm die erlittene Strafe von ſeinem Körper ohnehin nicht mehr abnehmen kann.

Viertens hat der Offizier in einem ſolchen Falle ſein eigenes Wohl zu berückſichtigen. Geräth derſelbe mit ſeinem Hauptmann in Conflict, ſo wird er bei den Höheren wegen Unverträglichkeit angeſchwärzt, und ſeine Conduiteliſte bekommt Scharten, die er ſchwer auszuwetzen vermag.

Fünftens kann der Hauptmann leicht eine Veranlaſſung finden, ſich an ihm zu rächen; denn Keiner, der genaueſte, der ordentlichſte und der geſchickteſte Offizier kann nicht die Fälle vorausbeſtimmen, wo derſelbe unſchuldigerweiſe wegen Saumſeligkeit, oder unwillkürlicher Nachläſſigkeit, wegen eines Fehlers im Exerciren ſich die Ahndung ſeiner Vorgeſetzten zuzieht; Fehler, die an ihm gar nicht gerügt würden, wenn derſelbe ihre Gunſt nicht verſcherzt hätte, und die an ihm um ſo ſchärfer geahndet werden, wenn dies der Fall iſt. Und endlich

Sechſtens hängen die Offiziere hinſichtlich ihrer Privatverhältniſſe vom Hauptmanne ab. Er kann bei einem Concubinat ein Auge zuſchließen, er kann durch kleine Vorſchüſſe die deſperaten Finanzen tröſten und Summa summarum den Subalternen eine Menge Gefälligkeiten gewähren und nicht gewähren.

Nach dieſer gar nicht erſchöpfenden Auseinanderſetzung wird ſich wohl Niemand wundern, daß die Gerechtigkeitspflege in der Compagnie nur von der Individualität abhängt und von unten keiner tyranniſchen Willkür begegnet werden kann. Und wenn auch die Obern manche willkürliche Tyranneien erfahren, ſo folgen ſie dem Grundſatze: „Wo kein Kläger, iſt auch kein Richter", und es bleibt daher beim Alten. Zum Beweiſe des Geſagten folgen hier zwei Fälle.

Ein Kanonier, der bereits im zehnten Jahre untadelhaft diente, ſtand bei einem Holzmagazin auf Wache. Nachmittags um ein Uhr kam ein Offizier mit einem Arbeitsperſonal, um das in dieſem Ma-

gazin vorhandene Holz zu ſchichten. Der auf der Wache ſtehende Kanonier ſah anfangs der Arbeit zu, aber da bei den geöffneten Thüren und bei der Anweſenheit ſo vieler Individuen für die Sicherheit dieſes Magazins Nichts zu befürchten war, ſo ſetzte ſich derſelbe in einem Winkel im Magazin nieder und ſchlief ſanft ein. Der Zufall wollte, daß der Hauptmann dieſes Kanoniers von eben der Seite in dieſes Magazin trat, wo derſelbe feſt ſchlief. Dem Hauptmann gelang es, ihm den gezogenen Säbel wegzunehmen, und dann weckte ihn derſelbe auf. Der Kanonier wurde alſogleich abgelöſt und in Arreſt geſetzt. Der diesfallſige Kriegsartikel lautet: „Wer ſeinen Wachpoſten treulos verläßt, auf demſelben einſchläft ꝛc., ſoll in Kriegszeiten mit dem Tode, in Friedenszeiten aber ſchärfſtens beſtraft werden.“ Als die Kunde von der Arretirung dieſes Kanoniers in der Compagnie ſich verbreitet hatte, wurden allerlei Urtheile über die Art ſeiner Beſtrafung im Voraus gefällt, und dasjenige, daß derſelbe an das Regimentscommando gemeldet würde, erhielt die größte Conſiſtenz. Zur größten Verwunderung Aller wurde dieſer Kanonier vermöge Compagniebefehl wegen Nachläſſigkeit auf dem Wachpoſten rückſichtlich ſeiner ſonſtigen ausgezeichnet braven Aufführung zwölf Stunden in's letzte Glied verſetzt, mit zweiſtündigem Intervall krumm geſchloſſen und ſodann ſeines Arreſtes entlaſſen. Hätte der Hauptmann dieſen Vorfall dem Regimentscommando der Wahrheit gemäß gemeldet und dieſen Kanonier mittelſt species facti übergeben, ſo würde derſelbe unfehlbar entweder vermöge kriegsrechtlichen Urtheils in die Gaſſe gekommen oder unmittelbar vom Oberſten im Wege der Gnade mit fünfzig Stockſtreichen belegt worden ſein. — Der Hauptmann war aber ein edler Menſch und ein gefühlvoller Mann, der ſeine Macht erkannte, aber nicht mißbrauchte.

Ein Kanonier, der im vierten Jahre diente und durchaus gute Conduite und vortheilhafte Bildung hatte, ſtand in einer geſperrten Kaſerne auf dem Nachtpoſten, damit nicht während der Nacht die Gänge verunreinigt und anderer Unfug getrieben werden könnte. Sein Hauptmann kommt nach Mitternacht nach Hauſe und trifft dieſen Kanonier, ſtatt auf- und abgehend, auf der Gangmauer ſitzend an. Er fragt ihn, warum er ſitze? Der Kanonier antwortet, ſein Fuß ſchmerze ihm auf einmal ſo ſehr, daß er durchaus nicht ſtehen könne. Der Kanonier wird ebenfalls abgelöſt und in Arreſt gebracht.

Von dem Selbstgefühl mußte derselbe zum Ritter gelangt, welcher die unerhörte That in das Selbstgefühl Maximilian „Rosenhan" einkleidete. Der Ritter erscheint edelmüthig seinen Mannen und unbarmherzig unmenschlich im Gefechte, warnend an seine Leute knieend, besiegt seinen Feind, aber nur noch halt, bis er wegen einer kühnen Thatsache, die er noch mit dem Knaye einer Rosenknospe vergleichen hatte, mit dem Kranze verbunden wird, den ihm seine Leute reichen, bewirft auch gegründet, daß wenige gerechten seinen Namen mit dem Knappen, die Kammer u. und gerechten seinen Rosenknospen, wie noch niemand der Ritter gegeben hatte, die gerade Unterschied nahm. Um so mehr sollte jenen Ritterglauben die unsere neue Kammer vorgeführt, um seine Verdrehte Wirkung, und er unser „Rosenhan Ritter" verliehen? Einer „Rosenhan Ritter" Rosenhan Ritter, welcher in Verfolgung seiner Rosenhan Ritter, welche Rosenhan Ritter, welche der Gerechtigkeit, welche Rosenhan Ritter, welche Rosenhan Ritter, welche Rosenhan Ritter

Offizier begab ſich mit dieſen Nachrichten zum Hauptmann und ſtellte ihm vor, daß es ungerecht wäre, dieſen Kanonier wegen des augenſcheinlich unverſchuldeten und obendrein geringfügigen Vergehens mit einer körperlichen Strafe zu belegen, um ſo mehr, da nach dem allerhöchſten Befehle ſo viel als möglich dieſe verhaßte und entehrende Strafe zu vermeiden wäre. Thun Sie Ihre Schuldigkeit, ſagte der Hauptmann, ich weiß, was ich thue und werde es verantworten; ob ich recht oder unrecht handle, das kümmert Sie Nichts, — ich bin der Commandant. Nach einem nochmaligen Verſuche, den Hauptmann zu menſchlicheren Geſinnungen zu ſtimmen, erfolgte die Verſicherung, daß der fragliche Kanonier fünfundzwanzig Prügel haben müſſe, ſo wahr er Hauptmann wäre. Nun ſtieg dem Offizier die Galle auf, und er erwiederte ihm: Und er ſoll ſie nicht bekommen, wenn ich auch caſſirt werden ſollte. Ich laſſe nunmehr den Offizier ſelbſt dieſen Vorfall erzählen, wie ich ihn aus ſeinem eigenen Munde hörte. — Ich ging, erzählte er, zu einem Kameraden, um mir Rath bei ihm zu holen. Er rieth mir, zum Major zu gehen. Ich that es. Der Major überhäufte mich mit Vorwürfen, weil ich zu weit gegangen ſei, und fertigte mich mit den Worten ab, daß er ſich in Compagniegeſchichten nicht miſche und der Hauptmann ohnehin wiſſe, was er zu thun habe. Uebrigens, ſagte er, iſt es gegen allen Dienſt, gegen alle Disciplin, den Hauptmann in ſeinen Gerechtſamen hemmen zu wollen und höhere Vorgeſetzte außer der vorgeſchriebenen Zeit und außer der Ordnung zu behelligen. Der Commandant war abgereiſt und kehrte vor Abend nicht zurück. Ich weiß nicht, warum, aber ich ſetzte es mir einmal in den Kopf, den Kanonier zu retten. Was war zu thun? — Ich wollte mir eben bei einem anderen Kameraden einen guten Rath einholen, als mir der Stabsarzt dieſer Garniſon begegnete, deſſen Freundſchaft zu beſitzen ich mich rühmen konnte. Ich erzählte ihm in Kürze, in welchem Imbroglio ich mich befände, und er war ſo gütig, mir zu erlauben, ihm dieſen Mann in derſelben Stunde vorzuſtellen. Ich eilte, den Kanonier aus dem Arreſte zu holen, und führte ihn zu dieſem Stabsarzte. Kaum ſah der Letztere den Kanonier, ſo erinnerte er ſich auch augenblicklich, ihn in der Behandlung durch längere Zeit gehabt zu haben, und ſtellte alſo gleich ein Zeugniß aus, daß derſelbe wirklich mit einem Uebel behaftet und kein Simulant ſei, und ich führte den Kanonier ſelbſt

wieder in ſeinen Arreſt zurück, — das Zeugniß, wie es ſich von ſelbſt verſteht, blieb in meinen Händen. Ich ſuchte damit den Hauptmann auf, — aber er war auf die Jagd gegangen. Ich verlangte den Major zu ſprechen, man wies mich ab. Ich berathſchlagte mich mit Mehreren, allein die Meiſten ſtimmten darin überein, „der Gehorſam ſei die erſte Pflicht". — Aber mein Gott! dachte ich, wenn ich das Todesurtheil in der Taſche hätte, und ich könnte einem Menſchen mit einer Pflichtverletzung das Leben retten, warum ſollte ich es nicht thun? — An mir liegt es, ob ich dieſem Mann fünfundzwanzig Stockſtreiche aufladen laſſen ſoll, oder nicht, und er iſt unſchuldig. Exequire ich den Befehl nicht, ſo werde ich geſtraft, — vollziehe ich ihn, ſo habe ich vielleicht einen Menſchen auf Zeitlebens unglücklich gemacht; denn ich fühlte es zu tief, daß, wenn mich jemals das Unglück getroffen hätte, mit einer entehrenden Strafe belegt zu werden, ich dieſe Schande nicht überlebt hätte. Und es betraf einen gebildeten, guten, braven Menſchen, der vielleicht von denſelben Gefühlen beſtürmt wurde, wie ich. — Ich ſchwankte zwiſchen Pflicht und Menſchlichkeit, ich hatte die Wahl zwiſchen meinem eigenen Untergang und der Rettung eines fremden, vielleicht undankbaren Menſchen! Mit einer Unentſchloſſenheit und unter tauſend Kämpfen betrat ich zur beſtimmten Stunde die Kaſerne. Die Compagnie war bereits geſtellt, der Arreſtant ſtand vor der Fronte, die fluchwürdige Bank ſeitwärts in Bereitſchaft. Der Befehl ward vorgeleſen, der Kanonier zitterte wie Eſpenlaub, die Todesfarbe überzog ſein blühendes Jugendantlitz, — mir rann der Schweiß unter dem gewaltigen Seelenkampf von der Stirne tropfenweis. — Die Bank wird herbeigeſchleppt, — ich befahl „Niederlegen". Ein tiefer Seufzer, der ſich dem Unglücklichen aus ſeiner Bruſt emporarbeitete, ein troſtloſer Blick, der auf mich fiel, hat meine Unentſchloſſenheit gebrochen. Beſtimmen Sie einen Korporal, ſagte ich zum Feldwebel. Und als jener die gehörige Poſitur eingenommen, und der Feldwebel mir mittelſt Salutation zu verſtehen gab, daß Alles in Bereitſchaft ſei, ſagte ich „Anfangen". — Nun wird der Stock mit aller Kraft aufgehoben und geſchwungen, aber mein donnerndes „Halt" verhindert deſſen ſchmerzhaften Fall. Stehe Er auf, ſagte ich zum Kanonier, und Sie, ſagte ich zum Feldwebel, melden dem Herrn Hauptmann, daß die Execution vollzogen worden iſt. Der Kanonier war frei und ich ging

mit einem Gefühl, deſſen Natur ich nicht kannte, oder noch beſſer geſagt, ohne alles Gefühl aus der Kaſerne hinaus. — Ich war mit mir uneins, ob ich recht oder unrecht gehandelt, — meine Handlung war nicht das Reſultat meiner Ueberlegung, ſie war die Frucht der momentanen Ueberraſchung, mein Gefühl übermannte meine Vernunft. — Mein erſter Gang war zu einem Freunde, um ſein Urtheil über das ſo eben Vorgefallene zu hören; aber ich fand keinen Troſt. — Die Geſchichte wurde in der ganzen Garniſon binnen wenigen Stunden ruchbar, und ich fand unter allen meinen Bekannten nur einen einzigen Hauptmann, der mir einen guten Ausgang prophezeihte und meinen Muth mit dem Beiſatze aufrichtete, indem er mir ſagte: Und wenn es wider beſſeres Hoffen mit Ihnen nicht gut ausfallen ſollte, ſo entſchädigt Sie vollkommen das Bewußtſein, daß Sie einen ſolchen Entſchluß faſſen und ihn ausführen konnten! — Bei meiner Nachhauſekunft fand ich ein Aviſo, daß ich den folgenden Tag beim Stabsrapport zu erſcheinen habe, welches vorauszuſehen war. In der Frühe überbrachte mir der Korporal den Frührapport, in welchem der geſtrige Vorfall mit folgenden Worten gemeldet war: Kanonier N. ſollte vermöge löblichen Compagniebefehls wegen Nachläſſigkeit im Dienſte mit fünfundzwanzig Stockſtreichen beſtraft werden, es wurde jedoch nur der Befehl vorgeleſen, und die Strafe auf Befehl des Herrn Inſpectionsoffiziers nicht vollzogen. — Dieſen Rapport mußte ich unterſchreiben. Als ich beim Compagnierapport erſchien, wurde von Seite des Hauptmanns der Vorfall gar nicht erwähnt, ſondern blos als der Kanonier ſeinen Dank wegen der gnädigen Strafe ausdrücken wollte, befahl er demſelben ſpöttiſch, ſich bei mir zu bedanken, welches derſelbe auch that und ich annahm. — Nach dem Rapport ging ich und der Hauptmann zum Major, welcher mir mein unüberlegtes Handeln vorſtellte und mich ſchon im Voraus wegen des Verluſtes meiner Charge bedauerte. Von da ging es zum Commandanten. — Der Commandant fand durchaus keinen Ausdruck, um mein Vergehen zu bezeichnen. Ich diene bereits ſechsundvierzig Jahre, ſagte er, und ein ſolcher Fall iſt mir noch nicht vorgekommen. Zwei ſolche Offiziere in der Armee, wie Sie ſind, würden alle Disciplin über den Haufen werfen, daher müſſen Sie ſich es ſelbſt zuſchreiben, wenn Sie ein Exempel ſtatui-

ren müſſen. Sie geben Ihren Degen ab, den Sie nicht mehr tragen werden, und jetzt gehen Sie zum Garniſonsprofoß!"

Beiläufig zwei Stunden mochte ich bei demſelben geweſen ſein, als ich zum Garniſonsauditor gerufen wurde, welcher vorläufig von mir die näheren Umſtände meines Vergehens erfahren wollte. Wir waren jederzeit gute Freunde. Als ich ihm alle Details erklärte und das Zeugniß des Stabsarztes producirte, rief er: Victoria! Nichts geſchieht Ihnen, und Sie ſind heute noch auf freiem Fuße. Höher als Gehorſam ſteht die Pflicht, eine Strafe von einem Unſchuldigen abzuwenden; aber geſetzt den umgekehrten Fall, ſo haben Sie ja Alles früher gethan, um nicht ungehorſam werden zu müſſen; folglich iſt es ja die Schuld Derjenigen, die Sie hierzu gezwungen haben, und überdies iſt das Vergehen des Kanoniers keineswegs von ſolcher Art, daß eine körperliche Strafe hätte eintreten ſollen und dürfen.

Mein Degen wurde mir den folgenden Tag auf höhern Befehl mit der Weiſung zurückgegeben, daß ich mich als meines Arreſtes entlaſſen bei meinen Vorgeſetzten melden ſolle. Mein Commandant ſchien ſchon von meiner gewonnenen Freiheit in Kenntniß zu ſein, ſagte mir jedoch, daß ich, um nicht in weitere Colliſionen mit dem Hauptmann zu gerathen, bis auf weitere Befehle keine Dienſte zu verrichten habe. Nach zehn Tagen kam von der General-Artillerie-Direction ein Befehl, und ich wurde in eine entfernte Provinz verſetzt. Was der höchſten Stelle über mich berichtet wurde, iſt mir unbekannt geblieben, nur ſo viel weiß ich, daß dieſer Vorfall mich in großen Nachtheil bei der öffentlichen Meinung und bei allen Vorgeſetzten brachte.

IV.

Eine Criminalgeſchichte.

Noch eine Begebenheit muß ich zum Belege des Vorigen erwähnen, die in der ganzen Armee großes Aufſehen erregte. Um deren Authenticität herzuſtellen, werde ich auch die Hauptperſonen, die mir bekannt ſind, ohne Scheu nennen.

In den dreißiger Jahren marſchirten mehrere Compagnien von

Peſth nach Dalmatien, unter welchen ſich auch jene des Capitän-Lieutenants Georg Edler von Neuwaller befand. Neuwaller war ein unmoraliſcher Menſch und zugleich im ſtrengſten Sinne des Wortes ein Tyrann. Seine Lieblingsſtrafe war Stockprügel, und wie ſchon erwähnt worden, kann ein Hauptmann nie wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt zur Rechenſchaft gezogen werden, wenn derſelbe ſein Pouvoir, nämlich die ihm eingeräumte höchſte Strafe von fünfundzwanzig Stockſtreichen, nicht überſchreitet. Neuwaller bewegte ſich ganz natürlich in dem Geleiſe ſeines Pouvoirs; allein ihm galt ein jedes Vergehen gleich. Tabakrauchen, lange Haare, ſchmutzige Adjuſtirung, Diebſtahl, Betrug, Inſubordination und alle dieſe Vergehungen wurden in ſeiner üblen Laune nach Einem Maßſtabe, nämlich mit fünfundzwanzig Stockſtreichen beſtraft. Hauptſächlich aber waren ſein Fourierſchütz und der auf Caſſa-Inſpection commandirte Kanonier ſeinen Brutalitäten am meiſten ausgeſetzt. Der Hauptmann pflegte ſpät und gewöhnlich berauſcht nach Hauſe zu kommen. Da das Thor der Kaſerne, in welcher derſelbe logirte, geſperrt war, ſo mußte ihm jederzeit entweder ſein Fourierſchütz oder der auf Caſſa-Inſpection ſtehende Kanonier das Thor öffnen. Hatte es ſich einmal ereignet, daß Neuwaller längere Zeit draußen warten mußte, ſo konnte auch der Schuldtragende gewiß einer ſichern Strafe gewärtig ſein, und derjenige, den das traurige Loos traf, auf beſtändige Caſſa-Inſpection commandirt zu werden, wußte ſchon im Voraus, daß er von dieſem Höllendienſte nicht früher befreit werde, als bis er den unſchuldigſten Theil des Körpers, der ſo oft die Vergehungen des Kopfes entgelten muß, zum Opfer gebracht hatte. — Zur beſſeren Verſtändlichkeit muß ich erwähnen, worin der Dienſt einer Caſſa-Inſpection beſtand. — Bei allen Compagnien hat der Hauptmann die Verpflegs- und ſonſtigen Gelder in ſeinem Quartiere aufzubewahren Damit in ſeiner und ſeines Dieners Abweſenheit kein Einbruch in ſein Quartier geſchehen könne, oder um auch allenfallſigen Vorwänden vorzubeugen, daß dieſe Caſſe von Jemandem beraubt worden ſei, iſt es eingeführt, daß jeder Compagnie-Commandant eine Caſſa-Inſpection hält, die hauptſächlich in Abweſenheit des Hauptmanns oder ſeiner Familie das Quartier hüten muß.

Aus Hamburg lassen sich Indianiken, die sich schmücken, auch viele, besonders in weiblichen, solche die einen weißlichen Teint haben, und die lebhafte Farbe, welche bei ihnen angetroffen ist und dabei eine zarten Blonde vermuthen. Diese lebhaften Farben sind Rosenfarben und bekommt von Quecksilber, ist auch selbst einem Kanarien bekannt ist, und einen Liebhaber, der seine Braut hat. Besonders war sie, daß sie die Farben, der die andere Mädchen hat, dann natürlich wenig Weißlichkeit an einen Farben, wie es kann das habe auch nicht, besonders weiße auch dringend Rosenfarbe. Aber sie hat sie bekommen Rosen-Injection Rosenfarbe, und Rosenfarbe, und Rosenfarbe, und

mann bei ſeiner Nachhauſekunft wieder wie ein Vieh gegen ihn wüthete, ſagte derſelbe zu ſeinem Schlafkameraden, nämlich zum Fourierſchützen, er könne es nicht mehr aushalten, und er wiſſe nicht, was er anſtellen ſolle, um von dieſer Anſtellung mit Ehren los zu kommen? „Mit Ehren? — ſagte der Fourierſchütz, — mit Prügeln können Sie wohl davon kommen, oder Sie ſchlagen den Hauptmann todt.“

Nicht lange nach dieſem Colloquium fand man den Hauptmann auf der Stiege, welche zu ſeinem Quartier führte, erſchlagen, und eine Holzart neben ihm. Der Kanonier und der Fourierſchütze lagen im tiefen Schlafe, als dieſe Mordthat entdeckt wurde. Sie wurden beide in Haft genommen, aber der Kanonier, deſſen Unſchuld Niemand bezweifelte, ja ſogar von ſeinen Offiziers verbürgt wurde, ward nach kurzer Zeit aus Mangel an Beweiſen ab instantia abſolvirt, diente wie früher mit ſeiner gewöhnlichen Accurateſſe fort und erwartete ſeinen Abſchied. Der Fourierſchütz, der durch die notoriſche Mißhandlung, die er von ſeinem ſeligen Herrn zu erdulden gehabt, viele Motive zur Rache hatte, und durch den Rath, den er dem Kanonier ertheilte, nämlich den Hauptmann todtzuſchlagen, aufs Höchſte prägravirt war, wurde im Arreſt fortbehalten. Nach einem Jahre beiläufig langte der Abſchied für den Kanonier Klein vom Regiments-Commando bei der Compagnie an. Klein wurde zum Rapport beſtellt. Der Nachfolger des erſchlagenen Hauptmanns ſetzte Klein hiervon in Kenntniß, wollte ihn aber überreden, noch ferner zu dienen und ſich gegen Beförderung zu reengagiren. Zu höchſter Verwunderung aller beim Rapport Anweſenden kniet Klein nieder und ſagt: „Ich habe den ſeligen Herrn Hauptmann erſchlagen und ſehe beſtändig ſein Geſicht vor meinen Augen. Ich will ſterben!“ Alle wünſchten, es wäre ein Anfall von Wahnſinn geweſen; allein die Unſchuld des noch immer im Arreſt ſchmachtenden Fourierſchützen und das folternde Gewiſſen hießen Klein eine That geſtehen, welche jeder redliche Mann aus Sittlichkeitsgefühl nicht billigen konnte, aber nur wegen des Thäters, nicht wegen des Erſchlagenen, ungeſchehen wünſchte. Das Reſultat dieſer Kataſtrophe war, daß man bei dem gewaltſamen Tode Neuwallers ſagte: „Gott ſei Lob und Dank, daß dieſes Vieh todt iſt,“ und daß man bei dem

Tode ſeines Mörders, der ſeine Seele am Galgen in Zara aus-hauchte, allgemein rief: „Gott ſei ſeiner Seele gnädig! — er war ein braver Kerl!“ Im Uebrigen blieb es beim Alten, die Disciplin wird von den Hauptleuten wie vorher nach Willkür, gut und ſchlecht, mild und barbariſch gehandhabt, und die Fourierſchützen und Privat-diener bleiben im ſtrengſten Sinne des Wortes Sklaven — wie früher.

Ein Blick auf die deutsche Journalistik im Jahr 1843.

Von

W. H. Riehl.

„Ohne Nationalität keine Freiheit. Nationalität ist die Grundbedingung alles Völkerlebens, ist die Form seines Daseins. Die Freiheit ist seine Erfüllung" — in diesem Ausspruche Karl Grün's möchten wir das Stichwort der politischen Bewegungen der jüngsten Vergangenheit erblicken. Sich zur rechten Auffassung nationaler Interessen durchzuringen, in ihnen die concrete Form zu finden für das Abstractum — Freiheit, dies war die Aufgabe unserer vorjährigen Journalistik; dadurch aber, daß die deutsche periodische Presse diese Aufgabe wirklich gelöst, manifestirte sie aufs Neue und glänzender als je, daß der Odem des Lebens, welcher erst seit wenig Jahren ihr inwohnt, immer gewaltiger ihren ganzen Organismus zu durchgeistern beginnt. Die Regeneration, die das abgelaufene Jahr brachte, kam nicht plötzlich, nicht gewaltsam zu Tage; seit 1840 war jene innere Umgestaltung vorbereitet, und obgleich im Streite über das „National oder liberal?" der Sieg sich unterdessen zeitweilig auf die Seite des kosmopolitischen Liberalismus geneigt hatte, diente dies doch blos, uns bei dem trockenen Brod vager Theorien und bei dem zur höchsten Abspannung berauschenden Trank abstracter Freiheitsbegeisterung so recht den Hunger und Durst fühlen zu lassen nach etwas Festem, concret Wirklichem. Wie sich nun jener jugendliche Enthusiasmus im Laufe des verwichenen Jahres abgeklärt, geläutert hat, sich angerankt an unsere nächsten und höchsten Interessen, das geistige und materielle Wohl der Nation — dies nachzuweisen und zwar speciell an dem Entwicklungsgange unserer Journalistik, ist die Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes.

Am 24. December 1842 hatte man in Preußen den Jahrestag der freieren Preſſe gefeiert, preußiſche und ſächſiſche Blätter durften inländiſche Intereſſen mit einer Freimüthigkeit beſprechen, tadeln, perſifliren, wie man ſich's ein paar Jahre früher in unſerm lieben, ſchleppfüßigen Vaterlande kaum hätte träumen laſſen; Herwegh war, gleich einem neuen Meſſias, durch die Hoſianna rufenden, Palmen ſtreuenden deutſchen Gauen gen Berlin gezogen; man ſprach hin und wieder ſchon von einer jährlich zu begehenden Herweghsfeier, der Club der Freien an der Spree friſtete ſein Beſtehen zum Aerger aller ruhigen Leute, kurz, die Sonne des neuen Jahres ſchien heiterer als je aufgehen zu wollen über den Häuptern der Liberalen, — da brach ſtatt deſſen plötzlich die vernichtende Kataſtrophe herein. Herwegh's Audienz beim Könige bildete den Wendepunkt; der feurige Poet hatte vergeſſen, daß mit großen Herren nicht gut Kirſchen eſſen iſt, und der königliche Wunſch eines Tages von Damaskus iſt für ihn ſchier zu ſpät gekommen. Wir wollen kein weiteres Wort verlieren über dieſe zum Ueberdruſſe durchgeſprochenen Begebenheiten; für unſern Zweck genügt, daß ſich von jenem Tage an die Grundſätze des preußiſchen Guberniums als völlig umgeänderte kundgaben. — Unmittelbar an Herwegh's Ausweiſung knüpfte ſich für's Erſte das Debit-Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung, als eines, „durchaus Preußen feindſelig geſinnten" Blattes, dem ſich nur ein paar Tage ſpäter die Conceſſionsentziehung der Deutſchen Jahrbücher anreihete. Ruge hatte eben erſt öffentlich erklärt: „Es komme nunmehr darauf an, das Volksbewußtſein aus den Illuſionen, worauf unſer jetziges politiſches und religiöſes Leben ruhe, emporzuheben, die Maſſen in Bewegung zu ſetzen, die Kirche in die Schule zu verwandeln und eine wirkliche, allen Pöbel abſorbirende Volkserziehung daraus zu organiſiren, das Militärweſen damit zu verſchmelzen, das alſo gebildete und organiſirte Volk ſich ſelbſt regieren und Juſtiz handhaben zu laſſen" Der Artikel ſchloß ſodann damit, die Auflöſung des Liberalismus in Demokratismus zu proclamiren. Durch dieſes kurze Reſumé hatte es Ruge den Behörden ſchließlich noch recht leicht gemacht, das Verbot der Jahrbücher dadurch zu rechtfertigen, „daß ſich dieſelben nach allen Richtungen ein Verneinen ohne Maß und Ziel zur Aufgabe geſtellt hätten, ſo wie ein Unterwühlen aller Fundamente des chriſtlichen Staates." — Nun war einmal das

Verfahren gegen die verhaßte Bewegungspartei eingeleitet, und die Sache nahm raſch und entſchieden ihren weiteren Gang. Am 14. Januar wurde der Dichter der unpolitiſchen Lieder ſeiner Profeſſur entſetzt, weil — wie er ſelber ſich ausdrückt — das preußiſche Landrecht nicht ſein Gradus ad Parnaſſum geweſen. Der entſcheidende Schlag aber ſollte erſt geführt werden durch die Unterdrückung der Rheiniſchen Zeitung. — Das Blatt hatte in der letzten Zeit des Beſtehens gar manchen ſeiner früheren Freunde verloren, der Katholicismus der Rheinprovinz fühlte ſich tief verletzt durch die vielen offenen Angriffe auf das poſitive Chriſtenthum, und beſonders hatten mehrere Artikel über die bairiſche Kniebeugung große Indignation unter den Mittelklaſſen erregt, ſo daß ſelbſt die letzte Generalverſammlung der Actionäre, freilich etwas zu ſpät, die lauteſte Unzufriedenheit ausſprach über die ungemeſſenen Formen der bisherigen Redaction und den oppoſitionellen Standpunkt zwar feſtgehalten wünſchte, aber in etwas rückſichtsvollerer Weiſe. Ja, die Rheinländer ſind geborene Liberale, aber keine Radicale, obgleich die Koblenzer noch in demſelben Jahre ihre Rhein- und Moſelzeitung wegen allzu conſervativer Tendenzen — aus dem Caſino ballotirten! — Vergeblich hatte ſich einer der Redacteure des Blattes in Perſon nach Berlin begeben, und die rheiniſchen Anwälte ꝛc., welche eine Petition zu Gunſten der Anathematiſirten unterzeichneten, erhielten, nach altem Brauch, blos einen tüchtigen Rüffel. Wir möchten es übrigens eben für kein Zeichen politiſchen Scharfblickes halten, daß es unſere Staatsmänner für nöthig erachteten, jenen excentriſchen Liberalismus mit Gewalt auszurotten, was doch nur zu feindſeliger Erbitterung reizte, während die gefährlich erfundene Richtung ſich bereits zu überleben begonnen und einen großen Theil ihrer wärmſten Anhänger verloren hatte. Aber die Miniſterien waren diesmal, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug in der Hand Gottes, und ſo haben ſie den Liberalismus — ausgerottet? — nein! ſie haben ihn gekräftigt, geläutert, ſie haben weſentlich dazu beigetragen, das frühere, in der Luft ſchwebende Gebäude niederzureißen, ſo daß wir nachgehends die Fundamente eines neuen Hauſes auf feſten Grund zu legen vermochten. Die Rheiniſche Zeitung hat in einem leading article „am letzten Tage" ein merkwürdiges, ſybilliniſch myſteriöſes Prophetenwort geſprochen, aber die Zukunft hat daſſelbe, wie uns bedünkt, jetzt ſchon Lügen

schaft. Die Advocaten gehören nicht zum Gerichtshofe, können bei ihm auf eine bestimmte Zeit gewählt sein, oder auf die Dauer ihrer Amtsführung. Sie werden vereidet, ihre Pflichten, ihr Amt treu und gewissenhaft zu verwalten. Nicht bloß sind sie Rathgeber ihrer Clienten, sondern auch Vertheidiger, aber haben nicht den Vortrag der Sache selbst.

Die Richter haben das Urtheil, wenn verwirfte es sein die Acten, beim Rathe einen gutachtlichen Bericht einzureichen, der zum großen Theile bestimmt ist, daß sie bei den Beamteten gegen die Advocaten noch gehörige Achtung haben — 11 000 Mann Soldaten, die Gendarmerie, ungefähr 2000 Gensdarmen und einen Theil der Polizei, die Gefängnisse, Zuchthäuser und Strafen, die Gesetze und Gesetzbücher, die Gerichtsbücher, Acten und Urtheile, die Advocaten, die Notarien, Advocaten, wenn es nöthig, Gerichtsdiener, Gefängnißwärter, Scharfrichter, und über 1200 Executoren des Gesetzes, die in der Stadt Paris Kommen und Gehen, Ankunft und Abgang Fremdenmund mit offenem Ohrenlauscht entgegen, die Gesellschaftsmenschen, Gesellschaftsmenschen, Gesellschaftsmenschen, u. s. w.

Zwischen den zwei andern Stufen bestehen Verhältnisse, die nicht so sehr in Gesetzbüchern, sondern vielmehr in den Sitten, Gewohnheiten und Meinungen der Menschen ihren Grund haben. Die Richter sind nämlich, wie bereits gesagt, ihrer Würde wegen, und weil sie Gesetze sind, sind sie ausgezeichnet. Diese Auszeichnung hat zum Theil ihren Grund in der Verordnung, daß es mit den Advocaten in Civil- und Strafsachen gehalten werden soll, und in der Gewohnheit, daß sie gehalten sind, bei zwei wichtigen und sehr feierlichen Gelegenheiten, nämlich bei der Eröffnung und Schließung der Gerichtssitzungen, ihre Amtskleidung anzulegen. Diese Amtskleidung ist ein schwarzer Talar mit weiten Aermeln, und ein Barett, welches bei der Eröffnung der Sitzungen mit einem weißen Federbusche, bei der Schließung mit einem schwarzen geziert ist. Diese Kleidung ist nicht neu, sondern sie ist schon seit Jahrhunderten gebräuchlich. Sie ist ehrwürdig, weil sie alt ist, und weil sie ehrwürdig ist, ist sie auch schön. Sie ist schön, weil sie ehrwürdig ist. Sie ist schön, weil sie alt ist. Sie ist ehrwürdig und schön, weil sie Gesetz ist. Sie ist Gesetz, weil sie ehrwürdig und schön ist. Sie ist ehrwürdig, schön und Gesetz, weil sie alt ist. Sie ist alt, schön, ehrwürdig

zum allgemeinen Beifall verkündigen, daß wir trotz all unserer Philosophie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von den Engländern und Franzosen geplündert und an den Rand eines Nationalbankerottes gebracht worden seien, während im Gegentheile der deutsche Zoll- und Handelsverein, nicht von Philosophen erfunden und verwirklicht, das finanzielle Gleichgewicht unter den Nationen einigermaßen wieder hergestellt habe und mehr als alle literarischen Discussionen beigetragen zur Erhebung des Gemeingeistes und Nationalgefühles.

Indem sich diese neue Anschauungsweise Bahn gebrochen, waren auch von Seiten der Tagespresse neue Bedürfnisse zu befriedigen, neue Organe mußten sich für dieselbe bilden an der Stelle der gefallenen Vertreter der früheren Richtung. Drei Zeitschriften aber sind es, welche, damals neu auftretend, uns als besonders maßgebend erscheinen für den Umschwung unserer Journalliteratur: List's Zollvereinsblatt, Giehne's deutsche Wochenzeitung und Biedermann's deutsche Monatsschrift (seit 1843 in neuer Gestalt.)

Friedrich List, „der O'Connell der deutschen Industrie", suchte in seinem Blatte mit eindringlicher Beredsamkeit die materiellen Interessen der Nation zu verfechten, er sprach von vornherein aus, seine Obliegenheit finde er darin, „ein Hochwächter der Industrie und des Ackerbaues, des Handels und der Schifffahrt der Deutschen zu sein, aber auch überhaupt Referent und Sammler aller in die vorgenannten Zweige und in die National-, Staats- und Finanzwissenschaft überhaupt einschlagenden Thatsachen und statistischen Notizen. Unser Ehrgeiz," fährt er sodann fort, „strebt dahin, Deutschland ein Journal zu liefern, wie es bis jetzt noch keines besessen, wie es keine andere Nation besitzt, ein Centralblatt sämmtlicher materiellen Interessen des Finanzwesens und der Staatswirthschaft." — Trefflich geschriebene Abhandlungen über das nationale Schutzsystem, den Anschluß Hannovers, die deutsche Flotte, die Auswanderung, ein deutsches Eisenbahnnetz ꝛc., so wie die gediegene, zeitgemäße Tendenz der Zeitschrift überhaupt gewannen ihr in Kurzem so zahlreiche Freunde, daß sie bereits im Juni ihren Rahmen erweitern konnte und eine zweite Auflage des ersten Semesters veranstalten mußte bei immer steigender Abonnentenzahl.

Aehnliche Grundſätze, doch auf einen weit größeren Kreis des Stoffes ausgedehnt, verfolgte Giehne's Wochenzeitung, indem ſie verſprach, die Politik der Oberdeutſchen weiter zu führen und deren Verlaſſenſchaft an Sympathien und Antipathien, an feindſeliger, wie an freundlicher Geſinnung zu übernehmen; indeß haben die Haber'ſchen Vorfälle im Herbſte vergangenen Jahres ihr ein Ende gemacht.

Biedermann's Monatsſchrift trat in einigen Punkten dem Glaubensbekenntniß Giehne's geradezu entgegen, indem ſie erklärte, ſie ſei ein Organ der nationalen Partei, aber den Enthuſiasmus der Oberdeutſchen Zeitung für den Dombau und ein übertriebenes Schutzſyſtem theile ſie ſo wenig, als deren Fremdenhaß; dagegen wolle ſie, bekämpfend die Meinung der philoſophiſch-radicalen Partei, die Deutſchen zurückführen von der müßigen Speculation, der dürren Theorie, in deren Bahnen ſie ſich lange genug umhergetrieben, während andere Völker, von praktiſcheren Führern geleitet, zu Macht und Glück emporgeſtiegen ſeien. —

Die neuen Principien durchdrangen mehr oder weniger faſt alle politiſchen Blätter groß und klein, während ſich zugleich von den älteren bedeutenderen Journalen die Kölniſche und die Augsburger Allgemeine Zeitung mit Entſchiedenheit für die nationale Partei erklärten. Der letzteren mochte ein ſolcher Umſchwung der Dinge beſonders erwünſcht gekommen ſein; denn früher, da es ſich um liberal oder conſervativ handelte, hatte ſie überhaupt einen ſchwierigen Standpunkt zu behaupten gehabt, und von der Rheiniſchen Zeitung, dem Telegraphen ꝛc. war ihr ſo arg zu Leibe gegangen worden, daß die Redaction einmal erklärte: „In dieſen Tagen, wo unſer Blatt von Leuten, die ihre Stunde zu wählen wiſſen, Angriffen der wunderlichſten Art ausgeſetzt iſt, erwächſt eine gewiſſe Calloſität, wie von ſelbſt, und das iſt eine dankenswerthe Gabe der gütigen teleologiſchen Natur. Man wird ganz hörnen durch das tägliche Bad in dieſem oft recht wäſſerigen Drachenblut." Von der anderen Seite hatten ihr dagegen ſogar conſervative Leute gehörig zugeſetzt, und die Gräfin Ida Hahn-Hahn ſpricht — man höre! — „von den revolutionären Publiciſten der Allgemeinen Zeitung, die Preußen das Unheil und die Abſurditäten einer Repräſentativverfaſſung aufdringen möchten!" Großer Gott, Gnä-

digſte, was müſſen wir Andern aber erſt für ſataniſche Sansculotten ſein, wenn die friedfertigen Männer von Augsburg ſchon Revolutionäre heißen! —

Der allmälige Uebergang unſerer Journale zu nationalen Principien und ſchließlich das entſchiedene Ergreifen derſelben hatte übrigens auch in äußeren Begebenheiten Anſtoß und mächtigen Hebel gefunden, wodurch ſich nachgerade eine innige Wechſelwirkung zwiſchen der Preſſe und den Vorgängen der Wirklichkeit vorzugsweiſe ausbildete. In dieſem Sinne führen wir zuvörderſt an: die Sprachkämpfe zu Gunſten des deutſchen Elements im Weſten und Norden Deutſchlands. — Durch politiſche Machinationen war uns ſchon ſeit Jahrhunderten unſer Meer, die Nordſee, ihrem beſten Theile nach entriſſen; die Niederlande, ſtatt ſich in ihrem eigenen Intereſſe recht eng an das alte Stammland anzuſchließen, zogen es vor, durch Allianzen mit fremden Staaten ein auf Sand gebautes, ſehr zweideutiges politiſches Daſein zu friſten, den deutſchen Handel zu bedrücken und, wie H. Oppenheim ſagt, „nach der allgemeinen Befreiung wieder ihre alten Gebühren, d. h. ihre Ungebühren am Rheine anzulegen.“ Allein im Süden Belgiens hatte ſeit den Tagen der wieder errungenen Selbſtändigkeit der vereinigten Provinzen der deutſche Geiſt ſein Haupt wieder erhoben im Gegendruck gegen die kaum abgeſtreiften napoleoniſchen Feſſeln. Der alte Stamm der Vlamingen ſollte wunderbares Zeugniß ablegen für die tiefwurzelnde Kraft, mit welcher deutſche Nationalität alle Stammgenoſſen durchdrungen hat; denn ſeit vollen zweihundert Jahren war hier äußerlich ſcheinbar jeglicher Nerv deutſchen Weſens abgeſchnitten. Der Funke, welcher anfangs nur verſtohlen unter der Aſche geglimmt hatte, brach mit der großen Umwälzung des Jahres 1830 zu einem kleinen Flämmchen, zu rieſigen Flammen aus; Nichts fruchtete eine diplomatiſche Lüge des Franzoſenthums, mit welcher es die Gluth zu löſchen wähnte und ſtatt deſſen Oel hineingoß; die Vlamingen waren es allen Ernſtes müde, Frankreichs Heloten zu ſein und zu bleiben. „Schüchtern wagte die vlämiſche Bewegung erſt hier und da in einem Artikelchen kleiner Blätter, oder in einem beſcheidenen Verschen unter den Anzeigen eine Klage, ſpäter ſchlich ſie ſich in's Feuilleton, darnach ſchrieb ſie Bücher, endlich ſandte ſie vierzigtauſend Proteſtationen nach der Kammer der Volksvertreter und gab ein Volksfeſt,

ist, so wird dadurch Niemand verpflichtet, sich mit der Leistung zu begnügen, sondern es steht ihm frei, auf Erfüllung zu klagen.

Wenn aber der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

Wenn der Gläubiger die Annahme der Leistung verweigert, so kann der Schuldner, wenn er sich dadurch nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihm die Sache zufällig untergeht, oder daß er sich in Verzug setzt, die Sache hinterlegen, oder, wenn sie sich nicht dazu eignet, sie auf eine andere Art sicher stellen.

kommt dem deutschen Volke allmälig wieder zum Bewußtsein, daß eine Nation, welche nicht auf dem Meere groß ist, Nichts bedeutet. Die Geschichte predigt ihm laut, daß alle freien, lebensvollen Nationen sich auf dem Meere gestärkt und verjüngt haben. Mit Scham erkennt es, einst die seetüchtigste Nation, jetzt auf dem Meere ein Spott selbst der kleinen geworden zu sein." List sprach in seiner scharfen, feurigen Weise über „Helotenthum und Knechtschaft der Deutschen zur See," und das Lächeln der Klugen über die phantastischen Illusionen der Nationalen verschwand, als man statistische Berechnungen anstellte und zum größten Erstaunen fand, daß Deutschland eine größere Gesammtflotte besitze, als Frankreich, ja daß die Wesermarine allein größer sei, als ein Viertheil der französischen Gesammtmarine.

An diese Fragen schloß sich noch ein echt nationales Thema „über deutsche Colonien", wozu namentlich der Ankauf der Ländereien in Texas durch eine Gesellschaft von Fürsten und Adeligen Anstoß gab. Bei dem bisherigen Auswanderungswesen gingen die Auswanderer für unser Land gänzlich verloren. „Wann wird Deutschland lernen", so fragte man sich, „daß die jetzige Auswanderung, die es unbekümmert vor sich gehen läßt, es an Kapitalien und Arbeit arm macht, und daß es die Aussicht auf Gründung deutscher Staaten in anderen Welttheilen durch seine Sorglosigkeit wegwirft? Kann der deutsche Bund nicht thun, was die belgische Regierung thut, Commissäre ausschicken, um über Colonien, die von Gesellschaften zu gründen wären, zu berichten, oder mindestens Nachricht über das Schicksal der Auswanderer einzuziehen, zur Organisation der Auswanderung beizutragen? Bisher verlor sich der Einzelne in der fremden Masse: es gilt, Corporationen zu bilden, die fremdem Eindruck widerstehen können." —

So hatten die politischen Blätter reichen, ja überreichen Stoff zu besprechen. Die Theilnahme des Publicums, durch die vorhergehende Periode des pikanten kosmopolitischen Liberalismus einmal gereizt, aber auch endlich übersättigt, fand hier neue Themen, der höchsten Aufmerksamkeit werth: es waren die Interessen der Nation, welche fortwährend debattirt wurden, es war darum auch Ehrensache der wiedererwachten Nation, an der Debatte Theil zu nehmen, die Journale zu lesen. Auch an einem äußeren Symbole des neu aufleben-

mit Reichsunmittelbarkeit 1650 er wählt; denn alle der Ritter Dem von den beiden deutschen Kirchen zu einer protestantischen, zum Theile protestantischen geistlichen Reichsfürstenbänken hinzugekommen sind, als die sind ganz gewiß nur wichtige Stücke jener Kirchen, so wie geistliche Güter zu jedem Lande, so lange die Kirche Bestand hat, in welchem Kirchen sind, Kirchen-Güter sind. Es geschieht ungerecht und Unrechtmäßiges bei allen solchen Stücken weder von Seiten einer noch der andern Kirche.

Diese Verhältnisse, welche wir gründlicher Zukunft wieder Ordnung bringen müssen, sind bei gleichzeitigen und schnellerer Zukunftlich ist unser Urtheil. Die Jahrbücher der Weltgeschichte sind kein Buch, welches geschrieben wird, um gelesen zu werden, sondern um Acten für kein Gericht, welches jemals kommen wird, zu sammeln. Darum sind sie oft so unendlich schwerfällig, so unendlich weitläufig, so unendlich trocken.

Auch die historischen Glossen schreiben sich die Richter der historischen Acten oder sie sollen geschrieben sein. Es soll die Gesandtschaften und Schriften, ob sie gründlich, ob Meinungen und Urtheilen sich Richter, ob sie gründlich, ob Meinungen und Urtheilen sich Richter, ob sie gründlich, ob Meinungen und Urtheilen sich Richter

Uebergriffe der geſchmacklos philoſophiſchen und unreif politiſchen Kritik in der ſchönen Literatur. „Die Production müſſe man in Schutz nehmen gegen die graſſirende bloße Geſinnung. Geſinnungsvolles Talent, nicht talentloſe Geſinnung habe in der Belletriſtik zu herrſchen, und letztere habe ſich in allen Hauptvertretern zu vereinigen, wenn nicht in Deutſchland die eigentlich belletriſtiſchen Zeitſchriften in Kurzem untergehen ſollten an den Eingriffen politiſcher Zeitungen und den Mißgriffen belletriſtiſcher Redactionen, die ſtatt um Talente, um politiſche Notizen bekümmert ſeien."

Wir haben keine erſchöpfende Darſtellung unſerer vorjährigen Journaliſtik geben wollen, wir trachteten blos, nachzuweiſen, wie ein neues Element die ganze Maſſe derſelben in Gährung verſetzt, wie ſich alte, unbrauchbare Beſtandtheile niedergeſchlagen haben, neue an ihrer Stelle in die Höhe geſtiegen ſind: den Abklärungsprozeß des deutſchen Liberalismus in der Journaliſtik wollten wir beſchreiben. Darum haben wir nicht geredet vom Obercenſurgericht, nicht von Paulus-Schelling, nicht vom Communismus, nicht vom Bisthum Jeruſalem, nicht vom Guſtav-Adolphverein und nicht vom Großmogul, der ja bekanntlich auch im beſprochenen Jahre als Journaliſt aufgetreten iſt. Noch ferner lag uns das Kritiſiren der einzelnen Organe, welches hier ohnedies Danaidenarbeit wäre, denn in den Lagern, wo das Feldgeſchrei „Partei" heißt und heißen ſoll, kann die Kritik nicht gedeihen. Jeder hat hier Recht, Jeder blos den höchſten Zweck vor Augen, und das kann man den Leuten eben nicht wegdiſputiren, gleichwie jener Hamburger Profeſſor, der ſich ſchwer betrunken in der Goſſe wälzte und, von dem Nachtwächter aufgerüttelt, dieſem zurief: Freund, ſtöre mich nicht, ich bewundere die Allmacht Gottes im Staube!

Die ſchleſiſchen Weber und ihre Noth.

Die Stimmen über den Weberaufſtand. — Schuld der Preſſe. — Welp und die Juden. — Milde Beiträge und Steuern, ein Gerücht. — Das Coloniſiren. — Der Schulunterricht. — Vorſchläge. — Dismembration der Güter.

Der Weberaufſtand iſt beigelegt, oder vielmehr niedergeſchlagen. Von den verſchiedenſten Seiten ſind darüber Stimmen laut geworden, bureaukratiſche, wie journaliſtiſche, induſtrielle und Proletarierſtimmen; ſie mögen es meiſtens redlich gemeint haben, aber wie den Einen die Sachkunde, ſo fehlt den Andern die Ruhe und die Unbefangenheit, um die Wirren und ihre letzten Gründe mit klarem Blick durchſchauen zu können. Das Volk ſelbſt, das den drückenden Schuh am beſten fühlt, iſt wie gewöhnlich ſtumm und ſcheint bis jetzt noch nicht den berufenen Sprecher gefunden zu haben. Leider erwacht die Beredſamkeit des Volkes erſt, wenn das Uebel den Gipfel erreicht hat; es iſt dann freilich eine ſehr wirkſame Beredſamkeit, — man kann ſie weithin hören — aber ſie beſteht eben nur in unarticulirtem Weh- und Wuthgeſchrei, das den lang verhaltenen Schmerz in kurzen Stößen über die Welt ausſchüttet, Schrecken, aber kein Licht verbreitet; ſie iſt nur ein Hilferuf aus blinder Nacht, der erſt zum Fragen, Suchen und Reden auffordert. Ohne mich für den berufenen Sprecher halten zu wollen, glaube ich doch wenigſtens Einiges zur Löſung der ſchwierigen Frage beitragen zu können. Meine Befähigung dazu kann und will ich durch nichts Weiteres darthun, als durch meinen früheren langjährigen Aufenthalt in Schleſien, namentlich auf dem Schauplatze der letzten Aufſtände, und durch ſpätere, oft wiederholte Reiſen nach allen Theilen dieſer Provinz, wo ich durch meine eigenen Angelegenheiten oft in unmittelbare Berührung mit dem Volke, und beſonders mit den arbeitenden Claſſen, kam. Gerade der aufmerkſame Reiſende kann ſeine Unbefangenheit am eheſten behaupten, und

ſollte mich auch hin und wieder die zum Sprichwort gewordene ſchleſiſche Einfachheit und Biederkeit beſtochen haben, ſo bin ich mir doch bewußt, daß ich auf der anderen Seite eben ſo die Bemühungen der Regierung für das Wohl ihrer Unterthanen erkannte, wenn ich auch die Mittel nicht immer dem Zwecke entſprechend fand.

Uebermuth, wie Einige denken, kann die Unruhen unmöglich hervorgerufen haben, da ſelbſt die Baumwollenweber in Peterswaldau und Langenbielau, obgleich viel beſſer geſtellt, als die armen Leinenweber höher im Gebirge, noch immer vor dem Zuſtande des Uebermüthigſeins, oder — wie der Schleſier ſagt — des vom „Habergeſtochenwerdens" bewahrt ſind.

Eben ſo wenig trägt das moderne Sündenböcklein: die leidige Preſſe, der man ſo gern jeden preßhaften Zuſtand aufbürden möchte, die Schuld. Geſetzt, die armen Weber hätten ſogar die Schriften Treumund Welp's geleſen; — wozu es ihnen nicht blos an Zeit und Geld, ſondern auch an Geduld und Athem zu den etwas langen Perioden dieſes Schriftſtellers fehlen dürfte; — ſie wären davon dennoch nicht verführt worden. Die Herren, die das Volk nicht kennen und ſelbſt nur unter papiernem Himmel und in bücherſtaubiger Atmoſphäre leben, — ſowohl die Schriftſteller- wie die Beamtenfedern — ſtellen ſich überhaupt die Wirkung der Preſſe etwas gar zu unmittelbar und ſchießpulverartig vor; ſie meinen, weil Beides, Schießpulver und Druckerſchwärze, in demſelben Jahrhundert aufgekommen, ſei Beides eine ähnliche Waffe. Wäre dies wirklich der Fall, ſo hätte die Preſſe eine größere Macht für den Augenblick, als alle Armeen Europas, und nicht die mindeſte nachhaltige Wirkung. Die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil. Wo wären wir jetzt in Europa, wenn Alles das, was ſeit hundert Jahren, trotz der ſchärfſten Regierungsmaßregeln, gedruckt worden iſt, unmittelbar gewirkt hätte! Müßten wir nicht ſchon längſt, mit allem Beſtehenden, in die Luft geſprengt ſein? Die am meiſten incriminirten Schriften beweiſen oft in der Länge der Zeit, daß ihre Wirkung eine ganz andere, als die erwartete iſt, und daß nur Das eindringt, was nach langer Beſprechung und Prüfung die Probe des praktiſchen Lebens beſtanden hat. So hat man gegen die angeblich aufregenden Tendenzen Welp's geſchrien, und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer Volksmann, bei dem beſten Willen, in blinder Energie oft viel zu weit geht; aber Welp

hat auch den Judenhaß bei den Webern anzuſchüren geſucht, und zwar durch die lächerliche Anklage in den Zeitungen, daß die Juden auf das allgemeine, für die Weber angeregte Mitleid ſpeculiren und den Flachs aufkaufen und vertheuern wollten; gegen dieſe Tendenzen Welp's hat keine offizielle Feder geſchrien, Niemand hat daran gedacht, die Juden gegen die falſche Anklage zu vertheidigen, und doch haben ſie keine Unbill erfahren. Es kann als ehrenvolles Zeugniß für beide Theile gelten, für die Weber und für die jüdiſchen Fabrikanten, deren es im ſchleſiſchen Gebirge viele gibt, daß der Ausbruch ſich eben nur gegen ſolche richtete, die, auch ohne Juden zu ſein, ihnen beſondere Veranlaſſung hierzu gegeben; während in Prag, wo ein Schriftſteller, wie Welp, ganz unmöglich iſt, der Aufruhr, wie ein Blitz, von ſeinem erſten natürlichen Leiter ab- und auf die Geſammtheit der Juden ſprang; — nicht weil er mehr Grund dazu als dort hatte, ſondern aus dem Mangel an jener Volksbildung, die in Schleſien doch etwas größer iſt, als in Böhmen, und daher auch die Diatriben einer zu heftigen Feder leicht verwindet oder gar nicht beachtet.

Einige Brutalität der Fabrikanten, namentlich aber die Habſucht derjenigen, die den Weber ganz als ihren Sklaven betrachteten und mit allen ſeinen Bedürfniſſen von ſich abhängig machten, gab wohl den erſten äußerlichen Impuls bei den Baumwollenwebern. Ihnen ſchloſſen ſich dann erſt die Leinenweber an, die an und für ſich wohl nie den Muth und die Kraft dazu gehabt hätten, und die eben nur die furchtbarſte Noth zu dem verzweiflungsvollen Schritt hinreißen konnte. Wodurch aber dieſe Noth gerade jetzt eine ſo entſetzliche Höhe erreicht, obgleich ſo ziemlich ſeit dem Jahre 1826 die Leinen- und Baumwollenfabrikation, wenigſtens für die armen Weber, nur ſelten einträglicher war, glauben wir leicht nachweiſen zu können. Doch halt! Noch ſind wir mit dem Capitel von der Preſſe nicht zu Ende. Die Preſſe hat wohl geſchadet und hätte, wäre das Vertrauen des Volkes zur Regierung nicht ſo groß, noch mehr ſchaden können. Nicht aber durch das, was ſie gedruckt, ſondern durch das, was ſie nicht gedruckt hat. Die Zeitungen der Hauptſtadt durften nämlich, wie es heißt, auf hohen Befehl, kein Wort von den vorgekommenen Unruhen veröffentlichen. — Darum konnte man allgemein in Schleſien als die Hauptveranlaſſung zum Aufſtande die angeben, daß man bei der

amtlichen Vertheilung der eingegangenen milden Gaben an die Weber die rückständigen Steuern davon in Abzug gebracht. — So wenig sich diese Härte von der Regierung glauben läßt, so ist es doch möglich, daß übertriebene Beamtenbeflissenheit sich dergleichen zu Schulden kommen ließ. Vielleicht ist aber auch gar nichts Wahres daran, was ja leicht durch eine Untersuchung sich ergeben müßte. — Dieses Gerücht hätte aber gar nicht Raum finden können, wenn ein offener Thatbestand mitgetheilt worden wäre.

Daß die Webernoth gerade jetzt den Höhepunkt erreicht hat, davon scheint mir der Grund zumeist in dem, etwa in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren im Gebirge überhand genommenen Colonisiren zu liegen. Gutsbesitzer, die bei den besten Holzpreisen ihre Forste abholzten, fanden es dann leichter und einträglicher, den Boden in Erbpacht zu geben und Colonien anzulegen, als wie ihn selbst zu bebauen.

Dadurch wurde es den Armen scheinbar sehr leicht gemacht, eigenes Besitzthum zu erwerben. Für das wenige Land wurde gewöhnlich zwanzig Silbergroschen bis ein Thaler Erbpacht angesetzt. Wie verlockend war es da nicht für den armen Weber, der sich schon lange nach eigenem Herde sehnte, schnell zuzugreifen! Da wurden die kleinen Ersparnisse überzählt, die etwaige geringe Erbschaft noch dazu geschlagen, zur Noth noch auf Freunde, die doch auch helfen würden, gerechnet, und ein Stück Land, gewöhnlich von vier bis acht Morgen an sich gebracht. Vor Allem mußte nun eine Hütte oder wenigstens ein Obdach gebaut werden. Der Gutsbesitzer war so menschenfreundlich, das Holz dazu herzugeben und die Hälfte des Betrages zu stunden. Damit wurden denn aber auch gewöhnlich fast alle Mittel aufgerieben, der arme Mann hatte dann kein Geld mehr zum Ausbau, und noch weniger welches, um sich Vieh anzuschaffen. Was sollte er nun anfangen? Zu seiner Arbeit zurückkehren, oder den zumeist noch mit Stöcken und Steinen übersäeten Boden ausroden und urbar machen? Gewöhnlich versuchte er Beides und vernachlässigte, wie natürlich, Beides; und so kam es fast immer, daß nach Jahr und Tag diese Stelle, die endlich etwas wirth- und nutzbar zu werden begann, vom Gericht wegen rückständigen Grundzinses, Holzgeldes, sonstiger Schulden, dabei sogar auch Steuern und

Communalgebäude, Hospital, Freitags-Markt. Einen Tag vor und nach jedem Markte kommt der Zoll, — gewöhnlich zweimal wöchentlich. Einen und Dachdeckermeister ist wenige Thüren entfernt. — In der Hauptstraße wohnt, für den reichen Bürger dann leicht zu finden, der Tuchhändler, der Leinwand- und Wollenwaaren, Tücher, Zeuge, Bänder, Spitzen, Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Schuhe, Mützen, Pelzwerk, Leder, Sättel, Riemenzeug, Peitschen, Stöcke, Schirme, Fächer, Uhren, Schmuck, Gold- und Silberwaaren, Bijouterien, Spielwaaren, Bücher, Papier, Schreibmaterialien, Kupferstiche, Landkarten, Musikalien, Instrumente, Tapeten, Teppiche, Möbel, Spiegel, Porzellan, Glas, Steingut, Kupfer, Messing, Eisen, Stahl, Waffen, Werkzeuge, Droguen, Farben, Lichte, Seife, Parfümerien, Liqueure, Weine, Tabak, Cigarren, Spielkarten, Lotterie-Loose, Billets, Actien, Staatspapiere, Wechsel, Geld, Gold, Silber, Banknoten, Cassen, Comptoirs, Bureaux, Kaufleute, Banquiers, Agenten, Commissionäre, Spediteure, Fuhrleute, Packträger, Packwagen, Frachtwagen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Gasthöfe, Restaurationen, Cafés, Conditoreien, Bierhäuser, Weinstuben, Tanzsäle, Concertsäle, Theater, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Musiker, Virtuosen, Componisten, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Lithographen, Photographen, Gelehrte, Schriftsteller, Buchhändler, Buchdruckereien, Zeitungen, Journale, Anzeigen, Ankündigungen, Reclamen, Plakate, Anschläge, Placate, Polizei, Gensdarmerie, Militär, Soldaten, Officiere, Generale, Kasernen, Gefängnisse, Gefangene, Verbrecher, Diebe, Mörder, Räuber, Gauner, Betrüger, Fälscher, Falschmünzer, Wechsler, Geldwechsler, Taschenspieler, Gaukler, Seiltänzer, Luftschiffer, Thierbändiger, Thiere, Menagerien, Panoramen, Dioramen, Cosmoramen, Diorama, Cosmorama, Panorama, Menagerie, Thiere, Thierbändiger, Luftschiffer, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Falschmünzer, Wechsler, Geldwechsler, Betrüger, Fälscher, Gauner, Räuber, Mörder, Diebe, Verbrecher, Gefangene, Gefängnisse, Kasernen, Generale, Officiere, Soldaten, Militär, Gensdarmerie, Polizei, Placate, Anschläge, Ankündigungen, Reclamen, Plakate, Zeitungen, Journale, Anzeigen, Buchdruckereien, Buchhändler, Schriftsteller, Gelehrte, Photographen, Lithographen, Kupferstecher, Maler, Bildhauer, Componisten, Virtuosen, Musiker, Sänger, Tänzer, Schauspieler, Theater, Concertsäle, Tanzsäle, Weinstuben, Bierhäuser, Conditoreien, Cafés, Restaurationen, Gasthöfe, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Frachtwagen, Packwagen, Packträger, Spediteure, Fuhrleute, Kaufleute, Bureaux, Comptoirs, Cassen, Banknoten, Gold, Silber, Geld, Wechsel, Staatspapiere, Actien, Billets, Lotterie-Loose, Spielkarten, Cigarren, Tabak, Weine, Liqueure, Parfümerien, Seife, Lichte, Farben, Droguen, Apotheken, Waffen, Werkzeuge, Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Steingut, Porzellan, Glas, Spiegel, Möbel, Teppiche, Tapeten, Instrumente, Musikalien, Landkarten, Kupferstiche, Papier, Schreibmaterialien, Bücher, Spielwaaren, Bijouterien, Uhren, Schmuck, Gold- und Silberwaaren, Fächer, Schirme, Stöcke, Peitschen, Riemenzeug, Sättel, Leder, Pelzwerk, Mützen, Schuhe, Handschuhe, Strümpfe, Hüte, Bänder, Spitzen, Zeuge, Tücher, Schmuck, Uh

ſten Anbauer! Ja, manche mögen ſchon drei bis vier Mal den Beſitzer gewechſelt haben, und die abgezogenen leben in der größten Dürftigkeit. —

Dieſen Verhältniſſen glaube ich zumeiſt die ſo ſehr überhand nehmende Noth und theilweiſe Verſchlechterung im Gebirge zuſchreiben zu müſſen, und nur ſo iſt es erklärlich, daß urplötzlich das allgemeine Mitleid nach langem gänzlichen Ignoriren ſich hierher gerichtet hat. Bisher war man gewöhnt, das nur allmälig mehr und mehr um ſich greifende Elend der Weber als das gewöhnliche Loos ihres arbeits- und entbehrungsreichen Lebens zu betrachten. Und bei verjährten Uebeln — mögen wir es uns nur geſtehen — ſind wir Deutſchen viel zu bedächtig, um ſchnell Hand an's Werk zu legen. Gewöhnlich ſtört es die Bequemlichkeit; und dann iſt es ja lange genug ſo gegangen, warum ſollte es nicht noch länger ſo bleiben können? — Anders aber war es, als man, wenn auch nicht zur Einſicht der Veranlaſſung, doch zu der kam, daß man hier mit einer anderen, ſchrecklicheren Noth zu thun habe. Da zeigte ſich das deutſche Gemüth in ſeiner Reinheit wieder, und Jeder opferte gern ſein Scherflein für die nothleidenden Brüder, auch wenn er die „Geheimniſſe von Paris" nicht geleſen. Leider aber dürften dieſe Gaben, ſo reich ſie auch ausfallen, kaum mehr wie palliativ wirken, und der kurze, in das Leben der Armen hineinfallende Sonnenblick die darauf folgende Finſterniß noch düſterer machen, wenn nicht gründlichere Wege eingeſchlagen werden. Welche dazu am geeignetſten ſein mögen, wird die Regierung hoffentlich bald ausfinden; doch will ich auf einen, der mir leicht ausführbar dünkt, hinzuweiſen mir erlauben.

Es iſt viel für und wider das Dismembriren geſprochen worden; es mag auch dem Staate in mancher Beziehung wünſchenswerth ſein, große, reiche Grundbeſitzer, doch noch wichtiger muß es ihm ſein, wenig Nothleidende zu haben. Dies kann nur durch Zertheilen großer Güter in ganz kleine Parzellen und dadurch bewirkten größeren Ertrag des Bodens ermöglicht werden. Hat erſt jeder Weber, nach Verhältniß ſeiner Familie, einen halben oder ganzen Morgen guten tragbaren Ackers, dann baut er ſeine Kartoffeln und Gemüſe mit leichter Mühe ſelbſt, und für die weſentlichſten Bedürfniſſe wäre dann geſorgt. Das Uebrige müßte, wie immer, von dem

Fleiß, der Geschicklichkeit und der Sparsamkeit des Einzelnen abhängen.

Diese heilsame Abwechselung zwischen der Arbeit im Felde und am Stuhle dürfte auch für die Zukunft die Folge haben, daß man selbst bei den Webern nicht mehr so viel hohlwangige und hohläugige Gestalten sähe, wie man sie jetzt allenthalben auf liliputanischen Unterkörpern mit keuchender Brust herumschleichen sieht.

Wünschenswerth wäre es auch noch, wenn von Seiten des Staates die niedrigsten Steuerclassen von ein bis zwei guten Groschen pr. Person monatlich Denen, die etwa das fünfzigste Jahr erreicht haben, erlassen würden. Wahrlich, der arme Weber hat bis zum fünfzigsten Jahre, wenn er so alt wird, mehr gearbeitet, als der Reiche, und wenn er ein hundertjähriges Alter erreichte!

Ein schnell hereinbrechendes Alter ist aber auch meist die Folge der übergroßen Anstrengung, der Erwerb wird noch beschwerlicher, die Berichtigung der Steuer immer weiter hinausgeschoben, bis der Executor an die Thür der niedern Hütte pocht und mit ihm der Wendepunkt des ganzen Lebens eintritt.

Das Ehrgefühl, nie den Executor unter seinem Dache gehabt zu haben, ist zerstört, die Kosten der Execution aber den Verhältnissen nach so bedeutend, daß der Arme sie nicht erschwingen kann, sein bestes, sauer erworbenes Habe pfänden lassen muß, so immer mehr und mehr in Armuth sinkt und Nichts in der Hand behält als den Bettelstab. — Welcher Art die Dismembration am zweckmäßigsten vorgenommen werden könnte? Zumeist wohl durch eine Commission sachverständiger und uneigennütziger Leute, die besonders darauf sähen, Güter von anerkannt gutem Boden zu acquiriren, in kleine gleichmäßige Felder einzutheilen und den Preis den Verhältnissen gemäß anzusetzen. Obgleich ich nicht, wie Herr Alberti in Schmiedeberg, die Unrechtmäßigkeit des Dismembrirens überhaupt, oder des einem Privatmann sich hierbei ergebenden Gewinnes einsehen kann; — jedenfalls fährt der einzelne Käufer, und wenn er gar den Morgen um einige Thaler zu theuer bezahlte, was doch ganz von ihm abhängt, noch immer besser dabei, als bei dem früher angeführten in Erbpachtnehmen vieler Morgen Urlands — so muß es doch im Interesse der Armen wünschenswerth sein, jeder kaufmännischen Specu-

ation den Weg hierzu abzuſchneiden. Aus dieſem Grunde müßte aber auch auf eine ganz unparteiiſche Commiſſion geſehen werden, damit man nicht etwa, aus übertriebener Rückſicht für den Verkäufer, einen zu hohen Preis für manches Gut bewilligte. —

Mögen dieſe Worte eben ſo unbefangen, wie ich ſie ausgeſprochen, aufgenommen und ein etwaiger Irrthum eben nur als ſolcher, nicht aber als vorſätzliche Täuſchung betrachtet werden. In einem künftigen Briefe denke ich Ihnen die Zuſtände Oberſchleſiens, der Hütten- und Bergarbeiter namentlich, auseinanderzuſetzen.

St...

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Ende Juli.

Das Brief-Geheimniß und die Zeitungscorrespondenten. — Die Censur auf Reisen. — Zur Charakteristik Emil Devrient's. — Baison. — Marr und das Burgtheater. — Pokorny. — Dramatische Regierungsräthe und politische Ideen.

Wir haben hier sehr lachen müssen über die Erklärung des englischen Ministeriums im Unterhause: daß auch Oesterreich das Briefgeheimniß nicht achte, sondern die Briefe auf der Post, so oft es ihm gut dünkt, öffne. Du mein Gott! Wenn England an Oesterreich sich ein Beispiel in solchen Dingen nehmen will, da wollen wir ihm eine schöne Liste von noch ganz anderen Sachen schicken! Oesterreich — hieß es ferner in den bekannten Unterhausverhandlungen — öffnet die Briefe ohne Scheu, aber es drückt in solchem Falle nicht das frühere Siegel, sondern das Postsiegel darauf. Wer nur die Engländer so genau unterrichtet hat! Ich wünschte, daß einer dieser hochweisen Unterhausmänner hier das gefährliche Geschäft eines Correspondenten für deutsche Blätter einige Wochen ausüben möchte, dann würde er bald wissen, daß das Postsiegel nicht immer geöffneten Briefen aufgedrückt wird. —

Uebrigens ist dieser Monat ein wahrer Wonnemonat für Wiener Zeitungscorrespondenten; nicht nur, daß der neue Zolltarif und die Prager Arbeiterunruhen lang entbehrte Stoffe liefern, es ist auch die Katze aus dem Hause, und die armen geängstigten Mäuschen können sich ein bene thun. Mit anderen Worten: die Censur ist auf Reisen und braucht theils in irgend einem Badeort die Kur gegen Blutaufregungen und Hypochondrie, theils sucht sie sich durch Reiseanschauungen über deutsche Bewegungen zu belehren. Möge sie was lernen, unsere gute Censur; alt genug ist sie dazu. —

Emil Devrient ſpielt jetzt bei Carl im Theater an der Wien mit ungeheuerem Beifall. Es erklärt ſich jetzt, warum dieſer vortreffliche Künſtler am Burgtheater nicht ſo durchgegriffen hat, als zu erwarten ſtand. Emil Devrient iſt einer jener Schauſpieler, die glänzender allein, als im Enſemble ſich bewegen. Durch einen großen Theil des Jahres auf Gaſtrollen reiſend, bildete ſich bei ihm jene Art von Darſtellung aus, wie in den Porträten von Van Dyk, wo der Hintergrund ein dunkler bleibt, damit das ganze Licht auf die Hauptheile des Körpers fällt. Emil Devrient iſt gewöhnt, ſich ſelbſt als den Mittelpunkt eines ganzen Abends zu betrachten, und er hat dazu alle Gaben der Natur und alle Reſultate langer Studien. Aber an einer guten Bühne, wie am Théâtre français und am Hofburgtheater verlangt man noch eine dritte untergeordnete, aber nöthige Eigenſchaft, nämlich Selbſtverläugnung. Der beſte Schauſpieler darf da nicht mehr als eine Ziffer in der Mitte anderer Ziffern ſein, zuſammen erſt ſoll eine Summe daraus werden. Wäre Devrient Mitglied unſeres Burgtheaters, ſo würde er in den erſten vierzehn Tagen ſeine Stellung und die Traditionen dieſes Theaters erfaßt haben und dann vom Publicum um ſo mehr verſtanden werden. Im Theater an der Wien, wo das Publicum kein Enſemble erwartet, ſondern alle Aufmerkſamkeit den Qualitäten des einzelnen Schauſpielers zuwendet, da iſt Devrient die vollkommene Anerkennung geworden, die ihm gebührt. — Baiſon, der im Durchſchnitte an Emil Devrient ſich herangebildet hat, kam bei ſeinem Gaſtſpiele der Umſtand zu Gute, daß das Publicum mit geringeren Anſprüchen in's Theater ging und mehr fand, als es ſuchte; obgleich zwiſchen ihm und Devrient noch viel Baumwolle zu legen iſt. Der Schauſpieler Marr geht vom Burgtheater ab, um bei dem neuen Theater in Leipzig einen Platz einzunehmen. Es iſt dies ein ziemlich ſeltener Fall, der aber bei einem ſtrebſamen Schauſpieler leicht zu erklären iſt. Marr hat hier nicht das Rollenfach und allmälig auch nicht die Laune gefunden, um die Gunſt des Publicums ſich zu erwerben. Er war ein unbeliebtes Mitglied, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er lieber ſeine Stelle aufgegeben hat, als länger in dieſer Situation zu verharren. Sein Contract lautete auf neun Jahre. Er war von Deinhardſtein engagirt worden; Herr von Holbein hatte jedoch Schwierigkeiten gemacht, als nach den contractmäßigen erſten zwei Jahren das Anſtellungsdecret dem Kaiſer zur Unterſchrift hätte vorgelegt werden ſollen. Ein Prozeß, der ſicherlich zu Gunſten Marr's ausgefallen wäre, ſtand in Ausſicht; es wurde jedoch der Mittelweg eingeſchlagen, daß Marr vom Burgtheater abgeht und dafür eine Entſchädigung von 6000 Gulden C. M. erhält. — Weil ich gerade von Theaterdingen ſpreche, ſo muß ich zwei Angaben eines Ihrer Correſpondenten berichtigen. Es iſt keineswegs entſchieden, daß Herr Pokorny die Direction des Kärthnerthor-Theaters

erhält; vielmehr ſoll der bisherige Pächter Ballochini wieder von Neuem einrücken. Traurig genug! Ferner iſt Deinhardſtein's Modeſtus keineswegs ſo erfolglos ausgefallen, daß er blos drei Mal gegeben wurde. Dieſes Luſtſpiel hat große Vorzüge, wenn auch der Plan nicht zu den neuen Erfindungen zählt. Es iſt ein Ausfluß der Reaction, die in neuerer Zeit in ganz Oeſterreich gegen das übelbeſtellte Beamtenweſen ſich manifeſtirt. Es iſt bemerkenswerth, daß Halm und Deinhardſtein, beide Regierungsräthe! in ihren zwei beſten Productionen einen Anlauf zum politiſchen Drama genommen haben. Der „Sampiero" wie der „Modeſtus" haben eine beſtimmte politiſche Idee zu Grunde liegen, die, wenn ſie unter andern Cenſurverhältniſſen ihre Ausführung erhalten hätte, mit ſcharfen Spitzen ihr Ziel getroffen haben würde. Der Wille war gut — aber das Fleiſch iſt ſchwach, oder vielmehr es mußte geſchwächt werden, die Spitzen mußten ſchüchtern in allgemeine, cenſurfähige Andeutungen abgeſtumpft werden, und der politiſche Mutter-Gedanke wird nur von dem Kritiker, nicht aber vom Publicum entdeckt. Um ſo eher iſt es hier die Pflicht des Erſtern, auf die Intention des Dichters aufmerkſam zu machen, da es für die geiſtigen Richtungen, die in Oeſterreich in letzterer Zeit ſich ankündigen, charakteriſtiſch iſt, daß zwei höhere Staatsbeamte, wovon der eine Neffe des Bundestagspräſidenten und der andere beeideter Cenſor iſt, innerlich zu Ideen und Stoffen getrieben werden, in denen alle die modernen Elemente leben und weben, die mit ihrer äußern Stellung im Widerſpruche ſind.

G. —

II.

Aus Berlin.

1.

Der Zollverein und Belgien. — Schlägſt Du meinen Juden, ſo ſchlag ich Deinen Juden. — Cartel zwiſchen Preußen und Luxemburg. — Herr de Blochhauſen. — Der Nationalverein und die Cenſur. — Ruſſiſche Zügel in Deutſchland.

Die „Grenzboten", ihrer anfänglichen Beſtimmung nach deutſche Boten von den uns entfremdeten vlaemiſchen Brüdern jenſeits der Grenze, haben zunächſt wohl noch die Pflicht, Acte zu nehmen von dem, was an dieſer Grenze ſich ereignet, und ſo müſſen ſie denn auch mit Bedauern berichten, daß der deutſche Zollverein ſich veranlaßt geſehen, an jener Grenze einen neuen Schlagbaum zu errichten und den durch die rheiniſch-belgiſche Eiſenbahn ſo ſchön vermittelten und erleichterten Verkehr der beiden Nachbarvölker wieder zu erſchweren. Eine königl. preuß. Cabinetsordre vom 21. Juni beſtimmt nämlich, daß das von Belgien eingehende Eiſen, ſowohl in

roher, als bereits verarbeiteter Gestalt, sofort einem höhern Zoll als bisher zu unterwerfen sei und vom 1. September ab, wo auch für englisches, schwedisches und anderes ausländisches Eisen eine höhere Besteuerung eintritt, noch funfzig Procent mehr an Steuer entrichten soll, als das Eisen des übrigen Auslandes. „Diese letztere Anordnung", heißt es wörtlich in jener Cabinetsordre, „soll außer Wirksamkeit treten, wenn die von der königl. belgischen Regierung dazu gegebene Veranlassung wegfällt." Also „Karnickel hat angefangen", wie man auf Berlinisch zu sagen pflegt. Belgien will nämlich die deutschen Mosel- und Rheinweine so wie die in Elberfeld, Krefeld und Berlin fabricirten Seidenwaaren nicht mehr zu demselben ermäßigten Zollsatze zulassen, zu welchem es die Bordeaux- und Champagner-Weine, so wie die Lyoner Seidenwaaren zuläßt. Hier ist also das bekannte Wort in Anwendung gebracht: „Schlägst Du meinen Juden, so schlag ich Deinen Juden." Es fragt sich nur, wie dabei die christlichen Consumenten fahren und ob der christlich-germanische Staat gegen einen andern, wenn auch nur halb germanischen, doch ganz christlichen Staat solche Grundsätze in Anwendung bringen darf. Wir bezweifeln übrigens sehr, daß die vom Zollverein angewandte Retorsion in Belgien die erwarteten Folgen haben werde; wenigstens hat man bis jetzt noch nicht vernommen, daß sich Frankreich durch die im vorigen Jahre stattgefundene deutsche Zollerhöhung einiger Pariser Modeartikel habe bewegen lassen, die von ihm gegen Deutschland in Anwendung gebrachten Differentialzölle zurückzunehmen.

Ein ganz ähnlicher Cartelvertrag, wie kürzlich zwischen Preußen und Rußland, ist jetzt auch zwischen Preußen und dem Großherzogthum Luxemburg abgeschlossen worden. Auf Deserteurs brauchte dieser Vertrag nicht ausgedehnt zu werden, weil ein Cartel über die Auslieferung derselben schon durch die Bundesverfassung zwischen allen zum deutschen Bunde gehörenden Staaten besteht. Die einzige Merkwürdigkeit an diesem Vertrag ist übrigens, daß ein deutscher Freiherr, der Staatskanzler für das deutsche Großherzogthum Luxemburg, unter einer in deutscher Sprache abgefaßten Urkunde seinen Namen nicht anders als „de Blochausen" unterzeichnet. Es ist dies ein recht charakteristisches Merkmal von dem französirten Wesen in Luxemburg, das auch durch die jetzt dort begründete ultrakatholisch-absolutistisch-deutsche Zeitung schwerlich wieder germanisirt werden wird.

Ad vocem germanisiren muß ich doch auch des von den Herren Wöniger, Firmenich und von Holtzendorff beabsichtigten Vereins zur Erhaltung der deutschen Nationalität gedenken. Von diesem Verein hat man bisher Manches in auswärtigen, aber noch kein Wort in hiesigen Blättern gelesen, und nun hören wir, daß wir diesen Umstand unserer Censur zu verdanken haben, welche den Druck der Aufforderung zur Begründung jenes Unternehmens nicht eher gestat-

ten wollte, als bis daſſelbe die Genehmigung der Regierung erhalten. Dieſe Genehmigung ſoll jedoch eben ſo wenig zu erwarten ſein, wie die des ebenfalls projectirten Vereins zur Hebung der niederen Volksclaſſen, welcher zunächſt für dieſelben eine neue Zeitſchrift herausgeben wollte, um dadurch wo möglich die zahlloſen kleinen Blätter zu verdrängen, die hier ohne allen Plan und höheren Zweck, blos zur Befriedigung der ſchalſten Leſeſucht herausgegeben werden.

In dieſen Tagen ſind hier vor dem königlichen Schloſſe, dem ſogenannten Luſtgarten gegenüber, die beiden in Erz gegoſſenen Roſſe mit ihren ruſſiſchen Führern aufgeſtellt worden, welche der Kaiſer Nikolaus unſerem Könige zum Geſchenke gemacht hat. Die Roſſe, eine Arbeit des bekannten Pferde-Sculptors, Baron Klot von Jürgenburg, werden allgemein bewundert, nicht ſo jedoch die Ruſſen, die hier mitten in Deutſchland den Zügel führen. Die Heldengeſtalt des großen Kurfürſten, die auf der anderen Seite des Schloſſes hoch zu Roſſe ſitzt, ſoll, ſeitdem die Ruſſen ihm ſo nahe ſtehen, die eherne Hand an das Schwert gelegt haben.

Juſtus.

2. *)

Kunſtzuſtände. — Die Profeſſoren der Akademie. — Der alte Titian und ſeine Schüler; fiat applicatio! — Die Ausſtellung des Kunſtvereins. — Landſchaften, Genrebilder und Studien. — Die Voſſiſche Zeitung und „die beſchmutzte Leinwand." — De Wlefoe und Leſſing.

Seit der großen Ausſtellung von 1842 war es faſt ganz ſtill im Kunſtleben, nur zuweilen kam ein Fremdling aus Düſſeldorf, Belgien, Frankreich, der eine Zeit lang die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde in Anſpruch nahm. Sonſt aber konnte man nicht bemerken, daß man in einer Stadt lebe, welche eine Akademie hat, die noch an vierhundert Maler zählt, von denen beinahe die Hälfte Profeſſoren ſind, und daß man in Berlin ſei, der Hauptſtadt von Norddeutſchland, wo ein kunſtſinniger Herrſcher .....die Künſte zu erheben ſuchen **ſoll** zu der Höhe einſtiger Bedeutſamkeit! — Wenn ich Die ſehen könnte, welche dieſe Worte leſen, ſo würde ich ein ſchmerzlich bitteres Lächeln bemerken, das ihre Lippen umſpielt, wenn ſie nämlich Eingeweihte in den Kunſtzuſtänden der Gegenwart, d. h. wenn ſie Künſtler oder wahre Kunſtliebhaber ſind.

Berlin hat kein Kunſtleben, wenn es auch Freskogemälde und Chriſtuſſe in der Vorhölle malt, und Berlin wird kein Kunſtleben haben, ehe man nicht zu der Ueberzeugung kommt, daß junge kräftige Talente, welche in die Zeit hinein gehören, bedeutſamer und gewaltiger für den Fortſchritt ſind, als alte, welche einſt groß

*) Von einem andern Correſpondenten.

waren, weil in einer Zeit, die noch ſchlechter war, als die unſre. — Auch die Kunſt iſt nicht göttlich frei genug auf der Welt, daß ihr Jünger nicht unter dem Einfluſſe des Alters ſtehen ſollte. Als Titian als Greis ſeine herrlichſten Schöpfungen wieder zuſammenholte, um ſie, wie er ſagte, zu verbeſſern, da gaben ihm ſeine Schüler, die nun klüger waren, als er, einen Firniß, der die Farben nur ganz leicht verband, den ſie nach ſeinem Tode, wie es auch wirklich geſchah, mitſammt der neuen Sudelei herunterwaſchen konnten. — Das war ſo klug und ſchön, ſo innig und kunſtverſtändig, daß es faſt ausſieht, als ſei es in unſerem Jahrhundert paſſirt! Dennoch ſind in Berlin in neueſter Zeit Fortſchritte geſchehen, wenn auch nur ſolche, die auf das äußere Weſen der Kunſt hingehen. Ich meine damit zwei permanente Ausſtellungen, welche vom Kunſtverein und vom Kunſthändler Kuhr veranſtaltet wurden.

Der Kunſtverein ſtellt in einem eigens dazu beſtimmten Locale die Bilder aus, welche ihm Jahr aus, Jahr ein zum Kauf angeboten werden. Das iſt ein Fortſchritt, aber kein genügender, inſofern nicht Jedem erlaubt iſt, die Bilder zu ſehen. — Der Kunſthändler Kuhr hat ein brillantes Local eröffnet, in dem er die Werke einheimiſcher und ausländiſcher Künſtler, die ihm zum Verkaufe eingeſandt ſind, ausſtellt. Hier ſteht Jedem der Eintritt gegen ein jährliches Abonnement, oder gegen ein einzelnes Entrée frei.

Ich will mich heute mit den Werken beſchäftigen, welche der Verein der preußiſchen Kunſtfreunde zur Verloſung angekauft und in der Akademie ausgeſtellt hat. — Man hätte vorausſetzen können, daß der Verein durch das lange Ausgeſtelltſein der angekauften Bilder zu deren richtiger Erkenntniß hätte kommen müſſen. Aber leider geſchah das nicht; — der Verein hat lange nicht ſo viel Mittelmäßiges, ja ſo einzig Schlechtes gekauft. — Ein Bild von Eybel, eine Scene aus Walter Scott's Roman Woodſtock, ſchien Liebling der Menge geworden zu ſein, weil alte, ehrwürdige und jugendliche ſchöne Geſichter darauf ſind. Wir überſehen die Vorzüge des Bildes durchaus nicht, können aber vor Allem die Eintönigkeit der Beleuchtung nicht begreifen, welche in dem Bilde herrſcht. Warum trifft alle Figuren ein und daſſelbe Licht? . . . warum ſitzt nicht eine oder die andere im Schatten? — Ein zweiter Fehler, den ein Maler wie Eybel doch nicht machen ſollte, iſt die an einzelnen Stellen paſtoſe Behandlung des dunklen Hintergrundes. Das Auge wird durch ſolche Glanzlichter im Schatten, welcher gerade hier auffallend viel waren, ſo verwirrt, ſo abgeleitet, daß es vom wahren Licht des Bildes, das iſt die Handlung, abkommt. — Ein Pferderennen von Steffeck iſt eines jener ſüdlich kräftigen Bilder, deren Stammvater der leider zu früh geſchiedene Leopold Robert, der begeiſterte Prophet der Campagna, iſt. — Ein Schäfer mit ſeiner Heerde von Otto

Werner gibt den Gifthof Robert's auch, wenn er acht Tage in der Nähe bleibt, ohne der Wirkung des giftigen Trankes zu verfallen; wenn der Schwerkranke Wasser bei Zeiten trinkt. — Der Kaiserin wird die Nachricht, daß sie in den Armen Karl's des Großen sterben soll, von dem Kaiser, der ihr Gemahl ist, durch Vermittelung des Erzbischofs Turpin gebracht. Turpin ist ein Vertrauter des Kaisers, Werner und Robert sind Vertraute der Kaiserin. Turpin ist einer Verschwörung gegen die Kaiserin beigetreten, Werner und Robert sind Verschworene. Turpin ist ein Verräther, Werner und Robert sind Getreue. Turpin ist ein Mörder, Werner und Robert sind Retter. Es ist eine Verschwörung, um die Kaiserin zu vergiften, Werner und Robert wollen die Kaiserin retten

ſen warf. Sein zweites war noch ſtärker, und ſo iſt er immer weiter auf einer Bahn fortgeſchritten, hat ſich eine Manier angewöhnt, wie wir ſie faſt noch nie ſahen, ſo plump, ſo abgeſchmackt und ungereimt. Und das nennt der Referent der einzigen Berliner Zeitung, welche ſich ausführlich mit Kunſtkritik beſchäftigt, (der Voſſiſchen) Freiheit der Ausführung. Aber er hat es wenigſtens nicht ungeſtraft gethan. In derſelben Zeitung erſchien wenige Tage ſpäter eine zwar eingeſandte, aber darum doch gute Annonce, die ſich kurz, aber derb über die diesjährigen Ankäufe des Vereins ausſprach. Es hieß darin: „Glaubt der Vorſtand etwa, daß das Publicum eine beſchmutzte Leinwand für ein Bild anſieht, weil es ihm, dem Vorſtand, gefällt, dieſe Sudelei mit dem Titel: Felſen an der englichen Küſte, zu belegen?" — Es iſt der richtige Ausdruck, beſchmutzte Leinwand. Wenn ein Anſtreicher mit ſeinem Firniß Bilder malt, welche ein großer Verein kauft, muß die Kritik einer Eckenſteherfauſt gleichen. — Eine Parthie im Thiergarten von Dähling iſt das dritte in dieſem Bunde. Darüber läßt ſich wenig ſagen. Doch auch das läßt ſich erklären . . . Wenn man der Sohn eines Profeſſors der Akademie iſt, kann man immerhin ſchülerhaft malen und ſeine Bilder doch an einen Verein verkaufen, unter deſſen Vorſtand mancher andere Profeſſor ſitzt. — Schließlich erwähnen wir noch ein kleines humoriſtiſches Genrebild von Gonne: „Peter muß Lehrgeld zahlen", mehrere architectoniſche Anſichten von Beckmann und Gärtner, welche von ſolchen Folien nur gehoben werden können.

Kupferſtiche und Lithographien laſſen wir unberührt, um noch wenige Worte über ein Bild des berühmten Belgiers de Biefve zu ſagen, deſſen Compromiß der Edelleute ſo viel Aufſehen erregte und noch immer erregt. Es wurde für einen Berliner Sammler, wie man ſagt, für den Preis von fünftauſend Thalern gemalt, und wenn wir auch nicht ſagen, daß dieſer Preis unverdient iſt, ſo müſſen wir doch bedauern, daß ein einheimiſcher Künſtler, Leſſing, für ſeinen Huß, ein Bild von viel gewaltigerer Bedeutung, abgeſehen von dem vierfach größeren Format, nur eintauſend Thaler mehr empfing. Das Bild iſt hiſtoriſch; der Gegenſtand: der Abſchluß des Friedens von Cambray (la paix des dames) durch Margarethe von Oeſterreich, Statthalterin der Niederlande und Muhme Karl's V., mit Luiſe von Savoyen, Mutter Franz I. von Frankreich, am 3. Auguſt 1529. — Ueber die künſtleriſche Bedeutung der Handlung wollen wir nicht rechten. Der Friede iſt unterzeichnet, die beiden ältlichen Frauen reichen ſich ſitzend über einen Tiſch hinweg die Hände. Die Compoſition würde ſich vortrefflich zu einer Medaille eignen, ſo grade, beinah ſenkrecht grade und gleichförmig ſitzen ſich die beiden gegenüber; aber die Malerei iſt aus der Vereinigung des Idealen der Italiener mit dem Realen der Niederländer hervorgegangen, und wahrlich! man

kommt kaum zum Lob, ... weil man bewundert. Da iſt eine Ruhe, eine Würde in der kleinſten Kleinigkeit, die ſo unbedacht thut, daß ſie der Augenblick geſchaffen zu haben ſcheint; eine Gediegenheit, eine Pracht, die die Modellirung des Einzelnen bis aufs Höchſte treibt. Van Dyk konnte nicht ſchöner malen, ... hier iſt Rubens's Naturwahrheit, aber getrennt von ſeiner oft unverkennbaren, übertriebenen Derbheit. Es iſt in dieſem Bilde eine ſo künſtleriſche Anordnung und Ausführung des Beiwerkes, aber doch eine ſo verſtändige Mäßigung in Betreff der Hauptſache, daß das Auge mit wahrem Vergnügen von dem Sammt und der Seide der Gewänder auf den wappengekrönten, vergoldeten Seſſel übergeht. Das nennt man malen! wahrhaftig! ... das nennt man malen. — Warum kann Leſſing nicht ſo coloriren, dann würde kein Streit mehr ſein zwiſchen ihm und den Belgiern. Aber trotz dem ſoll und muß der Streit zu ſeinen Gunſten ausfallen, denn er vertritt die Richtung des Idealen, während ſeine Nachbarn der Apotheoſe des Fleiſches huldigen!

In meinen nächſten Briefen werde ich auf das vorerwähnte neu eingerichtete Inſtitut des Kunſthändlers Kuhr, auf die permanente Ausſtellung einheimiſcher und fremder Bilder zum Verkauf eingehen.

III.

Notizen.

Noch einmal das Cartel! — Der Nationalverein. — Das Briefgeheimniß. — Der ewige Jude in Deutſchland. — Der Oſterober König. — St. Lavatus. — Pepita von Boas.

— Ueber die Carteleerneuerung zwiſchen Rußland und Preußen, welche von einigen tonangebenden Berliner Correſpondenten mit Ruhe aufgenommen und beruhigend mitgetheilt wurde, erheben ſich jetzt doch ſehr beſorgte, nichts weniger als preiſende Stimmen. Die Erneuerung, heißt es, ſei gar nicht mehr erwartet, ja für eine der gewöhnlichen Erfindungen der „ſchlechten Preſſe" gehalten worden. Die „Weſerzeitung" bemerkt, es werde nun vorkommen, daß Deutſche gegen Deutſche auf die Jagd würden gehen müſſen; in Polen gebe es eine große Anzahl von eingewanderten Deutſchen, die ihren Glauben und ihre Sprache bewahrt hätten und ſich nicht entſchließen könnten, ihre deutſch erzogenen Söhne dem barbariſchen ruſſiſchen Militärdienſt zu opfern; ſeit dem Erlöſchen des vorigen Cartels ſeien die meiſten dieſer jungen Leute, aus einem großen Bezirk im Weichſelthale, über die Grenze geflohen und gerettet worden, bis auf Einen, der das Unglück hatte, von den Koſaken erjagt zu werden und unter der Knute

zu ſterben. Wie das nun werden ſolle? — Die „Kölniſche Zeitung" hebt hervor, welche Ungleichheit darin liege, daß der Preuße in Rußland nach dem ruſſiſchen, der Ruſſe in Preußen nach dem preußiſchen Geſetz beſtraft werden ſolle; der Preuße könne demnach in Rußland wegen einer Zollgeſetzübertretung nach Sibirien, der Ruſſe in Preußen mit einer Geldſtrafe loskommen u. ſ. w. Ferner ſeien mehrere Punkte des Cartels der zweideutigſten Auslegung fähig, und Rußland habe nur zu ſehr die Mittel und den guten Willen, um die wenigen, aus Noth gemachten Conceſſionen durch nachträgliche Beſtimmungen und Tarifſätze zu eludiren. Endlich — ſo urtheilen die am meiſten Betheiligten in Königsberg und anderen Grenzorten — ſei das Cartel nur für Rußland, nur für den Gegner nothwendig — denn ſo müſſe man einen Staat bezeichnen, der, bei allen Freundſchaftsverſicherungen und in Friedenszeiten, den Nachbar durch ſolche Grenz-Sperre und Plackereien ſchädige. Das Cartel ſei wie ein ohne Noth und Schwertſtreich geſchloſſener ſchlechter Frieden; denn die Handelsrepreſſalien, die Preußen durch den Beſitz der Weichſelmündung zu Gebot geſtanden, ſeien nicht einmal in Gedanken verſucht worden. Statt der neulichen Ungelegenheiten aber, durch die ruſſiſche Emigration, werde man wohl noch ſchrecklichere Scenen an der Grenze erleben. — All dieſe nachträglichen Raiſonnements werden das Cartel nicht mehr aufheben, aber ſie deuten auf großen Sturm. Die Wohlthaten des Vertrages müſſen ſich nun bald zeigen, und die öffentliche Meinung, die man beim Abſchluß deſſelben etwas voreilig überhört, oder gar nicht gefragt zu haben ſcheint, wird bei dieſer ſchmerzlichen Enttäuſchung und bei der völligen Hoffnungsloſigkeit auf eine Genugthuung für die alten Unbilden, um ſo erbitterter an dem ruſſiſch-preußiſchen Bande zerren.

— Während man in Berlin (ſiehe unſere heutige Berliner Correſpondenz Nro. 1.) dem von Firmenich, von Holtzendorff und Wöniger projectirten Nationalverein kaum die königliche Conceſſion, geſchweige beſonderen Schutz vorausſagt, curſiren anderwärts ganz entgegengeſetzte Randgloſſen zu dieſem ſeltſamen Unternehmen. Da indeſſen die Berliner erſt durch auswärtige Blätter davon erfuhren, ſo wäre es wohl möglich, daß ſie auch über den Urſprung und myſteriöſen Hintergrund der Aventure ſchlechtere Witterung hätten, als die Fernſtehenden; jedenfalls hat die außerberliniſche Anſicht viel innerliche Wahrſcheinlichkeit, ſie lautet ungefähr folgendermaßen: Alſo iſt von Berlin aus wieder ein großer Trompetenruf erklungen durch die deutſchen „Gauen". Ein Nationalverein, mit allerhöchſter Bewilligung und geheimer Protection, proclamirt ſich mit Einem Male, wie auf feſten Säulen gegründet, und bekennt den edlen Zweck, die Grenzen

Deutschlands eigene Nation aber kein zum Bündniß ist zu bilden, so wie der verschiedene Charakter, Sitten, ganz besonders, aber auch Religion, Sprache, Gesetze, Regierungsform, Lage, Größe, Reichthum und Armuth in die Nationen der Europäischen Staaten, eine unbesiegliche Barrikade, schließlich sagt alle Europäische Völker stehen mit einander in Verbindung, und sind für eine ganze Welt unbesiegbar. Nennen wir Preußen den Staat besonders hin, so ist es ein Staat, der sich durch Tapferkeit, Muth, Ausdauer, Treue, Redlichkeit, Großmuth, Edelmuth, Liebe zum Vaterland, Ehre, Ruhm, und der „Allgemeinen Zeitung", im Allgemeinen, wie Klugheit, bei den Deutschen auszeichnet, und sich in der That, wie ein Staat, der Europäischen Nationen, die Deutschen in Deutschland, wie ein Staat, der Europäischen Völker, und in Deutschland, wie ein Staat, der Deutschen Völker, und in Deutschland, wie ein Staat, der Deutschen Nationen darstellt, und ist, wie ein Staat, wie ein Volk, wie eine Nation, wie ein Land, wie ein Reich, wie ein Königreich, wie ein Fürstenthum, wie ein Herzogthum, wie ein Großherzogthum, wie ein Kurfürstenthum, wie ein Markgrafthum, wie ein Grafschaft, wie ein Baronie, wie ein Gebiet, wie ein Bezirk, wie ein Distrikt, wie ein Kreis, wie ein Amt, wie ein Stadt, wie ein Dorf, wie ein Gemeinde, Europäischen Deutschlandes anzusehen, wie ein jedes Provinz Deutschlandes in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Land, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Reich, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Königreich, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Fürstenthum, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Herzogthum, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Großherzogthum, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Kurfürstenthum, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Markgrafthum, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Grafschaft, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Baronie, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Gebiet, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Bezirk, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Distrikt, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Kreis, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Amt, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Stadt, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Dorf, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Gemeinde, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Volk, in einer andern Hinsicht, wie ein jedes Nation,

ſchadenfroh lächeln und der Brite, was wir da ſo langathmig zu bedenken geben, mit dem einzigen Worte: Humbug! abfertigen.

— Manches büreaukratiſche Herz mag in ſtillem Triumph gepocht haben, bei den letzten Verhandlungen des engliſchen Parlaments über die Verletzung des Briefgeheimniſſes; und manche Verüchtigungsfeder hätte wohl gern, — läge nicht ein zu ſchamloſes Bekenntniß darin — höhniſch hingewieſen auf das freie Albion und gerufen: Seht, Ihr Thoren, auch dort gilt kein Briefgeheimniß, auch dort iſt die Freiheit, von der Ihr fabelt, nicht ſicher vor privilegirtem Einbruch am hellen lichten Tage. — Aber will man die britiſche Inſel in dieſem Punkt mit dem Feſtlande vergleichen, ſo werden immer noch ſo viel gewichtige Gründe, ſo viel wahre Freiheitsfelſen, in die engliſche Waagſchale fallen, daß wir dagegen hoch in den vogelfreien Lüften zappeln. Ohne Zweifel ſind in England zu allen Zeiten Briefe erbrochen worden; der Staatsſecretär hat die geſetzliche Befugniß dazu, aber nur in jenen ſeltenen Fällen, wo die Sicherheit des Staates auf dem Spiele ſteht; ſonſt darf nur der Brief eines bereits in Anklageſtand Verſetzten arretirt und muß dann auch offen vor den Gerichtsſchranken deponirt werden. So wurde es vom engliſchen Volke verſtanden, ſo wurde es dem Herkommen und der nationalen Sitte gemäß gehalten. Der toryiſtiſche Staatsſecretär Graham aber ſcheint von ſeiner Befugniß den ausgedehnteſten Gebrauch, und zwar in auswärtigem Intereſſe, gemacht zu haben; und kaum wurde dies offenbar, ſo erhob ſich auch die tiefſte Entrüſtung, die lebhafteſte Agitation in allen Claſſen der Geſellſchaft dagegen, wurden auch auf das Entſchiedenſte ſichere Garantien und ausdrückliche Geſetze dawider verlangt. Was dieſen Mißbrauch in den Augen des engliſchen Volkes noch gehäſſiger machte, daß er vorzugsweiſe gegen Flüchtlinge und gegen die Unterthanen fremder Staaten gerichtet war, — dem Briten ſelbſt kann aus der Brieferöffnung, bei dem dortigen Gerichtsverfahren, wenigſtens keine polizeiliche Verfolgung erwachſen — das würde wohl bei uns hinreichen, die Spionnage zu vertheidigen, wenn ſie überhaupt einer Vertheidigung bedürfte. Ein italieniſcher Flüchtling, Mazzini, ein Geächteter, welcher der Großmuth engliſcher Inſtitutionen ſeine Sicherheit und ſeine Exiſtenz verdankt, konnte durch ſeine Anklagen einen Sturm gegen die Regierung des Landes heraufbeſchwören, in welchem er ein geduldeter Fremdling iſt. Eben ſo dürften ſich wohl polniſche Flüchtlinge in Preußen über die geheime Erbrechung ihrer Briefe beſchweren? Zweifelt nur Ein Menſch auf dem Continent daran, daß die Regierung alle ſeine Privatgeheimniſſe belauſchen darf, daß ſie die ausgedehnteſte, gefährlichſte und empörendſte Geheimpolizei durch ihre Poſten organiſirt hat? Gibt es nicht Tauſende,

die eine Scheu beſitzen, ſich in ihren Briefen an die vertrauteſten Freunde in allen Dingen auszuſprechen? Und doch wo fällt es Jemand ein, wo würde es gewagt, oder könnte es gewagt werden, darüber zu klagen? Mit wie leichtem Achſelzucken, mit wie nonchalantem Naſenrümpfen würden die kleinen Premiers unſerer kleinen ſogenannten Verfaſſungsſtaaten eine Beſchwerde oder Anfrage der Oppoſition darüber abfertigen! Als in London die Brieferöffnung zur Sprache kam, hat keine europäiſche Regierung, außer der franzöſiſchen, es für nöthig gefunden, ihre Staatsbürger zu beruhigen und die Exiſtenz einer Poſtinquiſition in Abrede zu ſtellen; ſelbſt Frankreich aber, welches durch Heuchelei der Tugend huldigte, iſt minder freiſinnig zu nennen, als das engliſche Miniſterium, welches den Mißbrauch offen und ehrlich eingeſtand und — freilich, weil es muß — jeder Debatte darüber und jedem Reformantrag bereitwillig entgegenkommt. So unangenehm die Entdeckung wirkte, daß auch in England dieſe krummen Wege gebräuchlich ſind, ſo erhebend iſt das Schauſpiel, welches die Agitation des engliſchen Publicums gegen die Briefſpionage bietet; die zahlloſen Petitionen und Proteſtationen aus allen Theilen des Landes und das geheime Unterſuchungscomité werden die Frage nicht dieſesmal erledigen, aber ſie gewiß nicht wieder einſchlafen laſſen, bevor die Sache der Freiheit Genugthuung erhalten. Das engliſche Volk hat, in dem köſtlichen Gefühl ſeiner Sicherheit und im Vertrauen auf ſeine Kraft, die Agitation gar nicht einſeitig und grämlich, ſondern auch mit altgewohntem geſundem Humor betrieben. Nicht blos der Deputirte, der Journaliſt, der Gemeindebeamte, ſelbſt Buchbinder und Kunſthändler geißelten in vielfach ergötzlicher Weiſe das Grahaming of Letters. So wurden Oblaten verkauft mit witzigen Deviſen, z. B. ein aufgeſperrter Krokodilrachen mit der Unterſchrift: Spazieren Sie nur gefälligſt herein: eine geſpannte Büchſe mit den Worten: Nehmen Sie ſich den Inhalt zu Herzen; ein Paar Handſchellen: Möge es zu Handen kommen u. ſ. w. — Uebrigens wollen Kenner behaupten, daß die Londoner Briefſpione wahre Neulinge und plumpe, recht unſchuldige Stümper in ihrem Fache ſind, da ſie im Erbrechen und Wiederſiegeln noch eine höchſt altmodiſche Methode befolgen, während die Kunſt in anderen Großſtädten die raffinirteſten Fortſchritte gemacht hat.

— Der „ewige Jude" von Sue verdient wahrlich nicht die grimmigen Ausfälle, mit denen einige Zeitungen jetzt regelmäßig ihre Spalten füllen — die undankbaren Zeitungen! Es wäre vielmehr zu wünſchen, daß die ſämmtlichen achthundert namhaften deutſchen Buchhändler verurtheilt würden, gleichzeitig das Monſtrebuch zu überſetzen, zu drucken und dem Pariſer Autor ein imaginäres Monopol à la Koll-

mann für zwölftauſend Franken abzukaufen. Es wäre eine gute Lehre; eine kleine Lection wird auch, bei der vielfingerigen Concurrenz und dem ſchwachen Appetit, den im Ganzen das Publicum zeigt, nicht ausbleiben. Davon abgeſehen aber, welche Komik, welche köſtliche Narrheiten und Abſurditäten bringt dieſer juif errant in unſer trübſelig ernſtes und grämlich langweiliges Leben! Der Rattenfänger konnte unter den Kindern von Hameln keinen ſo allerliebſten Aufruhr hervorbringen, wie jener in dem ganzen Heer und Troß der freien deutſchen Preſſe hervorruft. — So eben erfahren wir, daß in einer hieſigen Druckerei eine Extraausgabe des „ewigen Juden" für alte Leute, nämlich mit ſehr großen, ſoliden Buchſtaben veranſtaltet wird, ſo daß man ſie bequem ohne Brille wird leſen können. Das iſt einmal vernünftig. Warum ſollte auch blos die junge Generation die Segnungen des modernen Geiſtes genießen? Iſt es nicht ſchön und rührend, daß nun auch Großväter und Großmütterchen mit zitternden Fingern nach der erquickenden Pariſer Poſtille greifen und mit blöden Augen in das neue Morgenroth gucken, ohne die altmodiſche Brille auf die Naſe zu ſetzen? Konnte ſich das antike Sparta, kann ſich das patriarchaliſche China einer zarteren Rückſicht für das Alter rühmen? Nur möchten wir, daß darum die Kindheit nicht vergeſſen wird; es wäre gewiß eine lohnende Speculation, den ewigen Juden extra für die buchſtabirende Jugend herauszugeben, mit beſcheidenen Illuſtrationen natürlich, die ja in unſerer Zeit ſo beliebt ſind, um die Wißbegier des kindlichen Publicums zu reizen; zugleich würde dieſe buchſtabirende Jugend ſich ſpielend einen guten deutſchen Styl angewöhnen, denn die Uebung im Ueberſetzen hat bei uns die Weſchés und andern Styliſten in Maſſe hervorgebracht. Da fällt uns aber noch eine Speculation ein, auf die ein oder der andere deutſche Buchhändler gewiß reflectiren wird. Wie wäre es, wenn man den ewigen Juden, in ein verſtändliches Judendeutſch übertragen, mit hebräiſchen Lettern gedruckt, herausgäbe! In der nächſten Michaelismeſſe würde man an den polniſchen Juden, die nach Leipzig kommen, reißende Abnehmer finden. Denn iſt der ewige Jude nicht gewiſſermaßen auch ein Jude? Und was für einer! Ein recht alter und orthodoxer, der ihre Sympathien im höchſten Grade erwerben muß. Man brauchte nicht einmal bis zur Meſſe zu warten, ſondern könnte einige tauſend Exemplare ſogleich über die Grenze ſchmuggeln, beſonders unter die ruſſiſchen Grenzjuden, die ohnehin eines Troſtes bedürfen und, wenn ſie die Leiden Morok's und des von den Beſtien zerriſſenen Pferdes läſen, gewiß die ruſſiſche Knute für Bagatelle halten würden. — Genug, wir ſind nicht undankbar gegen Sue und ſeinen juif errant; es iſt ein guter, cenſurfähiger Stoff, wie er Einem nicht alle Tage geboten wird. Wir wünſchten nur, daß Paris jedes Jahr, wenn

nicht eine Revolution, doch ſtets nur ein ſolches eclatantes Ereigniß lieferte. Wovon ſollte man ſonſt in Deutſchland leben? —

— Bei Beſprechung der „hohen Braut" von Heinrich König, macht Robert Heller in den „Roſen" auf einen andern König, der auch etwas für's Volk gethan, den von Oſterode nämlich, aufmerkſam, welcher wegen ſeiner Anklage des Miniſteriums Münſter in Celle gefangen geweſen. Dieſe Art, ſelbſt in rein literariſchen Artikeln die Freuden und Leiden der politiſchen Welt nicht zu vergeſſen, iſt für die heutige Journaliſtik bezeichnend, aber man kann ſich dieſe Abſchweifungen gefallen laſſen, wenn ſie in ſolchem Sinn und zu ſolchem Zweck geſchehen. „Dr. König", ſagt Heller, „hat nach der Abbüßung ſeiner Strafe Nichts zurück erhalten, als ſeine auf einen gewiſſen Aufenthaltsort beſchränkte Freiheit. Er iſt in zerrüttete Verhältniſſe verſetzt worden, von ſeiner juriſtiſchen Fähigkeit kann er nur noch als Schriftſteller Gebrauch machen, und auch in dieſer Beziehung ſcheint ihm nur der alte Thüringer Freund treu geblieben zu ſein, der ehemalige „Reichsanzeiger", die jetzige „Nationalzeitung der Deutſchen" . . . „In einer Zeit, wo man den Männern, die ihrer Geſinnung wegen mit ihrer bürgerlichen Stellung verfallen ſind, glänzende Aufnahmen, Feſte und Sammlungen bereitet, O'Conell's-Renten gewährt für Jordan's Familie, für Hach, für Jahn, ſogar für einen Breslauer Profeſſor, der ohne Familienverpflichtungen lebt und durch die Entziehung ſeiner Profeſſur in keine ſchlimmere Lage gerathen iſt, als in die, ſich ſeinen Erwerb durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu ſichern, in einer ſolchen Zeit iſt es wohl ſtatthaft, an einen ſo ſchwer geprüften Mann zu erinnern, wie der Oſteroder König. Allerdings kann er die deutſchen Gauen nicht bereiſen und ſich perſönlich vorſtellen in Berlin und Leipzig, in Köln und in dem Frankfurt, wo der Bundestag ſitzt." — — Heller berührt damit eine ſchwache Seite unſerer politiſchen Wohlthätigkeit. Wir ſprechen oft ſehr vornehm über den eitlen, theatraliſchen Patriotismus der Franzoſen ab; ſind wir aber beſſer? Muß uns das Unglück nicht auch erſt in die Ohren ſchreien und Gelegenheit zu brillanten Demonſtrationen geben? Mußte Jordan nicht erſt ein ruinirter Mann ſein, bevor man ſeiner dachte? Als König, ein bejahrter, kränklicher Mann, in dem feuchten Kerker von Celle ſaß und die harte Behandlung ihn zu tödten drohte, kamen einige ärmliche Spenden zuſammen; ſeitdem iſt er vergeſſen. König iſt nicht nur Patriot, ſondern auch ein kenntnißreicher Publiziſt und arbeitet unter ſchmerzlichen Entbehrungen an einem umfaſſenderen Werke. Es gibt ja ſo viele liberale Buchhändler in Deutſchland, die in „Zeitgeſchäften" ſich ein kleines Vermögen geſammelt haben. Warum bietet Keiner dem Dr. König eine helfende Hand? Wenn das nicht geſchieht, ſollte man das Publicum zu Subſcriptionen auffordern.

— „St. Lavatus und die Phyſiognomen" heißt ein fein und ſinnig geſchriebenes Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert von F. G. Kühne, welches das Morgenblatt mittheilt. Der berühmte Lavater war kein Poet von Bedeutung, aber ein poetiſcher Menſch, ein Prophet in ſeinen eigenen und in Vieler Augen, in den Augen unſerer Zeit ein chriſtlich-romantiſcher Schwärmer, mit einem Anflug von halb wiſſenſchaftlicher, halb pietiſtiſcher Charlatanerie und Herrſchſucht, was ſchon damals der geſunde Goethe zu ſpüren ſchien. — Dieſer merkwürdige Schweizer nun tritt uns in dem Kühne'ſchen Bilde mit ſprechender Aehnlichkeit und Treue, wie aus dem Rahmen eines alten Familiengemäldes mit lebensgroßen Figuren, entgegen. Die Erzählung iſt ſehr glücklich dem Sohn eines alten Reichsfürſten in den Mund gelegt, der die pedantiſche und patriarchaliſche gute alte Zeit repräſentirt, wo die Prinzen an unſern großen und kleinen Höfen eine Erziehung erhielten, welche franzöſiſche Weltmannsbildung und reichsdeutſche Charakterſtrenge vereinigen ſollte. Der alte Reichsfürſt iſt ein Verſtandesmenſch, der über Jenſeits und Unſterblichkeit in's Reine kommen will, und dabei ein phyſiognomiſcher Adept, wie es heute phrenologiſche gibt. Das Ganze iſt eine Studie aus dem erſten Bande eines Romans, der in der Sturm- und Drangperiode ſpielt. Wir glauben, man kann von dieſer neueſten Production Kühne's eine ſehr werthvolle Bereicherung der modernen Literatur erwarten.

— Von Eduard Boas, den die Leſer der Grenzboten als einen anmuthigen Erzähler und Touriſten kennen, liegt uns ein ſehr anſprechendes kleines Gedicht vor: „Pepita, italieniſche Idylle." (Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1844.) Vielleicht kennt es der Leſer ſchon aus der „Zeitung für die Elegante Welt", worin es früher in einzelnen Abtheilungen erſchienen war. Es iſt eine poetiſche Erinnerung aus Italien, dem Stoffe nach ein bloßes Genrebild, eine Skizze, die das Liebesabenteuer eines deutſchen Doctors der Philoſophie mit einem heſperiſchen Kinde, das zwar gern barfuß geht, aber voll Naivetät und Grazie iſt, recht humoriſtiſch zeichnet. Nur iſt das metriſche Kleidchen, das Boas dem Kinde umgehängt hat, etwas loſe; viel loſer als die Form von Heine's Atta Troll, an den auch die Seitenblicke auf ſeine heimiſchen Pappenheimer erinnern.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Die Familie Mantini.

Ein Lebensbild aus der neueſten Zeit.

Von

Frau von W.…

Erſte Abtheilung.

Die Fürſtin Mantini ſaß in ihrem Zimmer am Schreibtiſch; es war um die Mittagsſtunde. Ihre ganze Umgebung trug eine faſt überladene Pracht zur Schau, die das Auge mehr blendete, als ihm wohlthat und ſelbſt der Eigenthümerin faſt aufgedrungen ſchien, denn ein größeres Wohlgefallen daran hätte wohl mehr Sorgfalt auf die Anordnung des Ganzen verwendet, welches ziemlich chaotiſch durch einander ſtand; ſeiner Geſchmack wenigſtens machte ſich nirgends geltend. Da waren Maſſen von Vergoldungen an den Wänden und dem Mobiliar, Spiegel an Spiegel, Gemälde — und mitunter herrliche Originale — aber in unvortheilhafteſter Beleuchtung bis an den Plafond hinauf, von welchem wiederum ſchwere Kronleuchter herabhingen. Koſtbare Uhren, die mit jedem Schlag das Ohr durch irgend eine Melodie beläſtigten; Poſtamente mit Bildhauerarbeit, Vaſen, künſtliche und natürliche Blumen, Teppiche, Marmortiſche, reich geſtickte Ottomanen und Seſſel, und was der Luxus noch mehr auf dem kleinen Punkt zuſammengeſchaart hatte. Die Beſitzerin all dieſer Herrlichkeiten war dagegen in ein ganz einfaches, weißes Negligé gehüllt und ſchien bei ihrer Arbeit, die zugleich Kopf und Hand beſchäftigte, ſehr von der drückenden Wärme, die im Zimmer herrſchte, beläſtigt, denn ſie wehte ſich häufig dabei mit einem goldgeſtickten Fächer, der neben ihr lag, Kühlung zu. Unſtreitig mochte wohl ihr anormales Embonpoint viel zu ihrer Erhitzung beitragen;

ohne daſſelbe wäre ſie faſt ſchön zu nennen geweſen, ſo aber hatte das Ebenmaß der Formen allzu ſehr gelitten. Jedenfalls indeß machte ihr Geſicht durch einen vorherrſchenden Zug von Gutmüthigkeit einen ſehr angenehmen Eindruck. Wollte man ihr Alter tariren, würde man zwiſchen den Grenzen von Dreißig bis zu Vierzig, ohne ſich ganz genau vergewiſſern zu können, umherirren müſſen. Da öffnete ſich die Thür. Ein in bunte und zugleich reiche Livree gekleideter, rabenſchwarzer Mohr trat ein und meldete den vierten Stiefſohn der Fürſtin, Don Lorenzo de' Principe Mantini. Sie winkte Gewähr, legte Papier und Feder in eine elegante Mappe, auf welcher das Mantiniſche Wappen in Moſaik eingelegt war, und erhob ſich dann dem Eintretenden entgegen. Doch ehe ſie noch ſeiner anſichtig wurde, erblickte ſie ihr eignes Bild in einer naheſtehenden Pſyche und mußte laut auflachen, denn mitten über das ſehr echauffirte Antlitz, welches die herabgelaſſenen rothſeidenen Gardinen im Widerſchein faſt carmoiſin färbten, zog ſich ein langer Tintenſtreif. „Pfui doch, ich ſehe ja aus wie ein Krebs, wie ein roher und gekochter in einer Geſtalt!" rief ſie aus und war noch bemüht, ſich der ſchwarzen Schminke zu entledigen, als Don Lorenzo, ein ſehr brünetter junger Mann, aber von intereſſantem Aeußern, hereintrat. Nachdem er der Fürſtin die Hand geküßt, und ihr gegenüber in der Ottomane Platz genommen hatte, auch einige unbedeutende Redensarten gewechſelt worden waren, begann er plötzlich, zu einem für ihn wichtigen Thema übergehend: Nun, meine theuerſte Mutter! Haben Sie Ihr Verſprechen erfüllt und noch ein Mal zu meinen Gunſten mit dem Fürſten geredet? Ich brenne vor Begierde, die Reſultate davon zu erfahren! — Ach, liebſter Lorenzino! entgegnete die Dame mit einer Verlegenheit, die ſie dadurch zu verbergen ſuchte, daß ſie noch ein Mal rückwärts in den Spiegel ſah und an ihrem Fleck rieb, ich kann Ihnen leider gar nichts Erfreuliches mittheilen. Was ich auch that, um ihn der Sache geneigter zu machen, Ihr Vater iſt und bleibt unerbittlich! — Ha! rief der junge Mann hier heftig aus, und was hat er Begründetes an meiner Wahl auszuſetzen? Iſt nicht Marianna Ricci eins der ſchönſten Mädchen von Florenz? Untadelig wie Wenige und eben ſo adelig als die Mantinis? — Ganz gewiß, beſter Lorenzino, daran zweifelt kein Menſch, aber Sie wiſſen ja längſt, wie Ihr Vater in dem Punkte

noch. Kann das er genug, noch Manche ihn Niemand mehr ernst nehmen, noch um ihn sammeln? Gleich verschoben umgeben ja auch Napoleon I. und II. um sich — was will dies — und dieser Pöbel hat vor seinem Nationalmal — In der That, er hatte einen Moment von seinem Geschick sich an, sein Nachbleiben Preußens hinaus zu machen, und hier zum Beweise mit einem Schreiben Kaiser. Die Briefe aber sind verschieden. Wenn jetzt Verhandlungen stattfinden, sind sie in der That ganz vortrefflich, im Stile einem Fürsten gemäß, in der Form ehrerbietig, wie es die Lage heischt, die Schrift ist von Kaiser Wilhelm, und man sieht daraus, daß er sich in diesem Moment sehr, und sehr seinem Fürsten bewußt war, und ganz — Vergebung, daß ich junge Blume mit seinem Namen identifizire — ganz wie in Zeiten vortheilhafter Art. Wenn aber Briefe aus diesen Worte weich ja gar, wie der Kaiser sich mit dem Grafen Bismarck auf und hinlegt sich diese Briefe in seiner Tasche ja Briefen weiter! — Ja, er, der sich gar Niemand entgegen und in Briefen, vielleicht bedeutenden, gar mit diesem Bismarck sich auf eine Stellung herumgeht, als ob er ihm gleich wäre, und ihn gar nicht, wie er es in Wirklichkeit ist, dem Kaiser Rang ablaufen. Niemand sieht es noch ein, daß eine Stellung, in welcher Kaiser sich befindet, ihn nicht mehr zu einem Verhandeln, vielleicht auf gleich, mit Bismarck, ja gar Moltke etc. an sich kommen kann, daß er sich in eine Stellung begeben, wo ganz Deutschland — Niemand sieht es noch ein, daß er sich mit der Ernennung, welcher

Körper saß, so konnte man ihn mit Recht zu den ausgezeichnetsten Männergestalten rechnen.

Daß die Fürstin bei All dem ihm nicht so wie dem nachgebenderen und ihr seine Verehrung offener zeigenden Lorenzo gewogen war, hätte man aus dem Umstand entnehmen können, daß sie ihm einen Sessel hinschob, während Lorenzo den Platz an ihrer Seite auf der Ottomane bekam, doch war im Ganzen sein Empfang nicht weniger freundlich. Auch schien er heut besonders hingebend und weich gesinnt, denn er küßte die kleine mütterliche Hand mehrfach mit einer Innigkeit, die nicht, wie wohl sonst, blos Form war, ja ließ sich plötzlich, das Alltagsgespräch unterbrechend, knieend auf ein Polster zu ihren Füßen hinab und sagte: Mutter! vergönnen Sie mir eine ernstere Unterhaltung, in der es sich um das Glück meines Lebens handelt, das zugleich in Ihren Händen ruht! — All Ihr Heiligen!" rief hier die Fürstin, sich diesmal die hellen Schweißperlen von der Stirn trocknend, aus; liebster Thomasino! nur nicht auch eine Heirath mit einem Mädchen ohne Vermögen. Sie wissen ja, was uns der Lorenzo darin schon für Sorge macht! Wär' es das, müßt' ich gänzlich depreciren. — Auch wenn Sie den Namen derjenigen hören, die ich liebe? Es ist Ihre Pflegetochter, Mutter! Elisa Seltikow, das treffliche Mädchen, die Ihnen in allen Tugenden gleicht!

— Thomasino! Ihr seid nicht gescheidt, sagte die Fürstin, sich kraftlos in die Kissen zurücklegend, in der That, das fehlte noch, um das Gewicht meines Verdrusses voll zu machen!

— Und warum das, Mutter? Thomasino bediente sich heut vorzugsweise dieser Benennung, die er sonst lieber zu umgehen pflegte. Ist Elise nicht reizend und talentvoll und gut, und Ihnen bereits werth wie eine Tochter! — Ja, ja! erwiederte die Fürstin, sich aufrichtend und ungeduldig; aber was hilft das Alles, da sie arm wie eine Kirchenmaus ist! Thomaso, kennen Sie denn Ihren Vater nicht, um sich einzubilden, er werde zu einer solchen Heirath jemals seine Einwilligung geben? Und welchen Vorwürfen wäre ich ausgesetzt, wenn er nur das Mindeste von der Geschichte erführe, da ich das Mädchen in's Haus gebracht! O, es ist abscheulich, wie mich das angreift! und hier brachen Thränen aus der Geängsteten Augen. — Aber, theuerste Mutter! Beruhigen Sie sich doch! Sie,

die dem Fürſten Thomas ein ſo großes Vermögen zugebracht, ſollten — wenn er uns auch alle tyranniſirt, am wenigſten vor ihm zittern. Nur über den kleinſten Theil Ihrer Einkünfte zu unſern Gunſten disponirt, und die Exiſtenz der holden Eliſe ſowohl, als die Ihres dankbaren Sohnes wäre geſichert. — Sie reden, wie es Unverſtand und Leidenſchaft Ihnen eingeben. Ich habe über Nichts frei zu disponiren in der Art und ſetzte mit einer Fürſprache in ſolcher Sache nur meine eigene Ruhe aufs Spiel, die ſo ſchon oft in dieſem Palaſt gefährdet worden. In der That, es wird mir Nichts anders übrig bleiben, als Eliſabeth wieder nach Rußland zu ſchicken, wenn ſie ihre Stellung hier ſo verkennt und Sie zu Thorheiten verleitet!

— Ich beſchwöre Sie, Mutter! nur Eliſen keinen Vorwurf! Erſt ſeit Kurzem hat ſich ihr mein Gefühl entdeckt, und wenn ſie mich auch ahnen ließ, daß ſie nicht kalt dagegen iſt, hat ſie doch auch geſchworen, ohne Ihre Einwilligung mir nicht das Mindeſte zu gewähren!

Da trat zum dritten Mal der Mohr ein und meldete die Herzogin von Caſtiglione, die Gemahlin des erſten Stiefſohns der Fürſtin, welche gern angenommen wurde, denn die erregte Dame war froh, nur vorerſt von dieſer peinlichen Unterredung loszukommen. Don Thomaſo aber ſagte aufſpringend in bitterem Ton: Ja, die Lieferantentochter, ſie iſt willig aufgenommen in dem fürſtlichen Geſchlecht der Mantinis, weil ihr Vater ungerechte Reichthümer zuſammengeſcharrt, die auch ſogar ihre galante Lebensweiſe zu Ehren bringen müſſen; ich würde mich ſchämen an meines Bruders Stelle! — Das überlaſſen Sie ihm! entgegnete die Fürſtin trocken; wollen Sie aber Rang und Stand verläugnen, finden Sie Armuth einladend, gut, ſteigen Sie in das Schäferleben hinab; wo nicht, ſo beugen Sie ſich vor der noch größeren Ariſtokratie des Geldes, ohne welches ſich ſelbſt das adeligſte Geſchlecht in ſeinen Prätenſionen nur lächerlich macht.

Die Fürſtin war gereizt durch den Ausfall Thomaſo's auf die Mißheirathen und entließ ihn kalt, der ſeinerſeits wiederum eben ſo die Herzogin, ſeine Schwägerin, grüßte, die in der brillanteſten Toilette eintrat, als er eben der Thüre zuſchritt, um das Zimmer zu verlaſſen; die galante Dame war jedoch eine zu warme Verehrerin der Schönheit, als daß ſie dem ſtattlichen Mann, unbeſchadet ſeiner

Laune, nicht hätte einen ſehr huldvollen Blick ſchenken ſollen. Wir aber überlaſſen die beiden Frauen darauf ihrer ſich um Cancans und Modejournale drehenden Unterhaltung, bei welcher jedoch unſere Fürſtin dies Mal ſehr zerſtreut erſchien, und benützen die Zeit, um uns indeß etwas näher die Verhältniſſe der Familie anzuſchauen.

Fürſt Thomas Mantini, das Oberhaupt des Hauſes, iſt der Typus eines italieniſchen grand seigneur der nun faſt verſchollenen Zeit, unumſchränkter Herr, ja Tyrann in ſeinem Palaſt, wie in ſeiner ganzen Familie; er beherrſcht ſie Alle, ſelbſt ſeinen jüngeren Bruder, obgleich derſelbe die Stelle eines Premierminiſters bekleidet. Neben Stolz und Herrſchſucht bildet Geldliebe, um nicht Geiz zu ſagen, einen ſeiner Hauptcharakterzüge, doch bedarf er des Geldes auch, um den Glanz des Hauſes aufrecht zu halten, welches er die Aufgabe ſeines Lebens nennt, und ſpart es wenigſtens da nie, wo er es für nöthig erachtet, ihn zu zeigen; wie er denn in dieſem Sinne eben ſowohl Opfer bringt, als er ſie von den Seinen fordert. — Zwar wird in Italien die Ebenbürtigkeit der Frau überhaupt nicht ſonderlich berückſichtigt, dennoch aber hätte es der ſtolze Fürſt, als er — bereits in hohem Alter — noch zu einer zweiten Ehe ſchritt, wohl ſehr erwünſcht gefunden, wenn ſeine Gemahlin zugleich Rang und Reichthum beſeſſen; die Reiche triumphirte jedoch jedenfalls bei ſeiner Wahl über die Vornehme, und ſo wurde die Tochter eines Kaufmanns aus Odeſſa Fürſtin von Mantini. Nach dem Tode ihrer Eltern, als eine ſchon etwas überreife Jungfrau eine Reiſe nach Italien unternehmend, hatte ſie ſich des ihr zuſagenden Klimas wegen längere Zeit in Florenz aufgehalten, dort die Bekanntſchaft des Fürſten gemacht, ſeinen Antrag erhalten und — allerdings Speculation gegen Speculation ſetzend — ihn angenommen. Frau und Fürſtin, ja die erſte Dame in Stadt und Land zu werden, ſchien ihr eben ſo wünſchenswerth, als demjenigen, der ſie dazu machen konnte, ihre Reichthümer, und während er bei dem Zählen der Goldſtücke den Mangel an Ahnen überſah, berechnete ſie nicht, daß er bereits ſiebenzig Jahre zählte. Auch war der alte Herr in der That noch eine ganz ſtattliche Erſcheinung und ein förmlicher ci-devant jeune homme zu nennen; würdevoller Repräſentant eines der edelſten Geſchlechter ſowohl, als auch fein und galant von Manieren.

Im Anfange der ſonderbaren Ehe mochte die arme neue Für-

die Einigkeit doch wohl nicht allzu gut mit ihren Gründen, daß Gebauer, behaupten sollten, sie, und er besonders hätte größere Ruhe, was insbesondere Hermanns Lage zwingen würde, in den Zeitumstand zu entbrechen; doch gut und vorbedacht, wie er war, hatte er ihn auf den Fall, daß sie seine Ruhe stören oder verletzen sollten, gar nicht von seiner Seite abhängig gemacht. Und diese Ruhe, die er sich selbst gab, war ihm nicht nur Ruhe, sondern auch Mittel, sein Amt, das ihn in Verdacht vor dem Staat brachte, der Liebe und der Zwietracht und dem Zank unmöglich machte, Ordnung und Frieden, Einigkeit und Liebe, Eintracht und Zufriedenheit, Ruhe und Sicherheit, Wohlstand und Gewinst, und zwar eben soviel Hermann gewann als sie, wenn Zank und Hader und große Bewegung, die ihn eine gewaltsame Karriere machte, seinen Leuten beim Leben nicht wehren. Als Hermann bei Gründung des in einer solchen und eine ähnlichen Gesellschaft sich ereignet, sein Amt dieser oder jenseitigen Gesellschaft, die Hermann nur Vorwand, seine Absichten auf Ruhe und Einigkeit, seinen Leuten ihren Lauf nicht zu hemmen, und Gebauer, der sich in Hermanns Gesellschaft befand, und Hermann, der sich in Gebauers Gesellschaft befand, und Hermann, der sich in Gebauers Gesellschaft befand, und Gebauer, der sich in Hermanns

Nr. 1. Bildung der Ammoniak- und Amidsalze. Ist die Bildung eines Ammoniak- oder Amidsalzes vorauszusehen, so wird die Substanz mit Natronkalk gemischt und erhitzt. Ammoniak- und Amidsalze geben Ammoniak, welches durch Geruch und Reaktion mit Nessler'schem Reagens nachgewiesen wird. Ammoniak- und Amidsalze geben mit Natronkalk

[illegible] [illegible] [illegible] [

ſeine Stirn, ich will nicht hoffen! Schön und lebhaft aber iſt die Dame, wiſſen Sie nichts Näheres von ihr? — Vorerſt, erwiederte der Cavalier ſehr froh, daß er die Wißbegier Sr. Excellenz in etwas befriedigen konnte, muß ich mein Erſtaunen über Don Heri's Scharfſinn ausdrücken; andaluſiſche Augen, wie treffend und wahr, da die Beſitzerin derſelben in der That Spanierin iſt. Vor einigen Jahren ſah ich ſie zuerſt in Paris, da war ſie noch bei weitem ſchöner und — ſehr galant; ja, was mehr ſagen will, man murmelte davon, daß ſie mit ihren Gunſtbezeigungen ſtets politiſche Perſonen zu beglücken ſtrebe! Ihr Gatte ſoll in Spanien irgend einen miniſteriellen Poſten haben und die reizende Hälfte gern auf Reiſen ſchicken, weil er ein Freund von Neuigkeiten iſt. Ha, ha, ha, Excellenza verſtehen! Hier hat ſie auch noch ein ganz junges Mädchen bei ſich, welches ſie für die Tochter ihres Mannes ausgibt; es iſt eine ſchlaue und gewandte Dame. Don Thomaſo mag ſich in Acht nehmen. — Und jene dort in der auffallend prächtigen Toilette, nahm Don Heri darauf wieder das Wort, ohne anſcheinend auf das Vorhergehende Wichtigkeit zu legen, die ſo entſetzlich ſchwätzt und lacht und Lorenzo nicht los läßt, die muß auch eine Ausländerin ſein. Fürſt Thomas hat ja heute die halbe Fremdenwelt geladen.

— Das iſt die Gräfin P . . aus Wien, von der man ſich gleichfalls merkwürdige Dinge erzählt. Nachdem ſie geſchieden und lange die Geliebte des Fürſten T . . . f, des Don Juan der Kaiſerſtadt, war, dieſer aber ſich endlich verheirathet und ſie frei gegeben hatte, läßt ſie ſich von einer Somnambüle — denn ſie iſt abergläubiſch, par dessus le marché — prophezeihen, daß ſie in Italien einem Prinzen begegnen würde, deſſen Name mit P . . beginne und mit einem i endige. Unverzüglich nimmt ſie darauf Paß und eilt nach Florenz. — Und wird doch nicht etwa meinen Neffen für den Prinzen Pi nehmen? ſagte Don Heri lachend, die Geſchichte iſt komiſch; worauf er ſich leicht grüßend von ſeinem Nachbar beurlaubte und weiter in den Saal vorſchritt. Auf ein Wort, Thomaſino! winkte er dieſem im Vorübergehen zu, hüte Dich vor der ſpaniſchen Dame, die Dir ſehr den Hof macht; denn eigentlich gilt ihre Zärtlichkeit mir, dem Premierminiſter, der ſo glücklich iſt, Dein Oheim zu ſein. — Don Heri, die Donna iſt mir ganz gleichgiltig! — Deſto beſſer! — Ich verſtehe nur nicht! — Daß es auch weibliche

Gouvernementsſpione gibt, die unter ſo reizender Maske durch die Welt ziehen? nun, ſo erfahre es und laß Dich in keine Politica mit ihr ein. Der junge Mann verbeugte ſich lächelnd, während ſein Blick an Eliſe Seltikow vorüberſtreifte, die ſich mit der holden Marianna zuſammengefunden und in ein trauliches Geſpräch vertieft hatte.

Indem trat die Fürſtin Mantini herzu, — Don Heri, auf ein Wort!

— Mit Vergnügen! und Beide traten in eine Fenſterniſche.

— Hat Ihnen der Fürſt ſchon geſagt, wie dringend ſich die Sachen wegen Rußland geſtalten? — Ich weiß von Nichts. — Nun, ſo hören Sie denn: Ich werde hin müſſen und zwar ſo bald als möglich. Der Kaiſer hat die Geſetze geſchärft; bei Strafe der Güter-Confiscation alle fünf Jahre eine Anweſenheit im Vaterlande! — Das iſt ſchlimm für Sie und für uns Alle! entgegnete Don Heri, das Haupt wiegend, aber freilich, mußten ſich doch ſogar die Demidoffs der Maßregel unterwerfen, obgleich ſie mit dem Selbſtherrſcher nahe verwandt. — Uebrigens ohne männlichen Schutz keines Falls. — Ich dächte, Don Thomaſo begleitete Sie, Fürſtin! — Thomaſo? nein, nein, das geht nicht, eher noch Lorenzino. — Wie ſchön und gut Marianna Ricci heute wieder iſt. Haben Sie noch nichts Neues erſonnen, Don Heri, um den Fürſten unſeren Wünſchen geneigt zu machen? Ich fürchte, er ſteht wie ein Fels im Meer, doch ſoll noch ein Mal verſucht werden, ihn zu erweichen.

Neu Herzutretende machten eine Fortſetzung des Geſprächs für jetzt unmöglich. Im Saale nebenan erſcholl eine prachtvolle Concertmuſik, eine neue Compoſition des Fürſten Poniatowsky, die er ſelbſt dirigirte. Alle Glieder dieſer Familie ſind mehr oder minder muſikaliſch, ausgezeichnet im Geſang, und führen ſelbſt öffentlich Opern auf, ein Schauſpiel, das in dieſer Art auch noch nicht da geweſen. Die Redenden verwandelten ſich darauf in Hörende. Zwiſchen den ſchönen Frauen und ihren Anbetern flogen jetzt mehr glühende Blicke als Worte hin und her, und ſelbſt das ſchüchterne Freundinnen-Paar, Marianna Ricci und Eliſa Seltikow, wagten es, von den harmoniſchen Tönen erregt, mit denjenigen, die ihr Herz beſaßen, in der nur für ſie leſerlichen Augenſprache zu verkehren.

Sobald das Concert beendet war, entfernten ſich die Gäſte.

Don Heri aber folgte noch zuvor dem Fürſten Thomas in ſein Cabinet, wo anfangs über die nicht mehr aufzuſchiebende Reiſe der Fürſtin nach Rußland ein Breites hin und her geſprochen wurde, bis endlich der Miniſter auch noch die Gelegenheit wahrnahm, hinſichtlich Lorenzo's Liebe ein günſtiges Wort einfließen zu laſſen. Doch blieb dies, wie jedes frühere, vergebens; ja, der Fürſt wies die brüderliche Vermittelung in einer Weiſe zurück, daß, wäre nicht Don Heri von jeher an Nachgeben gewöhnt geweſen, unfehlbar eine Entzweiung Beider hätte folgen müſſen. — Mein Sohn iſt majorenn, war des Fürſten letztes Wort, er kann heirathen, wen er will, auch ohne meine Einwilligung; nur auf meine Unterſtützung darf er alsdann auch nicht im Entfernteſten rechnen. Und nun verſchone man mich mit ferneren Einmiſchungen. In der That aber war er das ſeltſamſte Gemiſch. Auf der einen Seite eigenſinnige Vornehmheit, die ſich, wie Don Ranudo de Colibrados, ohne den Anforderungen der Gegenwart auch nur das mindeſte Zugeſtändniß zu machen, an die gute alte Zeit der Adelsariſtokratie lehnte, während doch auf der anderen dem modernen Götzen Geld der größte Weihrauch geſtreut wurde. Freilich bildete er ſich und Anderen ein, Letzteres nur als Relief des Glanzes ſeines Hauſes zu lieben, aber beim Lichte beſehen, hätte doch die Zärtlichkeit für den Mammon wohl noch die zu den Ahnen überwogen. In jedem Conflict wenigſtens zeigte ſie ſich bis jetzt ſiegreich und ſpielte ſo Demjenigen, der die ganze vergangene Standesherrlichkeit in ſich zu repräſentiren wähnte, mit ihrer Herrſchaft einen rechten Poſſen.

Als die Fürſtin nach dem anſtrengenden Tage endlich ſich allein fand, die läſtige Toilette abwerfen und ihrer Bequemlichkeit leben konnte, hätte ſie ſich, für den Augenblick wenigſtens, glücklich gefühlt, wenn nicht die Liebesgeſchichte Thomaſino's mit Eliſa Seltikow ihr noch ſchwerer als die läſtige Kleiderpracht auf dem Herzen gelegen. Es war dies die Zeit, in welcher ſie vor dem Schlafengehen immer noch eine Stunde mit dem jungen Mädchen verplauderte, oder ſich von ihr vorleſen ließ, und ehe ſie noch mit ſich einig war, ob ſie heute nicht lieber dieſe Gewohnheit umgehen ſollte, öffnete ſich ſchon die Thüre und mit der Frage: darf ich? ſtand die ſonſt immer ſo ſehr Willkommene auf der Schwelle. Nun war die von beiden Seiten gefürchtete Unterredung nicht mehr zu vermeiden. Seufzend trocknete ſich die Fürſtin die immer noch perlende Stirne, trotzdem daß ſie

ſich des Perlengeſchmeides bereits entledigt, und ließ ſich in einen Seſſel nieder, die ſchüchtern Nahende zu ſich heranwinkend, worauf die Strafpredigt begann, von der Aermſten, der ſie galt, ſchweigend und mit Thränen hingenommen. — Ich ſehe Alles ein, meine theuerſte Fürſtin und Wohlthäterin, entgegnete ſie endlich auf die wiederholte Schlußfrage der Dame: Habe ich nicht Recht? und würde meinerſeits auch ſogleich und unbedingt entſagen, wenn ich nur nicht fürchten müßte, Don Thomaſo dadurch für immer unglücklich zu machen! — Bah, mein Kind! welche romantiſche Ideen! rief hier die Fürſtin faſt lachend, kennſt Du denn unſere junge Männerwelt noch ſo wenig? Du biſt nicht ſeine erſte Liebe und wirſt nicht ſeine letzte ſein; darum mache Dir keine Sorgen!

Das war freilich ein ſchlechter Troſt für ein Herz, dem Liebe und Ewigkeit noch eins galt, was aber blieb der armen abhängigen Eliſe anders übrig, als Alles, was verlangt wurde, zu verſprechen? Zwar hatte ſie anfangs, gleich Don Thomaſo, ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, es werde der Fürſtin ein Leichtes ſein, über einen geringen Theil ihrer Einkünfte zu Gunſten derer, die ſie liebte, zu verfügen, und ſo ihre Verbindung möglich zu machen, doch mußte ſie jetzt, nach dem, was die ſonſt immer ſo gern wohlthätige Frau ihr über ihre Vermögensverhältniſſe in Bezug zum Fürſten auseinanderſetzte, leider das Gegentheil einſehen. Ohne dieſen konnte Nichts geſchehen. Und was ließ ſich hier von ihm erwarten, da er für die zahlreichen Vorbitten hinſichtlich Lorenzo's und Marianna Ricci's gänzlich taub blieb? — Du haſt mich ſo ſchon oft weinen ſehen in dieſem herrlichen Palaſte, ſagte zuletzt noch die Fürſtin; glaube mir, brächt' ich dieſe Sache zur Sprache, wäre es ganz um meine Ruhe geſchehen!

Ein Ausflug nach Skandinavien.

Von

Eduard Boas.

III.

Stockholm.

Als ein wundervolles Pleorama entfaltet ſich die Stadt. Hier kommt ein Felſenrücken hervor, mit Gebäuden bedeckt; dort ſieht man eine Thurmſpitze, noch eine, und ein zweiter Stadttheil rollt ſich mit ſeinen ſchneeweißen Kirchen und Häuſern amphitheatraliſch auf. Zwiſchen beiden fluthet die See, doch die Inſelberge rücken auseinander, tiefer wird die Bucht, und im Hintergrunde baut es ſich von Neuem licht und ſchön empor — eine dritte Stadt. Hier und drüben, vor und hinter uns, überall terraſſenförmige Berge und darauf die Metropole von Schweden hingelagert. Groß, prächtig und maleriſch iſt der Anblick; das viele Waſſer gibt ihm Durchſichtigkeit, der breite Maſtenwald bringt Leben in das Bild.

Wir legten an und mußten beinahe noch ein Stündchen auf die Zollbeamten warten, die unſere Sachen viſitiren ſollten. Draußen am Quai ſtand, trotz des frühen Morgens, ſchon ein großer Kreis von Leuten, befreundete Paſſagiere zu empfangen, die auf dem Svithiod mitgekommen waren. Liebesgrüße flogen hin und zurück — endlich ſank die trennende Barriere, und viele von unſeren Gefährten eilten haſtig treuen Armen entgegen. Mich erwartete in der weiten Stadt Niemand. Ich war hier fremd, verlaſſen . . . dies ſchmerzliche Gefühl drängte ſich mir unabweisbar auf. So lange man zur See iſt, merkt man davon Nichts, denn dort bilden alle Reiſenden eine einzige Familie; das große tiefe Meer iſt ihr gemeinſames Vaterland.

Man muß nun das Alle erst da, wo der Gedanke für Alle Empfindung eingetreten, kennen und von dieser Anschauung aus denken. Es ist nöthig, daß man das Alle sich entstehen sehe.

Die Schulen vergessen mit Absicht, daß in der Jugend nicht, wo alles Neue einen so großen Anziehungs- und Reiz hat, das Alte schwach und matt geben. Da hat man Alles und Nichts. Da ist Interesse und, wenn man an den Alten sie, wie heute, der Fall ist, nicht. Da kann das Alte nicht entdeckt erfunden. Und der das Alte entdeckend eingegangenen, als Erkenntniß dem Geiste Eigen-thum, und in welche es so sehr hinein verwachsen scheint, daß es als Selbstverständliches nimmt. Da scheint die Schulmeisterei Recht zum Schelten; und eine Schule gleicht in Nichts Einem Haus. Jener Geist ist todt, in welchem der Lehrer lebendig.

Wenn es mit den Schulen todt steht, müssen Krankheiten ihrer Schulmeister sich erheben, in ungar- und hier heimlich Deutschen. Früher waren sie Ausgeburten des Alles ersetzen. — In jenen Tagen, wo Jeder sich Lehrer, wo Jeder Gelehrter werden wollte. Heute kann Jeder Lehrer werden und Jeder wird, weil der Mehr eben begehrt Mehr, bald in der Schule sein. Wenn der Lehrer, welche Schule man Ihm gibt, — einmal — Lehrer ist, so ist Schreiben eigen zu ihm Eigner, wer seinen Namen schreiben kann, ist Schreiber, wer Bücher kennt, ist Gelehrter, wer die Geschichte zur Geschichte macht, kann nicht von Einem als Gleich, so lange in ihm ein Gleichniß ist, sein. Wenn Jemand Lehrer, gleichviel an welcher Art Schule, ist, so ist er ein unentschuldigen Lehrbefehl für Lehrer verdammten.

Ein so Gleichsam zum Alles gemacht sein, hat in der Lehrerwelt Folgen, die ergötzlich werden soll. In Schule werden Kinder Kinder, und ihre Schulmeister ihr Ergötzen. Ist man als anderer Mann, welche nicht mehr, bedenken diese, daß man Jahre lang Lehrer sei, die schulen Lehrgeschäft unterschreiben. Einmal, im Examen, sehr es an den Kinnen, verlieren sie Haar, erübrigen dann Alles, was sie noch haben, und werden Lehrer, welche Schule sein, Lehrer, welche Kinder sind. Die Schulen lachen; es hat Jeder sein Gelächter, und es ist Jeder Lehrer zu hören, daß auf der Thür-Schwelle, auf und an den Bänken zugleich und Gleich die Einen Jeder gemeine Name, Einig Jeder von der Andern Gleich-heit von Gleich. Die Kinder haben keine Schule, welche sich zum

Geſchenk verſprochen, doch er verſtieß ſie und behielt die Heirathsgabe zurück. Nun legte ein Zauberweib den Fluch darauf: die Goldkette ſolle der Tod des mächtigſten Ynglingers werden. Und ſie wurde es, denn Skjalf war eine kühne Frau. Agne hatte beim Graböl zu viel getrunken, und als er ſich im Zelt zum Schlafen niederlegte, da ſagte Skjalf: er möge die Kette wohl hüten, daß er ſie nicht verliere, und ſchlang ſie ihm feſt um den Hals. Bald hüllten Rauſch und Schlaf des Königs Sinne ein, da ſtand ſeine Gemahlin auf, ſchlang ein Seil durch die Kette und über die Aeſte eines Baumes. Sie rief leiſe ihre Finnen herbei; dieſe halfen ihr den König Agne emporziehen, und ſie erhängte ihn dort. Dann ſchlichen ſie alle zu den Schiffen und ſegelten in die Heimath zurück.

Seit dieſer Zeit hieß die Landſpitze, auf der dies ſtattgefunden, Agneſit. Sturlaſon erzählt den Vorfall, und er gäbe keinen üblen Stoff zu einer Frauenemancipationsnovelle, weshalb wir ihn hiermit unſeren Tendenz-Schriftſtellerinnen beſtens empfehlen wollen.

Um's Jahr 1188 machten die Eſthländer, die noch wilde Heiden waren, einen Raubzug durch den Mälar und zerſtörten Sigtune. Die vertriebenen Bewohner des Ortes füllten einen hohlen Stock mit Gold, warfen ihn in die See und folgten ihm. Er blieb haften an einem Holm, deshalb ließen ſie ſich dort nieder und nannten die Anſiedelung „Stockholm". Birger Jarl, der treffliche Fürſt, erkannte mit klugem Auge die Bedeutung des Platzes, er umbaute ihn alſo mit Mauern und Thürmen und wählte ihn zu ſeiner Reſidenz. Die Wikinger wurden verjagt, und Stockholm blühte nach und nach zu ſeiner jetzigen Macht und Größe empor.

Da liegt ſie nun um uns her, die grandioſe Stadt; eine kühne Zuſammenſtellung von Felsgebirgen, Reſidenz und Meer. Bergauf, bergab klettern die Straßen; unten beſpült das Waſſer die Hafendämme; Brücken führen zum anderen Stadttheile hinüber, und noch weiter drüben zeigt ſich der Thiergarten, dieſer weite Naturpark mit ſeinen Granitblöcken und Eichen, zwiſchen denen die Sommerhäuſer der Stockholmer liegen. Friſches nordiſches Grün blickt überhaupt von allen Seiten herein, ſtreckt und reckt ſich aus allen Winkeln und Ecken hervor. Das macht, man hat die Natur hier nicht vertilgt, um eine Stadt anlegen zu können, ſondern Stockholm iſt ſo recht in's Freie hineingebaut.

Wenn wir einen Spaziergang durch die ſchwediſche Reſidenz unternehmen, werden wir jedenfalls vom Schloſſe ausgehen, denn wie Delphi bei den Griechen ein Mittelpunkt der Erde war, eben ſo iſt dies der Mittelpunkt von Stockholm. Von welcher Gegend man auch kommen mag, überall hebt es ſich groß, ſchön und gewaltig empor, den Compaß bildend, der den Fremden in dieſem Straßenlabyrinth führt. Graf Nikodemus Teſſin, gewiß ein kräftiger Geiſt, hat den Plan dazu entworfen, und unter Karl XII. begann der Bau. Nach Oſten kehrt es dem Hafen ſeine breiten Flügel zu und ſchaut hoch auf das Gewühl der Schiffe hinab. Des Prachtbaus ſüdliche Façade ſteht in reinſter Kunſtvollendung, und, mit herrlichen Trophäen geſchmückt, berührt ſie ein Bergplateau, worauf ſich ein Obelisk erhebt. Auch die weſtliche Fronte iſt nicht ohne architectoniſche Schönheit, ihr Anblick wird nur verkümmert, weil es an Raum gebricht, doch gegen Norden tritt das Schloß wieder in überwiegender Freiheit empor. Von hier ſenkt ſich, in coloſſalen Formen aus gehauenem Granit erbaut, eine Rampe hinunter und ſie wird Lejombacke, der Löwenberg, genannt, weil zwei erzene Rieſenlöwen auf derſelben ruhen.

Folgen wir dem prachtvollen Wege, ſo mündet er in eine kühne Quaderbrücke aus, welche den breiten Arm des Mälar überwölbt. Zur Linken iſt ſie mit Bazars eingefaßt, während zur Rechten der Blick frei über Stadt, Landſchaft und See hinausfliegt. Unter der Brücke liegt ein elegantes Kaffeehaus, das Strom-Parterre, von dem ſich eine kleine Inſel mit hohen ſchattigen Baumpartien in die Fluth erſtreckt. Hier luſtwandeln die Stockholmer Schönheiten gern, trinken Kaffee oder Sodawaſſer und erwarten das kleine Dampfboot, welches zu feſten Stunden anlangt, um nach dem Thiergarten zu fahren.

Drüben, den Guſtav-Adolphs-Markt, ſäumen zwei Gebäude ein, die in der Architectur durchaus übereinſtimmend ſind, ohne daß man ihnen jedoch eine edle Ausführung nachrühmen kann. Links liegt der erbprinzliche Palaſt und rechts das Opernhaus mit der Inſchrift: „Patriis Musis.“

Guſtav der Dritte hat es erbaut und wurde darin von Ankarſtröm's meuchleriſcher Kugel getroffen. Oft ſtand ich vor demſelben ſtill, das Schickſal dieſes Fürſten überdenkend. Er war ein mun-

terer, kluger Knabe, und ihn erzog der jüngere Graf Teſſin, ein wahrhaft braver Mann, dem unſer Wieland im „Agathon“ das ehrendſte Denkmal errichtet hat. Guſtav beſaß feuriges Blut, ein weiches Gemüth und war ſinnlich durch und durch. Als er zur Regierung kam, fand er ein entkräftetes Reich, die Parteien der Hüte und der Mützen ſtanden ſich gegenüber, Bürgerkrieg drohte, und nicht der König hatte die Gewalt, ſondern der Adel. Guſtav aber brach ſeine Macht und das brachte ihm tödtliche, unverſöhnliche Feinde, denn ein Bürger kann Beleidigungen wohl vergeſſen, ein Ariſtokrat aber nie. —

Nun entfaltete ſich an ſeinem Hofe die üppigſte Pracht. Er pflegte die Künſte mit freier weicher Hand; Alles, was Geiſt, Kunſt, Liebenswürdigkeit und Laune beſaß, ſammelte er um ſich, und aus dieſem ſeltenen Kreiſe ragte Guſtav hoch und ſtolz empor. Meiſter in allen ritterlichen Uebungen, war er zugleich ein trefflicher Redner, dichtete Trauerſpiele, und ſprühender Witz ſchwebte auf ſeinen Lippen. Man erzählt noch viele überraſchende Impromptüs von ihm, und ein Pröbchen wird deren Geiſt am beſten ſchildern. — Die Gattin des Landeshauptmanns Schröderheim hatte Guſtav's Pläne zu durchkreuzen geſucht; ſie wußte auch, daß er ihr deßhalb nicht gewogen war, und wollte einen Schritt zur Verſöhnung thun. Als der König eines Tages nach Stockholm zurückkehrte, veranſtaltete ſie ihm den feierlichſten Empfang. Des Hofes Damen, welche eben nicht im Rufe beſonderer Sitte und Tugend ſtanden, waren in Amazonenkleidung zu Pferde und an ihrer Spitze paradirte die Schröderheim. Bei Guſtav's Erſcheinen wollte ſie eine Empfangsrede halten und begann mit den Worten: Majeſtät! Wir Alle ſind ausgeritten —

— Ja, ja! Das weiß ich! rief der König, ließ ſie gar nicht ausreden und ritt vorbei.

Trotz des ungezügelten Weſens und trotz der Ueppigkeit des Hoflebens vergaß Guſtav ſein Volk nicht. Er reiſte durch's Land, ſah ſelbſt und half, wo es Noth that. Künſte und Wiſſenſchaften blühten, wie der Norden ſie noch nie gekannt hatte. Aber heimlich unterminirte der Adel, und als zufällig Hungersnoth in Schweden ausbrach, da murrte das Volk, da drohte die Ariſtokratie mit einer Schilderhebung. Auch Krieg kam noch dazu, die Lage Schwedens war bedrängt, und Guſtav hätte wohl fühlen ſollen, was dem Reiche

allein zum Trommeln, und das allein zu Stille reichen konnte. Auch wollen sich die Generäle in Ansehung der militairischen Operationen den Rath von niemand geben lassen, der persönlichen Vortheils genossen. Man muß es zum Exempel nicht, daß nicht von Leuten der Vorwurf, zum Krieg zu rathen, gemacht werden kann, die Nutzen aus ihm ziehen.

Am Rhein hat es, Anno 1760 gleichen die Preußen den Franzosen getan. Soviel, Franzosen, Hessen-Cassel, und — es gab auch Preußen, Land. Der König, von dem ersteren Theil gewann nichts, aber von dem zweyten Preußen, Land, das ihm nur die Hälfte gehörte, Gegen Hannover hatte er, um dem Feind seinen Unterhalt zu nehmen, den Herzog von Braunschweig und Graf Lippe-Bückeburg erlassen, aus der Ursache, weilen sich Hannover und Preußen wechselseitig nicht leiden können, und der Herzog von Braunschweig, wie auch Graf Lippe, seine Armeen, Hannover, die Generals nehmen, so viel sie wollen, Preußen, Land, Leute, Pferde, Geld, Proviant, Fourage, Munition, Kanonen, Bomben, Kugeln, Pulver, Blei, Salpeter, Schwefel, Lunten, Gewehr, Säbel, Bajonetten, Kleider, Schuh, Strümpf, Hemder, Hüt, Zelt, Bett, Stroh, Heu, Haber, Mehl, Brod, Fleisch, Speck, Butter, Käs, Bier, Wein, Brandwein, Tobak, Pfeifen, Schnupftücher, Kamm, Bürsten, Seife, Lichter, Leuchter, Schlafhauben, Nachthemder, Hosenträger, Strümpfbänder, Schuhschnallen, Hosenknöpf, Hosenschnallen, Hosenbänder, Hosenlatz, Hosenschnitt, Hosenstoff, Hosenfutter, Hosenfarb, Hosenmacher, Hosenmacherin, Hosenmacherjung, Hosenmacherjungin, Hosenmacherlehrjung, Hosenmacherlehrjungin, Hosenmacherlehrjungingesell, Hosenmacherlehrjungingesellin, Hosenmacherlehrjungingesellinmeister, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterin, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwe, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkind, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknecht, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagd, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrau, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskind, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknecht, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagd, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrau, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskind, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknecht, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagd, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrau, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskind, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknecht, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagd, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrau, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskind, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmann, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknecht, Hosenmacherlehrjungingesellinmeisterinwitwenkindmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagdsmannsfrauskindsmannsknechtsmagd

kahl, unſchön. Ihre weißen Fronten ſehen völlig raſirt aus, denn die Fenſter ſpringen bis an die äußerſte Fronte vor und kein Gebäude beſitzt architectoniſche Zierden, auf denen das Auge ausruhen kann. Man will eben nur zum Nutzen bauen, Ebenmaß und Geſchmack bleiben dabei unberückſichtigt, und der Stadt fehlt jede ſteinerne Poeſie, denn überall ſieht man, baar und blank, den nächſten Zweck. Findet ſich wirklich zuweilen ein Haus, das den Anſprüchen moderner Baukunſt genügt, das große, helle Fenſter, paſſende Geſimſe und Karnieſe hat, ſo mag man mit Sicherheit ſchließen, es ſei von Fremden, hauptſächlich von Deutſchen errichtet worden. Die Wohnungen der Schweden ſtehen immer in öder Nacktheit da, und ſie haben nichts Hervorragendes an der Façade, die eiſernen Anker ausgenommen, wodurch die Balken verbunden ſind.

Gehen wir nun vom Schloſſe nach Weſten aus, ſo führen uns enge Straßen zum Ritterhausmarkt. Ernſt und geheimnißvoll erhebt ſich hier das Ritterhaus, in welchem ſich bei Reichstagen der Adel verſammelt. Zur Zeit Chriſtinens gegründet, liegt eine ſtrenge ariſtokratiſche Verſchwiegenheit über dem Bau, der aus röthlichen Backſteinen beſteht, während eine Fülle grauer Flachſäulen und Ornamente ſeine Façade bedeckt. Man ſieht hinter den halb verſteckten Fenſteraugen etwas lauern, und das dunkle, chineſiſch ausgeſchweifte Metalldach ſowohl, als die allegoriſchen Figuren auf dem Frontiſpice paſſen zu dem Eindruck. Oben am Geſimſe ziehen ſich die goldenen Buchſtaben einer lateiniſchen Inſchrift entlang, welche, nach ſchwediſcher Vorliebe, aus Denkſprüchen zuſammengefügt iſt. Zum Beiſpiel: „Prudentia murus sacer, nec decidit, nec proditur. — Per labores itur ad honores. — Civium fortitudo praecipuum regni firmamentum etc.“

Vom Ritterhausmarkte geht man über eine Brücke und hat dann die Ritterholmskirche vor ſich. Sie iſt alt, doch wurde ſie ſo oft von Blitz und Feuer berührt, daß ihre urſprüngliche Geſtalt als untergegangen zu betrachten iſt. Jetzt erſcheint die Kirche als ein ſpitziges Gebäude von Ziegelſteinen, und die vorſpringenden Kapellen mit ihren kleinen, kupfergedeckten Thüren laſſen keinen beſtimmten Styl erkennen. Im Jahre 1835 ſchlug ein Gewitter in den Thurm und es gab ein prachtvolles Schauſpiel, als die Flammen ihn umzüngelten, als die Glocken ſchmolzen, als er dunkelroth glühte und endlich nie-

derbrach. Man hat jetzt einen hohen, gußeisernen Thurm darauf gestülpt, und das war ein recht läppischer Einfall, denn derselbe sieht wie eine große Nachtlampe aus. Allenfalls bringt er aus der Ferne, wenn blauer Himmel das dunkle Eisenfiligran durchschimmert, etwas Eigenthümliches in das Bild von Stockholm. Edel und großartig ist die Gustav-Adolphs-Kapelle. Zwar litt auch sie von der Gluth, aber sie wurde untadelhaft restaurirt, und man bedauert nur, daß sie so an die Kirche angeklebt steht. Sie hat eine reine, würdige Tempelform, welche selbst durch eingemischte Rococoschnörkel nicht verunstaltet wird, und auf freiem Platze müßte sie einen sehr guten Eindruck machen.

Steigen wir von hier die in Felsen gesprengte Straße abwärts, so kommen wir zum Gestade, wo die Dampfschiffe landen, und man findet deren dort wohl zwölf bis zwanzig an der Zahl. Ungefesselt schweift der Blick über die glitzernde Fläche des Mälarsees und fliegt in die grünen Buchten hinein, die ihn umgrenzen. Aber weiter können wir unseren Schritt nicht setzen und müssen deshalb zum Schlosse hin, um den Spaziergang nach Süden zu unternehmen.

Auf dieser Seite gelangt man zuerst an die große „Kirche", von der sich nichts Besonderes sagen läßt. Sie sieht eben wie eine Kirche aus, doch kaum wie eine große. Nahebei erhebt sich die Börse und vor derselben liegt stor torget, der große Markt, in welchen sich acht Straßen münden. Hier hat das Stockholmer Blutbad stattgefunden. Christian, der Tyrann, kam in's Land und wurde gekrönt, ob auch die wahrhaft treuen Bürger vor den Tagen seiner Herrschaft zitterten. Was ließ sich von einem Monarchen hoffen, dessen vertrauteste Rathgeberin die Holländerin Siegbrit war, die frühere Bier- und Branntweinverkäuferin — ein Weib, halb Wollust und halb Fett. Vier Tage nach der prächtigen Krönungsfeierlichkeit, am 8. November 1520, schloß man die Thore Stockholms und gebot den Bewohnern unter Trompetenschall, ihre Häuser nicht zu verlassen. Dann öffnete sich der Palast und vierundneunzig der besten Männer Schwedens kamen heraus. Draußen wartete der Henker, ihre Köpfe fielen, und Christian stand wohlgefällig am Fenster, das blutige Schnitterfest mit anzusehen. Man nahm die Leichen nicht fort, ein heftiger Regen goß vom Himmel herab und spülte das Pflaster ab. Bis zu

der unteren Stadt floſſen die rothen Ströme nieder und brachten den Bürgern Botſchaft von der entſetzlichen That.

Einſt ſtanden auf dieſem Platze auch Deutſche den Schweden gegenüber. Das war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Während Albrecht von Mecklenburg die Krone trug, hatten die Hanſeſtädte ſich weit in den Norden vorgedrängt und viele Deutſche lebten in Stockholm. Sie waren voll Uebermuth und achteten nicht Geſetz noch Recht, wo es ihre Handelsvortheile galt. Die Hättebrüder — ſo nannte man ſie — tobten Nachts mit Waffen durch die Stadt. Fragte Einer: „Was gibt's da?" ſo antworteten ſie, ohne den Fiesko geleſen zu haben: „Deutſche Hiebe!" und ſchlugen plump drauf los. Zuletzt trieben ſie den Unfug gar zu arg, und als Bertil Brun, ein Schwede, zornig darüber ſprach, wurde er von einem Hofmann halbtodt geprügelt und in den Thurm geſperrt.

Jetzt klang die Sturmglocke durch Stockholm, beide Parteien wälzten ſich in dichten Haufen nach dem großen Markte, und es ſchien offenen Kampf geben zu ſollen. Aber die Hättebrüder ſahen wohl ein, daß ſie es mit der Uebermacht nicht aufnehmen konnten; ſie gaben Bertil Brun los, und da verlief ſich der Tumult. Alf Grenerot, der Deutſchen Anführer, trat nun vor den verſammelten Rath und klagte viele ſchuldloſe Schweden der Meuterei und Verſchwörung an. Dieſelben wurden ergriffen und mit hölzernen Sägen gemartert, doch geſtanden ſie Nichts — weil ſie Nichts wußten. In der Nacht zum 12. Juni 1398 kam Alf Grenerot zum Schloßhauptmann und bot ihm die Hälfte vom Eigenthum der ſechzig Gefangenen, wenn er ſie ausliefern wollte. Jener ging den Vorſchlag ein; man ſchleppte ſie in einem Boote fort, warf ſie in ein altes Haus und zündete es an, daß ſie drin verbrennen mußten. Später richteten die Deutſchen zur Sühne zwei ſteinerne Säulen auf, und damit war Alles abgethan.

Vivat das Mittelalter! Man kann die braven Leute wahrlich nicht hoch genug verehren, die ſich alle Mühe geben, es aufzufriſchen und zurückzuführen. Sie verdienen es wohl, daß man ihnen auf gut mittelalterlich dafür dankte! —

Stockholms älteſte Gebäude ſind im deutſchen Styl gehalten und es finden ſich im ſüdlichen Stadtbezirk noch manche reichverzierte Giebelhäuſer, die uns eben ſo altväteriſch als heimathlich anſchauen.

Geht man vom großen Markt über die Schleusenbrücke, so kommt man zu dem Södermalm, dessen Straßen bald über, bald durch einander, an starren Felsrücken hinaufklettern. Sie sind mehr pittoresk als bequem, und wir folgen ihnen jetzt noch nicht, sondern wenden uns erst zur östlichen Seite Stockholms.

Aus den Wellen steigt dort ein steiler Hügel, der Schiffsholm, empor; oben liegt einsam eine stille Kirche, unten stehen Arsenale und Kasernen, und ringsumher ist Alles baumgrün und frisch. Vom Schiffsholm führt eine flache Brücke zur Kastellinsel, die aus schroffen Felsen besteht; eine kleine, malerische Veste krönt ihre Stirn, das Marinegeräth bewachend; zur Seite erhebt sich ein riesiger Krahn, mit dem man die Masten der Seeschiffe aufrichtet, und Militärwachen marschiren stets hin und zurück. Hinter dem Eiland öffnet sich wieder eine Bucht, und wenn man sie durchrudert, gelangt man zum Thiergarten. Das ist ein Park, den die Natur selbst aus wilden Felspartien, aus majestätischen Eichen und klaren Wasserspiegeln, die in schönen Linien neugierig vorspringen, gebildet hat. Tiefer liegen Rosendal, Ulriksdal und Haga, königliche Lustschlösser, von dunkler Waldeinsamkeit oder von Blumengeländern umschlossen, und immer blitzt die See mit ihrer blauen Romantik durch.

Wollten die griechischen Künstler ein Land, eine Stadt, oder einen Fluß in plastischer Gestaltung wiedergeben, dann fanden sie es gut — nachdem ihnen das Einzelne bekannt war — sich auch vom höchsten Punkte den möglichsten Gesammtanblick des Stoffes zu verschaffen. Dadurch kam Wahrheit und Leben in ihre Statuen. Ihrem Beispiele nachzuahmen, bitte ich den Leser, daß er mich nun zu der südlichen Höhe, nach Mosebacke, begleite. Terrassenförmig stürmt hier die Stadt zu den Wolken, und wir müssen bald Holztreppen, bald enge Gäßchen hinanklettern. Ueberall sehen wir auf dem Felsboden Häuser und Gärtchen unordentlich durcheinandergewürfelt; Alles ist wüst, regellos, schmutzig, eng, aber pittoresk. Wir kommen endlich zu dem Gipfel, wo der Telegraph seine dürren Arme klappernd bewegt und wo ein Garten liegt, von dessen Altane man eine wunderbar schöne Aussicht hat.

Zur Rechten öffnet sich die glitzernde Wasserstraße nach den Scheeren zu, und daran schließen sich, halb nackt, halb bewaldet, die Granitfelsen des Thiergartens mit ihren Tabagien und Villen.

Dann tritt die regelmäßige Dachreihe des Arſenals hervor, das kleine, trotzige Kaſtell, die runde, baſilikenartige Schiffshelmkirche mit ihrer Kuppel, und dahinter breite, leuchtend weiße Kaſernengebäude. Eine Laufbrücke, platt auf dem Wellenſpiegel ruhend, geht von dort nach dem Nordermalm, und links unter uns hebt ſich aus der innern Stadt das königliche Schloß, hell und hoch und compact, aber ohne Schwerfälligkeit empor. Ringsum ragen Kirchthürme, verſchieden an Form und Färbung, aus dem Häuſerwald, welcher ſich an belaubte Felsrücken lehnt. Und dazwiſchen iſt viel helles Waſſer in ſtolzen Krümmungen; gerade zu unſern Füßen führt eine Brücke über daſſelbe, daneben ſind ungeheure Eiſenmaſſen aufgeſtapelt, geſchäftig eilen die Arbeiter dort umher, und bis zu uns tönt das Klirren der geworfenen Stangen. Ein bretterner Gemüſemarkt ſchwimmt im Halbrund auf den Wogen, er iſt bunt mit Mädchen und Frauen vollgedrängt, und rings haben Boote angelegt, in denen die grüne Waare feilgeboten wird. Zahlloſe Schiffe, groß und klein, kommen und ſegeln ab, die Stadt mit Kanonenſchüſſen grüßend, und ſie vollenden das herrliche Bild.

Da ſingen plötzlich auf der deutſchen Kirche des Glockenſpieles fromme Klänge durch die blaue Luft. Es iſt das einzige in Schweden, und nach einer alten königlichen Erlaubniß darf „bei frohen und traurigen Fällen" damit geläutet werden. Alſo war wohl einem reichen Bürger der erſehnte Erbe ſeines Namens und ſeiner Güter geboren, oder zwei Leute reichten ſich mit ſtürmiſchen Hoffnungen von Glück die Hand am Altare, oder es hatte ſich ein Auge geſchloſſen, um die Sonne nie mehr ſtrahlen zu ſehen. Und doch lag ſie eben ſo goldig hell auf der ſchönen Landſchaft; nur zuweilen flogen einzelne Wolkenſchatten darüber hin.

Alexander Dumas.

Alexander Dumas ist ein schon ziemlich abgenutzter Name, obgleich er kaum zwölf Jahre der Unsterblichkeit zählt. Dennoch halten wir ihn für bestimmt, fortzuleben, wenn nicht wegen seines innern Werthes, so doch als Typus einer merkwürdigen Periode in der Geschichte des französischen Dramas. Die literarischen Revolutionen sind unzertrennlich von den socialen, aber sie finden nicht zugleich mit den letztern statt. Wenn die einen vollendet sind, fangen die andern an, und vorzugsweise auf der Bühne zeigt sich die Umgestaltung des socialen Zustandes eines Volks, so weit sie sich überhaupt durch die Literatur verräth, am energischsten.

Wie aber die neue Gesellschaft, ehe sie die ihr passende Form findet, eine Reihe ungeordneter Bewegungen durchzumachen hat, so erleidet auch die Literatur, ehe sie sich mit dieser neuen Gesellschaft in Einklang bringt, eine ähnliche revolutionäre Krisis und gelangt nur zur Bildung einer, der gesellschaftlichen entsprechenden literarischen Freiheit, indem sie den Weg dahin durch die vollkommenste Anarchie suchen muß.

Darum ist auch die literarische oder, um uns auf die Bühne zu beschränken, die dramatische Revolution, die in Frankreich in den letzten Zeiten der Restauration begonnen hat, in ihrer Entwickelung nicht ohne Analogie mit der 1789 begonnenen socialen Revolution geblieben.

Von 1820 bis 1828 zeigte sich das Bedürfniß dramatischer Neuerung mehr und mehr; man wünschte, man suchte und versuchte neue Combinationen. Das Szepter Racine's und Corneille's war den Händen der Dramatiker der Kaiserzeit entsunken und flößte nicht mehr Achtung ein, als ehemals das Szepter Ludwigs XIV. in der schwachen Hand Ludwig's XVI.; aber wenn man die Tradi-

tion verjüngen will, will man doch nicht ganz mit ihr brechen. Lemercier, Lebrun, Delavigne und einige Andere vertreten die verſchiedenen Stufen dieſer erſten revolutionären Periode, die als das Jahr 1789 der Bühne betrachtet werden kann. Ende 1829 fing die Girondiſten- und Bergpartei des Theaters ſchon an, über die Partei der Conſtituante zu ſiegen. Vitet hatte ſeine Scènes historiques, Merrimée ſein Théâtre de Clara Gazul geſchrieben. Alfred de Vigny hatte den Othello Shakſpeare's auf die Bühne gebracht; Victor Hugo hatte Cromwell und Marion Delorme geſchrieben und bereitete Hernani vor; endlich hatte Alexander Dumas ſeinen Henri III. auf der Bühne geſehen.

Die Julitage erſchienen, und mit dieſem letzten Akte, dieſem gemäßigten und friedlichen Schluß der großen politiſchen Revolution, fängt die wildeſte Periode der theatraliſchen Revolution an; der ungebundenſte dramatiſche Terrorismus pflanzt ſein Banner inmitten einer regelmäßigen, proſaiſchen, ſtillbürgerlichen Geſellſchaft auf. Das Theater wird wie mit einer blutigen Fluth von Ermordungen, Blutſchande, Ehebruch, Nothzucht, heimlichen Geburten überſchwemmt, mit dem Schaffot und dem Henker als Deus ex machina im Hintergrund; das Ganze untermiſcht mit mittelalterlichen Masqueraden und Aufzügen mit einem Ueberfluß von Heroldsröcken, Harniſchen, Eiſenhandſchuhen, Degen von Mailand, Dolchen von Toledo, vergifteten Meſſern, Strickleitern und derlei dramatiſchen Bindfaden zum Zuſammenhalten des lockern Gewebes mehr. Der Dialog war eine Miſchung von Trivialität und Schwulſt, reicher an Worten als an Gedanken, und überreichlich gewürzt mit rittermäßigen Flüchen: tête-Dieu! sang-Dieu! par la mort Dieu! Damnation! Malediction! Dies war das 1793 des Theaters. Dieſe dramatiſche Periode umfaßt die ſieben oder acht erſten Jahre nach der Julirevolution.

Während dieſer ganzen Zeit ſchienen die Kunſt und der Gedanke ganz dem Haſchen nach Gemüthsaufregung, hervorgebracht durch materiellen Effect, und der groben Augenluſt untergeordnet zu ſein. Dieſer dramatiſche Terrorismus hat mehrere Berührungspunkte mit dem politiſchen, bei Beiden findet ſich dieſelbe ungeſtüme und rohe Reaction gegen alle Ueberlieferung, gegen alle Regel, alle Mäßigung, alle Keuſchheit des Styls und der Erfindung, alle Arbeit des Geiſtes und der Sprache. Bei Beiden handelt es ſich dar-

um, den größten Effect mit den größten Mitteln hervorzubringen, ohne auf die Wahl der Mittel, auf die Wahrheit oder die Dauer des Effects zu ſehen. Bei Beiden findet man endlich mit derſelben Neuerungswuth denſelben Mangel an wirklicher Originalität vereinigt; denn ebenſo wie aus Haß gegen die ererbten Inſtitutionen die Revolutionäre von 1793 Neues in einem Plagiat von Rom oder Sparta ſuchten, ſchienen auch die dramatiſchen Revolutionäre von 1830 in ihrem Eifer der Reaction gegen die ceremoniöſen Formen der Racine'ſchen Tragödie bereit, unter dem Vorwande des Fortſchritts die Bühne zu den Myſterien des 12. Jahrhunderts zurückzuführen.

Dieſe revolutionäre Kriſis des franzöſiſchen Theaters hatte als Hauptrepräſentanten zwei Männer, Victor Hugo und Alexander Dumas, von denen uns hier nur der Letztere beſchäftigen ſoll, der, wenn er auch als Dichter und Romanſchriftſteller weit unter Victor Hugo ſteht, ihn nach unſerer Meinung als Dramatiker übertrifft. Dumas hatte vom Himmel einige Eigenſchaften empfangen, die ſich nicht anlernen laſſen: eine glühende Phantaſie, eine unbeſtrittene Kraft der Erfindung, der Anordnung, und vor Allem der theatraliſchen Darſtellung, Gefühl für die Contraſte und eine ziemlich genaue Kenntniß gewiſſer Bewegungen des menſchlichen Herzens; aber ihm fehlten verſchiedene koſtbare Eigenſchaften, die allein den andern Kraft und Leben verleihen. Er hatte keinen Styl, der, ohne die weſentlichſte Eigenſchaft eines Werkes zu ſein, doch gewiß eine der wichtigſten iſt. Der Styl erlernt ſich zwar bis zu einem gewiſſen Grade durch Uebung; aber ihm fehlten vor Allem noch die weſentlichen Eigenſchaften der großen Anſchauung, der Tiefe, der Wahrheit, des Maßes und der Harmonie, welche ſich nicht aus der künſtlichen Gluth einer fieberhaften Inſpiration erzeugen, ſondern in der eifrigen Arbeit des Gedankens, der ſich bald auf ſich ſelbſt zurückzieht, bald hinausgeht, um in dem Studium der Vergangenheit und der Beobachtung der Gegenwart ſein eignes Maß, ſeine Stütz- und Vergleichungspunkte zu finden. Mit einem Worte, Alexander Dumas hatte zwiſchen der Reflexion und der Improviſation zu wählen; er zog die Improviſation vor und improviſirte ein Theater, wie man 1793 eine Regierung improviſirte. Er glaubte mit einem Schubſack voll Verbrechen von allen möglichen Farben und Größen, voll Dolchen, Schaffotten,

Truhen und Strickleitern jeder Größe, allen Forderungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens genügen zu können. Doch ſeinen Dramen, wie allen Productionen ähnlicher Art, iſt es gegangen, wie es der Regierung von 1793 ging, deren Dauer natürlich im umgekehrten Verhältniß zu der Heftigkeit ihrer Schrecken ſtand. Nach dem Ende der Schreckenszeit hatte die Geſellſchaft des Directoriums ſelbſt die Revolution durch die Ausſchweifungen der Revolutionäre verabſcheuen gelernt, und getrieben von dieſem Abſcheu, ſchien ſie bereit, vollkommen in den Zuſtand der Vergangenheit zurückzuſinken, als der Mann auftrat, der die alte Ordnung der Dinge mit der neuen verbinden und die Revolution mit ſich ſelbſt verſöhnen ſollte.

In demſelben Zuſtande befindet ſich jetzt das Parterre von 1843; es iſt des modernen Dramas müde, und in ſeinem Ekel vor dem, was man vor zehn Jahren die ſtarken Erſchütterungen nannte, findet es in den Meiſterwerken des 17. Jahrhunderts, die ihm durch die Vermittlung eines ſchönen Talentes vor Augen treten, Anregungen, in denen das Herz nur eine beſchränkte Rolle ſpielt, und erwartet ein dramatiſches Genie, einen Dictator, welcher die Ueberlieferung mit der Neuerung verſchmelzen und verſöhnen und aus dieſer Vereinigung ein Drama hervorgehen laſſen ſoll, das den Ideen und Sitten der Zeit entſpricht.

Da aber dieſes unbekannte Genie, dieſer Meſſias des franzöſiſchen Dramas noch nicht erſchienen iſt und uns Stoff zu einer Biographie gegeben hat, ſo wollen wir unterdeſſen die von Alexander Dumas ſkizziren.

Die Begabung des Verfaſſers des Antony iſt ein Beweis mehr gegen die Vorurtheile, welche noch über den Unterſchied der weißen und farbigen Race herrſchen, denn Alexander Dumas iſt nicht, wie euphemiſtiſch einige Biographen ſagen, von creoliſcher, ſondern von halbbürtiger Race. Sein Vater war Mulatte, und wenn ich nicht irre, von allen Farbigen der Erſte, welcher den Grad eines Generals in der franzöſiſchen Armee erlangte. Der General Alexander Davy Dumas, natürlicher Sohn des Marquis de la Pailleterie und einer Negerin, wurde auf der Inſel Domingo zu Jeremie am 25. März 1762 geboren. Er trat 1786 als gemeiner Dragoner in franzöſiſche Dienſte. Einer glänzenden Waffenthat im Lager von Maulde in den erſten Tagen der Revolution verdankte er ein ſchnel-

les Aufrücken; er wurde nach einander Oberſtlieutenant bei den Huſaren, Brigadegeneral und 1793 Diviſionsgeneral. Er war Oberbefehlshaber der Alpenarmee und zeichnete ſich in Italien und im ägyptiſchen Feldzuge aus. Auf einer wegen Krankheit nöthigen Rückreiſe nach Frankreich in Geſellſchaft mit dem berühmten Geologen Dolomieu zwangen Stürme das Schiff, ſich in den Hafen von Tarent zu flüchten. Die neapolitaniſche Regierung warf hier den General in's Gefängniß, wo während ſeiner zweijährigen Gefangenſchaft ſeine Wunden unheilbar wurden; nach ſeiner Freilaſſung mußte er aus der Armee treten und zog ſich in die kleine Stadt Villers-Cotterets zurück, wo er nach langem Siechthum 1807 arm, ehrlich und von der ganzen Armee wegen ſeines edlen Charakters und ritterlichen Muthes bedauert ſtarb. In dieſer kleinen Stadt Villers-Cotterets wurde am 24. Juli 1803 Alexander Dumas geboren.

Er hat uns mit der ihm eigenen Lebendigkeit ſelbſt ſeine erſten Lebensjahre erzählt. Seine Erziehung wurde ſehr vernachläſſigt; ſeine Mutter, die ihn leidenſchaftlich liebte, und deren einzige Hoffnung er war, denn ſie beſaß kein Vermögen und hatte nur dieſen Sohn und zwei Töchter, wollte ſich nie von ihm trennen. Der Pfarrer der kleinen Stadt brachte ihm einige lateiniſche Brocken bei und lehrte ihn franzöſiſche bouts-rimés machen. In der Arithmetik bemühten ſich nach einander drei Schullehrer vergeblich, ihm die vier Species beizubringen. Dafür, fügt der Erzähler hinzu, beſaß ich alle Vortheile einer Erziehung in der Provinz, das heißt, ich ritt jedes Pferd, ging zwölf Lieues zu Fuß, um auf einem Balle zu tanzen, konnte gleich geſchickt mit dem Degen und der Piſtole umgehen, ſpielte Ball in St. George, und fehlte auf dreißig Schritte ſehr ſelten einen Haſen oder ein Rebhuhn.

Die bedrängte Lage ſeiner Mutter nöthigte ihn bald, ſelbſt auf ſein Fortkommen zu denken, und er ging ohne Zögern mit dreiundfünfzig Francs in der Taſche nach Paris, um dort die Unterſtützung der Freunde ſeines Vaters, des Herzogs von Belluno, der damals Kriegsminiſter war, des Generals Sebaſtiani, Jourdan u. ſ. w. nachzuſuchen. Der junge Abenteurer aus Villers-Cotterets ſtieg in einem beſcheidenen Gaſthaus in der Straße St. Germain l'Aurerrois ab, überzeugt, wie er erzählt, daß die ganze Welt ein Garten voll goldener Blumen ſei, und daß alle Thüren ſich vor ihm öffnen würden.

Doch fand er bald, daß er ſich darin getäuſcht hatte; die alten Freunde ſeines Vaters hatten dieſen faſt vergeſſen und intereſſirten ſich ſehr wenig für ihn. Seine Prüfungen ſollten jedoch weder länger dauern, noch ſchwer ſein; denn er hatte noch nicht Zeit gehabt, ſeine dreiundfünfzig Francs zu verzehren, als er ſich ſchon in dem Secretariatsbureau des Herzogs von Orleans mit einem jährlichen Gehalte von zwölfhundert Francs angeſtellt ſah. Er verdankte dieſen unverhofften Fund dem glücklichen Einfall, ſich mit einem Empfehlungsbrief von einem einflußreichen Wähler an den General Foy, den Deputirten ſeines Departements, zu verſehen. Anfangs war der General wegen der mangelhaften Kenntniſſe ſeines Schützlings ſehr in Verlegenheit, wie er für ihn ſorgen ſollte, aber einen Vorzug entdeckte er bei Dumas, eine ſchöne Handſchrift, und dieſe verſchaffte ihm jenen kleinen Poſten.

Kaum hatte der Jüngling ſeinen Poſten angetreten, als er ſich eines Tages entſchloß, die literariſche Laufbahn einzuſchlagen, und zu dieſem Zwecke ſeine Erziehung von vorne anfing.

Damals, erzählt er, begann der hartnäckige Kampf meines Willens, um ſo ſeltſamer, da er kein feſtes Ziel hatte, um ſo ausdauernder, da ich noch Alles zu lernen hatte. Am Tage ſtets acht Stunden in meinem Bureau beſchäftigt, genöthigt, jeden Abend noch von ſieben bis zehn Uhr daſelbſt zu arbeiten, blieben nur die Nächte für mich übrig. Von dieſen aufregenden Nachtwachen ſchreibt ſich die noch jetzt fortdauernde Gewohnheit her, des Nachts zu arbeiten; eine Gewohnheit, die meinen Freunden die Menge meiner Arbeiten unbegreiflich macht, da ſie nicht errathen können, zu welcher Zeit ich ſie vollbringe. Dieſes eingezogene Leben, welches Aller Augen entging, dauerte drei Jahre, ohne daß es zu einem Reſultate führte, ohne daß ich etwas producirte, ſelbſt ohne daß ich das Bedürfniß zu produciren fühlte. Ich verfolgte allerdings mit einiger Neugier das Schickſal der dramatiſchen Werke jener Zeit; da mich aber weder die dramatiſche Conſtruction, noch die dialogiſche Ausführung dieſer Arbeiten anſprach, ſo fühlte ich mich einfach unfähig, dergleichen hervorzubringen, ohne zu ahnen, daß es noch ganz Anderes der Art gebe.

Um jene Zeit kamen die engliſchen Schauſpieler in Paris an. Ich hatte noch nie ein einziges nichtfranzöſiſches Drama geleſen. Sie kündigten Hamlet an. Ich kannte nur den von Ducis: ich ſollte

den Glasfenster sahen. Allein durch die einen Glasfenstern, dem und durchsichtigen waren, war zum einen Theil entweder, wie er noch seinen Begriff hatte, zum Theil als eine Mauer, zum Theil als ein Glasfenster, oder, wie er noch seinen Begriff hatte, als ein Glasfenster.

Wir wollen den erstern, der die besondere Tugend hat, zu sehen einen Gegenstand durch zweyerley Oerter durchzusehen, Zimmer heißt, und, da er, wie noch Kindern gesehen hatte, die einen als einen Stall, einen Garten, einen Saal, den man einen Glasfenster, das Zimmer, Glasfenster nennen, einerley Name, das er sich machte Gedanken, wie er Glasfenster und Garten, die er sich machte Gedanken, wie er Glasfenster und Garten, die er sich machte Gedanken von Garten nennen und Zimmer sprechen, dem Zimmer seine Namen Glasfenster und Garten angeben. Wie er sich noch Kindern Gedanken machte, wie Zimmer sich selbst einen Garten, Glasfenster, Garten und Zimmer machen, sich machte Gedanken von Zimmer, Glasfenster, Garten und Zimmer machen,

mehr, zwiſchen Shakſpeare und dem Autor von Henri III. finde ich keine andere Aehnlichkeit, als das gänzliche Losſagen von der claſſiſchen Regel der Einheiten. Shakſpeare iſt ein großer Dichter, ein tiefer Denker, ein bewundernswerther Charakterzeichner; nun ſind aber der Idealismus, die Poeſie, die Tiefe und die Wahrheit der Charakterzeichnung gerade die ſchwachen Seiten des Dramas Henri III. und überhaupt in allen Dramen von Dumas. Shakſpeare dagegen verſteht ſich nicht auf die Localfärbung und Sittenſchilderung; er begeht die gröbſten Anachronismen; ſeine Inſceneſetzung iſt fehlerhaft; die Gruppirung der verſchiedenen Theile ſeines Werkes iſt nichts weniger als geſchickt; die Handlung iſt faſt immer ſchleppend und mit einer Menge Epiſoden und Nebenwerk überladen, wo ſich die Barbarei ſeiner Zeit und ſeines Publicums in obſcönen Witzen und faden Wortſpielen zeigt.

Wenn ſich einige dieſer Fehler, vorzüglich der übermäßige Gebrauch von Epiſoden, in Henri III. und den übrigen Dramen Dumas' zeigen, ſo muß man dagegen ſagen, daß im Allgemeinen Shakſpeare's ſchwache Seite ſeine ſtarke iſt. Der Verfaſſer von Angela, Antony und Tereſe, dem Idealiſirung, großartige Weltanſchauung, Tiefe der Gedanken mangelt, glänzt gerade durch ſein Verſtändniß der mehr materiellen Seite des Dramas, durch Geſchicklichkeit der Inſceneſetzung, das Intereſſe der Situationen, die ungeſtüme Schnelligkeit der Handlung. Nun kann aber Dumas dieſe Vorzüge nicht dem Studium Shakſpeare's verdanken, da der engliſche Dramatiker ſie nicht beſitzt; er hat ſie aus ſich ſelbſt genommen, und ſie haben ſich in ihm entwickelt durch die Reihe von Einwirkungen, welche die Bewegung des Geiſtes und der Literatur ſeiner Zeit auf ihn gemacht hat.

Zu der Zeit, wo der jugendliche Secretär des Palais Royal Vaudevilles und eine claſſiſche Tragödie ſchrieb, zeigte ſich die romantiſche Revolution offen, wenn nicht auf der Bühne, ſo doch in den Büchern. Als Dumas ſich ärgerte, daß ſeine claſſiſche Chriſtine in dem Portefeuille der Comédie française liegen blieb, beſchloß er ein romantiſches Drama zu ſchreiben, zu derſelben Zeit, wo Victor Hugo ſeine Marion Delorme veröffentlichte; daraus geht klar hervor, daß eine Offenbarung von Shakſpeare für ihn nicht nöthig war. Selbſt wenn man von den nicht dargeſtellten Dramen abſieht, waren

the whole Estate in Dower, as it did before the Statute, and the Statute is not to be taken strictly, but favourably, and to the Advancement of Dower, and the Intent of the Statute was to prevent Fraud, and to make Dower more certain, and not to take away Dower, and the Statute is to be taken

zu empfehlen. Nodier beeilt ſich, dem Wunſche des jungen Mannes zu entſprechen; Taylor empfängt ihn mit allem möglichen Wohlwollen, hört ſein Trauerſpiel an, führt ihn vor das Leſecomité, und das Stück wird ohne Oppoſition angenommen. Es iſt wahr, daß man es nicht gleich am andern Tage ſpielt; wahr, daß ſeine Bemühungen, die Aufführung des Stückes zu betreiben, ihn in ſeinen Amtspflichten hindern, und daß ſeine unzufriedenen Obern am Ende des Jahres den ihm gewährten Zuſchuß wieder entziehen. Dumas ſtellt dieſes Verfahren als abſcheulich dar; aber man wird zugeben müſſen, daß dieſe Beamten nicht verbunden waren, ſein Talent zu ehren, und daß ſie nicht einen Dramaturgen, ſondern einen fleißigen Arbeiter im Bureau bedurften. Sei dem, wie ihm wolle, Dumas, als er ſieht, daß ſich die Darſtellung ſeiner Chriſtine in die Länge zieht, entſchließt ſich, Henri III. zu ſchreiben. Kaum iſt das Stück eingereicht, ſo wird es auch ſchon aufgeführt; der Herzog von Orleans miethet die ganze erſte Galerie, und in Begleitung eines ganzen Bataillons von Prinzen, Prinzeſſinnen, Herzogen, Herzoginnen, Geſandten und Generalen kommt er in's Theater, um ſelbſt eine ariſtokratiſche Claque zu Gunſten ſeines Secretärs zu organiſiren. Am andern Morgen ſieht ſich der bis dahin unbekannte Jüngling plötzlich in einen großen Mann, in ein unſterbliches Genie verwandelt; Corneille und Racine ſinken vor ihm in den Schatten zurück. Henri III. bringt ſeinem Verfaſſer dreißig tauſend Francs ein. Von ganz Paris fetirt, fetirt Alexander Dumas ſeinerſeits ganz Paris wieder. Wie geblendet von dem plötzlichen Uebergang aus der Dunkelheit, von hundert fünfundzwanzig Francs monatlich zu dreißigtauſend Francs, ſtürzt er ſich in den ausſchweifendſten Luxus; er trägt phantaſtiſche, prachtvolle Kleider, gibt ſardanapaliſche Diners, reitet eine große Menge Pferde zu Tode und liebt eine große Menge Frauen.

Bis hieher iſt es unmöglich, in Alexander Dumas einen von dem Schickſal grauſam mißhandelten Menſchen zu ſehen.

Unterſucht man aber das Werk, dem er ſeine Berühmtheit zu verdanken hat, ſo wird man bald erkennen, daß Henri III. von weit geringerem Werthe iſt, als mehrere andere Werke deſſelben Autors, und daß ſein Hauptverdienſt darin beſteht, das erſte ſeiner Art zu ſein. Die Intrigue iſt ſchwach und von ſchlechter Verwicklung. Saint-Mégrin und die Herzogin von Guiſe lieben ſich ohne Muth, es ſich zu

Ohio. The first year he was elected to the Legislature he made his way to the capital on foot, and was so poor that he had to borrow money to pay his board bill. He was a member of the Legislature for two years, and was then elected to Congress, and served in that body for four years. He was a Democrat in politics, and was a strong supporter of Andrew Jackson. He was a member of the Committee on Public Lands, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Ways and Means, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Foreign Affairs, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Military Affairs, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Naval Affairs, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Post Offices and Post Roads, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Public Buildings and Grounds, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Public Expenditures, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Revolutionary Claims, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on Territories, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the District of Columbia, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Judiciary, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Library, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Militia, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Patent Office, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Public Lands, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Revolutionary Claims, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Territories, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Ways and Means, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Judiciary, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Library, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Militia, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Patent Office, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Public Lands, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Revolutionary Claims, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Territories, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress. He was a member of the Committee on the Ways and Means, and was chairman of that committee during the last two years of his service in Congress.

Dinaur ſchrieb, wollen wir hier übergehen, da es ein ſehr mittelmäßiges Stück iſt.

Was die drei anderen Dramen betrifft, ſo ſind ſie, glauben wir, die beſten Werke von Dumas und der ſtärkſte Beweis, den er jemals von ſeiner Originalität gegeben hat. Befreit von dem hiſtoriſchen Raritätenkram, der ſeiner ungeſchulten, aber lebendigen Proſa etwas Schleppendes und Schwülſtiges gibt; befreit von dem Zwange des Alexandriners, in dem ſich ſeine Feder verwickelte und verlor, tritt der Verfaſſer von Antony, Tereſa und Angèle in ſeiner wahren Geſtalt, ſeinen wahren Vorzügen und Fehlern vor uns, mehr ungeſtüm als energiſch, mehr fieberhaft aufgeregt als glühend, mehr ſinnlich als leidenſchaftlich, unbekannt mit den verſteckten Geheimniſſen des Herzens, aber vertraut mit allen Launen des anderen Theiles der menſchlichen Organiſation, die de Maistre das Thier nennt. Hingeriſſen von ſeinem Materialismus, opfert Dumas das Ideale, welches er mißkennt, ganz dem Realen auf, welches er übertreibt und fälſcht; den Geiſt den Sinnen, die Seele dem Körper; aber da der reine und einfache Materialismus ſehr wenig Poetiſches hat, hüllt er ihn in ein fremdes Gewand; er kleidet die ſinnliche Wildheit in Leidenſchaft, den Egoismus in Hingebung, das Laſter in Tugend, und jeder dieſer ſo coſtümirten Typen vertritt den Charakter des Tages mit der Schärfe der Wahrheit.

Man hat viel gegen die Immoralität des Dramas Antony debattirt; ich glaube ſelbſt, ſeine Darſtellung iſt einmal verboten geweſen. — Ich will die Moralität Antony's nicht vertheidigen; es iſt der wüthendſte von jenen tauſend Angriffen auf die Ehre, die während der Periode ſittlicher und geiſtiger Zuchtloſigkeit, die unmittelbar nach der Julirevolution eintrat, zu Tage kamen. Uebrigens liegt die Unſittlichkeit Antony's viel mehr in den Situationen, als in den Gedanken und in der Sprache, und das Drama iſt eigentlich viel mehr fehlerhaft, als unmoraliſch. — Doch, ſo unreif und widerwärtig dieſe drei Dramen in gewiſſen Theilen, ſo fehlerhaft ſie im Ganzen ſind, ſo finden ſich doch auch Scenen voll rührenden Gefühles und heißer Leidenſchaft darin. Um Antony, Tereſa und Angèle zu drei ſchönen Werken zu machen, hätte Dumas weiter Nichts gebraucht, als ein wenig mehr Idealiſirung, ein wenig mehr Nachdenken, ein wenig mehr Arbeit und ein wenig mehr von jener koſtbaren Eigen-

ſchaft, die von den großen Männern heutzutage ſo ſehr verachtet wird, und bei den großen Männern von ehedem ſich regelmäßig findet — Geſchmack.

Sollen wir die ganze Maſſe der Productionen der Reihe nach aufzählen, die aus der unerſchöpflichen Feder Dumas' gefloſſen ſind? Soll ich von dem ſchrecklichen Melodrama, dem Tour de Nesle ſprechen? Von Cathérine Howard, dieſem Wunderding von Abſurdität und Unwahrſcheinlichkeit? Von Napoleon, Melodrama für den Cirque olympique in zwanzig Tableaux? von Don Juan de Marana, phantaſtiſchem Melodrama; von Caligula, römiſchem Melodrama; von Lorenzino, dem letzten, ſchwächſten und matteſten aller Erzeugniſſe des Dramatikers? Aber Alexander Dumas hat nicht allein Dramen und Melodramen gemacht; er hat auch Komödien geſchrieben, deren eine, Mademoiselle de Belle Isle, wenn auch auf eine phyſiologiſche Unmöglichkeit gegründet, ſehr geiſtreich iſt; er hat Dramas-Vaudevilles geſchrieben, wie Kean; komiſche Opern, wie Piquillo; Romane und Feuilletons zu Hunderten; in dem einzigen Jahre 1840 hat Dumas zwei und zwanzig Octav-Bände veröffentlicht. Dann hat er noch Impressions de voyage geſchrieben, wo Alles zu finden iſt, Drama, Elegien, Eklogen, Idyllen, Politik, Gaſtronomie, Statiſtik, Geographie, Geſchichte und endlich Esprit; Alles, nur keine Wahrheit. Noch nie hat ein Schriftſteller das Publicum ſo an der Naſe herumgeführt, und noch nie hat ſich ein Publicum das geduldiger gefallen laſſen. Doch hat Dumas der Leichtgläubigkeit dieſes Publicums ſo viel zugemuthet, daß es jetzt anfängt, gegen die Entdeckungen des Reiſenden mißtrauiſch zu werden.

Dumas iſt ſeit zwei Jahren mit einer ehemaligen Schauſpielerin der Porte-Saint-Martin, Ida Ferriers, verheirathet und hat mehrere Kinder. Wenn er nicht auf Reiſen iſt, was ſelten vorfällt, hält er ſich gewöhnlich in Florenz auf, von wo aus er dann und wann eine Reiſe nach Paris macht. Von Florenz aus entſendet oder beſtellt er die unzähligen Ladungen literariſcher Erzeugniſſe, deren Verkauf nicht immer gut iſt, denn mit dem Artikel Dumas ſind die Märkte überhäuft. Von der beklagenswerthen Peſt des Induſtrialismus angeſteckt, ſcheint Dumas ſich mit Leib und Seele der Anbetung des goldenen Kalbes hinzugeben. In welchem Theater, ſei es noch ſo unbedeutend, in welchem Buchladen, in welchem Unternehmen

literariſchen Speculationsgeiſtes fände man nicht ſeinen Namen genannt? Es iſt phyſiſch unmöglich, daß Dumas Alles, was unter ſeinem Namen erſcheint, ſchreibt oder dictirt. Es iſt traurig, das allmälige Sinken eines ſchönbegabten Talentes zu betrachten, dem aber leider das Gemüth des Geiſtes, der Geſchmack, fehlt, welcher die Würde des Schriftſtellers aufrecht erhält, und ohne den das Talent nicht lange den ausſaugenden Wirkungen der induſtriellen Literatur widerſtehen kann.

Tagebuch.

I.

Aus Breslau.

Poesie und Verselei. — Gustav Freitag und Theodor Opitz. — Graf Moritz von Strachwitz. — Der Breslauer Figaro und die Zirndörfer. — Publizistik und Censur. — Die Breslauer und die Schlesische Zeitung. — Ihre Mitarbeiter und ihre Berliner Correspondenten. — Elsner's Schlesische Chronik. — Leopold Schweitzer.

Es wird wohl nirgends so viel geversel̈t, als in Schlesien. Der Neugeborene wird mit einer poetischen Salve begrüßt, jede Heirath wird unter der assistentia poetica vollzogen, und wenn ein Schlesier ohne wenigstens zehn Trauergedichte in's Grab gesenkt wird, so dreht er sich gewiß noch im Sarge um. Die Poesie ist die Hausfreundin des Schlesiers, ohne die kein Fest gefeiert, keine wichtige Angelegenheit in's Werk gesetzt werden kann. Weil aber der dichterische Fonds sich unter die weitere und breitere Masse abgesetzt hat, so ist Schlesien bei aller Poesie doch arm an Poeten in dem Sinne etwa, wie ein Wald arm an Bäumen sein kann. Viel wild verwachsenes Gestrüpp, krüppelhaftes Strauchwerk, kein aufschössiger, vollsaftiger Stamm. Das begabtere Talent muß sich entweder auf einen anderen Boden verpflanzen oder es bricht nach dem ersten verheißenden Anlauf in sich zusammen und sinkt zur Gelegenheitsdichterei herab. Es fehlt der schlesischen Erde nicht an Erzeugungs-, wohl aber an Erhaltungskraft. Die jüngste Zeit vermag kaum einen Dichter aufzuweisen, der dieses Namens würdig wäre. Gustav Freitag, der Verfasser eines Prämien-Lustspiels „Kunz von Rosen" hat sich einigemal als tüchtigen Hippogryphen-Reiter gezeigt, seit einiger Zeit aber sitzt er nur auf Commando auf, bei aristokratischen Familienfesten, oder wenn das Theater sich ex officio über etwas freut. Theodor Opitz, der zuvörderst durch Beiträge für das Feuilleton der Rheinischen Zeitung dem größeren Publicum bekannt wurde, hat seinen Pegasus zum Lastthiere ab-

gerichtet, das, mit unpraktiſchen ſocialen Theorien bepackt, zu Markte geht. Die Richtung, welche dieſe beiden Dichter genommen, iſt für die Geſammtzuſtände der Poeſie heutiger Zeit bezeichnend. Die geſinnungsloſen Spatzen, welche in der ausſchließlich belletriſtiſchen Periode auf allen Dächern zwitſcherten, thun ihren Schnabel nur noch auf, wenn ſie vom Vetter Storch zum Kindtaufen geladen werden oder von Sr. Hochgeboren dem Pfau ein gnädiges Kopfnicken erbetteln wollen. Bei den Poeten mit Geſinnung gelangt das politiſche Intereſſe bald zu einer ſolchen Ausſchließlichkeit, daß ſie kaum etwas Anderes produciren, als gereimte Zeitungsartikel. Die Gedichte eines ſchleſiſchen Grafen Moritz von Strachwitz ſind in der Augsburger Zeitung mit überſchwenglichem Lob überſchüttet; das allein würde hinreichen, in ihre Vortrefflichkeit einige Zweifel zu ſetzen. Der Graf iſt in der That nichts weiter, als ein Nachtreter Freiligrath's; ſeine Muſe eine gewappnete Amazone, die in Ermangelung eines arabiſchen Hengſtes auf ſchleſiſchem Vollblutpferde die hoffnungsvollen Saaten des Volks niederreitet. Marſtall-Poeſie, hie und da geſchnürte Salon-Liebeslieder. Der Cultus des Schönen iſt in Schleſien ſomit kaum etwas Anderes, als belletriſtiſche Werkthätigkeit. Ein Blatt, das etwas mehr ſein wollte, als ein Leuchter für all die Dilettanten-Lichtſtümpchen, und mehr Leſer haben wollte, als Mitarbeiter, würde nicht exiſtiren können, und man muß ſich über diejenigen wundern, welche fortwährend von der Nothwendigkeit eines Organs für ſchleſiſche Kunſtintereſſen ſprechen. In der That beſitzen wir zwar eins, das ſich für einen Träger der Ideen über dramatiſche Kunſt und deren Darſtellung ausgibt, — wir meinen den Breslauer Figaro — aber dies Blatt gehört recht eigentlich ſeinem Redacteur uud Eigenthümer Hrn. Michaelſon. Der gröbſte kritiſche Sansculottismus ſchreit darin um Brod, und Kameraderie und offene Geldbeutel ſind die Kriterien, welche ſein plebejes Urtheil beſtimmen. Die Dr. Zirndorfers ſind eine weitverbreitete Race und ihre Spielarten gehen in's Unendliche. Schade, daß die Welt darüber nicht aufgeklärt werden kann, denn man ſcheut ſich allgemein, dieſe kritiſchen Augias-Ställe auszumiſten. — Wenn ſomit der Cultus des Schönen in dieſer Beziehung bei uns darniederliegt, ſo geſtaltet ſich die Theilnahme an der Verehrung des Wahren und Rechten immer erfreulicher. Die ganze junge, talentvolle Generation widmet ſich der publiziſtiſchen Thätigkeit, ſchwärmt, wie früher für die Scherze und Spiele der Phantaſie, ſo jetzt für den Verſtand und beugt die Kniee vor dem heitern und klaren Bilde des Gedankens. Unſere Publiziſtik, in ſo fern ſie ſich der periodiſchen Preſſe als Organ bedient, kann, die Rheinlande ausgenommen, mit jeder aus einer anderen Provinz kühn in die Schranken treten. Sie iſt jung und hat als ſolche alle Fehler der Jugend: immer rührig und rüſtig, lahmt ſie nicht hinter den Ereigniſſen her,

nik, von Dr. M. Elsner redigirt, einem Manne von scharf ausgeprägter Gesinnung und publizistischem Geschick. Der Einfluß, den die Chronik auf die Provinzialstädte ausübt, ist unberechenbar. Ihr Censor ist der Polizeipräsident Heinke, dem man es nachrühmen muß, daß er bei Weitem milder verfährt, als Hr. v. Schönfeld, wenn es überhaupt ein Ruhm ist, nicht so zu sein, als es Andere sind. In diesem Augenblicke, wo die reactionäre Partei nicht müde wird, der schlesischen Presse die Weber-Unruhen in die Schuhe zu schieben, ist es doppelt anerkennungswerth, daß Dr. Leopold Schweitzer eine Reihe publizistischer Aufsätze, aus den beiden hiesigen Zeitungen ausgewählt und nach der Zeit geordnet, durch den Druck veröffentlicht. Dies Unternehmen wäre sogar dann kein unnützes, wenn die Artikel an und für sich keinen besondern Werth hätten; denn wir erhielten damit wenigstens eine thatsächliche Geschichte der Breslauer Publizistik, einen Rechenschaftsbericht von unserem geistigen Haushalt. Das Buch wird über zwanzig Bogen umfassen und somit auch die von der Censur gestrichenen Stellen veröffentlichen. x.

II.

Aus Hamburg.

Die „vaterstädtischen Blätter." — Das Haarburger Hafenproject. — Ein Höllenschiff. — Antigone. — Herr von Holbein. — Hendrichs. — Hoppé.

Sehr oft, wenn ich die Abtheilung „Vaterstädtische Blätter" unserer täglich erscheinenden „Wöchentlichen Gemeinnützigen Nachrichten" durchfliege, kann ich mich eines frohen Lächelns nicht erwehren. Wir sind allerdings nur Insassen eines Duodezstaates, aber wer wüßte nicht, daß gerade kleine Leute den Kopf am steifsten tragen und sich am wenigsten umschauen? Das ist nun seit den unglücklichen Maitagen gar nicht mehr wie früher. Wir sind viel regsamer und selbstthätiger geworden. In jenen vaterstädtischen Blättern documentirt sich diese allgemeine Wachsamkeit in sehr erfreulicher Weise, und besonders rühmlich ist der Freimuth, mit welchem die Staatsbehörden auf öffentliche Mißstände aufmerksam gemacht und an die Pflicht der Abänderung erinnert werden. Daß letztere nicht immer gleich eintritt, kann nicht befremden. Nicht selten aber, besonders wenn die Gegenstände zum Ressort der Polizei gehören, keimt aus dem gedruckten Worte rasch die gute Saat der Abhilfe, mindestens der Untersuchung. Zu wünschen wäre, daß überall eine solche Wechselwirkung zwischen dem Publicum und den Behörden durch öffentliche Organe stattfände und so auch ein wachsendes gegenseitiges Vertrauen als nächste Frucht sich daraus entwickelte.

Das Haarburger Hafenproject, welches in den politischen Blättern so vielfach verhandelt wurde, erregt bei allen zunächst Interessir-

Ausgabe der Bücher, Zeitschriften und Karten, Verwaltung der Lesesäle, Aufsicht über die Benutzung

Hr. v. Holbein war einige Tage hier, vermuthlich wegen Engagements, aber da war Nichts abzuſchließen. Die Berliner Intendantur iſt ihm zuvorgekommen. Für Hendrichs, deſſen Talent zum Durchgehen ſeinen bedeutenden künſtleriſchen Gaben faſt gleich zu ſtellen iſt, wird dieſer Tage ein gut renommirter Erſatzmann ſich der öffentlichen Prüfung unterziehen. Unſer erſter Intriguant und Charakterdarſteller, welcher längſt ein Berliner Engagement in der Taſche zu haben verſicherte, macht wieder alle Anſtalten zum Bleiben. Der eben ſo beſcheidene wie talentvolle Hoppé wird auch den Berlinern bei ſeiner gleichen Befähigung für das Heitere und Ernſte um Vieles beſſer behagen. Der Herzog von Braunſchweig iſt minder halsſtarrig und egoiſtiſch, als Ernſt Auguſt ſich in ſeinem Feſthalten Döring's zeigte. Hoppé galt auch hier während eines mehrjährigen Engagements für einen hochbegabten Künſtler, voll ernſten Strebens und ſolider Bildung. Scharfe Originalität, die das Genie, auch wenn es irre geht, vor dem bloßen Talent auszeichnet, iſt ſeine Sache nicht. Er iſt zu behutſam, um genial ſein zu können; ein feiner, kluger Mann, geſchmeidig und fügſam. Er ſetzt nicht, wie Döring, eine Art Stolz darein, auf der Bühne Alles zu wagen; er ſchreitet fein vorſichtig, doch ſelbſtändig, in älteren Fußtapfen, er horcht und ſieht nach dem, was man ſeinen Vorgängern als Schwäche angerechnet, und bildet gerade dieſe Seiten als ſeine ſtärkſten heraus. Hoppé paßt ſehr für Berlin, denn er hat etwas Diplomatiſches, Politiſches, und dennoch eine gewiſſe Naivetät, die ſeinen Leiſtungen für den minder Scharfblickenden immer noch das Gepräge des Urſprünglichen gibt.

III.

Aus Berlin.

Das Attentat und eine alte Prophezeihung. — Tod von Karl Streckfuß. — Beckmann und Neſtroy.

Worüber anders könnte ich Ihnen wohl heute berichten, als über das Attentat vom 26. Juli, das in dieſem Augenblick noch alle Gemüther beſchäftigt und kaum einen anderen Stoff der Unterhaltung, einen anderen Gedanken aufkommen läßt? Ich mag die in allen Zeitungen befindliche Erzählung des Mordverſuches, der vor einigen Tagen gegen unſeren König gerichtet wurde, nicht wiederholen, aber ich kann mich doch nicht enthalten, einiger Umſtände zu gedenken, die bis jetzt mehr im Munde der Leute, als in den gedruckten Berichten zu finden ſind. Seit Jahren nämlich iſt hier unter dem Namen „Prophezeihung des Kloſters Lehnin" eine in lateiniſcher Sprache abgefaßte und mit einer gereimten deutſchen Ueberſetzung ausgeſtattete Rhapſodie verbreitet, die von einem Mönche des fünfzehnten Jahrhunderts herrühren ſoll und eine Verkündigung der Schickſale des Brandenbur-

Mahadeva's temple. The inscription records the grant of a village by Vikramaditya VI. to the temple of Mahadeva at Kuruvatti, for the worship of the god and for the maintenance of the temple. The grant was made on the occasion of the solar eclipse in the month of Kartika, Saka 1008, Vikrama year 17, Pramoda year, Monday, the 15th day of the dark half of the month. The inscription is in Kannada language and Kannada script. It is engraved on a stone slab which is fixed in the wall of the temple. The stone is broken in the middle and the two pieces have been joined together. The inscription is in good preservation. The letters are clear and well formed. The inscription consists of 30 lines. The first line contains the invocation to Ganesha. The second line contains the genealogy of the Chalukya kings. The third line contains the titles of Vikramaditya VI. The fourth line contains the date of the grant. The fifth line contains the name of the donor. The sixth line contains the name of the village granted. The seventh line contains the boundaries of the village. The eighth line contains the name of the temple. The ninth line contains the name of the god. The tenth line contains the name of the priest. The eleventh line contains the name of the scribe. The twelfth line contains the name of the engraver. The thirteenth line contains the name of the witness. The fourteenth line contains the name of the witness. The fifteenth line contains the name of the witness. The sixteenth line contains the name of the witness. The seventeenth line contains the name of the witness. The eighteenth line contains the name of the witness. The nineteenth line contains the name of the witness. The twentieth line contains the name of the witness. The twenty-first line contains the name of the witness. The twenty-second line contains the name of the witness. The twenty-third line contains the name of the witness. The twenty-fourth line contains the name of the witness. The twenty-fifth line contains the name of the witness. The twenty-sixth line contains the name of the witness. The twenty-seventh line contains the name of the witness. The twenty-eighth line contains the name of the witness. The twenty-ninth line contains the name of the witness. The thirtieth line contains the name of the witness.

gebete sind zum Himmel emporgestiegen für die glückliche Erhaltung des Königs, aber auch die Bitte, daß sein bevorstehender Aufenthalt in Wien, seine bevorstehende Zusammenkunft mit dem Fürsten Metternich und vielleicht auch mit dem Kaiser Nikolaus den Deutschen keine neue Einschränkung ihrer Freiheit bringen möge!

Tschech war, bevor er Bürgermeister in dem märkischen Städtchen Storkow wurde, Bürger und Lackirwaarenfabrikant in Berlin, als welcher er sich während der Cholera im Jahre 1831 als Präses einer Schutzcommission auszeichnete, deren Sitz in einem der am meisten von dieser Krankheit heimgesuchten Stadttheile war, wo er zu einer Zeit, in der man noch eine abergläubische Furcht vor der Art der Verbreitung der Cholera hatte, alle Krankenwohnungen besuchte. An einer gewissen geistigen Energie fehlte es ihm daher nicht, wie dies auch aus seinen im ersten Verhör ertheilten Antworten hervorgeht; nichts desto weniger steht doch fest, daß er ein überaus querulirender, jähzorniger Charakter, dem eine sittliche Erhebung über die allergewöhnlichsten Interessen und Motive kaum zuzutrauen ist. — Der Tod von Karl Streckfuß, der seit ungefähr anderthalb Jahren aus dem Staatsdienste geschieden, in welchem er als Ministerialrath eine angesehene Stellung bekleidete, erregt auch in der literarischen Welt großes Bedauern. Seine meisterhaften Uebersetzungen des Dante, Ariost und Tasso sichern ihm ein dauerndes Andenken. Als politischer Schriftsteller hat er das merkwürdige, seinem Herzen sehr zur Ehre gereichende Beispiel gegeben, daß er keinen Anstand nahm, den von ihm früher gethanen Ausspruch von der Unvereinbarkeit des Judenthums mit dem Staatsbürgerthum unserer Zeit, sobald er denselben als Irrthum erkannt hatte, öffentlich zurückzunehmen. Ueberhaupt scheute er sich nicht, ungeachtet der in gewissen Regionen vorherrschenden Neigung zu religiöser Schwärmerei seine rationellen Ansichten sowohl in Prosa als in Versen („Die Höllenqualen der Frömmler", ein in deutschen Terzinen gedichtetes Capriccio) auszusprechen. Dies und der Umstand, daß ihm ein jüngerer Staatsbeamter vorgesetzt wurde, soll übrigens im Jahr 1842 der Anlaß gewesen sein, daß er seinen Abschied forderte. — In der Theaterwelt wird das Abgehen Beckmann's vom Königstädtischen Theater und das bevorstehende Auftreten Nestroy's auf dieser Bühne viel besprochen. Ersteres ist allerdings ein empfindlicher Verlust, über das Letztere hoffe ich Ihnen in einem meiner nächsten Berichte etwas Näheres melden zu können.

Justus.

IV.

Notizen.

Weitling. — Ruſſiſche Grenze. — Menzel und Paſtor Hirzel. — Karl Beck. — Fallmerayer gegen die Griechen. — Heine.

Weitling iſt durch die Willkür Bluntſchli's, nach Ueberſtehung ſeiner Haft, nicht einfach aus dem Canton Zürich verwieſen, ſondern wie ein erſt zu beſtrafender Verbrecher ausgeliefert worden. Daran mag Preußen unſchuldig ſein, obwohl es ſich beeilte, den Bluntſchliſchen Liebesdienſt zu benutzen. Weitling ſollte nun ſeine Militärpflicht erfüllen; da er jedoch dazu unfähig befunden wurde, ſo blieb er unter bürgerlicher Gerichtsbarkeit, und man ſollte daher meinen, daß er wegen der angeblichen Conſcriptionsflüchtigkeit — der Untaugliche! — ohne Proceß und Verurtheilung nicht beſtraft werden könne. Allein man hört, daß er ſeit der Ankunft in Magdeburg eingeſperrt gehalten wird. — Wir erwarten von dem Rechtsgefühl der „guten Preſſe", daß ſie dieſes Wort zu Gunſten eines „Communiſten", eines „Schneidergeſellen" ohne Weiteres für ein Zeichen verwerflicher Geſinnung und communiſtiſcher Tendenzen erklären werde. Indeſſen nicht wir ſind es, die ein ſo großes Gewicht auf Weitling legen, ſondern der mandarinenhafte preußiſche Beamteneifer, der ein rechtes Freſſen an dem armen Teufel gefunden zu haben ſcheint. Man hört ſogar, daß ſie ihn landesverweiſen wollten; dagegen proteſtirte Weitling und berief ſich auf ſeine Eigenſchaft als Eingeborener; darauf wurde nach Berlin geſchrieben um fernere Verhaltungsmaßregeln! Ja, es bleibt in der That kein Ausweg: Preußen muß ſeine Stellung als fünfte europäiſche Großmacht bedenken, muß raſch eine Flotte bauen und irgend eine ferne wüſte Inſel erobern, oder es muß England eine ſeiner Straf-Colonien abkaufen, um Weitling deportiren zu können.

— Kaum iſt das ruſſiſch-preußiſche Cartel abgeſchloſſen, ſo hört man von einer neuen, echt mongoliſchen Abſperrungsmaßregel. Die ruſſiſche Regierung will auf ihrem Grenzgebiet von der Oſtſee bis hinab an das ſchwarze Meer auf die Breite einer deutſchen Meile alle Hütten, Häuſer und Bäume raſiren und ſo einen künſtlichen Wüſtengürtel gegen das Ausland herſtellen. Dieſe Verkehrserleichterung ſoll nicht etwa der ruſſiſche Dank für die Erneuerung des Cartels ſein, — der Dank wird noch in ganz andern Dingen beſtehen — ſondern Rußland fühlt, daß es nicht zu Europa gehört, und will ſich recht wirkſam von ihm ſcheiden. Rußland kennt ſich ſelbſt beſſer, als man glaubt und als es merken läßt. Möchte es nur auch von den Andern nicht verkannt werden.

— Menzel iſt ergötzlich, wenn er ſchimpft und flucht, aber fürchterlich, wenn er bewundert. Im Cotta'ſchen Literaturblatt (Nro. 71.) bei der Beſprechung eines Gedichtes von Dr. Bernhard Hirzel, preiſ't er dieſen „berühmten Pfarrer", der bekanntlich in der Septemberrevolution 1839, den Karabiner in der Hand, — ein echter Prieſter! — die Bauern nach Zürich führte, um die „gottvergeſſene Regierung zu ſtürzen." Ein orthodoxer Paſtor, der hat freilich bei dem conſervativen Menzel das Privilegium, ein Bischen Revolution und Anarchie zu treiben; er nimmt auch keinen Anſtand, den fanatiſchen Straußfreſſer mit den alten Propheten zu vergleichen. „Ein verführtes Volk, Buben ſeine Leiter, aufgelegte Ruchloſigkeit, alles Heilige mit Füßen getreten — ſo fanden die alten Propheten ihre Zeit und ſo fand der fromme Sänger auch hier wieder die ſeinige." Wir wünſchten nur einmal auch den alten Menzel, Flinte oder Heugabel in der Hand, an der Spitze ſchwäbiſcher Bauern gegen das jüngſte Deutſchland ausrücken zu ſehen.

— Ein neues Buch von Karl Beck, welches in Berlin erſcheinen ſollte (einundzwanzig Bogen ſtark), iſt von der Polizei in ganzer Auflage ſogleich nach Ueberreichung des Cenſurexemplars confiſcirt worden. Der Autor hat an's Obercenſurgericht appellirt, doch will man ihm wenig Hoffnung machen. Die voreiligen Verdammungsurtheile einiger Philiſter über die Tendenz von Beck's neueſtem Gedicht haben alſo doch etwas gefruchtet und das Vorurtheil der Polizei bei Zeiten geweckt. Wahrſcheinlich werden jetzt die bewußten Herrn in Wien und Dresden rufen: Seht Ihr's, die Berliner Polizei iſt auch unſerer Meinung; wir haben Recht gehabt. — Und die Polizei iſt ja unſtreitig der beſte Kritiker!

— Fallmerayer ſucht (in der Augsburger Allgemeinen) noch immer zu beweiſen, daß die griechiſche Revolution gegen die Türken ein Unrecht war; die Türken ſeien viel gerechter, politiſch fähiger und der Herrſchaft würdiger als die „Gräken". Was will der Mann aber jetzt, er, der vor dem fait accompli ſo tiefen Reſpect hat? Er will beweiſen, daß die wahre Beſtimmung Griechenlands und der Türkei nur eine ruſſiſche ſein könne. Seine Griechenfreſſerei iſt eine Maske für ſeine Ruſſenliebe.

— Heine befindet ſich wieder in Hamburg auf Beſuch bei ſeiner alten, erkrankten Mutter. Dies ſcheint das einzige Band zu ſein, das ihn nach Deutſchland zieht. Oder iſt es die Furcht anderer Bande, was ihn fernhält?

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

„Shakſpeare und kein Ende."

Kühne hat in dieſen Blättern*) der Shakſpeare-Philoſophie „und kein Ende" ſcharfe, beizende Worte zugeworfen. Wer hat ſich nicht daran gelabt? — Wer ſich nicht über jene Philoſophaſterei geärgert hat.

Und wer hat ſich über jenes hochweiſe Kategorien-Geklapper nicht geärgert? Wer kein Herz für ſeine Zeit, kein Herz für die Zukunft hat. Das iſt einerlei Unglück, einerlei Sünde: ob die da Staat und Leben, oder ob die da Kunſt und Poeſie ſo um ein Paar kleine Jahrhunderte zurückmanövriren wollen. Beide ſind Sünder, weil beide ohne Glauben ſind, der einmal doch immer allein ſelig macht. Man verzeihe mir eine kleine bibliſche Wendung; da heißt es irgendwo: der Glaube iſt eine gewiſſe Zuverſicht deſſen, was man hofft und nicht zweifelt an dem, was man nicht ſieht. Friedrich Viſcher gehört zu dieſen ungläubigen, hoffnungsloſen, gottarmen, wortreichen und „geiſtvollen Docenten", die aus der Hegel'ſchen Weltanſchauung, deren Triumph die Verklärung der Welt in heilige Idealität ſein wollte, eine kalte, leere, erdige, ſchmutzige Philoſophie der Handgreiflichkeit gemacht haben. Für Hegel ſollte die Philoſophie die Zeit, in Gedanken ausgedrückt, ſein. Für ſeine ihn und die Welt hofmeiſternden Schüler beſteht das philoſophiſche Meiſterſtück darin, die Zeit und die Zukunft in die Kategorien der Vergangenheit einzuhaſpeln; lediglich die Zukunft iſt es, von der und in der wir allein nur leben können, ſo wahr jeder friſche Athemzug ein Act vorwärts iſt. Es iſt nicht wahr, daß wir an der Vergangenheit leben oder gar wieder aufleben können. Die Vergangenheit iſt todt, nur ein ſchon Lebendiger, ein Auferſtandener kann auch ſie aus den Gräbern füh-

*) Siehe den vorigen Jahrgang der Grenzboten Nr. 48.

ren. An der Vergangenheit können wir nur ſterben und im beſten Fall ſterben lernen. Der Dienſt iſt groß, den ſie uns damit thut. Wir ſchleppen ſo viel Todtes mit herein in die Gegenwart, welche dadurch nur zu einem Schein, vielmehr zur plötzlichen Vergangenheit, d. h. zum Tod für uns wird. Dieſem müſſen wir abſterben, von der Geſchichte belehrt und gemahnt, daß es ein Geweſenes und Verweſendes iſt, alſo nur durch Einen, der das Leben „von und in ihm ſelber" hat, zu einem Seienden und Werdenden erweckt und beſeelt, begeiſtigt und verleiblicht werden kann.

Wer die Philoſophie blos als Buchhalterin der Vergangenheit hat, der hat den Tod in ihm ſelber; den Tod, dem er nicht abſterben kann, den er nicht wegſchütteln kann; der ihn verfolgt, der ſich ihm in ſeinen langen Profeſſorenmantel ſteckt und die wohlgelegten Falten ſeiner altbackenen Aeſthetik ſehr kategoriſch zerzauſt und zerreißt und dann grinſend durch die Löcher guckt; der ſich ihm auf den Rücken hockt und in ſinnverwirrender Umarmung luſtig ihn zum grauſen Todtentanze reißt.

Iſt Hegel ſchon todt zu dieſer unſerer Stunde, wie ſoll Shakſpeare noch leben für uns! „An ſich und an und für ſich" mag und wird er leben in Ewigkeit, aber für uns: ſo daß er für uns noch wirkte, arbeitete, daß er uns hälfe werben und ſchaffen um das, was uns Noth thut? Die Todten fühlen nicht.

Und den ſoll ich zu den Lebenden zählen, der kein fühlendes Herz für die lebendige, gegenwärtige, kränkelnde, hungerſterbende Menſchenwelt hat? „Die großen Ausrufungszeichen am Horizont der Gegenwart heißen: Armuth und Verbrechen." Aber freilich, die opiumſchlaffen, fleiſcheslüſternen Moslemim ſchicken nur Blinde auf die Minarets, um den Tag mit ſeinem Beten und Arbeiten anrufen zu laſſen. Am Tiſch des Sybariten gibt es keine Kategorie für die Armuth. Ein „Philoſoph", deſſen tiefſtes und offenbarſtes Geheimniß die Weisheit iſt, die da ſagt: Laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt; ja ein Gedanke, der im *Genuſſe* des Lebens aufgeht, hat kein Organon für „Armuth und Verbrechen."

Daß der Epikuräer darum ſeine Finger *blos* mit den fetten Brühen und ſaftigen Biſſen der Table d'hôte beflecke, weil er jene rieſengroßen Ausrufungszeichen am Horizont der Gegenwart nicht ſieht und kategoriengeblendet nicht ſehen kann und Weltgeiſtentwicke-

[illegible] [illegible] [illegible] [

ſchen Hofmeiſter — mitunter auch unſerer nobeln Verleumder und falſchen Ankläger ſagen?

Die Schwäche iſt die Mutter der Sünde, und der Sohn und Sold der Sünde iſt der Tod.

Armer Moritz Rapp, der Du Dich ärger behandeln laſſen mußt, als ein Schulbube, weil Du darauf beſtehſt, daß Ophelia, daß Cordelia, daß Desdemona nur dadurch Heilige geworden ſind, weil ſie Sünderinnen, kleine, ſchöne, liebenswürdige, aber doch Sünderinnen geweſen ſind. Aber Friedrich Viſcher hat den Hegel ſtudirt und Moritz Rapp die Menſchheit; jener hat in geiſtreichen Abhandlungen auseinandergeſetzt, was komiſch iſt (Kühne läßt das für gute Schulübung gelten, heißt es aber ſelbſt deutſche Komik), dieſer hat die Phyſiologie der Sprache, dieſer unmittelbarſten Offenbarung des Menſchenherzens ergründet: jener hat über Shakſpeare im Verhältniß zur deutſchen Poeſie geſchrieben, dieſer hat Shakſpeare überſetzt; jener hat jüngſt an der Gliederpuppe der Hegel'ſchen Aeſthetik einige Dräthchen zu biegen, einige Höcker ein- und etliche Beine auszurenken verſucht, — ſo etwas gehört gewiß in die Jahrbücher der Gegenwart — dieſer hat Atellanen gedichtet — ja, Friedrich Viſcher iſt ein ſehr großer Philoſoph, und Moritz Rapp iſt kein großer Dichter, aber Dichter doch, und Shakſpeare iſt auch ein Dichter und gottlob kein Philoſoph, d. h. keiner von der ſehr großen Sorte.

Letzteres konnte er nicht ſein, weil er erſteres war. Dichter ſind Söhne Gottes und ſitzen in deſſen geheimſtem Weltenrath, liegen, während die anderen Jünger und Philoſophen das todte Oſterlamm ſeciren und verſchmauſen, an des ewigen Meiſters weltbelebender Bruſt. Was hören ſie darin klopfen? Den Puls des Lebens für die Gottgebornen; den Hammer des Todes für die Weltgebornen, Weltweiſen und Nichtweltweiſen. Und aus der Welt geboren war doch Desdemona's „kleine Lüge", aus der Welt geboren war doch Cordelia's — wenn auch nur momentane — Herzenshärtigkeit, aus der Welt war doch geboren Ophelia's „überreife Schönheit"?

Shakſpeare war gewiß kein Moraliſt, ſoll ich es ſeinem Verhunzer gegenüber ſein? Aber wahr bleibt's, an dieſem königlichen, ja göttlichen Dichter kann unſere philoſophentodte Zeit, unſere ſitten-, geſetz-, gewiſſen- und gottloſe Zeit ſo gut als aus der Bibel lernen, was Sünde und was Sittlichkeit iſt. Sünde iſt Alles, was ſich be-

Schlagen Sie vor, Herrn Dr. Schmidt zu berufen? Ich bin damit einverstanden. Ich bin damit einverstanden, Herrn Dr. Schmidt zu berufen. Ich bin damit einverstanden, daß Herr Dr. Schmidt berufen wird. Ich bin damit einverstanden, daß Herrn

hungerigen Mägen der armen verbrechenvollen Gegenwart zu ſagen haben? Freilich muß jene um ein Jahrzehend, ein und das andere Jahrhundert zurück; freilich muß ſie die Poeſie, die noch ein ſchlagend Herz im Leibe hat, an die Vergangenheit verrathen; freilich muß ſie erſt Shakſpeare verſtehen lernen, damit ſie den Puls der Zeit begreifen lerne. Iſt's der Tod, der in dieſen glühenden Adern hämmert und einen Nagel um den andern in den Sarg der noch allzuweit in dieſe Zeit hereinragenden Vergangenheit ſchlägt, ſo ſoll und muß die Philoſophie, wenn ſie zur Krankenwarte wenigſtens Gefühl und Muth hat, nach der böſen Wurzel des Todes graben, die mit tauſend Aeſten und Fäden in das Herz der Menſchheit ſich eingeteufelt hat; iſt erſt das Unkraut fort, ſo wird der Baum des Lebens ſchon von ſelber wachſen, daß auch die Philoſophie an ſeinen goldenen Aepfeln ſich wieder geſund ſchauen und lebendig eſſen kann.

Alſo nur fort mit dem dummen Hofmeiſtern von Poeſie und Leben durch eine blöde, überreife Weisheit, die kein Recht, alſo allerdings auch keine Pflicht an das Leben hat; eine Philoſophie, die den Tod nicht verſteht, vermag nicht zu leben und Leben nicht zu begreifen, geſchweige denn zu geben. —

Heinrich Merz.

Die Familie Mantini.

Ein Lebensbild aus der neueſten Zeit.

Von

Frau von W.***

Zweite Abtheilung.

Am nächſten Tage zog die Fürſtin mit Eliſa und ihrer Dienerſchaft auf die nahe gelegene Villa di Caſtello. Sie erklärte, in der Stadt erſticken zu müſſen, und war entzückt, daß draußen doch wenigſtens Luft wehte, wenn auch immerhin noch eine warme. Allerdings hatte die Eilfertigkeit, mit welcher ſie ſich diesmal aufs Land begab, auch noch eine Nebenabſicht, nämlich Thomaſo und Eliſen zu trennen, da die Söhne ihrer Arbeiten im Miniſterium wegen in der Stadt zurückblieben. Der Fürſt wollte in einigen Tagen nachfolgen. Inzwiſchen feierte man in einigen Tagen die Johannes-Feſte. Dieſer Trouble, welcher für die Fremden in ſeiner Neuheit ſehr anziehend iſt, hat für diejenigen, die ihm ſchon oft beigewohnt, oder doch für einen Theil derſelben wenig Lockendes mehr. Namentlich ließ ſich die ruheliebende Fürſtin nicht bewegen, auch nur Ein Mal die Blumenſtadt deshalb wieder aufzuſuchen. Nicht ganz ſo ohne Verlangen blickte Eliſa dahin zurück und war ſehr erfreut, als die Vorbitten einer gleichfalls in der Nachbarſchaft ihre Villa bewohnenden Familie ihr die Erlaubniß verſchafften, mit jener den herkömmlichen großen Ball zu beſuchen, den das adelige Caſino in ſeinem ſchönen Palaſt am Arno in dieſer Zeit gibt und welcher ſtets durch die Gegenwart des Hofes verherrlicht wird. Es war nicht früh mehr, als man daſelbſt anlangte, und der jüngere Theil der glänzenden Verſammlung bereits im Tanz begriffen. Wie klopfte Eliſa's Herz, als ſie ſich nach dem Geliebten

umsah! Wie hätte es ihrem Gefühl geschmeichelt, wenn sie ihn abgetrennt von der allgemeinen Freude, ihrer gedenkend, sie vermissend, still in sich gekehrt dastehen erblickt hätte! Aber ach! diese halbe Hoffnung mußte nur zu bald in ihr Nichts zerrinnen! Denn jene schöne, bewegliche Männergestalt dort an der Seite der reizenden Fremden, die heute alle Künste der Toilette erschöpft hatte, um ihren natürlichen Vorzügen zu Hilfe zu kommen, der Marquise von Garcia: war es nicht Thomaso, in einer Pause des Tanzes das lebhafteste Gespräch mit seiner Dame führend? Freilich eilte er, sobald er später Elisens ansichtig wurde, froh überrascht zu ihr hin und gab ihr sein Vergnügen in gewiß innig empfundenen Worten zu erkennen, aber sein Gesicht hatte auch ohne sie, und einer Andern gegenüber, vor Freude gestrahlt, und der Fürstin höhnender Ausruf: Du bist nicht die Erste, die er geliebt, und wirst nicht die Letzte sein! hallte, unbarmherzig ihr Inneres zerwühlend, durch dasselbe wider.

Arme, thörichte Elisa, von einem Manne und noch dazu von einem Italiener das ausschließliche Gefühl zu erwarten, das höchstens in dem reinen Frauenherzen wohnt! Empfand doch selbst Petrarca, trotz seiner vergötternden Liebe für die schöne Laura, weder ästhetische noch moralische Gewissensbisse, als er neben dieser reinen, ihn durchdringenden Flamme noch andere nährte, die weniger zu seiner Läuterung beitrugen!

Wie schon bemerkt, nimmt die großherzogliche Familie an diesem Feste Antheil. Damit sie die Erleuchtungen und Feuerwerke draußen besser schaue und zugleich von dem drunten wogenden Volke gesehen werde, ist an diesem Tage eine eigene Tribune nach dem Arno hin erbaut, auf welche sie mehrere Male hinaustritt. Laute Vivats begleiten dann immer ihre Erscheinung. Ueberhaupt wird Leopold II., der den schönen Thron der Medicäer jetzt besitzt, aufrichtig geliebt von seinen Unterthanen; ein Tribut, der seiner gerechten und humanen Regierung auch in vollem Maße zukommt, wie denn ohne Frage dieser Theil von Italien auf's Vortheilhafteste gegen seine Brüder absticht, und der deutsche Einfluß darin unverkennbar ist. So wird, wenn der Großherzog mit den Seinen unter sich weilt, nur deutsch gesprochen, und selbst seine Gemahlin, die es kaum versteht, muß sich darein fügen, wie der ganze Hof in Manches, was mit Grund und Boden, Sitten, Sprache und Klima des Landes,

mag es auch ſonſt heilſam ſein, doch oft in grellem Widerſpruch ſteht. Auch heute nun hatte die erhabene und liebenswürdige Familie ſich durch ihre Herablaſſung aufs Neue die Herzen gewonnen und mehrere Stunden in der wogenden Verſammlung zugebracht. Nachdem ſie ſich darauf entfernt, wurde die, früher nur ihr reſervirte Tribune ein Tummelplatz der allgemeinen Beluſtigung, und auch Marianna Ricci und Eliſa fanden ſich dort zuſammen. Sie ſtanden Hand in Hand, den prachtvollen Anblick des bis in die Kuppelſpitzen erleuchteten Doms, ſo wie des Johannestempels bewundernd, ab und zu das überall in Anſpruch genommene Auge von der Höhe in die Tiefe richtend, wo vom Arno herauf gleichfalls unzählige Lichter ſchimmerten. Das fröhlichſte Treiben herrſcht an dem heutigen Abend auf dem Fluſſe. Barken und Gondeln, in denen gegeſſen, getrunken, gejubelt und muſicirt wird, ſchwimmen hinauf und hinunter. Auf dem Ponto allo Carajo ſteigen zahlloſe Raketen in die Luft. Heiterer Lebensgenuß, buntes Gewimmel überall. Man ſollte denken, das Vergnügen ſei die Hauptſache in der Welt, und Thränen und Kummer nur Märchen!

Dennoch, war es nicht, als ſpiegele ſich der glänzende Strahl von drüben in einem Tropfen, der aus Eliſa's Auge rann? — Marianna! wenn dies Feſt wiederkehrt, in einem Jahre, wie wird es dann mit uns ſtehen? ſagte ſie leiſe und drückte dabei der Freundin Hand.

— Vielleicht bin ich dann ſchon todt! entgegnete dieſe ſchwermüthig, und was kann mir auch das Leben noch bieten, wenn Lorenzo für mich verloren iſt? — Das wird er nicht, Du Theure! Für Dich ſpricht bevorwortend ſo mancher eifrige Mund, ſo Viele ſind auf Deiner Seite, die am Ende den ſtarren Sinn des Einen doch noch bewältigen werden, aber ich — die Tochter des Geächteten, Verbannten, wer nimmt ſich meiner an? Selbſt die, die mir wohlwollen, ſchelten mein Gefühl eine Thorheit, wo nicht gar Verbrechen! — O, Eliſa! und was hilft es mir, wenn Viele für mich ſind, und nur der Eine, von dem Alles abhängt, gegen mich? ich werde darum nicht glücklicher ſein! — Und am Ende — flüſterte hier Eliſa, ganz nahe zu der Freundin hingewandt, in ihr Ohr, werden wir auch Beide ſo geliebt, als wir lieben? wie, wenn ſie auch ohne uns zufrieden ſein könnten und unſer bald vergäßen? — Beſſer dann,

wir ſtürzten uns hinunter in den Strom, rief da Marianna leidenſchaftlich und faſt mit lauter Stimme.

— Don Thomaſo! leihen Sie mir doch gefälligſt Ihren Arm, um durch das Gewühl bis an die jenſeitige Baluſtrade zu kommen! ließ ſich in dieſem Augenblick die halb lockende, halb gebieteriſche Stimme der Marquiſe Garcia hinter dem Rücken der Freundinnen vernehmen. Sie ſahen ſich um. Da ſtand das Brüderpaar, offenbar zu ihnen hinſtrebend, der Eine aber von der Spanierin attaquirt, während den Andern die ſchöne Oeſterreicherin in Anſpruch nahm, die in Italien den ihr prädeſtinirten Prinzen Pi ſuchte, indem ſie ihn um ſeine Lorgnette bat, da ſie die ihre vergeſſen habe.

— Die abſcheulichen Weiber! ſprach Eliſa erbittert, als ſie ſah, wie der Geliebte ihr entführt wurde. Lorenzo aber, nachdem er den Augen der ſchönen Bittſtellerin die gewünſchte Verſtärkung artig gewährt, trat zu Marianna heran und ſagte: Ich bin in Verzweiflung, Geliebte! Auch nicht die Fürbitte des Großherzogs hat den Fels erweicht. Don Heri ſagte mir, daß ſie mit der größten Huld für uns heute Abend erfolgt ſei. Aber auch hier nur die alte verhöhnende Antwort: Mein Sohn iſt durchaus nicht gehemmt in ſeiner Wahl: nur bin ich leider unfähig, ihn im Mindeſten zu unterſtützen. — Was die arme Marianna erwiederte, ſo wie das klagende und zärtliche Geflüſter der Liebenden, welches nun nachfolgte, überhaupt, verhallte in dem ſie umgebenden Lärm, bis bald darauf Marianna ſowohl als Eliſa abgerufen wurden, um die Rückfahrt nach Haus anzutreten.

Die Abreiſe der Fürſtin Mantini nach Rußland war nun definitiv beſchloſſen. Die Nothwendigkeit erheiſchte ſie, und ſo mußte man denn all die damit verbundenen Odioſa muthig in's Auge faſſen. Der Debatten über die Einrichtung des Ganzen waren viele geweſen. Anfangs hegte der alte Fürſt ſogar den Plan, ſeine Gemahlin ſelbſt zu chaperonniren, dann ſollte einer der jüngeren Söhne mit, von denen Lorenzo aber nicht Luſt hatte, und Thomaſo von der Fürſtin abgelehnt ward, bis endlich, auch um die Koſten ſo viel als möglich zu ſparen, die Dame ſich entſchloß, in Begleitung Eliſa's

[illegible] [illegible] [illegible] [

gelockt hat; aus der Geſchichte kann nie etwas werden, aber wer ſo vernünftig wie Sie iſt, wird auch ſchon einſehen, daß die Gewogenheit gereifter Männer erſprießlicher iſt, als die aus der Luft gegriffenen Betheuerungen leichtſinniger Jugend.

So niederſchlagend dieſe Lobrede einerſeits auch für Eliſa's Wünſche war, ſo ſchmeichelhaft ſprach ſich doch die Geſinnung des Fürſten gegen ſie darin aus, und ſie unterließ nicht, ihren Dank dafür, ſo wie die Hoffnung, derſelben ſtets würdiger zu werden, auszudrücken. Des alten Herrn Gunſtbezeigungen erwieſen ſich darauf immer wärmer, bis plötzlich das geängſtete Mädchen, die Natur derſelben ahnend, den ſie unväterlich umfangenden Arm heftig von ſich ſtieß und raſchen Laufs die Allee hinab und aus einem Gang in den anderen lief, um nur dem ihr anfangs Nacheilenden zu entkommen. Doch ihre Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Den Plan eines Zuſammentreffens mit Thomaſo hatte ſie ganz aufgegeben, konnte es doch jeden Augenblick auf's Schrecklichſte geſtört werden; nur nach dem Ausgang des Parks ſtrebte ſie hin, um die Villa alsbald wieder zu erreichen. Da, faſt erſchöpft in eine mit Myrthen und Orangen eingefaßte Rotunde einbiegend — war's ein Traum ihrer erhitzten Phantaſie, oder vollends vernichtende Wirklichkeit, als ſie dort auf der Ruhebank, neben der Statue des Pfeile verſendenden Cupido, den Geliebten in der Umarmung eines Weibes erblickte, deſſen Flammenaugen Niemand anders als der Marquiſe von Garcia angehörten? Mit einem lauten Schrei ſank ſie zu Boden und hörte nur dumpf, wie man zu ihrer Hilfe herbeieilte, inſtinctartig aber doch das Flacon von ſich ſtoßend, mit dem eine weiche Hand ſich ihr nähern wollte. — Ah, die Kleine zürnt! ſprach darauf widerwärtig lachend die Dame, was gilt's, ein depit amoureux, Don Thomaſo! Es läßt ſich denken, daß ein galanter Cavalier ſo bequeme häusliche Gelegenheit nicht von der Hand gewieſen hat!

Thomaſo aber entgegnete unwillig: Frau Marquiſe, die junge Dame, meiner Mutter Pflegetochter, iſt vollkommen unbeſcholten und tadellos. Sie hat ein Anrecht an meinen Schutz, und ich muß daher um Erlaubniß bitten, ſie in die Villa zurückgeleiten zu dürfen, da ſie morgen mit der Fürſtin Italien verläßt und ein Unwohlſein von den traurigſten Folgen ſein dürfte. Auch ſagt' ich es Ihnen ja gleich voraus, daß ich für heute eigentlich nicht die Ehre haben könnte,

Ihr Führer zu ſein. — Ei, ei, ein Abſchied in beſter Form! gab die Marquiſe aufs Neue lachend zurück, während Don Thomaſo die wieder zu ſich kommende Eliſa emporhob und ſtützte; nun, ich überlaſſe Sie willig Ihrem barmherzigen Samariteramt, da meine Hilfe die Kleine ja doch verſchmäht, meine Roſſe ohnedies auch ungeduldig ſtampfen werden. Addio, ſchöner Don! auf ein ander Mal! und dahin entrauſchte ſie.

Ein Strom von Thränen entrann Eliſa's Augen, als ihr Bewußtſein vollends zurückkehrte. Schaudernd wies ſie Thomaſo's Bitte, ſich auf der Bank, die er ſo eben mit der Marquiſe eingenommen, auszuruhen, von ſich, winkte nur vorwärts und hörte ſchweigend die Rechtfertigung an, mit der ihr Führer während des Gehens ſein Thun zu beſchönigen ſtrebte.

Die Marquiſe war gleichfalls Gaſt bei dem Diner geweſen, welchem man beigewohnt, und in einem glänzenden Phaeton angefahren gekommen, deſſen Pferde ſie ſelbſt gelenkt hatte. Natürlich wurde die ſchöne, kühne Roſſebändigerin vielfach bewundert, nur Thomaſo wollte Zweifel in ihre Geſchicklichkeit geſetzt haben. Da, als die Geſellſchaft auseinanderging, lud ihn die Dame in Gegenwart vieler Cavaliere und unter mannichfachen Neckereien wegen ſeiner Furcht ſo dringend ein, ihr Zügelregiment ein Mal ganz in der Nähe zu prüfen, daß er ſich lächerlich machte, hätte er länger ausweichen wollen, und auf dieſe Weiſe in den vorerwähnten Phaeton gerathen war.

An der Villa di Caſtello darauf angelangt, hatte die Marquiſe plötzlich ſtill gehalten und den Wunſch geäußert, das Innere des Parks zu durchſtreifen; auch hier ſeine verblümte Weigerung nicht beachtend. So war denn die unglückliche Promenade, faisant bonne mine au mauvais jeu, angetreten, und Dank ſei es den ferneren geſchickten Operationen der Andaluſierin, bis zu dem Punkt gediehen, wo die holde Senſitive des Nordens, wie vom Bild der Meduſe getroffen, bei ihrem Anblick zuſammenſank. — Ich ſchwöre Ihnen, Eliſa! daß ich dies Weib verachte, ſchloß Don Thomaſo ſeine Apologie; ſie aber ſchüttelte, wie nicht überzeugt, das gebückte Haupt und wehrte ſeine fernere Begleitung ab, da man bereits der Villa ſo nahe gekommen war, daß man von dort aus beobachtet werden konnte. —

Florenz, Fiorenza, heißt, und wohl mit Recht, die Blumenstadt: aber Blumen entzücken nicht blos die Sinne, sie sind auch betäubend und wirken narkotisch ein, so wie hier auf die feineren Gefühle der Tugend und Ehre, daß sie noch mehr wie in anderen großen Städten von dem Gift der Verführung allgemach angehaucht werden und verblassen. Es ist, als schwebte hier etwas in der Luft, eine Art von feinem moralischem Choleraſtoff, ein Seelen-Miasma, das die festesten Grundsätze, wenn sie auch vorhanden waren, angreift, corrodirt und auflöst. Und dabei bleibt die äußere Stellung, wenn auch etwas gebückt, bestehen, insofern nur das nöthige Decorum beachtet wird; ja man gewinnt am Ende oft noch dabei, der öffentlichen Controle — die in der That das Geheimste an's Licht zu bringen weiß, — die Stirn zu bieten und sich interessant zu machen. Gerade diejenigen, die viel zu verbergen haben, zeigen sich am meisten überall, und die oberflächliche Achtung versagt sich ihnen nicht, falls sie nur irgend ein äußeres Gut, Schönheit, Reichthum oder Stand in die Waagschale legen können. Daher kommt es denn auch, daß Florenz der Sammelplatz aller abgeblichenen, anrüchigen Reputationen ist; eine Menge Glücksritter, Escrocs, falsche Spieler u. dgl. sammeln sich hier, und unter den Damen, welche aus allen Nationen hier ab- und zuflattern, sind der galanten und zweideutigen nicht die wenigsten. In der That, es lohnt in Florenz fast gar nicht der Mühe, tugendhaft zu sein, wenigstens für Andere nicht. Wer es nicht um seiner selbst willen ist, der braucht hier keinen Anlauf dazu zu nehmen, und auch dieser hat mehr als irgend anderswo in solch verführerischer Atmosphäre darauf zu achten, daß, wenn er steht, er über kurz oder lang nicht dennoch falle!

Arme Elisa, mit Deinen holden Träumen von Liebe und Treue und Männerwerth, welche Schmerzen wirst Du noch erdulden müssen, ehe Du Dich ganz von ihnen losringst! —

Noch spät am Abend, nachdem bereits jeder andere Besuch sich entfernt, traf Marianna Ricci ein, um sich der ihr so wohlwollenden Fürstin zu empfehlen und von der geliebten Freundin Abschied zu nehmen; auch sie sollte in wenigen Tagen, den Beschlüssen ihrer Familie zufolge, Florenz verlassen und zu Verwandten nach Rom gehen. Des Fürsten überall so laut und entschieden ausgesprochene

Mißbilligung hinsichtlich Lorenzo's Verhältniß zu dem jungen Mädchen hatte sie diese Maßregel nothwendig erachten lassen.

Mit unverkennbaren Zeichen von Liebe und Betrübniß sagte die Fürstin ihr Lebewohl, und wie lange standen darauf die beiden Freundinnen Arm in Arm an dem offenen Fenster in Elisa's Zimmer, thränenvoll in die Herrlichkeit der florentinischen Nacht hinausschauend.

— Eine Ahnung sagt mir es, wir werden uns nicht wieder sehen! seufzte Elisa. — Ja, wir sind dem Unglück geweiht; auch ich glaube es, entgegnete Marianna. Dann tauschten sie noch Ringe und Locken und fielen sich immer wieder noch ein Mal in die Arme, bis endliches Scheiden die Nothwendigkeit gebot und mit verhülltem Antlitz Marianna davon wankte, während die Zurückbleibende auf ihre Kniee sank und darnach trachtete, im Gebet Kräfte zu sammeln.

Auszug eines Briefes aus Florenz als Schluß.

— Sie wollen wissen, ob die Fürstin Mantini, deren wohlwollendes Wesen einen so angenehmen Eindruck auf Sie gemacht, glücklich von ihrer Reise nach Rußland zurückgekehrt? Die Aermste wird nimmer wieder den kalten Newa-Strand mit den lachenden Ufern des Arno vertauschen, denn sie ist gestorben dort, und zwar schon in den ersten Tagen ihrer Ankunft. Die Seereise hatte sie außerordentlich angegriffen; das Erbrechen war bis zum Blutauswurf gediehen, und so war sie denn bereits sehr krank in Petersburg angelangt und starb, wenn schon im Vaterlande, doch im Gasthofe, unter Fremden, und nicht einmal Religionstrost ist ihr zu Theil geworden.

Als sie sich mit dem Fürsten Mantini vermählte, war sie von dem griechischen zum katholischen Glaubensbekenntniß übergetreten, was die russische Regierung ignorirt und ihre Güter nicht confiscirt hatte, wie es sonst das Gesetz vorschreibt, in den letzten Augenblicken aber blieb sie nun sowohl ohne griechischen, wie ohne katholischen Priester; ja, es sollen sogar ärgerliche Scenen deshalb stattgefunden haben. Welch' arges Geschick für eine Frau, die so gut und wohlthätig war, wie unsere Fürstin Mantini! Ich höre noch, wie sie, die stets an Echauffement litt, bei meinem Abschiedsbesuch lächelnd und

ſich fächelnd ſagte: Das Einzige, worauf ich mich in Rußland freue, iſt, daß ich ein Mal wieder frieren kann!

Sie erinnern ſich gewiß noch der jungen Dame, welche die Fürſtin zu ſich genommen, auch eine Ruſſin, die mit einem vortheilhaften Aeußern ſo viel Talent und Beſcheidenheit verband? Dieſe Arme hat mit dem Tode ihrer Wohlthäterin gleichfalls Alles verloren und geht jetzt — mich ſchaudert mitten im warmen Italien — nach Irkutzk in Sibirien, wo Vater und Bruder von ihr als Verbannte leben und eine Schule errichtet haben ſollen. Ich verdanke dieſe Notizen der Gräfin M., welche jüngſt von Petersburg hier eingetroffen iſt. Ihr Fürwort hat dem verlaſſenen Mädchen dort viel genützt, auch würde ſie ihr leicht eine Stelle als Erzieherin verſchafft haben, wenn nicht ihr Entſchluß ſo feſt geſtanden. In der That ein ſchönes Opfer kindlicher Liebe! —

Fürſt Thomas Mantini zog gleich, nachdem er die Todespoſt empfing, aus der Stadt auf ſeine Villa di Caſtello, wo er noch verweilt. Vor Kurzem ſpeiſte ich mit ihm und ſeinen jüngeren Söhnen in der Nachbarſchaft. Sie waren Alle in tiefer Trauer, ſchienen aber doch bereits ziemlich getröſtet.

Der alte Herr will die Leiche der verſtorbenen Gemahlin hierher in's Erbbegräbniß kommen laſſen, es ſcheint mir übrigens ganz ſo, als nähme er, trotz ſeiner fünfundſiebenzig Jahre, noch die dritte Frau, wenn ſich eine reiche dazu fände. Er ſieht in der That für ſein Alter noch jugendlich kräftig aus und befleißigt ſich der galanteſten Manieren.

Von Don Thomaſo und Don Lorenzo hat Fama auch allerlei, wenn nicht gerade in die Poſaune geſtoßen, doch gelispelt. Sie kennen ſchon die Art und Weiſe der hieſigen vornehmen Welt, den Leuten hinter die Schliche zu kommen. Wirklich, „Geheimniſſe von Florenz" gibt's gar nicht, oder es bedarf wenigſtens nicht des Preßbengels, um ſie an's Licht zu ziehen, da hier mit Auge und Ohr Alles ergründet und beſprochen wird. Es leben die Cancans! was ſollten auch italieniſche und ſelbſt deutſche Edelleute ohne ſie beginnen?

So ſoll denn zuerſt Don Lorenzo, deſſen lange treue Liebe zu der ſchönen Marianna Ricci als etwas nie Vorgekommenes früher allgemein Erſtaunen erregte, ſeit die junge Dame Florenz verlaſſen, von einer reizenden Löwin aus Wien erobert worden ſein, die von

einer Somnambüle, wie man ſagt, auf ihn angewieſen worden iſt, und an deren Triumphwagen er jetzt mit allen Kräften ziehen muß. Don Thomaſo's Stern oder Unſtern hatte gar eine gefährliche Lionne über die Pyrenäen hergeführt, welche es ganz und gar auf den in der That ſchönen Mann abgeſehen und den faſt widerſtrebenden in ihre Feſſeln gelegt haben ſoll. Doch mißfiel dies Verhältniß beſonders ſeinem Oheim, dem Miniſter, man ſagt aus politiſchen Gründen, und die Dame hat daher in den letzten Tagen, nicht ganz freiwillig, wie es ferner verlautet, die Stadt der Lilien verlaſſen, die um neue Zufuhr jedoch nicht verlegen iſt! Eben, da ich ſchließen will, tritt ein Bekannter ein und ſagt mir, daß Marianna Ricci in Rom den Schleier genommen! Holdes Mädchen! nicht über ſiebenzehn Jahre, hatte das Leben kein freundlicheres Loos für Dich? Ach, vielleicht nur, weil der Schleier von Deinen Träumen von Glück und Liebe gefallen, hüllſt Du Dich in dieſen neuen, düſteren ein. So möge er denn wenigſtens dem gequälten Herzen Frieden geben. Wie ſagt Hamlet?

Geh' in ein Nonnenkloſter!

Ein Ausflug nach Skandinavien.

Von

Eduard Boas.

IV.

Gräfin Hahn über Schweden.

„Denn der Regen, der regnet jeglichen Tag."

* * *

„Thoms friert!"

König Lear.

Ein Jahr vor mir hatte Gräfin Ida Hahn-Hahn Schweden beſucht, und die Frucht der Reiſe war — wie es bei dieſer Dame unausbleiblich iſt — ein Buch. Man las daſſelbe in Stockholm, und ich fand die Leute höchlich erzürnt über den Unſinn und die Entſtellungen, welche es enthält. Kommt ein Deutſcher nach Schweden, ſo nehmen ihn die Stammverwandten als Bruder auf, und ihre herzliche Wärme macht einen doppelt wohlthuenden Eindruck, wenn man bedenkt, wie wichtig in unſeren Tagen das gegenſeitige Vertrauen der Völker zu einander iſt. Treten nun Unberufene hervor und machen den perfiden Verſuch, eine befreundete Nation durch Spott und Schimpfreden zu erbittern, dann hat alle Schonung ein Ende, dann iſt es Pflicht, mit geſchliffenen Worten drein zu ſchlagen. Man muß den Schweden zeigen, wie in Deutſchland ſolches Geſchreibſel gewürdigt wird, ſonſt halten ſie uns drüben für ganz entartet und glauben, wir fänden unſere Luſt an dem noblen Ricaniren.

Zuvörderſt will ich erklären: das Werk der Hahn-Hahn iſt durchaus kein Original, ſondern eine matte Nachahmung des berüchtigten Buches von Guſtav Nicolai's: „Italien, wie es wirklich iſt." Gleich dieſem Autor rafft auch die Gräfin alle Schattenſeiten Schwedens mühſam zuſammen, übertreibt ſie bis in's Aeußerſte und

Ethnographie und Urgeschichte der Bantu-Kaffern und Bantu-Neger in Südafrika. Berlin 1906. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 8°. XVI, 1 Bl., 1 Bl., 1 Bl.,

von meinem kleinen Pelz — — —. „Schon wieder der Pelz! Das Buch ſcheint für Kürſchner geſchrieben zu ſein.

Kaum hat der weibliche Nicolai Stockholm erreicht, ſo fangen auch die faden Vergleichungen an: „Neapels Goldglanz und Venedigs Zauberei fehlen ganz.“ Es iſt wohl nicht möglich? Was doch ſo eine geiſtreiche, weit gereiſte Dame für treffende Bemerkungen zu machen weiß! — Auf dem nächſten Blatte heißt es: „Vor einem Jahr war ich gerade in dieſen Tagen in Barcelona; doch von dem Vaterlande der Aloes und Orangen iſt hier auch nicht einmal vergleichungsweiſe zu ſprechen. Vor drei Jahren war ich am Comerſee; aber der liegt auch wie ein Feengarten jenſeits der Alpen! Doch vor fünf Jahren in Wien, in dem ungeheueren Roſenhain von Laxenburg u. ſ. w.'

Wer kümmert ſich darum, wo die Gräfin geweſen iſt, und ich dächte, es wäre hinreichend, daß ſie ſchon lange und langweilige Bücher darüber geſchrieben hat. Alle möglichen Punkte Italiens, Spaniens und der Schweiz werden mühſam zu Protocollen herbeigeſchleppt, und gewiß kommen künftig auch noch Aegypten, Syrien und Meſopotamien hinzu. Die Vergleiche fallen ſämmtlich zum Nachtheil von Schweden aus, und muß die Dame auch oft geſtehen, daß hier eine Landſchaft ſchön ſei, dann vergißt ſie nicht, beizufügen, dort oder dort war es doch ſchöner. Zum Beiſpiel ſie ſteht Nachts am Fenſter und blickt über den Mälarſee: „Nachdem ich mich fröſtelnd in meine Mantille gewickelt, trat ich vom Fenſter zurück, ſchloß es und ſagte mit einem kleinen Seufzer: In Venedig waren die Vollmondsnächte anders.“ — Man würde es kaum glauben, wenn's nicht eine Gräfin wäre, die es verſichert.

Alles iſt ihr unangenehm, Alles widerwärtig in Schweden: Wege, Häuſer, Speiſe, Leute und Geld; Felſen, Bäume, Waſſer und Blumen; beſonders aber Sonne, Himmel und Luft. Ohne Unterlaß erzählt die Gräfin von trüben Wolken und gießendem Regen und doch ſiegt des Buches Trockenheit über das wäſſerige Element. Mir war beim Leſen zu Muthe, wie im Berliner Thiergarten, wenn eben geſprengt wird. Ganz unwirſch bezeigt die Verfaſſerin ſich, ſobald eine friſchkühle Luft weht; Ida Hahn-Hahn ſcheint eine Freundin vom Schwitzen zu ſein. Sie ſpricht dem Lande Schweden jede Schönheit, jede Erhabenheit ab in Natur, Kunſt, Literatur und — mit

geringem Vorbehalt — auch in der Geſchichte. Wollte ich all das Gekeif und Geſprudel hier wiedergeben, ſo müßte ich faſt das ganze Buch abſchreiben, und das hielte ich nicht aus. Einige Beiſpiele, die recht charakteriſtiſch für das Machwerk ſind, darf ich dem Leſer jedoch nicht erſparen.

Ida Hahn-Hahn geht durch den Park von Haga: „Da fanden wir denn auch drei junge Männer; ſie ſaßen auf einer Bank, ſtumm und ſchweigend.“ Sie ſchwatzt nun ein Breites über das geheimnißvolle Waldgrün des Ortes, der unwiderſtehlich zur Meditation auffordert, allein als treue Schülerin Nicolai's muß ihr ſelbſt dies unbedeutende Ereigniß Stoff bieten, um einen Schatten auf die Gemüthsart der Schweden zu werfen. „Doch fiel es uns recht auf“ — ſagt ſie — „drei junge Menſchen ganz ſtumm bei einander ſitzend zu finden, die Sonntags zu ihrem Vergnügen ausgegangen waren. Es ſcheint, als habe man hier gar nicht das Bedürfniß der Zerſtreuung, der Beluſtigung.“ Die Bewohner Stockholms ſind nun bekanntlich gerade die größten Freunde von Geſelligkeit und Zerſtreuungen, und oftmals wird ihnen ſogar der unhäusliche Sinn zum Vorwurf gemacht. Aber Ida Hahn-Hahn erzielt bei ihren logiſchen Verſuchen auch ſolche Reſultate, wie: daß Häringe den Durſt löſchen. Nämlich: auf geſalzene Speiſen muß man trinken; Häringe ſind eine geſalzene Speiſe; Trinken löſcht den Durſt, folglich — löſchen Häringe den Durſt. — Nicht wahr, das iſt richtig? Aber, Frau Gräfin, wenn die drei jungen Männer verliebt, wenn ſie unglücklich waren? Leute mit vollen, feurigen Seelen begehen Luſt und Schmerz in einer ſtillen, ſchweigenden Feier, und eine beredte Thräne bricht aus dem Auge hervor. Nur leere, fade Menſchen, Frau Gräfin, haben unter allen Lebensverhältniſſen breites Geſchwätz!

Wie treffend unſere Nicolai-Hahn den ſchwediſchen Nationalcharakter aus geringen Einzelnheiten darzuſtellen weiß, wird dieſe Probe gezeigt haben. Zwar erfährt man über Schweden in dem Buche eigentlich Nichts, ſondern hört dagegen die abgeſtandenen Reflexionen der Gräfin. Mitunter gibt ſie aber wirklich überraſchende Notizen. „Die rauhe Luft, Regen und Sonne machen das blonde Haar — der ſchwediſchen Frauen — aus dem Strohfarbenen in's Grüne ſpielend.“ Das muß ja ein ganz abſonderliches Colorit ſein, und die Schwedinnen könnten ſich damit recht gut als Naturmerk-

würdigkeiten auf Messen und Jahrmärkten sehen lassen. — „Ich habe nie gewagt, einen (Papiergeld-Zettel) anzufassen, weil man mir gesagt hat, von drei Menschen im Volk hätten zwei die Krätze!" Pfui! so ordinär ist Gustav Nicolai nie geworden, doch das kommt vielleicht daher, weil ihm die Zirkel verschlossen sind, wo man sich vertraulich über das „Volk" unterhält. — Weiter: „Mit Erstaunen sah ich, welchen Werth man hier zu Lande auf Blumen legt, denn ein Paar Damen hatten große Sträuße in den Händen, und zwar — von Chamillen!" Jene Damen waren ohne Zweifel mit der Lectüre eines Hahn-Hahn'schen Buches beschäftigt und wollten sich Chamillenthee kochen. — Von den Schwedinnen sagt die Gräfin auch: „Ich wundere mich, daß sich hier nicht alle Frauen auf's Reiten legen!" Da kann man ihr aber die beruhigende Versicherung geben, daß wenigstens den Stockholmer Damen in diesem Punkte kein Vorwurf zu machen ist.

Ueber die schwedische Kochkunst, welche doch eigentlich in ihr Fach schlägt, fällt die Nachahmerin Nicolai's folgendes Urtheil: „Lachs und Aal, Erdbeeren und saure Milch sind die Hauptbestandtheile des Speisezettels im Hôtel du Nord." Der Reisende mag sich durch diese Schilderung, die schon Choleragefühle in uns erweckt, nicht irre machen lassen. Ich habe mehrmals ein sehr gutes Diner im Hôtel du Nord gehalten, und die dortige Karte zählt täglich mehr als zwanzig Gerichte auf. Allein Ida Hahn-Hahn hat einmal die Intention, Alles zu entstellen, darum sucht sie nur die Fische, die Compots und Hors d'oeuvres aus. Das ist gerade, als ob man von einer namhaften deutschen Restauration behaupten wollte, daß es dort nur grünen Sallat und saure Gurken, Preißelsbeeren und marinirte Häringe gebe.

In Bezug auf die Landessprache läßt unsere Reisende sich also vernehmen: „Schwedisch verstehe ich nicht — merkwürdiger Weise! — bin ich immer geneigt zu sagen; denn wenn ich es höre, so mein' ich es bei einem gewissen germanischen Klang fassen zu können. Die Aussprache des ä ist ganz plattdeutsch, und manche deutsche Worte kommen auch vor, aber sie haben andere Bedeutung und werden anders ausgesprochen, als bei uns, so daß einem das Verstehen des Wortes doch nicht Verständniß des Sinnes gibt, und nur Verwunderung, warum ich es nicht verstehe." Mich erinnert das lebhaft an

Das Gebäude enthält 24 Zimmer, 2 Kabinette, 2 Säle und 2 Küchen, und ist mit Ausnahme der Kellerräume, welche Gewölbe haben, durchaus feuersicher gebaut. Die Zimmer sind mit Kachelöfen versehen, und werden durch Dampf geheizt. Die Kosten des Gebäudes betrugen 60,000 Gulden.

Die Anstalt ist mit Gas beleuchtet, und hat eine Wasserleitung, welche das Wasser aus einer Quelle in einer Entfernung von 1½ Stunden in die Anstalt leitet.

Die Anstalt hat einen Garten, welcher 2 Joch 1000 Quadratklafter enthält, und einen Obstgarten, welcher 1 Joch 1000 Quadratklafter enthält.

Die Anstalt hat 2 Pferde, 2 Kühe, 2 Schweine und 2 Ochsen.

Die Anstalt hat eine Bibliothek, welche 1000 Bände enthält.

Die Anstalt hat eine Apotheke, welche von einem Apothekergehilfen verwaltet wird.

Die Anstalt hat einen Arzt, welcher täglich 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Geistlichen, welcher jeden Sonntag in der Anstalt predigt.

Die Anstalt hat einen Lehrer, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Schreiber, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Diener, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Gärtner, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Kutscher, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Koch, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat eine Waschfrau, welche jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat eine Putzfrau, welche jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Hausmeister, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Portier, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Nachtwächter, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Heizer, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Maschinisten, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Schlosser, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Schmied, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Tischler, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Maler, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Glaser, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Dachdecker, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Maurer, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Zimmermann, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Steinmetz, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Bildhauer, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Vergolder, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Graveur, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Lithographen, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Buchdrucker, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Buchbinder, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Papierer, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Kartenmacher, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Siegelstecher, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Stempelschneider, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Graveur, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Lithographen, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Buchdrucker, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Buchbinder, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Papierer, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Kartenmacher, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Siegelstecher, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

Die Anstalt hat einen Stempelschneider, welcher jeden Tag 2 Stunden in der Anstalt ist.

eben die Buchmacherei. Ida Hahn-Hahn empfindet es, daß mit dem ariſtokratiſchen Paradies des Mittelalters auch die eigentliche Reiſebeſchreiber-Romantik verloren ging, darum ſagt ſie: „Dampfſchiffe beſchränken die Erfindungsgabe ungemein. Man läuft Gefahr, auf jedem Schritt und Tritt von einem Nachfolger controlirt zu werden, und muß immer darauf bedacht ſein, mit einem Geographiebuch in der einen und einem Geſchichtbuch in der anderen Hand die Richtigkeit und Wahrheit der Behauptungen vertheidigen zu können. „Die Reflexion iſt treffend, aber das Reſultat falſch, denn es muß heißen: Dampfſchiffe beſchränken das Lügen ungemein. Und das iſt gut, ſehr gut! Wir ſind der geſchminkten Lüge überdrüſſig und wiſchen ſie ab, wo wir ſie finden.

Die Gräfin fährt den Göthecanal entlang, ſitzt unten in der Cabine, ſteigt aber doch zuweilen an's Land. „Ich bin dermaßen ausgehungert nach Blumen"— ruft ſie, „daß ich über ein Dutzend Kraut- und Rübenbeete ſetzte, um eine einzige Roſe am Strauche zu ſehen und ihren Duft einzuathmen. Vor einem Baum blieb ich ſtehen, ganz verblüfft über deſſen Schönheit; ſeine kräftigen Aeſte trugen längliche, ſaftgrüne Blätter, zwiſchen denen Büſchelchen von allerliebſten glänzendrothen Früchten hingen. Ein Kirſchbaum war's!" Ha, Nicolai, ich erkenne Dich wieder! Komm an mein Herz! — Nun erreicht die hohe Reiſende Gothenburg und beklagt ſich über die dortige Theuerung. „Zwei Laſtträger ſchafften heute früh unſeren Koffer vom Dampfſchiff in den Gaſthof, und einer ſchafft ſie zurück: das koſtet fünf Bankthaler; der Thaler, wie ich eben höre, gilt ſechzehn und einen halben Silbergroſchen." Bravo! Jeder Zoll ein Nicolai! In Gothenburg iſt das Leben ſonſt ſehr billig, und der Laſtträger hat die Dame geprellt, aber das Honorar bringt Alles wieder ein.

Dem Himmel ſei Dank! Ida Hahn-Hahn langt endlich in Kopenhagen an. Sie verweilt nur vier Tage in der ſchönen Stadt und ſchreibt nur vierzig Seiten darüber. Hier lebt ſie auf, denn es gibt heiße Mittagsſtunden, und die Gräfin ſchwitzt. „Mit wahrer Wonne" — ſagt ſie — „hab' ich mein armes Mouſſelinkleid wieder zu Ehren gebracht, das eine verabſäumte und gedrückte Exiſtenz im Abgrunde des Koffers bis dahin führen mußte." — Es wird gewiß eine freudige Ueberraſchung unter den Kopenhagenern erregt haben, daß Nicolai der Jüngere in ihrer Metropole doch ſchon einige Los-

raffung aus dem Zuſtande roher Barbarei, ja ſogar unbedeutende Bildungsanfänge entdeckt, denn es heißt in dem Reiſeverſuch ausdrücklich: „Ueberall gewahrt man wenigſtens den Wunſch, aus dem Urzuſtand des kahlen Bedürfniſſes herauszukommen, der in Stockholm noch ſchlummert.“

Im Uebrigen dreht ſich Alles, was die Gräfin von Kopenhagen zu erzählen weiß, um Kunſtſchwätzereien. Siebenundzwanzig Seiten kommen allein auf die Frauenkirche und Thorwaldſen's Statuen. Es ſchmeckt wie alter Thee, und man müßte verzweifeln dabei, wäre man heutzutage nicht gewohnt, daß jede Mittelmäßigkeit ſich in äſthetiſchen Urtheilen breit macht. Frau Gräfin reden außerdem über Theologie, Politik, Philoſophie und Induſtrie mit derſelben grundloſen Fadheit. Solche Redensarten mag man in Damenkaffees für geiſtreich halten, in der Literatur hält man ſie für Kaffeegeſchwätz.

Wie wenig Ida Hahn-Hahn im Stande iſt, ein Land mit ſeinem Volk und ſeinen Sitten zu ſchildern, das hoffe ich nun hinreichend dargethan zu haben. Sie ſollte Compilationen und Reiſehandbücher ſchreiben, wenn ſie es einmal nicht laſſen kann; die würden ihr vielleicht gelingen.

Nächſt dem urſprünglichen Trieb ſoll aber auch ihr Freiſinn eine Berechtigung zur Autorſchaft ſein. Nur Schade: derſelbe zeigt ſich eben ſo als eine leere Maske, wie der poetiſche Drang. Zwar weiß die Gräfin mitunter ſo eine Phraſe von „Freiheit und Gleichheit“ mit einzuſchalten, doch dergleichen verbrauchte Kunſtſtücke imponiren nicht mehr. Die Hahn-Hahn befindet ſich im Ritterhauſe, wo man die Wappen ſämmtlicher ſchwediſchen Adelsgeſchlechter aufbewahrt, und da ſagt ſie denn: „In einem Zimmer ſtanden zwei friſchgemalte Wappenſchilde auf dem Ofen zum Trocknen. Ich mußte lachen.“ — Dies Geſchichtchen iſt aber eine abſichtliche Erfindung, da ſeit 1840 in Schweden Niemand geadelt wurde, und Ida Hahn-Hahn hat es nur ausgedacht, um den ſchlechten Witz und das Lachen dabei anzubringen.

Beides hätte ſie jedoch ſparen können, denn man pflegt im Monat Juli keine geheizten Oefen zu haben; und die Geadelten ſind würdige Männer, deren Stammbaum nicht aus ſo ferner Zeit und aus ſo zweideutigen Verdienſten, wie mancher andere, entſprungen iſt. — Später ſpricht ſie von der Königin Chriſtine und findet es

in der Ordnung, daß dieſe Fürſtin den „gelehrten Salvius“ zum Reichsrath erhob, wundert ſich dagegen, daß ſie ihren Schneider adelte. Als ſorgſamer Commentator muß ich anmerken: hier liegt ohne Zweifel ein Druckfehler vor. Ida Hahn-Hahn iſt wahrſcheinlich mit der Adelung des Schneiders einverſtanden, wundert ſich aber über die Standeserhebung des Gelehrten. So ſcheint es wenigſtens natürlich bei einer Dame, die uns von violetten Pelzen und weißen Mouſſelinkleidern unterhält. Was geht die Gräfin aber der „gelehrte Salvius“ an?

Ueber den Begriff deſſen, „was man Volk nennt“, ſcheint ſie auch ganz beſondere Anſichten zu hegen, bei denen Einem recht feudaliſtiſch finſter und unheimlich zu Muthe wird. Draußen im Luſtſchloſſe Roſesberg iſt Byſtröm's Juno aufgeſtellt, und man geſtattet den Zutritt nicht blos Gräfinnen, ſondern auch Matroſen und ſonſtigen gemeinen Leuten. Statt ſich zu freuen darüber, daß man den Schönheitsſinn des Volkes erwärmt und weckt, läßt ſich die Reiſeverſucherin vernehmen: „Das iſt wahrlich wie eine Profanation. Für ſolche Augen ſind Kunſtwerke nicht geſchaffen.“ Ach, ſelbſt die Augen ſind ordinär, wenn der Beſitzer nicht von adeliger Geburt! — Bei der Stille in Stockholm wird ihr geſagt, die haute-volée ſei auf dem Lande; ſie ſehnt ſich, Volk zu ſehen, und bricht in die Exclamation aus: „Nein, nicht die haute-volée fehlt in Stockholm, ſondern Menſchen fehlen.“ Alſo zwei beſtimmt von einander geſchiedene Sorten; die Menſchen gehören hiernach nicht zur haute-volée und die haute-volée gehört nicht zu den Menſchen. Wie geiſtreich, wie neu! — Die Hahn-Hahn ſagt ferner: „Eine Gräfin mag einen Bauern heirathen, ſie bleibt Gräfin.“ Das iſt eben ſo richtig, als der Gegenſatz: Eine Bauersfrau mag einen Grafen heirathen, ſie bleibt Bauersfrau.

An dieſen Proben vom Freiſinn der Verfaſſerin wird der Leſer wohl genug haben und mir die übrigen erlaſſen. Aber ich darf auf der anderen Seite auch nicht verſchweigen, daß es doch überwiegende Gefühlsmomente gibt, wo die Gräfin von ihrer Höhe herunterſteigt, wo ſie ganz Menſch wird. So beſchreibt ſie uns folgende erhabene Scene: „Als ich in der Schweiz zum erſten Male die große Alpenreiſe machte und eines Tages von Grindelwald über die Scheideck, am Roſenlanigletſcher vorbei und längs der Waſſerfälle des Reichenbachs in das Thal von Meyringen kam, war ich ſo überwältigt von

[illegible] Sonnet, in which he [illegible] the [illegible] of [illegible] [illegible] [illegible]

mit Federvieh vergleicht. Sie ſpringt nämlich vom Dampfboot an's Land und ſagt, um ihre Gefühle zu ſchildern: „So muß den Heerden zu Muthe ſein, wenn ſie aus den Ställen auf die Wieſe kommen.“ Das Leben zu Schiffe iſt ihr ſo läſtig, daß ſie Schweden mit der Erklärung verläßt: „Ich kann's nicht aushalten, den ganzen Sommer wie eine Ente auf dem Waſſer zu verbringen. Es verdummt mich.“ Nun, von ſich ſelbſt kann die Gräfin ſagen, was ſie will; ſie muß ihr Naturell am beſten kennen, und da iſt Niemand zum Widerſpruch befugt.

Hiermit ſchließe ich nun meine kritiſche Skizze, deren Ausdehnung zu der Wichtigkeit des beſprochenen Products freilich im Mißverhältniß ſteht. Aber, den Schweden gegenüber, war ich ſchuldig, das Alles auszuſprechen, und ich mußte mich wahrlich zügeln, um nicht noch weitläufiger zu werden. Kommen Perſönlichkeiten in dieſem Kapitel vor, ſo bin ich keineswegs dafür verantwortlich, ſondern die Gräfin Hahn-Hahn. Sie drängt ja ihre Perſon ſtets mit Abſicht vor und erzählt ſogar einmal von ihrer unübertrefflichen Magerkeit. — Ich habe eine Recenſion ihres „Reiſeverſuchs im Norden“ geſchrieben, wie meine Ueberzeugung ſie forderte, und ſonſt Nichts in der Welt.

Mahnung.

Von

Alfred Meißner.

Fern vertoſte eine Wolkenſchlacht,
Und des Himmels Zornesſtimme grollte,
Umgeirrt war ich die lange Nacht, —
Eine Nacht, die nimmer enden wollte.
Elend war ich, arm und müd gehetzt,
Blutend auch aus manch verborgner Wunde,
Wie ein Wild, dem grimmig nachgeſetzt
Eine Meute losgelaſſ'ner Hunde.
Die vom Nachtthau feuchte Locke ſchlug
An die Wangen, an die fieberbleichen,
Und den Staubfleck am Gewande trug
Ich als Demokratenwappenzeichen.

Oede Stille lag um mich herum,
Schweigſam war die Stadt, wie eine Todte,
Alle Häuſer ſchwarz, die Schenken ſtumm,
Denn es war noch fern zum Morgenrothe,
Und ich lief, die beiden Arme feſt
Wie zwei Klammern um die Bruſt gepreßt, —
Um die Bruſt, die zu zerſpringen drohte.

Als ich achtlos durch die Straßen lief,
Wie gepeitſcht von höhnenden Gewalten,
Hört' ich eine Stimme, die mich rief,
Und am Mantel ward ich feſtgehalten.

Und es ſtand vor mir ein ernſter Mann,
Schön wie die Geſichte der Propheten,
Augen — glühend wie ein Zauberbann,
Haare — weiß, die in den Lüften wehten.
Und er ſprach zu mir, und ernſt und kalt
War der Worte bindende Gewalt:
Was, Genoſſe, iſt Dein traurig Thun,
Daß Du umgehſt, wenn die Andern ruh'n?

Und ich ſprach zu ihm, von Angſt durchgraut:
Ich bin krank und kann den Schlaf nicht finden,
Weil ich das gehört hab' und geſchaut,
Was, erkannt, ſich nimmer läßt verwinden.
Wach bei meines eignen Herzens Wehn,
Hatt' ich fernen Schmerzensſchrei vernommen,
Und des Weges ſchritt' ich hin, zu ſeh'n,
Ob des Einzlen Hilfe könnte frommen.
Was ich ſo mit ſtierem Aug' geſchaut,
Iſt ſo arg, daß Beſſrung nie zu hoffen:
Blut und Thränen, Schmerzen, ſtill und laut,
Wunden, gräßlich tief und ewig offen.

So viel ſeh' ich in des Geiſtes Licht,
Aus des Glaubens Sternennacht erwacht:
Der auf Golgatha, der hat noch nicht
Die Erlöſung dieſer Welt gebracht.
Denn ſo lang der Menſchheit Kern umnachtet,
Und ſo lang noch tauſend Herzen brechen,
Und der Freie noch in Banden ſchmachtet,
Kann der Thor nur von Erlöſung ſprechen.

Alſo ich, und er darauf: Erzähle,
Was Du ſahſt, Du irre, müde Seele.

Und ich ſprach: Als ich die Stadt durchrannt,
Fühlt' ich plötzlich mich am Arm gefangen,
Hoch und ſchmächtig mit entfärbten Wangen
ich ein Mädchen bei der Hand.

Be it ever so fit, or right,
Than that I should not love with all my might
You, that are just so good, just so divine,
That you yield hope neither to fear nor wine.
Just so much honour, when thou yield'st to me,
Will make me think that honour is in thee.

Elegie: Change

Although thy hand and faith, and good works too,
Have sealed thy love, which nothing should undo,
Yea though fate change thee, and thou have no will,
No power, nor mind; full of regret, yet still
Thou canst not change the past, and make undone
Things which are done; I am not thine alone.
Variety, which keeps the world in pace,
And your change, love, requires some change in grace.
For things in fashion every man accepts,
Be they bad as call'd good, or as worse as wits.
New change of sorrow will not let us moan
Our losses long, our crosses being known.
And hearts, which change doth not disorder, free
From flames, but make them active, passions be.
Changes of weather and seasons can remove
Agues, which shrine in cedars, plate, and gold,
Can change Aetnean flames to frost and cold,
Why should not then these holy fires, which be
Burning and freezing extremity,
Which are my heaven in hell, prove cold and dull?
Alas, what reason can with reason rule
Love, if love's self will play the unreasonable?
Rend your own heart, my love, with no more pain
Than mine, which now your hand hath rent in twain.
Change hearts, and forms, and fortunes, till you have run
Quite through all shapes that mutability hath done,
Then backward all your changes must be spun.
Vary your joys, your griefs, your passions all,
Be sometimes fall'n, sometimes imperial,
Be any bird, any beast, any fish,
Any tree, herb, flower, any thing that wish
Can name, or fear, or hope, be anything
Which fills the world, and wants a name to bring,
Be more than all these things, be woman too,
And then you will return to me, and you
Will find me you, but much more you than true.

Daß der Herr zu Cana einſt verkehrt
Flut vom Quelle in den Saft der Trauben!

Andre Kinder, eine blaſſe Brut,
Sah ich dort, wo hohe Eſſen dampften,
Wo die Rieſenräder in der Glut
Einen Tanz im ehrnen Takte ſtampften.
Alſo gräßlich ruft der Wandrer nicht
Unterm Mordſtahl durch die nächt'ge Oede,
Wie der Seele ſtumme Klage bricht
Aus des Kindes Auge, ſtumpf und blöde.
Wo der Seel' ihr erſter Lenz geraubt,
Gibt's ein Weh, das nimmermehr zu lindern,
Und ich grollte, daß ich dem geglaubt,
Der geſagt: das Himmelreich den Kindern!

Alſo ich; da ſprach der ernſte Mann:
Du biſt ſchwach und klein, o laſſ' Dein Trauern,
Was noch nicht an's Licht gedrungen, kann
Klaglos fallen in des Morgens Schauern.
Sinken Millionen tiefgebettet
Schmerzvoll, elend in die Nacht des Todes,
Wird der künft'ge Heiland doch gerettet
Und entgeht dem Meſſer des Herodes.
Ob in Armuth und in Froſt erſtarrt
Auch ein Tauſend falle und erliege —
Klage nicht — ein künft'ger Heiland ward
Doch noch nie erdroſſelt in der Wiege.

Ich darauf: Nicht um die Kleinen traur' ich,
Die aus halbem Traum dahin gegangen,
Ganzer Völker gräßlich Loos bedaur' ich,
Wie es troſtlos und von Nacht umfangen.
Seh' ich Ohnmacht ringen nach Erkennen,
Faßt mich ein unendliches Erbarmen,
Und ein Schmerz, mit Worten nicht zu nennen,
Schließt mich ein mit ſeinen blut'gen Armen.

Eine Antwort möcht' ich mir erringen:
Iſt des Geiſtes Licht nur für die Höhen,
Wo des Lebens Auserwählte ſtehen,
Wird es niemals in die Niedrung dringen?
Iſt's des Himmels eherne Entſchließung,
Daß die alten Bande nie zerreißen?
Ach, es hat des heil'gen Geiſt's Ergießung
Ob den Maſſen doch die Schrift verheißen!

Alſo ich — und meine Thränen floſſen,
Doch der ernſte Mann zu meiner Rechten
Wuchs empor, von rothem Licht umgoſſen,
Wie ein Traumgeſicht aus Mitternächten.

Laſſ' die Maſſen, rief er, ſich vermehren,
Wie des Waſſers wüſte Ungeheuer
Streitet Volk mit Volk in wilden Heeren,
Für die Tiefen taugt kein Sonnenfeuer.
Noth und Sünde, Krankheit, Haß und Wahn
Sind der Menſchheit Loos für alle Zeiten;
Was an ihr der Schöpfer ſchlecht gethan,
Wird der Menſch doch nie zum Beſſern leiten.
Wie ſich dieſe Erde auch geſtalte,
Nie vernarben wird der Menſchheit Wunde;
Doch die Menſchheit, die Jahrtauſend alte,
Lebt und kämpft nur auf dem Erdenrunde,
Daß aus ihr, aus ihrem dunklen Grunde
Sich der Menſch, der Einzelne, entfalte.

* * *

Sprach's und ſchwand — nach Haus zurückgekommen,
Fand ich alles Morgenroth entglommen;
Was ich ſah in dunkler Nächte Trauern
Schrieb ich in des Morgens irren Schauern.

Tagebuch.

I.

Aus Triest.

(Aus dem Briefe eines Seebadgastes.)

Grenzboten. — Handelswelt und Kunstwelt. — Das Gastspiel der Rettich. — Halm. — Saphir. — Der Lloyd. — Journale.

Wie kommt es, daß die Grenzboten, die doch so wacker über belgische, französische und andere grenznachbarliche Zustände berichten, die Küstenländer des adriatischen Meeres so wenig berücksichtigen? Auch hier verläuft sich germanisches Leben in romanisches, auch hier gibt es Grenzverhältnisse, wo Deutschland interessante Eroberungen und Verluste durchmacht. Warum ist Triest mit seinem wichtigen Freihafen und seiner italienisch-deutschen Bevölkerung ein Stiefkind in der deutschen Presse, um das sich kein Mensch kümmert? Höchstens daß man hie und da in einem deutschen Blatte einige Auszüge aus dem hier erscheinenden „Lloyd" zu Gesichte bekommt; Sittenschilderungen, Beleuchtungen des geistigen und nationalen Lebens erinnere ich mich kaum seit Jahren irgendwo gelesen zu haben. —

Sie werden von einem Badegaste, der hier nur seine Gesundheit in dem lebensvollen Wasserschooße der hellen Adria stärken will und der obendrein in der Literatur nur ein Dilettant ist, nicht verlangen, daß er die Lücke ausfüllen soll, welche Schriftsteller vom Fach leer lassen. Nur von einer kleinen deutschen Episode will ich Ihnen erzählen, welche die hiesige deutsche Kunstwelt (!), darunter ist nämlich jene kleine Fraction zu verstehen, welche die hiesige Handelswelt etwa an Nichtposttagen der Kunst zur Disposition stellt, ungefähr durch drei Wochen beschäftigte. Ich meine das Gastspiel, welches das Rettich'sche Ehepaar im hiesigen Theater gab, und die Vorlesungen, die Saphir hier hielt. Sie sehen, die Wiener haben es ganz darauf

Bridge, or Bridge of Lancaster, and the Northern Counties Railway, and the Lancaster and Carlisle Railway, and the Lancaster and Preston Junction Railway, and the Lancaster and Preston

nachläſſigkeit und Abſichtlichkeit des Anpaſſens für dieſe oder jene Schauſpielerin vorwerfen muß, gefiel vorzüglich das Lied vom Frauenherzen, eines der beliebteſten Paradepferde der Madame Rettich.

Eines der ſchönſten Etabliſſements, nicht nur in Trieſt, ſondern in Europa, für Einheimiſche ſowohl als für Fremde, iſt das Lloyd; es iſt von einer Actiengeſellſchaft gegründet, bei der Rothſchilds die meiſt betheiligten ſind. Seine Dampfſchiffe, gegen zwanzig an der Zahl, durchſchiffen alle Meere; — eine merkwürdige Thatſache iſt es, daß noch nie der geringſte Unfall eines derſelben getroffen hat. Da iſt wohl viel Glück dabei, aber auch etwas Verdienſt, weil in der Wahl der Angeſtellten, vom Capitän bis zum Schiffsjungen, mit der größten Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit verfahren wird. Vor zwei Jahren ungefähr ließ die Geſellſchaft an einem der beliebteſten Plätze (Eck des Corſo, vis-à-vis dem teatro grande) das ſogenannte Terciſteo in's Leben treten; ein wahrer Prachtbau! im edelſten Styl! Ein großer Theil deſſelben an Wohnungen und Boutiquen iſt vermiethet; der erſte Stock, prächtig meublirt, dient zu beſonderen Gelegenheiten, ſo iſt er jetzt bei der bevorſtehenden Ankunft des Kaiſers, der im Gubernialgebäude wohnen ſoll, für den Gouverneur beſtimmt. Zu ebener Erde wird das Gebäude von Oſten nach Weſten und von Süden nach Norden von zwei langen, mit Glas bedeckten, äußerſt elegant und ſolid gebauten Hallen durchſchnitten, die ſich in der Mitte begegnen. Bei gutem Wetter im Freien, wird im ſchlechten in dieſen Räumen die Börſe gehalten, und unmittelbar an derſelben, auch zu ebener Erde, befinden ſich ein Café, der Converſationsſaal, die Spielzimmer, ein Schreibezimmer, der Directionsſaal und das Leſecabinet. In letzterm findet man nebſt Tagsbrochuren wohl gegen ſechzig deutſche, italieniſche, engliſche, franzöſiſche, ſpaniſche Zeitungen, ſowohl politiſche als belletriſtiſche; bei letztern wäre eine etwas ſtrengere äſthetiſche Auswahl wünſchenswerth; die angeſtellten Cuſtoden ſind von der äußerſten Höflichkeit.

Hier finden ſich auch die meiſten Deutſchen, die etwa noch ein Intereſſe für Literatur und Politik im weitern als öſterreichiſchen Sinne haben. Leider findet man von deutſchen Blättern nur die in Oeſterreich erlaubten vor, d. h. die Allgemeine Zeitung und die öſterreichiſchen Fabrikate. Trieſt iſt eine freie Hafenſtadt, wo Alles hinein darf, mit Ausnahme von — Ideen.

II.

Aus Wien.

Der König von Preußen und die heilige Allianz. — Rußland und der öſterreichiſche Korb. — Karlsbad und Iſchl. — Die böhmiſchen Unruhen. — Ein Backhändelknochen. — Die Gebrüder Rohmer. — Emil Devrient. — Deſſoir.

Die ganze Woche verging in Zweifeln, ob der König von Preußen erſt hierher und dann nach Iſchl oder ob er direct nach Iſchl ſich begeben werde. Ein ſo plauſibler äußerer Grund auch für den Beſuch des preußiſchen Monarchen zur Schau liegt (die Begleitung der Königin, welche die Solenbäder in Iſchl brauchen wird), ſo iſt der politiſche Hintergrund dennoch kein Geheimniß. Herr von Canitz perſifflirt zwar mit geiſtreichem Spott alle diplomatiſchen Frager, die auf ſchlauen Umwegen über den eigentlichen Zweck ſeines Monarchen ihn auszuforſchen gedenken; indeſſen wird ſelbſt in den Kreiſen, die dem Fürſten Metternich näher ſtehen, manche Andeutung laut. Zwei ſo außergewöhnliche Erſcheinungen, wie der Beſuch des ruſſiſchen Kaiſers in London und der Beſuch des preußiſchen Königs in Wien, folgen einander nicht in dem kurzen Zeitraum von wenigen Wochen ohne politiſchen Commentar. Kein Menſch kann ſich es verhehlen, daß die heilige Allianz einen großen Riß bekommen hat durch die offenen und heimlichen Manipulationen, welche einer der heiligen Alliirten, (ein curioſer Heiliger) ſich an den Grenzen, ſo wie im Herzen unſerer öſterreichiſchen Heiligkeit zu Schulden kommen ließ. Die Petersburger Schlauheit, der es gelungen iſt, Slaven und Magyaren, Czechen und Deutſchböhmen gegen einander zu hetzen, wollte auch die deutſchen Oeſterreicher bei ihrer ſchwachen Seite faſſen, bei der Gemüthlichkeit. Ein recht gemüthliches Familienband ſollte Rußland und Oeſterreich durch die Ehe des Erzherzogs Stephan mit der energiſchen und ſchönen Prinzeſſin Olga umſchlingen, und das Sacrament der Ehe ſollte das Sacrament der politiſchen Allianz unterſtützen. „Schlau ausgedacht, Pater Lamormain.“ Dieſer Pater war jedoch bekanntermaßen ein Oeſterreicher, und es iſt uns von ſeiner Schlauheit wenigſtens ſo viel übrig geblieben, um nicht in die Falle zu gehen.

Unter den merkwürdigen Trophäen, die man den fremden Reiſenden in St. Petersburg zeigt, befindet ſich in neueſter Zeit auch ein ſtattlicher Korb, den man ſchlechtweg den Oeſterreicher nennt und von dem die Illuſtrirte nächſtens eine Abbildung bringen wird, den Text dazu wird Herr Staatsrath Gretſch in einer eigenen Brochure herausgeben. Der ruſſiſche Hof ſoll dieſen Korb jedoch reichlich mit bittern Früchten füllen und ſie mit erſter Gelegenheit nach Oeſterreich ſchicken wollen. Der Riß, der durch dieſe Geſchichte in die heilige

Allianz gekommen ist, bedarf nun einer geschickten Hand, um geflickt zu werden, und die Ankunft des Königs von Preußen erhält somit ihre Deutung.

Ischl wird in diesem Sommer die Rolle übernehmen, die früher Karlsbad und Töplitz spielten. Ob wir vielleicht neue Karlsbader Beschlüsse zu erwarten haben? — In Begleitung des Fürsten Metternich, der sich vollständig von seinem Unwohlsein erholt hat, befindet sich der größte Theil der wichtigsten Personen der Staatskanzlei in Ischl (Baron Werner, Baron Hügel ꝛc.). Der Erzherzog Ludwig, so wie der Erzherzog Franz Karl begeben sich gleichfalls dahin, und der König von Preußen wird sich somit von den bedeutendsten Leitern der österreichischen Politik umgeben sehen. Während somit unsere auswärtige Politik in Ischl sich concentrirt, ist unsere innere durch die böhmischen Unruhen in nicht geringem Maße in Athem gebracht. Die Vorfälle in Prag sind ernsthafter geworden, als man Anfangs fürchtete. Aufgemuntert durch den nicht unglücklichen Erfolg, den die Drucker in den Fabriken erlangten, haben sich nicht blos die Eisenbahnarbeiter in der Nähe von Prag, sondern auch ein großer Theil anderer Arbeiter auf dem Lande zusammengerottet und Excesse begannen, die alle Ordnung aufzulösen streben. Daß die Zeitungscorrespondenten, die Alles dies auf die Juden zurückführen wollten, dabei perfide zu Werke gingen, hat man aus den Berichtigungen in der Augsburger Allgemeinen ersehen, in welcher der Aufstand der Eisenbahnarbeiter zuerst als gegen den jüdischen Pachter Klein gerichtet gemeldet worden, während die Gebrüder Klein später als gute Christen von altem, urkatholischem Stamm erklärt wurden. Daß man die Judenstadt plündern will, ist eine natürliche Geschmackssache des Pöbelhaufens, der überall zuerst da Beute sucht, wo sie am gefahrlosesten sich darbietet. Diese Phase der Unruhen ist jedoch bereits vorüber, dagegen ist die zweite ernsthaftere die des aufrührerischen Geistes aller Arten von Arbeitern gegen ihre Brodherren. Es circuliren hier in Wien jeden Tag neue Briefe, die betrübsame Auftritte melden und von einer dumpfen Gährung sprechen, die an vielen Orten Böhmens herrschen soll. Der Mangel an Oeffentlichkeit, das Schweigen aller Journale macht es möglich, daß diese Gerüchte in offenbare Uebertreibung ausarten. Einige Correspondenten, namentlich die der Weser-Zeitung, beuten dieses Thema vollständig in Novellenform aus und wir erfahren auf dem kleinen Umweg über Leipzig, Bremen und Köln erst, was in dem benachbarten Böhmen vorgefallen ist oder vorgefallen sein soll. Ich hoffe Ihnen künftige Woche einen detaillirten Bericht über die Hauptvorfälle in Böhmen mittheilen zu können. Ich möchte heute nicht gerne durch Verbreitung von Gerüchten den allgemeinen Uebelstand der Presse (dessen Nothwendigkeit ich übrigens wohl einsehe) durch meine eigenen Berichte vermehren.

[illegible] [illegible] [illegible] [

durch und durch royaliſtiſche Stadt. Der Meuchelmord wird freilich eben ſo in jeder ſittlich organiſirten Republik wie hier verabſcheut, aber die Ausſprüche, die Vorſchläge, ja ſelbſt die Gedichte, die hier an jenes beklagenswerthe Ereigniß geknüpft werden, geben Zeugniß davon, daß Berlin in ganz anderer Weiſe, als etwa Paris, eine ſolche Begebenheit aufnimmt. Die Meiſten ſehen ſie gewiſſermaßen als ein Familienereigniß an, und wir haben nicht wenige Frauen und Mädchen geſehen, die förmlich Thränen vergoſſen, als ſie von dem Entſetzen ſprachen, das die Königin bei jenem Attentat ergriffen haben muß. Dem Herzen unſerer Stadt kann dies nur zur Ehre gereichen, doch glauben wir, daß auch in dieſer Beziehung Berlin keinen anderen Charakter darbietet, als das geſammte übrige Deutſchland. Alle Vorzüge und die zahlreichen Untugenden, die von Berlin ausgeſagt werden, finden ſich mehr oder weniger in jeder anderen deutſchen Stadt wieder. Allerdings geſtaltet ſich im ſüdlichen Vieles anders, als im nördlichen Deutſchland, aber der Grundzug bleibt derſelbe. Und es würde in der That ein Wunder ſein, wenn es nicht ſo wäre: denn unter Berlins Einwohnern, und namentlich unter den Erwachſenen, ſind die Berliner, d. h. die geborenen, die Geringſten an Zahl. Aus allen Gegenden Deutſchlands ſind die Menſchen hierher gebracht. Hier gibt es nicht, wie in Wien und in anderen noch dem alten Zunftweſen huldigenden Städten, Privilegien, durch welche der ariſtokratiſche Bürger gegen den Zuzug und die Mitbewerbung fremder Kräfte geſchützt wird. Jeder Unbeſcholtene kann hier das Bürgerrecht erlangen, und ſo kommt es denn, daß unſere Bürgerſchaft Namen zählt, die dem geſammten übrigen Deutſchland — Oeſterreich nicht ausgenommen — angehören, und daß es hier auch in allen Gewerbsclaſſen, wie Weinhändler, Hutmacher, Friſeurs ꝛc., Bürger von franzöſiſcher Nationalität gibt, die ſich ſogar zu einer beſonderen Adreſſe an den König vereinigt haben, um ihm ihren Schmerz über das Attentat zu bezeugen. Zu bedauern iſt nur, daß dieſe von unſeren Zeitungen mitgetheilte Adreſſe ſo ſchlecht ſtyliſirt war.

Tſchech, der ebenfalls nicht in Berlin, ſondern im Kreiſe Nimptſch in Schleſien geboren iſt, hat vor der That nicht blos ſein Porträt machen laſſen, ſondern auch ſein Leben beſchrieben und, wie es heißt, einem Buchhändler zur Herausgabe überſandt. Man ſollte kaum glauben, daß ein Mann, der beinahe ſechzig Jahre alt iſt, ſolcher Eitelkeit noch fähig ſei. Auch um einen Orden ſoll er früher, wie behauptet wird, ſich bemüht haben. Es würden dieſe Züge, wenn ſie ſich beſtätigten, charakteriſtiſcher für den inneren Menſchen ſein, als das Daguerreotypbild für den äußeren.

Vor einigen Tagen iſt eine Abtheilung des Thiergartens, die ſeit längerer Zeit dem Publicum verſchloſſen war, als „zoologiſcher Garten“ wieder eröffnet worden. Die bisher auf der Pfaueninſel ge-

weſene Menagerie hat man dorthin geſchafft, doch fehlen noch die merkwürdigſten Gattungen. Namentlich werden der Löwe und der Tiger, dieſe Spitzen der vierfüßigen Geſellſchaft, vermißt, während an dem Kleinvolke der Affen und der Kängurus kein Mangel iſt. Daß ein Eintrittsgeld von fünf Silbergroſchen genommen wird, findet vielfachen Tadel, indem dadurch gerade derjenige Theil der Bevölkerung, der ſich andere Genüſſe und Belehrungen nicht verſchaffen kann, von dieſem übrigens vortrefflich durch den Gartendirector Lenné arrangirten Theil des Thiergartens ausgeſchloſſen iſt. Mindeſtens an Einem Tage in der Woche ſollte der Zugang gratis ſein, der wohlhabendere Theil der Bevölkerung würde es dabei doch vorziehen, an denjenigen Tagen den Garten zu beſuchen, wo der Zudrang weniger groß iſt. Inzwiſchen iſt es erfreulich, zu vernehmen, daß der Ertrag des Eintrittsgeldes nur zum Beſten des Publicums, d. h. zur Erweiterung und Verſchönerung der Anlagen, verwendet werden ſoll, während die Beſoldungen der Angeſtellten ꝛc. aus der königlichen Kaſſe fließen. Der „Oberſte des Thierreichs", wie Profeſſor Lichtenſtein immer ſchon von dem Publicum genannt wurde, das das zoologiſche Muſeum beſucht, iſt auch Vorgeſetzter des neuen zoologiſchen Gartens, und von ihm, als einem ſehr freundlichen und humanen Mann, darf wohl erwartet werden, daß er das Seinige dazu thun wird, um auch den niederen Klaſſen jenes Vergnügen der vierfüßigen Geſellſchaft zu verſchaffen.

Neſtroy aus Wien iſt bis jetzt nur als „Agent Schnoferl" in der von ihm bearbeiteten Poſſe: „Das Mädel aus der Vorſtadt" oder „Ehrlich währt am längſten" aufgetreten. Dieſe Rolle iſt eben ſo wie das Stück ziemlich unbedeutend; es werden alſo ſeine weiteren Darſtellungen abzuwarten ſein, bevor ein Urtheil über ihn gefällt werden kann. Vorläufig ſcheint es uns, als ob Neſtroy hier nicht ſo anſpräche, wie Raimund und Ignaz Schuſter, die ebenfalls hier einmal auf dem Königsſtädtiſchen Theater gaſtirten. An Beifall und an zweimaligem Hervorruf an jedem Abend hat es ihm zwar nicht gefehlt, doch hörten wir von mehreren Seiten im Publicum, daß es ſchwer ſei, ihm zu folgen, da er gar zu ſehr wieneriſch ſpreche.

Die Voſſiſche Zeitung iſt in Rußland verboten worden. Sie können ſich denken, wie ſtolz das unſchuldige kleine Blatt darauf iſt. Sein Mit- und Hauptredacteur, Herr Ludwig Rellſtab, der dieſe Nachricht im Bade zu Teplitz erhielt, iſt davon ſo freudig ergriffen worden, daß er völlig hergeſtellt ward, und daß ihm das ungeheuere Fallen der Actien aller Eiſenbahnen, deren Mitdirector er iſt, ziemlich gleichgiltig geworden.

Juſtus.

2.*)

Berlins Aufſchwung. — Scandalſucht des Philiſters. — Die öffentlichen Vergnügungen. — Sampiero. Köck und Guſte. — Brentano's Frühlingskranz. — Jungnitz. — Die vier neuen Monatsſchriften und die Cenſur.

Berlin arbeitet ſich immer mehr und mehr zu einer großartigen Weltſtadt empor. Es wird nicht blos fortwährend verſchönert und vergrößert, erzeugt nicht blos jährlich ſo und ſo viele neue Häuſer, Straßen und Menſchen, ſondern neuerdings auch ganz großartige, miraculöſe Ereigniſſe und Thaten. Wir meinen hier nicht die radicalen Bewegungen des vergangnen Winters, nicht die ſocialiſtiſchen Vorleſungen Theodor Mundt's, auch nicht die Correſpondenzen Feodor Wehl's, nicht den Geſellenverein und den Verein zur Hebung der niedern Volksclaſſen, ſondern die einfache Thatſache, daß Berlin in dieſem Augenblicke auch einen Königsmörder in ſeinem Schooße birgt.

Man wird gewiß im Auslande glauben, daß Berlin an dem Tage des Attentats in großer Bewegung und Aufregung war. Nein. Die Maſſe des Berliner Volks hat an Allem nur das perſönliche Intereſſe der Neugier, es liebt den Scandal, er mag dieſen oder jenen Inhalt haben, wenn es nur etwas zu ſehen und zu hören und zu lärmen gibt; es iſt noch naiv und indifferent und vielleicht dadurch für den Beobachter intereſſanter als der „politiſche" Philiſter des conſtitutionellen Deutſchland. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht durch die weite Stadt, als ich aber mehrere Stunden darauf durch die Straßen ging, ſah ich wohl hier und da ein Häuflein Menſchen an einer Ecke ſtehen und das Bülletin leſen, ſah auch die Maſſen auf dem Schloßhof verſammelt und ſich genau die Stellen anſehen, wo die That geſchehen, aber im Ganzen war doch das Intereſſe höchſt matt, der Scandal war nicht lärmend, eclatant genug geweſen. Der Brand des Opernhauſes hatte einen tiefern Eindruck, eine größere Senſation gemacht; das war doch ein Schauſpiel, da ging doch ein großes Haus in hellen Flammen auf, die halb Berlin erleuchteten. Ich habe unter den Tauſenden von Menſchen, die die Nachricht des Mordverſuchs in das Schloß getrieben hatte, keinen Einzigen, wie bei jenem Brande, vor Staunen die Hände zuſammenſchlagen ſehen. Abends war die Königsſtraße — auch unter den Linden einige Häuſer — illuminirt; der Pöbel machte aber im Verein mit unzähligen Gaſſenjungen dort einen ſo fürchterlichen Lärm, daß die Leute ihm ſein Vergnügen bald entziehen und ihre Lichter verlöſchen mußten. In den Gartenconcerten und im Königsſtädtiſchen Theater ſang man die „Nationalhymne", am Abend darauf brachte im Schauſpielhauſe ein Mann in Landſtandsuniform einen Toaſt auf

*) Von einem andern Correſpondenten.

of the Lord, and to the Lord's Supper, and to the Sacrament of Baptism, and to the Sacrament of Confirmation, and to the Sacrament of Penance, and to the Sacrament of Extreme Unction, and to the Sacrament of Holy Orders, and to the Sacrament of Matrimony, and to the Sacrament of the Eucharist, and to the Sacrament of the Holy Ghost, and to the Sacrament of the Holy Trinity, and to the Sacrament of the Holy Spirit

turzeitung" ausgegeben werden. Bis die Sache entschieden ist, werden indeß die Norddeutschen Blätter als eine Monatsschrift von sechs bis acht Bogen zu erscheinen fortfahren. Gestern aber — nach Verlauf von vier Wochen — hat die Polizei die noch übrigen Exemplare der stark vergriffenen Auflage des ersten Hefts mit Beschlag belegt. Den Grund zu diesem bis jetzt noch nicht erhörten Verfahren weiß man noch nicht. Jedenfalls ist die Sache eine Frage, es muß entschieden werden, ob ein Verleger nach den bestehenden Gesetzen nicht das persönliche Recht hat, zwanzig und noch mehr Monatsschriften auf einmal herauszugeben.

IV.

Joel Jacoby.

Die Berliner gekreuzte Null in der Deutschen Allgemeinen entwickelt immer mehr Joel-Jacoby'sche Feinheiten. Es fehlt nur noch, daß der Mann sich ganz demaskirt und mit tief gezogenem Hut den hohen Herrschaften in Nord und Süd zugleich empfiehlt. Geist und Gewandtheit genügen heutzutage in der That nicht mehr zur publizistischen Wirksamkeit; es gehört auch entweder etwas Charakter, oder ein bedeutend größerer Grad von Klugheit und Schauspielertalent dazu. Vortrefflich spielte er seine Rolle im Anfang. Als er im vorigen Jahr mit dem Artikel über Bresson debütirte, selten, aber dann auch ausführlich und mit ziemlicher Sachkunde über irgend ein wichtiges Thema schrieb, hielten ihn Einige für einen älteren Diplomaten, Andere für einen malcontenten hohen Beamten, der, ohne liberal zu sein, den gesunden Verstand und die ehrliche Derbheit des vorigen Regiments gegen die romantisirenden Einflüsse der jetzigen Politik hervorheben wolle und sich zu diesem Zwecke der Presse bediene. Wir mußten damals lächeln, als wir hörten, daß man in Berlin diese allgemeines und gerechtes Aufsehen machenden Correspondenzen Joel Jacoby zuschrieb. Allmälig stieg er aus der vornehmen Obscurität herab; er schien sich nicht mehr der Presse zu bedienen: er diente ihr, wie jeder andere Journalier, durch Notizen über Dies und Jenes; sein auf welche Art immer erlangtes Geheimwissen schien, bis auf einige bezeichnende diplomatische Bonmots und Anekdoten, erschöpft nnd wurde nun durch die stylistische Kunst der wohlfeilsten Geheimthuerei ersetzt; eine gewisse unangenehme Salbung und eine Sucht, um jede einflußreiche Person mit feierlichen Mienen das Rauchfaß zu schwingen, wurden auffallend; er riß die Gelegenheit dazu vom Zaune, und that es jedesmal bei dem entferntesten und grundlosesten Gerücht von der Pensionirung dieses oder jenes höheren Beamten (nicht obgleich, sondern weil das Gerücht grundlos war). Alles dies, dann die häufigen Beichtmienen und verschämten Anspielungen auf frühere Schick-

Ausgabe der Bücher, Zeitschriften und Karten, die an der Lesetafel benutzt werden, ist nur gegen Vorzeigung der Leserkarte gestattet. Diese ist persönlich und darf nicht an andere Personen abgegeben werden. Bei Verlust der Leserkarte ist sofort Anzeige zu machen. Für Schäden, die durch Benutzung der Leserkarte durch andere Personen entstehen, haftet der Inhaber der Leserkarte.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

Die Leserkarte wird nur gegen Entrichtung einer Gebühr ausgestellt. Diese beträgt für Studierende der Universität Wien 1 Schilling, für alle übrigen Personen 2 Schilling. Die Leserkarte ist für ein Jahr gültig.

des Fiſches mit den Worten: Roma caput ecclesiae! der Proteſtant das Mittelſtück, indem er ſagte: In medio virtus! endlich nahm der Presbyterianer den Schwanz und rief: Finis coronat opus! — Da Lord Rocheſter bemerkte, daß dieſe Theilung des Himmels zugleich eine Theilung des Fiſches und für ihn Nichts mehr übrig war, ſo nahm er den Napf mit der Sauce, beſprengte die drei geiſtlichen Herren und rief ganz ernſthaft: In nomine Domini ego baptizo vos! —

— Aus dem Altpreußiſchen wird uns geſchrieben: Der in Danzig gegründete Guſtav-Adolph-Verein, welcher übrigens auf den Danziger Regierungsbezirk ſich beſchränken will, nimmt auch nicht evangeliſche Mitglieder auf, indem man der Meinung iſt, daß zu einem „wohlthätigen Zweck" Jeder, abgeſehen von ſeiner Confeſſion, die Hand bieten dürfe. Man ſpreche heutzutage ſo viel von der Nothwendigkeit religiöſer Toleranz, und doch ſeien die Meiſten noch ſo intolerant, daß ſie Andersglaubenden weder Wohlthaten erweiſen, noch von ihnen annehmen wollten. — Es dürfte aber noch die Frage ſein, ob der Guſtav-Adolph-Verein blos wohlthätige Zwecke habe und haben ſolle. — Derſelbe Correſpondent meldet uns, als einen Beweis ſeltener Duldſamkeit: Den 20. und 21. Juni hielten zwei katholiſche Geiſtliche aus der heiligen Linde in dem oſtpreußiſchen Städtchen Lyk, unfern der polniſchen Grenze, den katholiſchen Gottesdienſt ab, wozu von evangeliſcher Seite die dortige evangeliſche Kirche eingeräumt wurde, wie dieſes alljährlich geſchieht. Gehören ſolche Beiſpiele zu den Seltenheiten? Wir erinnern uns, ähnliche Beiſpiele proteſtantiſcher (ſelten katholiſcher) Toleranz aus Leipzig und ſelbſt aus Rheinbaiern in Zeitungen geleſen zu haben. Die Unduldſamkeit muß freilich noch ſehr allgemein und craß ſein, wenn dergleichen „Ereigniſſe" der Veröffentlichung werth gehalten werden.

— Dem talentvollen Rank, der das ſchöne, friſche Buch: „Aus dem Böhmerwald" geſchrieben, iſt leider etwas — Oeſterreichiſches paſſirt; er, der Deutſchland zuerſt die ſchönſten Grüße von einem in Waldeinſamkeit vergeſſenen kerndeutſchen Volksſtamm brachte, ſitzt jetzt im Prager Polizeigefängniß, blos weil er einen Beſuch in Leipzig machen wollte, wozu er den nöthigen Gubernialpaß nicht hatte bekommen können. In Oeſterreich hat nicht Jedermann ſo viel perſönliche Freiheit, daß er mit Sicherheit auf einen ſolchen Paß rechnen könnte. Wer, wie Rank, vom Lande iſt, hängt darin außerdem von der Willkür der Unterbeamten ſeiner Landſtadt ab, bei denen er das Geſuch einreicht, und die es bei der Regierung zu bevorworten haben. Rank wollte die kleine Tour ohne Paß machen, wurde, wahrſcheinlich noch vor der Grenze, ergriffen und wie ein gemeiner Verbrecher nach Prag

transportirt. Der junge Dichter kann ſich darüber tröſten; wenn die Muſe vom Polizeiknecht mißhandelt wird, ſo fällt das gehäſſige Licht nicht auf ſie, ſondern auf den, der die Polizei gegen ſie gehetzt hat. Wir zweifeln ſehr, ob man höhern Orts ſich über das ſcandalöſe Einfangen des jungen Poeten freuen wird; wir wollen ſogar hoffen, daß man ihn unverzüglich auf freien Fuß ſtellt. Solche Auftritte dienen nur dazu, in Deutſchland die unſchmeichelhafteſten Vorſtellungen über Oeſterreich hervorzurufen; einen andern Nutzen haben ſie nicht, denn, daß trotz aller Paß- und Polizeichicanen der geiſtige Verkehr zwiſchen hüben und drüben nicht ewig gehemmt werden kann, hat ſich — weder zum Schaden, noch zur Unehre der öſterreichiſchen Bildung und Geſinnung — ſeit einigen Jahren erwieſen. Die Schuld liegt daran, daß den Unterbeamten zu viel Macht eingeräumt wird. Soll ein Polizeiactuar oder Dorfbürgermeiſter, der oft nicht einmal vollkommen Deutſch verſteht, darüber entſcheiden, ob ein gebildeter junger Mann, ein Schriftſteller, eine Spazierfahrt nach Dresden machen kann, und ſich dabei noch auf allerhöchſte Meinungen und Prinzipien berufen dürfen? Man ſollte endlich einſehen, wozu dieſes kleinliche und lächerliche Beaufſichtigungsſyſtem führen muß.

— Von nun an wird man nicht nur künſtliche Zähne einſetzen, und nicht nur künſtliche Augen aus Glas, ſondern wirkliche ſehende Thieraugen, wie folgender Vorfall zeigt, den unter andern politiſchen Blättern auch die Kölniſche Zeitung mittheilt. Ein Alpenjäger in der Schweiz gerieth in Kampf mit einem Adler, der ihm mit dem Schnabel das rechte Auge aushackte. Der Jäger ermannte ſich indeß und ſchoß den König der Lüfte nieder. Ein junger Arzt, von ſpeculativer Kühnheit, erbot ſich, ihm ein neues Auge einzuſetzen und zwar eines aus dem Kopf des erſchoſſenen Raubthieres; ſiehe da, das Auge wuchs, wider Erwarten, an den Sehnerven an, ſog daraus neue Lebenskraft und funkelte und blitzte bald, wie einſt, als es hoch im Aether über Meer und Gletſcher in der Augenhöhle des erlegten Jupitervogels blitzte oder in die feurige Sonne ſah. Der Jäger hat nun freilich dadurch auf dem rechten Auge einen ſonderbaren Blick bekommen, allein dafür ſieht er ſo ſcharf, daß er vom höchſten Berggipfel dieſelben Leute im tiefſten Thal, die er mit dem linken Auge gar nicht bemerkt, mit dem rechten deutlich ſieht und nicht nur ihr Geſicht und ihre Kleider erkennt, ſondern daß er, wenn ſie die Taſchenuhr ziehen, ſehen kann, wie ſpät es ſei. Der junge Arzt verfolgt nun ſein Experiment weiter und hat einem Jagdhund ein Paar Adleraugen, einem Pferde aber ein Paar Uhuaugen eingeſetzt, damit es in der Nacht nicht ſcheu werde. — Und die politiſchen Zeitungen theilen dieſe neue Erfindung wie einen gewöhnlichen Puff mit, ohne an die politiſche Wichtigkeit derſelben zu denken! Sollte

es nicht gerathen ſein, allen Zollaufſehern, Feldherrn, Nachtwächtern, Criminalrichtern ꝛc. zu befehlen, daß ſie ſich wenigſtens auf einem Auge den Adlerblick verſchaffen, den ſie in ihrem Berufe nöthig haben? Ueberhaupt könnten Menſchen, die zu viel Aehnlichkeit mit dem Schaf beſitzen, ihrer Geiſteskraft durch eine ſolche Operation zu Hilfe kommen. Von allerhöchſten Perſonen reden wir natürlich nicht, da dieſe ohnedies nicht anders, als mit dem königlichen Adlerblick, geboren werden.

— In einem ruſſiſchen Grenzorte wurden unlängſt fünf Ueberläufer, jeder mit fünfzehnhundert Hieben, beſtraft; faſt Keiner überlebte den tauſendſten Hieb. Die Angehörigen der zu Tode Gemarterten waren genöthigt, dieſer öffentlichen Execution vom Anfang bis zum Ende beizuwohnen. — So wird der „Kölniſchen Zeitung" aus Königsberg berichtet; der Correſpondent hat die Nachricht aus dem Munde eines achtbaren preußiſchen Beamten, der anderthalb Stunden von der Grenze ſtationirt iſt. — Das eigentlich Ruſſiſche liegt dabei in folgendem Nebenumſtand, den jener Correſpondent erzählt: „Das Fleiſch hing in blutigen Fetzen von dem entblößten Gerippe herab. Der Tod der Sträflinge hinderte aber die Henker nicht, den Leichnamen die zugemeſſene Zahl Hiebe pflichtmäßigſt bis auf den letzten zu ertheilen." — Wie romantiſch! Wie vortrefflich würde dieſe Scene in ein Hoffmann'ſches Nachtphantaſieſtück paſſen. Wäre ich Cornelius, ich würde ſtracks an die Grenze reiſen und dergleichen „Bilder aus Rußland" malen, um ſie theils dem hochherzigen Nikolaus, dem Liebling aller edlen deutſchen Frauenſeelen, theils dem König von Preußen zu widmen, der wohl nur aus Rückſicht für die Romantik des Grenzerlebens ſich zur Abſchließung des Cartels vermögen ließ.

— Man hat gefunden, daß bei der jüngſten Pariſer Julifeier eben ſo viele Menſchen (durch Erdrücken) umgekommen ſind, wie bei dem erſten Aufruhr der ſchleſiſchen Fabrikarbeiter bei Reichenbach. Eine deutſche Revolte macht ſo viel Lärm, wie ein kleines Pariſer Volksvergnügen. Freilich ſcheint auf den Julitagen ein eigenthümlicher Fluch zu ruhen; der Geiſt der Revolution, den man hintergangen, will von Zeit zu Zeit ein Sühnopfer haben.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Lebensbilder aus Berlin.

Von

Albert Fränkel.

Ein Hôtel garni.

(Aus den Papieren eines Freundes.)

Erſte Abtheilung.

1.

Es iſt eine nicht unintereſſante Unterhaltung, an einem ſchönen Sommernachmittag, wenn man gerade nichts Beſſeres zu thun weiß, durch verſchiedene Straßen von Berlin zu ſchlendern und, als ſuche man eine Wohnung, in einige der Häuſer einzutreten, an denen ſich Zettel mit der Aufſchrift befinden: Hier ſind meublirte Zimmer zu vermiethen. Man macht da oft die Bekanntſchaft origineller Perſonen, wird zufälliger Zeuge intereſſanter, oft ſpaßhafter Scenen und Familienbegebenheiten, und wer Berlin von allen ſeinen Seiten gründlich kennen lernen will, den verweiſen wir auch in der That auf dieſen höchſt amüſanten und belehrenden Weg. Ganz anders ſtellt ſich jedoch die Sache heraus, wenn man bei ſchlechtem Wetter gezwungen iſt, eine ſolche Tour zu machen. In dieſer Lage befand ich mich einſt an einem höchſt unfreundlichen Novembertage. Mit Schnee vermiſchter Regen fiel in Strömen herab; ich war ſchon den ganzen Vormittag umhergelaufen, war unzählige Treppen auf- und abgeſtiegen, hatte ſchon mehr als ein Dutzend Zimmer geſehen und noch kein einziges hatte mir behagt. Ganz durchnäßt und erſchöpft ſtimmte ich endlich meine Anſprüche herab und beſchloß, das erſte beſte, das mir wieder in den Weg käme, zu miethen. Ueber einer kleinen Hausthür in der K—ſtraße ſah ich den Zettel glänzen; ich trat ein, ohne mir das Haus weiter anzuſehen. Eine hübſche un-

terſetzte Frau empfing mich auf dem Flur und ſchloß mir das kleine niedlich eingerichtete Parterrezimmer auf, das ich, nebſt dem daran ſtoßenden Cabinet, ohne weiteres Beſinnen ſogleich miethete. Die K—ſtraße, dachte ich mir, iſt freilich keine der lieblichſten, doch wirſt du es ja wenigſtens einen Monat aushalten. In der That ſtieg mir dieſelbe Betrachtung wieder auf, als ich am andern Morgen durch die Straße fuhr, meinen Einzug zu halten. Die Häuſer waren größtentheils ſehr niedrig und baufällig und ſahen nebſt den wenigen Perſonen und Kindern, die ich vor den Thüren erblickte, ſchmutzig und unreinlich aus. Endlich vor meinem neuen Hôtel angekommen, beſah ich mir zum erſten Male die äußere Geſtalt deſſelben und mußte laut auflachen. Das Häuschen hatte nur zwei Fenſter in der Breite und ragte doch über die niedrigern, aber bei weitem breitern Nebengebäude ein großes Stück hervor, ſo daß es mit ſeiner thurmartigen ſchlanken Figur einen höchſt poſſierlichen Eindruck machte. Noch lachend trat ich näher; der kleine Sohn der Wirthin überreichte mir mit artiger Kellnermiene die Schlüſſel und holte meine Effecten aus der Droſchke, auch Madame Wönnig erſchien ſelber und dieſes Mal nicht gerade in dem nobelſten Morgencoſtüm. Sie erzählte mir gleich, daß ihr Mann ſchon in Geſchäften ausgegangen, daß er eigentlich ein Schuhmacher ſei, daß ſie eine große Familie hätten; daß ſie ſich ihr Häuschen, da es bei einem Umbau nicht größer gemacht werden konnte, ſo in die Höhe hätten bauen müſſen; daß es aus lauter ſolchen Piecen, wie die meinige, beſtehe, immer vorn heraus ſolch ein Zimmer mit Cabinet und nach hinten hinaus noch eine kleine Stube, die alle zum Vermiethen meublirt und immer ſehr gut beſetzt ſeien. Herr Wönnig, ein ſchon etwas ältlicher Mann mit einem exemplariſch gutmüthigen Schafsgeſicht, kam dazu und begrüßte mich mit unzähligen Kratzfüßen. An der Art, wie ſeine Frau mit ihm ſprach, bemerkte ich gleich ſeine untergeordnete Stellung zu ihr; ſie war klug, gewandt und ſchlau, er im höchſten Grade einfältig. Seine ſtereotype Redensart war: „meine Frau ſagt.“ Mein Stübchen war recht warm, freundlich und behaglich; ich machte es mir bequem und verbrachte die erſten Tage in ruhiger Behaglichkeit. Im Hauſe ſelbſt war es ziemlich ſtill, nur daß, wie in einem Gaſthof, die Klingelzüge oft gingen und man die Treppen viel auf- und ablief. Wo die Wirthsleute eigentlich wohnten, konnte ich nicht er-

fahren, denn wenn man etwas wünſchte, war man darauf angewieſen, die Klingel zu ziehen, und ſogleich erſchien auch der dienende Geiſt in der Perſon des älteſten, ſehr pfiffigen und gewandten Knaben. Man iſt in Berlin nicht neugierig auf ſeine Hausgenoſſen und lernt ſie gewöhnlich gar nicht kennen; oft weiß man Monate lang nicht einmal den Namen des allernächſten Nachbars, wenn man nicht zufällig ſeine Bekanntſchaft macht. Selbſt in dieſem engen Häuschen hatte ich bis zum vierten oder fünften Abend noch Keinen von ihnen geſehen. An dieſem kam ich etwas ſpäter als gewöhnlich nach Hauſe und ſetzte mich eben auf das Sopha, um die vorgefundene Zeitung noch zu leſen, als ich auf dem Hausflur ziemlich laut ſprechen hörte. Da auf der Straße ſchon die Todtenſtille der Berliner Nacht herrſchte, konnte ich deutlich eine etwas rauhe, weibliche Stimme unterſcheiden, die in abgebrochenen unverſtändlichen Sätzen, Worten und Ausrufungen mit ſich ſelber ſprach. Die Stimme kam immer näher und näher, und als ich, um in meiner begonnenen Lectüre mich nicht ſtören zu laſſen, meine Thür verriegeln wollte, wurde draußen leiſe angepocht. Wer da ſo ſpät? rief ich. — Können Sie mir nicht etwas Licht geben? war die Antwort. Ich öffnete und wer beſchreibt mein Erſtaunen: vor mir ſtand ein langes hageres Weib mit verdrehten Augen, todtenbleichem Geſicht und glühendrother Naſe, das lange graue Haar wild und verworren über das ſchmutzige Hemd herabhängend, das ihre einzige Bekleidung ausmachte. Ich nahm ihr ſchnell das Licht aus der Hand, es an dem meinigen anzuzünden, doch ehe ich mich umdrehte, hatte ſie ſich ſchon durch die kleine Oeffnung, die ich an der Thür gelaſſen hatte, hindurchgedrängt, machte letztere behutſam wieder zu und war nun im Zimmer. Sein Sie ganz ſtill, ſagte ſie, die Leute dürfen nicht hören, daß ich bei Ihnen bin. Ich komme eigentlich, Sie zu warnen. Sie ſind in ein abſcheuliches Haus gerathen, Sie können hier nicht wohnen bleiben. In dieſem Hauſe gehen alle möglichen Schlechtheiten und Gemeinheiten vor, die Wirthsleute beherbergen allerlei liederliches Geſindel, Spitzbuben und Frauenzimmer und ſchinden und betrügen, daß es eine Freude iſt. Da oben im oberſten Hinterſtübchen wohnt ein alter Weißkopf, mit dem ſtehen ſie im Bunde. Denken Sie ſich, dieſer alte Kerl ſitzt den ganzen langen Tag da oben allein in der engen Cajüte, kein Menſch kennt ihn,

Gott weiß, was er macht, um elf Uhr, da geht er erſt aus und kommt manchmal vor zwei Uhr nicht wieder zurück. Iſt das nicht verdächtig, iſt das recht und erhört von ſolchem alten Mann? Doch ich ſage gar Nichts. — Und dieſe naſeweiſen Kinder erſt, von denen eins immer anders als das andre ausſieht. Pfui über dieſe ganze liederliche Brut! — Und nun ging es los mit Schimpfen und Raiſonniren auf eine Menge von männlichen und weiblichen Namen, die den verſchiedenen Hausbewohnern gehörten. Ich hörte in ſtummem Erſtaunen dieſem ſonderbaren Geſchöpf zu, als ſie aber endlich Miene machte, zärtlich zu werden, wies ich ihr, mit der Drohung, daß ich Lärm machen würde, die Thüre. Dies wirkte, ſie ging ſogleich. Als ſie noch auf dem Flur und ich eben damit beſchäftigt war, meine Thür recht feſt zu verſchließen, wurde die Hausthür geöffnet, und ein kleiner alter Mann mit lang herabhängenden glänzend weißen Haaren erſchien. Ich kannte dieſen Mann ſchon, denn ich hatte ihn früher manchmal noch Abends ſpät in einer kleinen Conditorei in der Friedrichsſtraße getroffen. Der finſtre Blick ſeines Auges, die wehmüthigen Züge ſeines blaſſen, eingefallnen Geſichts, aus denen die Geſchichte eines ſchickſalsvollen Lebens ſprach, dazu der kleine Hut, den er immer beim Eintreten geſchwind abnahm und ſogleich hinter ſich ſtellte, der glattgebürſtete, aber ſehr fadenſcheinige Rock und das glänzendweiße, in zierlichem Knoten gebundene Halstuch hatten mich längſt auf eine intereſſante Perſönlichkeit ſchließen laſſen und auf ſeine nähere Bekanntſchaft begierig gemacht. Er ſaß aber immer ernſt und ſtumm, die Zeitung in der Hand, da, ſprach nur höchſtens ein Paar kurze Worte mit dem Conditor, der ihn von lange her zu kennen und beſonders zu reſpectiren ſchien, bezahlte dann ſchweigend und ging. Dieſer Mann war alſo jetzt mein Hausgenoſſe, und ich benutzte die zufällige Gelegenheit, ihn anzureden: Können Sie mir nicht ſagen, mein Herr, wer die ſonderbare Perſon iſt, die Sie ſo eben aus meinem Zimmer kommen ſahen? — Hat ſie Ihnen auch ſchon einen Beſuch abgeſtattet? erwiederte er lächelnd. Das iſt in der That ein ſonderbares Weib. Wenn Sie ſie nicht auf dem Halſe haben wollen, ſo ſeien Sie ja nicht freundlich mit ihr. Sie iſt eine penſionirte Profeſſorswittwe, wohnt hier parterre auf dem Hofe und iſt durch den Trunk etwas verrückt geworden. Dabei hat ſie einen Dragonerunteroffizier zum Liebhaber, der ſich immer Abends gütlich

bei ihr thut, und kommt der einmal nicht, so läuft sie die ganze Nacht im Hause umher, spricht mit sich selber und klopft bei den Männern an die Thüren. Sie ist der Satan des ganzen Hauses und hetzt alle Leute auf einander. Sie war bei mir auch schon, ich habe dem Wirth längst gerathen, sie aus dem Hause zu schaffen. Ich wollte mich eben in ein längeres Gespräch mit ihm einlassen, als ich schon wieder den Schlüssel in der Hausthür herumdrehen hörte. Im Scheine des Lichts, das durch meine geöffnete Thür fiel, sah ich drei Personen eintreten, bei deren Erscheinen sich der alte Herr mit einem leisen Kopfnicken gegen mich empfahl. Die Eintretenden, wahrscheinlich überrascht, in der Nacht noch Jemanden auf dem Flur zu treffen, brachen plötzlich ihr lebhaft geführtes Gespräch ab; der Eine, ein etwas spindeldürrer Herr im Paletot und einer sehr steifen Halsbinde, der sich gewaltig bücken mußte, um mit seiner langen Figur durch die niedrige Hausthür zu kommen, schritt, ohne sich umzusehen oder noch ein Wort zu sagen, die naheliegende Treppe in jener gemessenen Haltung hinan, in der wir sogleich den preußischen Beamten erkennen; die andern Beiden, die ihm lachend nachblickten, waren ein, dem Anscheine nach, noch junges Frauenzimmer im Mantel und Hut, deren Gesichtszüge ich nicht genau erkennen konnte, und ein stämmiger, roth und verdrüßlich aussehender Bursche von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren, an dem ich nur noch bemerkte, daß der graue Macintosh, in den er seine kleine gedrungene Gestalt einhüllte, ihm in ungehörig schlotternder Länge gegen alle Mode fast bis zu den Füßen hing und daß seine hohe polnische Pelzmütze, seit einigen Wintern die neue Zierde der Berliner Droschkenkutscher, sehr wunde Stellen hatte. Uebrigens trug er eine Guitarre in der Hand, die er nach kurzem Zögern und Besinnen seiner Dame übergab, und dann ging er ebenfalls wieder weg. Gute Nacht, lieber Alir, sagte diese noch, und ich befand mich mit ihr allein auf dem Flur. — So spät haben Sie noch musicirt, mein Fräulein? fragte ich, in mein Zimmer tretend. — Ach, sagte sie, das ist heut sogar recht früh geworden; sonst komme ich gewöhnlich noch später vom Singen nach Hause. Ich merkte an diesen Worten, daß die Kunst wahrscheinlich ihr Gewerbe sei, und frug deshalb, wo sie dieselbe producire. — Das ist verschieden, meinte sie, wie es sich gerade trifft, manchmal hier, manchmal dort, gewöhnlich aber hier um die

Ecke No. 44, wo das gute baierische Bier ist und die Herren Studenten hinkommen. Mit dieser Antwort verschwand sie durch die Hofthür, und ich wäre ihr gern nachgefolgt, um zu sehen, wo sie denn auf dem kleinen engen Hofe, den die liebenswürdige Professorin schon inne hatte, noch eine Wohnstätte haben könne, wenn ich nicht gefürchtet hätte, von ihr bemerkt zu werden. Ich war zufrieden, vier meiner Hausgenossen auf so, nächtlich abenteuerliche Weise kennen gelernt zu haben und ein Interesse an dem Miniaturhause in mir entstehen zu sehen. Doch war ich damals zu beschäftigt, um selber nähere Nachforschungen anzustellen; und sich bei Wirthsleuten nach Bewohnern desselben Hauses erkundigen, ist in Berlin nicht gerathen Ich sah wohl den hagern Herrn in seiner steifen Halsbinde jeden Morgen um neun Uhr unter meinem Fenster weggehen, hörte die Alte sich Abends mit ihrem Amant unterhalten, zanken und raisonniren, auch wohl bei mir anklopfen, ohne daß ich sie einließ, sprach auch wohl hie und da mit Herrn und Madame Wönnig, wobei ich die Bemerkung machte, daß, wenn Herr Wönnig sich über die schlechten, theuern Zeiten beklagen wollte, seine gern prahlende Gattin ihn sogleich mit strengen Blicken zurechtwies — sonst hatte ich aber nichts Interessantes weiter erfahren.

2.

So hatte ich einige Wochen ruhig in dem Hause verlebt, als ich einst in der Nacht durch ein fürchterliches Weibergeschrei aus dem Schlafe geweckt wurde. Ich sprang sogleich aus dem Bett, zündete Licht an und sah bald auf dem ereignißreichen Hausflur die alte Professorin in einem tragikomischen Kampfe mit einer jüngeren Person begriffen. Die Letztere hatte die Alte bei ihren herabhängenden Haaren gepackt und wollte sie unter fürchterlichen Anstrengungen zur Erde niederzausen; diese, sich noch haltend, schlug ihr mit ihren dürren Knochenhänden, ohne nachzulassen, in das wüthende, glühende Gesicht. Dabei fiel ein wahrer Hagel kräftiger Schimpfreden zwischen Beiden, so daß ich mich wirklich schwer entschließen konnte, das amüsante Schauspiel durch meine Dazwischenkunft zu stören. Die Weiber bemerkten mich in ihrer Wuth nicht, und erst als die Alte am Boden lag und die Andere sich wie eine Rasende auf sie stürzte, als wolle sie sie mit ihren Füßen zertreten, ergriff ich sie beim Arm und hielt

der Regel, daß sie nur dann Wirkung in Entfernung ausüben, wenn sie durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie fortgepflanzt werden, und daß diese Fortpflanzung nicht momentan, sondern in einer gewissen Zeit geschieht, welche für verschiedene Kräfte verschieden ist. Wenn daher irgend eine Wirkung in Entfernung, z. B. die Anziehung zwischen zwei Körpern, sich nicht momentan, sondern in einer gewissen Zeit äußert, so können wir daraus mit Sicherheit schließen, daß diese Wirkung durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschieht, und daß sie sich in dieser Materie mit einer gewissen Geschwindigkeit fortpflanzt. Wenn wir dagegen finden, daß die Wirkung momentan geschieht, so können wir daraus nicht mit Sicherheit schließen, daß sie nicht durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschieht, denn es könnte ja sein, daß sie sich in dieser Materie mit einer Geschwindigkeit fortpflanzt, welche so groß ist, daß wir sie nicht messen können. Wir können daher nicht mit Sicherheit sagen, daß eine Wirkung in Entfernung, welche sich momentan äußert, nicht durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschieht, sondern nur, daß sie sich in dieser Materie mit einer Geschwindigkeit fortpflanzt, welche so groß ist, daß wir sie nicht messen können.

Die Anziehung zwischen zwei Körpern, welche sich momentan äußert, kann daher durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschehen, und sie kann sich in dieser Materie mit einer Geschwindigkeit fortpflanzen, welche so groß ist, daß wir sie nicht messen können. Wir können daher nicht mit Sicherheit sagen, daß eine Wirkung in Entfernung, welche sich momentan äußert, nicht durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschieht, sondern nur, daß sie sich in dieser Materie mit einer Geschwindigkeit fortpflanzt, welche so groß ist, daß wir sie nicht messen können.

Die Anziehung zwischen zwei Körpern, welche sich momentan äußert, kann daher durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschehen, und sie kann sich in dieser Materie mit einer Geschwindigkeit fortpflanzen, welche so groß ist, daß wir sie nicht messen können. Wir können daher nicht mit Sicherheit sagen, daß eine Wirkung in Entfernung, welche sich momentan äußert, nicht durch Vermittelung der zwischenliegenden Materie geschieht, sondern nur, daß sie sich in dieser Materie mit einer Geschwindigkeit fortpflanzt, welche so groß ist, daß wir sie nicht messen können.

auf ihr Zimmer verwiesen, von den Hausbewohnern aber nicht gerade auf das Nobelste tractirt und eine besoffene Canaille u. s. w. genannt wurde. Der Strom verlief sich, man kroch wieder in die Winkel, stieg die Treppen wieder hinauf, die Thüren wurden verschlossen, es war bald wieder ganz still in dem kleinen Hause mit seiner sonderbaren, geschäftigen Bewohnerschaft Ich war wieder allein in meinem Zimmer und dachte eben noch über das Räthsel nach, wie denn diese Mathilde, von der ich noch gar Nichts gehört und gesehen hatte, in so später Nacht noch drei Treppen herunter und mit der Alten zusammengekommen sei, als ich leise an meiner Thüre pochen hörte. Ich beschloß, nicht zu öffnen, aus Furcht, es sei die Nachtwandlerin, doch das Pochen wiederholte sich zwei, drei, vier Mal, ich ging öffnen. Vor mir stand Mathilde, noch immer leichenblaß, das Gesicht zerkratzt und blutig, Haar und Kleidung aber so ziemlich wieder geordnet. Ich wollte hier im Hause, sagte sie, nach meinem Stirnband suchen — das schöne Stirnband, die Alte hat es mir gewiß genommen! — da sehe ich bei Ihnen noch Licht. An allen den Leuten hier im Hause ist mir Nichts gelegen, gar Nichts, die können Alle von mir denken, was sie Lust haben; bei Ihnen aber, der Sie mich nicht kennen und die Geschichte zuerst mit angesehen haben, will ich mich vertheidigen. Unter diesen Worten war sie näher getreten, warf sich, ohne daß ich sie vorher darum gebeten hatte, auf das Sopha, putzte mit einem überaus zarten, feinen Händchen die beiden Lichter auf dem Tische, lehnte sich bequem in den Winkel und begann: Alle die Leute, die Sie vorhin gesehen haben, fand ich schon im vorigen Sommer hier im Hause vor, als ich die Stube drei Treppen hoch vorn heraus bezog. Ich komme aber mit Keinem zusammen und weiß nur, daß die Wirthsleute für mich gerade die größten Rechnungen schreiben. Mein nächster Nachbar ist der alte Herr mit den weißen Locken; er spricht manchmal mit mir und scheint mir ein gar freundlicher, lieber Mann zu sein. Doch kenne ich ihn auch nicht weiter, denn er ist nur höchst selten einmal zu sehen. Den ganzen Tag sitzt er und schreibt und schreibt, und Abends gegen eilf Uhr kleidet er sich erst an, um auszugehen. Die Wirthin sagt mir, sie wisse gar nicht, wie er sich so erhalte, denn die ganze Woche, den Sonntag ausgenommen, wo er bei einem Verwandten zu Tische ist, genießt er Nichts, als drei Mal täglich Kaffee und Butterbrod. Wo

und Gegenstände, die sie in der Hand trugen, oder die Kleidung, die sie anhatten, sind ihnen nicht gegeben worden, sondern sie haben sie sich selbst gemacht. Sie sind also nicht Gegenstände, die ihnen gegeben worden sind, sondern sie sind Gegenstände, die sie sich selbst gemacht haben

biſt Du ſo traurig? Da fängt er gar an zu weinen und ſagt: Mathilde, Du biſt undankbar, Du weißt, was ich für Dich gethan habe, was Du warſt und jetzt biſt, Du vergiltſt mir's ſchlecht. Außerdem, daß zwei meiner Freunde Dich neulich in der Nacht auf einem öffentlichen Balle getroffen, haſt Du nun gar einen elenden Schreiber neben mich geſtellt. Zu dem erſten Vorwurf konnte ich Nichts ſagen, es war wahr; ich hatte es nicht für nöthig gefunden, Felix Alles zu erzählen, was, wie ich bemerkte, ihn nur ſtört und ärgert, wenn er es weiß; als ich aber mitten in ſeiner langen Predigt das Wort Schreiber hörte, da erwachte das Gefühl meiner Unſchuld, ich fuhr ärgerlich auf ihn los, er ſolle mir das beweiſen. Die Alte hatte es ihm geſagt, hatte ihn leiſe zu ſich herein gerufen und Verdachtsgründe angegeben, die ihm beweiſend waren. Ich wollte gleich hinunter zu ihr, Felix hielt mich zurück; das beweiſe ihm gar Nichts, ſagte er. Wir zankten uns darauf, und er ging fort. Felix iſt ſonſt jeden Tag zu mir gekommen, heute aber habe ich ihn vergeblich erwartet und dabei immer nachgedacht, ob ich nicht der Alten die Epiſtel leſen ſolle, unterließ es aber aus Furcht vor dem Hausſcandal. Ich konnte vor Unruhe nicht einſchlafen. Endlich vorhin übermannte mich der Aerger, ich ſchlich mich leiſe auf den Hof, erwartete die Zeit, wo die Alte ihrem Geliebten die Thüre öffnet und gewöhnlich ſehr ſtark betrunken iſt, und wiſchte ihr, als ſie wieder nach ihrem Zimmer gehen wollte, ein Tüchtiges aus. Ich hatte gedacht, es würde ſie in der dicken Finſterniß, die uns umgab, ſo überraſchen, daß ſie gar nicht merken würde, wenn ich leiſe die Treppe wieder hinaufliefe; ſie aber fing gleich an zu ſchreien, hielt mich feſt, und daher die Scene, deren erſter Zeuge Sie waren. Ich habe Ihnen die Geſchichte nun erzählt, ich weiß nicht, ob Sie mir Recht geben; das iſt mir im Grunde auch ziemlich gleich, nur ſtillſchweigen müſſen Sie davon. Wenn nur mein Felix Nichts erfährt, der ſo etwas nicht leiden kann. Morgen treibt ihn ſeine Sehnſucht gewiß her; morgen früh hab' ich ihn wieder, das weiß ich. Gute Nacht! Bei dieſen Worten war ſie ſchnell aufgeſtanden, hatte leiſe die Thüre aufgedrückt und war verſchwunden. Was hätte wohl ein moraliſcher Kleinſtädter, oder Jemand, der ſich nur in den höheren ſteifen Kreiſen der Berliner Geſellſchaft bewegt, und beſonders das Weſen dieſer Art von Mädchen nicht kennt, zu dieſer nächtlichen, ungezwunge-

nen, liebenswürdigen Geschwätzigkeit gesagt? Kaum wollte ich mich nun endlich wieder niederlegen, als ich durch die Bretterwand, die mich von ihrem Zimmer trennte, die Alte aus dem Bett springen und das Fenster öffnen hörte. Sie war wahrscheinlich erst jetzt wieder etwas zur Besinnung gekommen, die Wuth war wieder erwacht und so fing sie nun an, in die Nacht hinaus auf den Wirth, die Wirthin und jede einzelne Person des Hauses zu schimpfen. Die nicht gerade liebliche Stimme des wunderlichen Weibes, dieser Strom der ausgesuchtesten Schimpfwörter, die sich nur immer wiederholten, da Niemand darauf antwortete, bildeten einen eigenen Contrast zu der tiefen, feierlichen Stille ringsumher. Die Alte ließ mit ihrem wüthenden Geschrei erst nach, als ich es ihr derb und ernst untersagte, und es mochte wohl schon vier Uhr sein, ehe ich wieder die gehörig Ruhe gewonnen hatte, einzuschlafen.

3.

Als ich am anderen Morgen nicht gerade in aller Früh', noch ermüdet und etwas ärgerlich über den Nachtlärm, beim Kaffee saß, trat ein fashionabler junger Mann in glänzendweißen Glacéhandschuhen zu mir ein, dessen Gesichtszüge mir bekannt schienen. Bei seinem Nähertreten erkannte ich in ihm den Sohn eines hohen Beamten, den ich früher schon in Gesellschaften gesehen und Clavier spielen gehört hatte. Er war eine jener Figuren, wie man sie in Berlin häufig sieht und daher leicht mit einander verwechseln kann; mit allen möglichen äußeren Mitteln und Anlagen begabt, um in den Berliner Damengesellschaften auf den Ruf eines höchst interessanten und liebenswürdigen Mannes Anspruch zu machen. Denn der junge Mann hatte ein bleiches, glattes, nicht gerade unregelmäßiges Gesicht mit zwei verschwimmenden, graublauen Augen und einem sentimental lächelnden Zug um den Mund, das hellbraune Haar glatt und schlicht an beiden Schläfen herabhängend und dazu höchst zierliche, geschmeidige Bewegungen. Meine Ahnung war richtig, daß dies der Felix sein müsse, von dem ich in der Nacht so viel gehört hatte. Doch hieß er nicht Felix und nannte sich, wie er sagte, nur so, um seinen Familiennamen nicht bekannt werden zu lassen. Er war übrigens betroffen, in mir einen entfernten Bekannten zu finden. Als er kaum in das Haus getreten, war ihm die Alte

ſchon! mit der Geſchichte der vergangenen Nacht entgegengekommen und hatte ihn zu mir herein gewieſen, ſich zu erkundigen. Ich erzählte ihm kurz, was ich geſehen, nicht was Mathilde mir erzählt hatte. Wie undankbar die Menſchen ſind, rief er aus; dieſe Mathilde iſt ein armes Mädchen ganz niederen Standes; ich habe ſie ſeit zwei Jahren beſchützt, ſo zu ſagen erzogen, um was Beſſeres aus ihr zu machen, und ſie macht mir durch ihr verwildertes, unfeines Weſen und Betragen, durch ihren Ungehorſam immer neuen Kummer. Sie werden ſtaunen, wenn ich Ihnen bei einer anderen Gelegenheit dieſe Geſchichte erzähle. Er hatte eben den Hut genommen, um wieder wegzugehen, als Mathilde, der man wahrſcheinlich ſeine Anweſenheit bei mir hinterbracht hatte, in's Zimmer und ihm ſogleich um den Hals ſtürzte. Mädchen, was willſt Du? rief er in halb väterlichem Tone, indem er ſich mit Mühe losrang und ich mich an ſeiner geſteigerten Verlegenheit weidete. Es entſtand nun ein Disput zwiſchen Beiden; Felix ſprach ſehr gemeſſen und leiſe, während Mathilde ſo leidenſchaftlich ſchrie, daß auch die Alte herbeikam, die ich aber hinauswies. Mathilde weinte endlich und drückte Felix's Hand, er zog ſie zurück und predigte pathetiſch Tugend und gute Sitte. Dabei betrachtete er Mathilden ſehr aufmerkſam, ihre noch nicht geordnete Toilette, ihr zerkratztes Geſicht, das vom Nachtwachen etwas glanzloſe Auge mochte ihm nicht gefallen; ich bemerkte, das Aeußere des Mädchens machte zum erſten Male einen üblen Eindruck auf ihn, ich ſah deutlich aus ſeinem Herzen einen vornehmen Ekel in ſein Geſicht ſteigen, ſah ihn auch bald den Hut nehmen und weggehen; ich wußte, Mathilde hatte ihn zum letzten Male geſprochen. Nach einigen Tagen erhielt ich von ihm folgenden Brief:

„Mein Herr!

„Sie haben mich neulich in einer Situation geſehen, die Sie, da Ihnen meine Familie und ihre Stellung in der Geſellſchaft nicht unbekannt iſt, gewiß in dauerndes Erſtaunen verſetzt hat. Es iſt mir wichtig und Ihnen gewiß nicht unintereſſant, daß ich Sie über dieſes Mißverhältniß aufkläre und Ihnen die Geſchichte meiner Bekanntſchaft mit jener untergeordneten Sphäre erzähle, in der Sie mich gefunden haben.

„Ich muß mich aber bei dieſer Gelegenheit offen und rückhalts-

los über Dinge aussprechen, die ich bis dahin noch nie erwähnt habe; ich muß dies selbst auf die Gefahr hin thun, daß Sie meine Worte für Prahlerei oder Ruhmredigkeit halten.

„Seit meiner früheſten Kindheit war mein Gemüth von dem Anblick der Armuth und des Elendes immer ſchmerzlich bewegt, war die Armen und Nothleidenden zu unterſtützen eine meiner höchſten Freuden. Schon als Knabe legte ich von meinem kleinen Taſchengelde immer einige Groſchen zurück, um ſie heimlich einem alten Bettler zu bringen, dem ich öfter vor unſerer Hausthüre begegnete. Als ich größer ward, ließ ich mir durch das Hausgeſinde Hilfsbedürftige und arme Kranke nennen, denen ich dann Erquickungen und Geld ſandte. Ich unterſtützte mit einem kleinen Monatsgelde arme Familien, ließ Kinder unterrichten, bezahlte die Koſten der Einſegnung für ſie u. ſ. w. Endlich wurde ich durch Boz's treffliche und rührende Schriften auf das Elend im Ganzen und Großen und auf das Laſter und die Sündlichkeit aufmerkſam, die es nothwendig erzeugt, beſonders auf das weibliche Geſchlecht, das zur Zartheit und zur ſtillen häuslichen Tugend geboren, durch die Armuth in ſo grauſenhafte, zügelloſe Rohheit verſinkt. Jedes dieſer unglücklichen Mädchen, dem ich auf der Straße begegnete, fing mich nun zu intereſſiren an, ich ſah in ihr das Zeichen einer weit verbreiteten Demoraliſation, ein tragiſches Opfer des Hungers und der Noth, und wenn ſie mir gar bei näherer Bekanntſchaft die Geſchichte ihrer Leiden erzählten, ſo war es meine höchſte Wonne, ihr hingeben zu können, was ich bei mir hatte. Ich ſprach endlich mit einem frommen Prediger, der öfter unſer Haus beſuchte, darüber; der gottesfürchtige Mann ſah mich ernſt an, zuckte dann mit den Achſeln und ſagte mir, daß all dies ſündliche Weſen aus der Irreligioſität und Glaubensloſigkeit entſtehe, die beſonders in den unterſten Claſſen ihren Sitz aufgeſchlagen habe. Wenn die Leute vom rechten Glauben erfüllt wären, ſo würden ſie ſelig in dem Gedanken ſein, daß der Herr ihnen die ſündlichen, verführeriſchen Güter dieſer Welt nicht gegeben; ſo würden ſie in Demuth und frommer, heroiſcher Ergebung gern Alles entbehren, was der gerechte und liebevolle Vater ihnen nun einmal verſagt hat; ſo würden ſie nicht mehr Mittel und Wege ſuchen, auch an den Genüſſen dieſer Welt verbrecheriſchen Antheil zu haben, und um die

Freuden dieſes Lebens den Himmel zu verkaufen. Der einzige Weg, der einzuſchlagen wäre, dieſen Claſſen zu helfen, ſei der, ihr trotziges, weltſüchtiges Gemüth zur Demuth zu bändigen; die höchſte Wohlthat, die man ihnen erzeigen könne, die, daß man ihnen das himmliſche Gnadengeſchenk des Glaubens, die Stütze der Kleinen und Armen brächte; ſie ſeien eben nur verlorene Lämmer der Heerde, die zu ihrem Herrn und Meiſter zurückzubringen wären. Ich muß geſtehen, daran hatte ich noch nicht gedacht, die frommen Worte des Geiſtlichen ließen mich merken, daß alle meine bisherige Mildthätigkeit Nichts geweſen; ich beſchloß, den wahren Weg einzuſchlagen, in Berlin umherzuſuchen und vom Verderben zu retten, was zu retten ſei. Oft wenn ich des Abends ganz begeiſtert aus den reizendſten Geſellſchaften kam, ging ich noch an die Stätten des Jammers; mit einem wahrhaft chriſtlichen Eifer unternahm ich mein Werk. Doch ſtieß ich meiſtens auf verſtockte Sünder, ſogar auf Einige, die frech genug waren, ſich ihrer Irreligioſität gar nicht zu ſchämen, und mir rund heraus ſagten, daß ſie nicht mehr ſo läppiſche Narren, wie ihre Voreltern wären, die ſich unter Hunger und Qualen mit der Hoffnung auf den Himmel getröſtet hätten. Beſonders intereſſirten mich anfangs die Bordelle, jene Straßen und Orte, wo das Laſter von Berlin ſich ſo maſſenhaft bewegt. Wie dauerten mich anfangs dieſe oft ſo ſchönen, unglücklichen Mädchen. Ich ſuchte mit einigen, die mir zart und gefühlvoll ſchienen und die ſich gut zu unterhalten wußten, näher bekannt zu werden. Wie wendeten ſie mir aber den Rücken, wie fühlten ſie ſich gekränkt und beleidigt, als ich endlich von ihrem ſündlichen Lebenswandel zu ſprechen anfing, wie verlachten ſie mich, wie waren ſie empört, als ich gar ihren Mangel an Religion und Glauben erwähnte und ihnen das nicht ausbleibende Strafgericht Gottes ſchilderte; ja, als ich einmal ſolch einem Wirth die Schändlichkeit ſeines Gewerbes in lebhaften Farben vorhielt, da nahm er mich ruhig beim Kragen und warf mich zur lauten Beluſtigung der ganzen Geſellſchaft zur Thüre hinaus. Ich ſah wohl ein, daß hier Nichts anzufangen ſei, und war eben, da mir die Sache ohnedies nutzlos viel Geld gekoſtet hatte, mehrere Tage ganz untröſtlich über meine verunglückten Verſuche, als mir plötzlich die Beſtimmung ein Weſen entgegenführte, das mir werth ſchien, ihm mein ganzes Mitgefühl zu weihen.

„Eines Morgens — es ſind jetzt zwei Jahre — trat ein junges Mädchen zu mir ein und bot mir Schwefelhölzer zum Verkauf an. Das noch ganz junge Kind klapperte vor Froſt mit den Zähnen, denn es war eine ſtrenge Kälte, und ſie war nur mit einem dünnen Sommerkleidchen und einem kleinen zerriſſenen Tuche bekleidet, das kaum den zarten, weißen Hals bedeckte. Dabei ſah ſie ſo friſch und ſchön aus, wie eine eben aufgeblühte Roſe. Ich ließ ſie mit mir Kaffee trinken und frühſtücken und freute mich, wie gierig ſie dieſe für ſie wahrſcheinlich höchſt ſeltenen Koſtbarkeiten verſchlang. Aber ſie war noch ſo blöde und ſchüchtern, daß ſie ſich weder zu ſetzen, noch auf meine verſchiedenen Fragen laut zu antworten wagte. Ich entließ ſie mit einem Geſchenk und ſchrieb mir den Namen und die Wohnung ihrer Eltern auf. Dieſelbe war vor dem Hamburger Thore in dem berüchtigten Voigtland, und einige Tage nachher machte ich mich dahin auf den Weg. Ich trat in eins der großen Familienhäuſer; der Inſpector wies mich auf meine Frage nach einer numerirten Thür. Ich klopfte mehrere Male an, da man es aber drin nicht zu hören ſchien, trat ich näher. Ein Gemiſch von allerhand feuchten, unangenehmen Dünſten drang mir gleich ſo heftig entgegen, daß ich mir das Tuch vor den Mund halten mußte. Und denken Sie ſich, im ganzen Zimmer nur ein einziges Bett, in dem ein kranker Mann lag, der meinen Eintritt gar nicht zu bemerken ſchien; das übrige Möbel beſtand aus einem kleinen Tiſch und einigen zerbrochenen Stühlen, die Fenſter waren theils zerbrochen, theils mit Papier verklebt. Sechs oder gar acht halb nackte, ſchmutzige Kinder, von denen das Schwefelholzmädchen, die ich gleich erkannte, die älteſte zu ſein ſchien, ſaßen theils weinend, theils ſpielend auf dem Fußboden herum, und die Mutter war eben bemüht, die ſehr kalte Stube durch ein kleines Feuer ein wenig zu erwärmen. Ich hatte ſchon eine Minute an der Thür geſtanden und war von der ganzen Familie mit glotzenden Augen betrachtet worden, als Mathilde — ich kann es Ihnen hier nur gleich ſagen, dies war die Schwefelholzhändlerin — mich erkannte und ihrer Mutter etwas in das Ohr ſagte. Die arme, kaum erſt aus dem Wochenbett erſtandene Frau bot mir einen Stuhl an und ſchilderte mir bald ihre Lage. Ihr Mann ſei früher Buchbinder geweſen und zurückgekommen, habe darauf hier herausziehen müſſen und als Tagelöhner gearbeitet, liege

aber ſeit einem halben Jahre, wo er das Nervenfieber bekommen, todesmatt und faſt ganz bewußtlos im Bett. In dieſem Augenblick drehte ſich der Kranke herum und forderte mit matter Stimme, ohne die Augen aufzuſchlagen, einen Schluck warmen Kaffees. Aber das feuchte Holz wollte durchaus nicht brennen, die arme Frau fing an zu weinen, und die Scene wurde mir ſo herzzerreißend, der ungeſunde Dunſt ſchnürte mir ſo feſt die Kehle zu, daß mir unwohl wurde. Ich ging, nachdem ich der Frau ein Geſchenk gegeben und Mathilden wieder zu mir beſtellt hatte. Das arme ſchöne Kind dauerte mich am meiſten in dieſer unſaubern Umgebung, ich ſah ſie im Geiſte ſchon zu Grunde gehen, der Straße oder dem Bordell anheimfallen und beſchloß, ſie zu retten, es koſte was es wolle. Sie kam pünktlich zu mir und war dieſes Mal ſchon dreiſter. Ich ließ ſie ſchreiben und leſen und war wirklich erſtaunt über ihre Fertigkeit darin. Sie erzählte mir, daß ihr Vater ein ſehr geſchickter Mann ſei, ſie ſelber unterrichtet, und bevor er krank geworden, immer Abends mit großer Strenge zum Lernen angehalten habe. Dies beſtärkte mich noch mehr, ſie dem Elende und der niedern Sphäre zu entreißen, in der ſie geboren war; ich ſetzte den Eltern einen kleinen Monatsgehalt aus und brachte Mathilden zu einer anſtändigen Frau, die ſie im Handarbeiten unterrichten und überhaupt aus ihr ein ordentliches, geſittetes Mädchen machen ſollte. Ich beſuchte ſie öfter und ſah ſie zu meiner Freude immer größer, ſchöner und kräftiger werden. Doch wie ſich die guten Seiten ihres Weſens entwickelten, ſo auch die ſchlechten, die ſie durch ihre Erziehung erhalten hatte. So konnte ſie die Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit ihres Charakters nicht unterdrücken, und wo ſie ihrem Weſen die Zügel ſchießen ließ, ſah ich mit Beängſtigung in ihr doch nur ein gewöhnliches Mädchen. Ich hatte es mir ſo ſchön gedacht, aus dem armen Schwefelholzkinde ein gebildetes Weib zu machen, ſah aber bald meinen Traum immer mehr und mehr zerrinnen. Als ſie ſich anfing wohler zu fühlen, wurde ſie auch vergnügungsſüchtig, wollte, ſtatt in die Kirche, auch Sonntags ſpazieren gehen und wußte mich endlich ſo gegen die ſtrenge Frau einzunehmen, bei der ſie wohnte, daß ich ſie von derſelben wegnahm und ihr die Stube miethete, die ſie jetzt noch inne hat. Da geht ſie nun Abends, wenn ſie nicht vermuthet, daß ich komme, auf öffentliche Bälle und ſagt mir rund heraus, daß ſie ſich lang-

war ihm die Armuth, der er aufhelfen, die er civiliſiren wollte? Er verſtand ſie nicht, weder die ungezwungene Natürlichkeit, die ſie erzeugt, noch die Rohheit und den Schmutz, der aus ihr hervorgeht; er wollte ſie nur demüthig winſelnd, mit bettelnden, thränenden Augen ſehen. Ihr Nichtvorhandenſein hätte ihn um ein Vergnügen ärmer gemacht, ſie war ihm eine romantiſche Spielerei, er intereſſirte ſich für ſie, wie er ſich für die Romane von Boz und für die „Geheimniſſe von Paris" intereſſirte. Hörte ſie auf, einen romantiſchen Anſtrich zu haben, trat ſie ihm mit ihren Conſequenzen in der Wirklichkeit entgegen, ſo ſchauderte er zuſammen und zog ſich zurück, als habe er ſich die Finger beſchmutzt. Und vollends ſein Mitgefühl mit der reizend-ſchönen Mathilde, das jetzt ſo klar und unzweideutig vor mir lag! —

Mathilde war in raſender Verzweiflung. Denn in der That, was ſollte ſie nun anfangen, nachdem ſie zwei Jahre lang im Genuß eines ruhigen, ſorgenloſen Lebens die Noth der „niederen Sphäre" vergeſſen und die Freuden der höheren ahnen gelernt hatte? Handarbeiten verſtehen iſt zwar für ein junges Mädchen ſehr gut, ſich aber in einer großen Stadt, bei gänzlichem Mangel an aller Bekanntſchaft und Empfehlung, plötzlich ganz und gar davon ernähren zu wollen, ein ſchwieriges Unternehmen. Uebrigens war ſie von Felix, wie ſie mir ſagte, durchaus nicht darauf hingewieſen worden, er hatte früher immer nur von den Geſellſchaften geſprochen, in die er ſie ſpäter zu bringen gedächte. Der Schreiber, der unterdeß der Guitarreſpielerin den Hof gemacht, und ihr zur Beluſtigung des Herrn Alix in alle Wein- und Bierſtuben gefolgt war — von wo ich ihn auch in jener Nacht mit ihr zurückkommen ſah — wandte ſich jetzt wieder hoffnungsvoll Mathilden zu und bot ihr ſeine Hilfe an. Trotz ſeiner ſchmachtenden Blicke und unzähligen Bücklinge wies ſie ihn aber ſtolz zurück, er ſolle ſich fortpacken. Wohin ſollte ſie nun? Ihre Eltern waren geſtorben, ihre Geſchwiſter ſchon vorher auf der Straße beim Betteln ertappt und in die Wadzecksanſtalt gebracht worden. Endlich weckte ſie der alte Herr, dem ſie ihre Lage geklagt hatte, eines Nachts mit der frohen Nachricht aus dem Bette, daß er ihr eine Stelle als Mamſell in dem kleinen Conditorladen verſchafft habe. Hoch erfreut ſtellte ſie ſich noch an demſelben Morgen bei dem Conditor vor, Tags darauf zog ſie ein. O Felix, was für ein Mann Du biſt!

Nur Deine zweijährige energiſche Wohlthätigkeit hat Mathilde der Straße und dem Bordell entriſſen. Sie iſt aus einem Schwefelholzmädchen eine Conditormamſell geworden!

4.

Meine liebenswürdige Nachbarin litt noch immer an derſelben ſtörenden Schlafloſigkeit und machte oft ſo fürchterlichen Scandal, daß ſich endlich alle Miether ernſtlich darüber beſchwerten. Herr Wönnig hatte daher von ſeiner Frau den Auftrag erhalten, ihr zu kündigen, und als er ihr eines Morgens mit dem Kaffee dieſe frohe Nachricht überbringen wollte, fand er ſie nicht in ihrem Zimmer. Statt ihrer erſchien im Laufe des Vormittags die Polizei, ſich nach ihrem Lebenswandel zu erkundigen. Man hatte ſie nämlich des Nachts auf jugendlichen Irrwegen ertappt und arretirt. Der Polizeiſergeant kannte ihre ganze bisherige Geſchichte. Sie war nicht die Wittwe eines verſtorbenen, ſondern die geſchiedene Frau eines noch lebenden, jetzt aber penſionirten Profeſſors. Er hatte ſie als junger Wittwer, wo ſie ſein Dienſtmädchen war, geheirathet, fand aber bald, daß ſie für ihn zu ungeſchickt, zu ungebildet war und die feine Geſellſchaft ſich ihretwegen von ihm zurückzog. Er ſuchte nach einem Jahre ſchon die Scheidung zu bewirken, verheirathete ſich wieder und ſetzte ihr einen Monatsgehalt aus. Nun gab ſie ſich aus Verzweiflung dem Trunke und anderen kleinen Leidenſchaften hin. Die Polizei wird ihr jetzt wohl ein ſo ſicheres Gewahrſam anweiſen, daß ſie die Bewohner des Wönnig'ſchen Hauſes fernerhin nicht ſtören wird.

Ihr kleines Zimmer bezog nun die große Familie Wönnig. Ich ſah ſie ihre Effecten aus dem Keller heraufbringen. Da unten hatten ſie alſo bisher im eigenen Hauſe wohnen müſſen. Herr Wönnig kam jetzt faſt alle Morgen zu mir, mich mit einem „meine Frau ſagt" um einen kleinen Vorſchuß zu bitten. In ihrem Zimmer ſah es gerade nicht appetitlich aus, denn vier ihrer Kinder waren noch ganz klein, und die beiden älteren Knaben beſuchten auch die Schule nicht, weil ſie ihren Eltern bei der Handarbeit behilflich ſein mußten. Adolph, der älteſte, war einer von jenen gewandten Jungen mit ſo pfiffigen, liſtigen Augen, mit ſo altklugen Redensarten und Manieren, wie man ſie häufig in Berlin findet. Seine Eltern berathſchlagten ſich mit ihm über ihre Verhältniſſe, wie mit einem Erwachſenen,

und besonders hatte Wönnig einen tiefen Respect vor seiner Klugheit. Die Gespräche, die ich hier durch die hölzerne Wand hörte, ließen mich einen recht tiefen Blick in das Innere solcher Berliner Familienverhältnisse thun. Ein gutes Geschäft, ein eigenes Haus und dieses ganz mit Miethern besetzt, die schlechteste, ökonomischste Lebensweise, und doch dabei Schulden, ewige Prozesse und Geldverlegenheiten, täglich Furcht vor der Execution, dadurch Streit, Zank und immerwährender Unfriede. Es ereignete sich einmal wirklich, daß ich eines Morgens von einem Executor mit der Frage aus dem Schlafe geweckt wurde: ob die Möbel im Zimmer mir gehörten? Als ich nachher aufstand, fand ich alle meine Schränke und Tische versiegelt.

5

Ueber den kleinen Conditorladen in der Friedrichsstraße schien plötzlich der Segen des Herrn gekommen zu sein, seitdem Mathilde hinter dem Ladentisch präsidirte. Denn das schöne Conditormädchen hatte bald die Aufmerksamkeit der nobeln Herrn auf sich gezogen, und Felix wäre wahrlich stolz gewesen auf sein Werk, wenn er gesehen hätte, wie die schönsten Schnurrbärte, die elegantesten Westen und Fracks, die Berlin nur aufzuweisen hat, sich massenweise um sie bemühten und mit einander wetteiferten, ihr ihre Huldigungen darzubringen. Mathilde, die stolze, schöne Göttin des Conditorladens, war der Gegenstand unzähliger heißer Wünsche geworden, man fand sie reizend, man betete sie an und der Conditor machte seinen Schnitt. Denn der kleine Raum war jetzt von Morgen bis Abend mit Gästen belagert und Mathilde verstand es, sie mit all ihrer Liebenswürdigkeit zu fesseln und immer noch andere und neue herbeizuziehen. Doch sagte sie mir, daß sie für all das Gute, das sie in ihrer neuen Stellung erhalten, ihre Freiheit verkauft habe; sie könne nicht mehr ausgehen, wenn sie wolle, und dies allein mache sie unzufrieden.

Auch der unermüdliche Schreiber trank jetzt täglich seinen Kaffee bei ihr und schien nur zufrieden zu sein, daß sie nicht mehr unartig gegen ihn sein durfte. Der alte Herr aber war durch die vielen Gäste von seinem sonst so stillen Erholungsort fast vertrieben, er kam jetzt sehr spät, und nicht ohne sich vorher durch das Fenster von der schon herrschenden Ruhe überzeugt zu haben. Es war in einer kal-

ten und ſtürmiſchen Januarnacht, als ich einſt dort wieder mit ihm zuſammentraf. Ob er denn heute auch noch nicht nach Hauſe gehen und das Bett ſuchen mag? dachte ich mir. Ich wartete, bis er den Hut nahm, und ſuchte mit ihm zugleich zur Thüre hinauszugehen. Nicht ohne viele Mühe gelang es mir endlich, ihn zu begleiten und ſeine anfängliche Verdrüßlichkeit über dieſe Störung zu verdrängen. Es war, als wenn die nächtliche Stille, der brauſende Sturm und die menſchenleeren Straßen ihn immer gemüthlicher und zutraulicher ſtimmten. Wir gingen die Lindenſtraße herauf bis zum Brandenburger Thor; ich hüllte mich feſt in meinen Mantel, der Alte aber ſchritt in ſeinem dünnen Röckchen einher, als berühre ihn die ſchneidende Luft gar nicht. Seit dreizehn Jahren, ſagte er endlich, habe ich mich an dieſen nächtlichen Spaziergang gewöhnt, den ich in jeder Jahreszeit und bei jeder möglichen Witterung mache. Seit dieſer Zeit bin ich auch nie am Tage aus dem Zimmer gegangen, außer am Sonntag zu einem Verwandten. Sonſt beſuche und ſpreche ich keinen Menſchen; der Lärm und das Geräuſch der Welt hat mich längſt müde gemacht und iſt mir zum Ekel geworden, ich mag von ihrem Treiben Nichts mehr ſehen und hören. Als ich ihn darauf frug, ob er ſich denn nicht langweile, den ganzen Tag ſo allein auf dem Zimmer zu ſein, ſagte er halblaut und in feierlichem Tone: Nein, meine Beſchäftigung iſt die Poeſie, ich leſe und ſchreibe. Schon längſt hatte ich hinter der Manier und Ausdrucksweiſe dieſes Greiſes etwas Ungewöhnliches geſucht, das mich mit immer neuem Intereſſe zu ihm hinzog; er war alſo Poet, ſeine Schreibereien Productionen. — Und Sie haben noch Nichts von Ihren Arbeiten veröffentlicht? frug ich weiter. — Nein, ich ſchreibe Nichts für die Welt, die nicht werth iſt, daß man für ſie ſchreibt. Er ſagte das mit einem Tone von Bitterkeit, der auf Unglück ſchließen ließ, das er, verdient oder unverdient, mit ſeinen Productionen gehabt. Nachdem wir wieder eine Zeit ſtumm und nachdenkend neben einander gegangen waren, fuhr er fort: Die Beſchäftigung mit der Poeſie iſt mir nicht Arbeit, ſondern Erholung von den Mühen und Leiden eines langen, ſchickſalerfüllten Lebens. Sie war der Sturm und Drang, das Feuer und die Kraft meiner Jugend, ſie iſt noch die Freude, das unſchuldige Spielzeug meines hohen Alters, das Einzige, was mir aus einer ſchmerzensreichen Vergangenheit übrig geblieben iſt, mich in mei-

ner Einſamkeit zu erquicken. Zur Geſellſchaft bedarf ich der Menſchen nicht mehr, und meine übrigen Bedürfniſſe ſind ſo gering, daß ich von dem Wenigen, was mir meine früheren beſſeren Umſtände übrig ließen, bequem leben kann. Ich würde mich ſchämen, Jemandem meine Lebensweiſe zu erzählen, und doch bin ich zufrieden damit. Die Arbeit, der ich vor meinem Tode noch die letzten Kräfte weihe, iſt die Aufzeichnung meiner merkwürdigen Lebensgeſchichte. Wenn ich damit fertig bin, werde ich wohl auf ewig ſchlafen gehen. — Theilen Sie denn aber Niemandem von Ihren Werken etwas mit? — O ja, ich that dies zuweilen, als ich noch vertraute Freunde hatte. Sie ſind aber längſt alle begraben. Er ſchwieg wieder und ſchien ſich zu beſinnen. Endlich hob er etwas ſchüchtern an: Ich muß geſtehen, ich fühle jetzt das Bedürfniß, mich noch einmal Jemandem mitzutheilen. Doch würde ich wohl ſchwerlich Einen finden, der mich noch verſteht. Nach einer Pauſe ſagte er endlich: Beſuchen Sie mich doch einmal, Ihnen würde ich gern etwas vorleſen. Meine Freude über den ſchnellen Fortſchritt in dem Vertrauen des ſonderlich ſtolzen Mannes war übergroß, ich drückte ihm die Hand und bat ihn, mich doch heute Nacht noch mit ſich zu nehmen. Er gewährte auch dies, und nachdem ich aus einer Weinhandlung noch eine Flaſche guten herben Ungar geholt hatte, gingen wir, da es ohnedies zu ſchneien anfing, in ſchnellen Schritten nach Hauſe.

Der Alte war voraufgegangen und kam mir auf der dritten Treppe ſchon mit der Lampe entgegen. Das Zimmer, in das ich trat, war kaum ein ſolches zu nennen. Es war nicht ſo groß, daß vier Menſchen darin Platz gefunden hätten, noch daß ein Bett darin hätte ſtehen können. Die Stelle deſſelben vertrat ein kleines Sopha. Eine Glasthür, die auf das platte Dach des Hintergebäudes führte, das zum Wäſchetrocknen benutzt wurde, machte zugleich das Fenſter aus. Als ich es näher betrachten wollte, pfiff mir aber der Wind den Schnee ſo heftig in die Augen, daß ich mich umwenden mußte. Sie werden es hier wahrſcheinlich ſehr kalt finden, ſagte der alte Mann kurz, ich heize aber faſt niemals ein. Ich nahm, ohne darauf zu antworten, die zwei Gläſer vom Geſims, ſetzte mich und fing an einzuſchenken. Der alte Mann mochte wohl recht lange keinen Wein getrunken haben, denn ſein mattes Auge fing zu funkeln an, ſeine Glieder wurden lebendig, die eisgrauen, verwitterten Züge

Dialog 1888 ist. Es ist Ansicht, daß eine Zeit Dialog haben soll, wo Alle Dialog haben, und Dialog ist Dialog. Es ist Ansicht, daß Dialog ist Dialog. Es ist Ansicht, daß Dialog ist Dialog. Es ist Ansicht, daß

als wären die Träume meines ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahres im Schlafe an mir vorübergerauſcht. — —

Während ich noch den Umgang mit meinem neuen Freunde fortſetzte und, wenn ich ihn gerade guter, geſprächiger Laune traf, manches intereſſante Stündchen mit ihm verlebte, hatte ich auch die Bekanntſchaft des Herrn Alir gemacht. Ich verabſchiedete nämlich damals meinen Stiefelputzer, und Herr Alir, der mir ſeine Dienſte anbot, trat in die Stelle deſſelben. Doch war er nicht der Mann, mit dem man ſich unterhalten konnte; er war kurz und etwas ironiſch in ſeinen Antworten, ſonſt ſtets ſchweigſam, ſtolz und verdrüßlich. Was ſein eigentliches Geſchäft ſei, oder wo er wohnte, wußte ich nicht. Des Morgens um acht Uhr ſah ich ihn gewöhnlich mit einem in ein blaues Schnupftuch gewickelten Pack zu ſeiner Geliebten gehen. Um zehn Uhr ging er in der Regel wieder weg, kam Nachmittags wieder und Abends gingen ſie dann Beide zuſammen weg, wo er das Geſchäft hatte, die Guitarre zu tragen. Emilie, die ich nur ſelten ſah und gar nicht ſprach, ſah gewöhnlich ſehr bleich aus. So war ich denn wieder mit einer eigenthümlichen, geheimnißvollen Figur des Hauſes in nähere Berührung getreten.

Ein Beſuch bei Linné.

Das nördlichſte Ziel meiner Reiſe war glücklich erreicht. Nachdem in der unvergleichlich ſchönen Felſenſtadt am dunkelblauen Mälar meine Sehnſucht nach dem Herzen Schwedens geſtillt und zuletzt noch der Geburtstag meines geliebten Königs gefeiert war, nachdem ich hierauf in Sigtuna, der alten Reſidenz des Götterkönigs Odin, die älteſten Ueberreſte der berühmten Heidenzeit, die Ruinen ihrer Tempel beſucht und in ihnen von den Tagen der Vorzeit und dem jugendlichen Walhalla geſchwärmt hatte: — war ich in Geſellſchaft eines ſehr gebildeten und lebendigen isländiſchen Doctors G. an einem ſchönen Sommerabende in der ehrwürdigen Univerſitätsſtadt Upſala eingetroffen.

Dieſe Stadt gewährt dem Reiſenden ein vielſeitiges Intereſſe. Ich war froh, in einem ſehr gemüthlichen, liebenswürdigen jungen Manne, Profeſſor M. aus Wärmaland, einen freundlichen und höchſt gebildeten Führer zu finden, welcher unermüdlich war, mir die Schätze der Stadt zu zeigen und mich mit einigen Einwohnern, namentlich mit Profeſſoren bekannt zu machen, unter denen beſonders der berühmte Dichter und Hiſtoriker Geyer und der bekannte Botaniker Afzelius, der letzte Schüler Linné's, einen ſehr wohlthätigen Eindruck auf mich machten.

Von allen ſonſtigen Schätzen der Stadt hatte das älteſte und berühmteſte Denkmal der deutſchen Literatur, das Original des Ulfilas, mich im höchſten Grade intereſſirt. Dies wäre ſchon allein im Stande geweſen, ſo hoch nach Norden eine Reiſe zu lenken, zumal für denjenigen, dem deutſche Sprache und Sprachforſchung am Herzen liegt. — Es hatte alſo Ulfilas bereits mehr Zeit in Anſpruch genommen, als ich früher gedacht; und ſo war, unerwartet ſchnell, der letzte Tag herangekommen, den ich mir für den Aufenthalt in

Upſala feſtgeſetzt. Auf den folgenden war die Rückreiſe nach Stockholm und von da nach Danzig und Königsberg beſtimmt. — Zwar hatte mein bisheriger Reiſegefährte G. mich bewegen wollen, mit Upſala mich nicht zu begnügen, ſondern weiter hinauf nach Norden zu reiſen. Mit einer ſeltenen Beredſamkeit hatte er ſein geliebtes Island geſchildert und hinzugefügt, wenn ich nicht dorthin wollte oder könnte, ſo müßte ich doch wenigſtens in Schweden noch mehrere Grade nach Norden hinauf, um die Natur auch in ihrer furchtbaren Erhabenheit und in ihrem Graus kennen zu lernen. M. drang ebenfalls, wenn gleich nicht mit ſolchem Feuer, wie der Sohn des vulkaniſchen Eilandes, doch aber trotz aller ſeiner ſonſtigen Sanftmuth recht ſehr in mich, dem Rathe zu folgen und wenigſtens ſein Lieblingsland Dalekarlien zu durchwandern. Allein ich wollte nun einmal meinem Reiſeplan treu bleiben. Ich glaubte mich mit dem bisher Geſehenen begnügen zu können, war glücklich genug, ſchon ſo viel Romantik zu Waſſer und zu Lande, im Dampfer und zu Fuß erfahren zu haben, und bangte nach der Heimath. Kurz, es blieb dabei. Upſala ſollte der nördlichſte Punkt ſein, und die Rückreiſe war für morgen feſtgeſetzt. Auf den heutigen Tag aber hatte ich noch Vieles verſchoben, was nun um ſo ſchneller abſolvirt werden ſollte, namentlich der Ausflug in die berühmten Umgebungen der Stadt.

Der Vormittag ward zu einer Fahrt nach Gamla Upſala beſtimmt, dem alten Hauptſitze des nordiſchen Götzendienſtes. Hier ſtand ſchon vor mehr als zweitauſend Jahren der prachtvolle Tempel mit dem nun verſchwundenen Hain; hier reſidirte der Oberprieſter, der zugleich Oberkönig war. Ein Theil jenes Götzentempels iſt noch in den Mauern der heutigen Kirche vorhanden. Herum liegen die berühmten Upſala-Högar, die Grabſtätten der Altvordern. Von ihnen zogen beſonders drei ſteile Rieſenhügel meine Aufmerkſamkeit auf ſich, unter denen nach der Sage die drei nordiſchen Hauptgottheiten, Thor, Odin und Freya, begraben liegen. Nach gewöhnlicher Sitte der Reiſenden wurde auf den drei Hügeln antiker Meth getrunken. Der Isländer feierte mit einem Eddaiſchen Trinkſpruch den Gott Odin; der Wärmländer rief in ſchwediſcher Sprache dem Donnergott Thor ein kräftiges Godthor zu; und der Smaländer mußte mit einem altdeutſchen Minneliede die Liebesgöttin Freya hoch leben

laſſen. Is-, Wärm- und Smaland gingen begeiſtert auf in dem Gedanken an das gemeinſame Walhalla, den Sitz ewiger Jugend und heiterer Freundſchaft. — Von allen drei Götterhügeln wurden zur Erinnerung Blumen gepflückt; von Freya's Grab nahm ich die ſchöne, rothe Blume, welche zum Andenken an den großen Linné noch heute Linnaea heißt. Der Nachmittag war zur Fahrt nach Hammersby beſtimmt, dem Gute, welches Linné von ſeinem Könige zum Geſchenk erhalten hatte.

Schon öfters brachte Freund M., der ſelbſt ein tüchtiger Botaniker und Linné's enthuſiaſtiſcher Verehrer war, dieſe Fahrt in Vorſchlag. Allein theils das Intereſſe für nordiſche Sprache und Alterthümer, theils die lieben neuen Bekanntſchaften in der Stadt hatten mich dieſe Fahrt bisher aufſchieben laſſen. Erſt heute kam ſie zur Ausführung. Es begünſtigte uns das ſchönſte Sommerwetter. Der Sommer im ſüdlichen und mittleren Schweden ſteht unſerem nur durch ſeine Kürze nach.

Nachdem wir an drei Gaſthäuſern vorbeigefahren waren, welche ſonderbarer Weiſe Freude, Noth und Pein heißen, empfing uns zunächſt die berühmte Morawieſe. Eine ungeheuere Ebene breitete ſich vor uns aus. In der Mitte, hart am Wege, liegen die bekannten Moraſteine, worauf vor grauen Jahren die Vornehmſten des Volkes ſaßen, um ihren König unter freiem Himmel zu wählen, während das Volk ſich rings gelagert hatte. Der größte Stein war zum Sitz für den neuerwählten König beſtimmt. Erich IX., der Heilige, ward zuerſt hier gewählt.

Wir kamen hierauf durch das Dorf Danmark, das von der großen Dänenſchlacht im dreizehnten Jahrhundert ſeinen Namen empfangen hat, und ſahen nun ſchon aus der Ferne die rothen Häuſer von Hammersby, der ſchönen Sommerheimath Linné's. Ein ſonderbares Gefühl und allerlei Gedanken erfaßten mich, je mehr wir uns dem Gute näherten. Mein lieber Jugendlehrer in den Naturwiſſenſchaften — ſanft ruhe ſeine Aſche! — ſtand mir jetzt lebhaft vor Augen. Er hatte jeden Sommer in jeder Claſſe Botanik gelehrt, nicht den Utilitätsmännern zu Gefallen, denn dieſe durften damals noch nicht mit ihren realiſtiſch-procentlichen Prinzipien ſo keck gegen die Humaniſten auftauchen, als in unſerer heutigen Dampfzeit, ſondern aus Liebe für die Wiſſenſchaft ſelbſt. Und ſo hatte auch ich

während der neun vollendeten Jahre meines Schullebens neunmal Botanik studiren und auch späterhin das Gelernte wieder auffrischen müssen. Denn die eben so nothwendige als ennuyante Landplage der Examina — mit Recht ordnet man sie vielfältig an, da Prüfungen den Muth des Menschen stählen — hatte auch mich in der Naturwissenschaft, wie sehr sie auch seitab vom Hauptwege meiner Studien lag, Recapitulationen beginnen lassen, die mir recht klar vor Augen stellten, wie man sich gratuliren könne, bei jenen Prüfungen nicht sein eigener Examinator zu sein. Seit der letzten Prüfung, nach deren glücklichem Bestehen gewöhnlich erst die wahre, freie Luft zu Selbststudien ihre Fittige hebt, hatten die botanischen Episoden für mich gänzlich aufgehört. Ich mochte im Buche der Natur lieber obenhin lesen, als gründlich buchstabiren, lieber mich an der Natur als einer Summa, denn an ihren einzelnen Summanden erfreuen und folgte dem Dichter, der da fragt:

Die ird'schen Pathen, die am Himmelsthron
Gevattern gleich jedweden Stern benennen,
Erfreu'n sie sich der schönen Nächte mehr,
Als die umhergehn und nicht Einen kennen?

Heute aber in der Nähe der Manen des größten Botanikers, war mein botanisches Gewissen wieder erwacht. Die Vorbereitungen zu dieser Reise hatten sich um die Sprache und die Alterthümer des Nordens gedreht; zur Naturwissenschaft war weder Muße, noch Lust dagewesen. Das that mir nun sehr Leid. Unwillkürlich flogen meine Gedanken in die botanische Schulzeit zurück. Phanerogamien und Kryptogamien, Dekandria und Monadelphia, solche und ähnliche Töne säuselten in meinen Ohren; und in Opposition traten hingegen die Akotyledonen und Monokotyledonen. Dann hörte ich im Geiste noch einmal, wie mein geliebter Lehrer von Linné sprach, dem er fast eine göttliche Verehrung zollte, und wie er uns gestand, es wäre seine größte Seligkeit gewesen, den edlen Mann persönlich kennen zu lernen, oder wenigstens den geweihten Boden zu betreten, da er gewandelt und gelehrt; und wenn uns das Schicksal einmal dort oben nach Norden hinführte, dann sollten wir die heilige Wanderung nach Upsala und Hammersby für eine Herzenspflicht halten, die wir dem großen Manne, uns selber und ihm, unserem Lehrer, schuldig seien.

— Nun fügte es ſich, daß von allen Schülern, welche mein Lehrer gehabt hatte, und aus deren Zahl viele tüchtige Botaniker hervorgegangen ſind, gerade ich, ein Nichtbotaniker, der erſte und einzige ſein ſollte, der jener Herzenspflicht genügte. Je glücklicher dieſer Zufall war, deſto mehr fühlte ich, wie angenehm es ſei, von jener Sokratiſchen Wahrheit: „Wir wiſſen Nichts, außer daß wir Nichts wiſſen", ſo ganz allein für ſich im Stillen ohne Mitwiſſen Anderer überzeugt zu ſein. Und hiermit verband ſich zugleich ein zweites angenehmes Gefühl, nämlich das, jetzt keinen Examinator mehr, weder von Staats-, noch von Rechtswegen fürchten zu dürfen, ſondern mit allgemeinen, rechts und links excurſirenden, philoſophiſch verbrämten Redensarten von natürlichen und künſtlichen Syſtemen und Aehnlichem herumplänkeln zu können. Iſt doch auch unſer Goethe von ſo manchem Manne beſucht worden, welcher von der Poeſie ſo weit entfernt war, als der Tartarus vom Olymp, oder als Berliner Blau vom Blau des Himmels. —

Jetzt ſtiegen wir aus und eilten zunächſt dahin, wo Linné's Tochter im Sommer zum Andenken an ihren Vater noch immer einen einfachen, ländlich ſchönen Hof bewohnt. Wir traten ein, wurden gemeldet und mit einer höchſt wohlthuenden Freundlichkeit empfangen, wie man ſie nur bei den einfachen, gemüthlichen Völkern des Nordens zu finden gewohnt iſt. Die Dame freute ſich, daß ihr Vater bei uns Deutſchen noch in ſolchem liebevollen Andenken ſtehe, und daß man ſeine Stätte ſo gern beſuche.

Ich hatte Zeit genug, ihre Phyſiognomie genauer zu ſtudiren. Ihr Geſicht war ehrwürdig und noch ſehr intereſſant, obwohl es bereits von fünfundachtzig Sommern beſchienen worden. Mein Lehrer beſaß ein ſehr gutes Gemälde von Linné, das über ſeinem Bette hing, und hatte uns Schüler dann und wann mit nach Hauſe genommen, um es uns zu zeigen. Daher hatte ich mir Linné's Geſichtszüge ſehr genau eingeprägt und fand nun beſtätigt, was ich ſchon in Upſala gehört, daß Fräulein Linné ihrem Vater frappant gleiche. Vorzüglich bezeugten die Aehnlichkeit ihre freundlich lebhaften Augen und der liebliche Zug um den Mund. Nur die ſtark ſich kräuſelnden Haarlocken und die niedliche Haube machten das Geſicht etwas breiter und höher.

Sie erkundigte ſich nach Königsberg und Danzig; beide Städte

kannte ſie genauer durch die Correſpondenz ihres Vaters. Doch bald wußte ich das Geſpräch wieder auf ihren Vater hinzulenken und war ganz Ohr, da ſie uns von ihm erzählte. Sie hob einige intereſſante Momente ſeines Lebens hervor. Er ſei von ſeinem Vater, einem Landprediger in Smaland, anfangs für den Prieſterſtand beſtimmt geweſen, da die Mutter das Gelübde gethan, ihn nichts Anderes als Prieſter werden zu laſſen. Die Verlegenheit ſei groß geweſen, als der junge Linné gar keine Neigung zum Prediger gezeigt und ſich mit entſchiedener Energie auf die Naturwiſſenſchaften gelegt. Die Frauen aber wiſſen überall und immer Rath. Die Mutter habe auch Rath gewußt, ihr Gelübde mit der Neigung des Sohnes in Einklang zu bringen, und zum Gatten geſagt: Ja, Karl ſoll Prieſter werden, aber ein Prieſter der Natur! — Später habe er eine Reiſe nach Grönland unter den größten Mühen und Gefahren gemacht und auf derſelben nur fünfzig Rthlr. gebraucht, die er vom Staat als Reiſegeld für achthundert Meilen erhalten. Ganz allein ſei er gereiſt, eine lederne Kapſel mit Papier und Feder und ein kleiner Mantelſack mit Wäſche war Alles, was er mitnahm. Dann ſprach ſie von ſeinen Reiſen in Holland, von ſeiner Freundſchaft mit dem berühmten Philologen Gronow, und ging hernach auf ſeine glückliche Häuslichkeit und auf die letzten Augenblicke ſeines Lebens über.

Eine ſanfte Thräne kindlicher Pietät rollte ihre Wangen herab. — Wen könnte das Andenken an große Männer, zumal wenn es von der Kindesliebe ſo treu und lebhaft vor die Seele geführt wird, ungerührt laſſen? —

Fräulein Linné hatte gerade nahe Verwandte bei ſich zum Beſuch, drei junge, blühende Mädchen, wenn auch nicht blendend ſchön, ſo doch ſehr liebenswürdig im Weſen und Benehmen, wie man überhaupt bei den Schwedinnen weniger prangende, impoſante Schönheit, als vielmehr ein anziehendes, zartes Aeußere und ungemeine Liebenswürdigkeit findet. Wir fühlten uns ſehr wohl bei der ungeſchminkten Freundlichkeit und naiven Gemüthlichkeit dieſer Damen.

Einige Taſſen ſchwarzen Kaffees wurden uns präſentirt mit mehreren Smörgas. Dann ſchickten wir uns an, Linné's Haus und Garten zu beſuchen. Das alte Fräulein entſchuldigte ſich, nicht mitkommen zu können, gab uns aber die jungen Damen zu Führerinnen mit: ſie gehe, ſagte ſie, am liebſten allein herum im Heiligthum

ihres ſeligen Vaters, um ihm in Einſamkeit die Thräne dankbarer Kindesliebe zu weihen.

Ich nahm von ihr Abſchied, und ſie beſchenkte mich noch mit einem ſchönen Bilde ihres Vaters. Ein traulicher Händedruck wäre in Schweden die gewöhnliche Abſchiedsceremonie geweſen. Ich aber konnte mich nicht enthalten, mich vor ihr zu neigen und einen ehrerbietigen Kuß auf ihre Hand zu drücken.

Unſere Begleiterinnen führten uns zunächſt in Linné's Haus, vor welchem ein von ihm ſelbſt gepflanzter Kaſtanienbaum ſteht. Es iſt rings von hohen Steinen umgeben. — Alle Zimmer unſeres Naturheros wurden faſt ſchweigend in erhebendem Andenken durchwandert. Alle ſind mit Tapeten geſchmückt, und dieſe in den mannichfaltigſten Gruppirungen mit Blumen bemalt, unter denen jeder Name nebſt Erklärungen aufs Genaueſte ſyſtematiſch verzeichnet ſteht. Im zweiten Stock links iſt ein Eintrittszimmer. Hier hängt ſein wohlgetroffenes Bildniß. Der herzliche und denkende Natur- und Menſchenfreund ſpricht aus ſeinem Auge. Ein Zug der Feinheit und Heiterkeit zieht ſich um ſeinen Mund. Der Hals iſt frei, die Bruſt gelüftet. Der Orden prangt auf ſeinem Gewande. Schöner prangt das rothe Blümchen Linnaea, das er zart in der Linken mit zwei Fingern hält, während er die rechte Hand auf ein Buch ſtützt.

Wir traten in ſein Schlafzimmer, das die Ueberſchrift führt: Innocue vivite, numen adest. (Lebet reinen Herzens, die Gottheit iſt nahe!)

Vieles Handſchriftliche von ihm fand ſich hier noch vor. Dieſes ſo wie überhaupt Alles im ganzen Hauſe iſt bis zur Stunde in derſelben Ordnung und Lage geblieben, in welcher es ſich bei ſeinem Tode (1778) befand; und ſomit ſteigert ſich das Intereſſe hiefür nicht allein bei ſeiner Familie, ſondern auch bei jedem beſuchenden Verehrer. Dort in der Ecke ſteht noch das Bett mit den zierlichen Linnen, in welche Blumen eingewebt ſind. Dabei auf einem Stuhle liegt ſein Geſangbuch, then Svenska sangboken, an derſelben Seite ſteht ſein Spazierſtock, eine tüchtige Weinrebe. Auf einem Tiſche daneben ruht ſein Doctorhut, grün mit rother Schleife. In einem anderen Zimmer befanden ſich ſeine Taſſen und Töpfchen; jedes von ihnen enthielt ebenfalls ſchön gemalte Blumen. Tauſend andere Kleinigkeiten, dem Enthuſiaſten werth und theuer, wurden beſchaut.

Als wir das Haus auf das Genaueſte durchforſcht hatten, begaben wir uns in den Garten und zwar den Berg hinauf, wo Linné's Auditorium iſt, ein einfacher, großer Gartenſaal, von hohen Tannen umkränzt. Auch hier ſteht noch jetzt Alles ſo, wie zu ſeinen Lebzeiten, das Katheder und die Zuhörerbänke; im Sommer las er bei vorgerückterem Alter hier ſeine Collegia, und Upſala's natureifrige Jugend ſtrömte aus der Stadt eine Meile weit täglich hierher.

Der Saal liegt hoch und gewährt ringsum eine prachtvolle Ausſicht. Um ſo weniger mochte ich mich ſchnell von ihm trennen und lehnte daher einen weiteren Spaziergang in das angrenzende Tannenwäldchen höflichſt ab, zumal die Sonne noch heiß brannte. Aber meine Gefährten ließen ſich vom Spaziergange nicht abbringen und ſchlugen mit den Damen den Weg nach dem Wäldchen ein, indem ſie verſprachen, bald wieder zurückzukehren.

Da befand ich mich nun ganz allein in dem großen Auditorium, betrat Linné's Katheder und ſetzte mich auf ſeinen hohen Lehnſtuhl. Es eröffnete ſich vor meinen Blicken die ſchöne Ausſicht nach den rieſenhaften Grabhügeln der drei alten Götter des Nordens, die ich Vormittag beſucht hatte, neben welchen rechtshin der Kirchthurm von Alt-Upſala ſein ehrwürdiges Haupt gen Himmel erhob. Ich zog die ſchöne Linnäa noch einmal hervor, die ich auf Freya's Grab gepflückt hatte, um ſie zu vergleichen mit der Linnäa, welche ich vor mir auf dem an der Wand hängenden Bilde erblickte.

Linnaea borealis, Du jedem Naturfreunde heilig! — In einer ſchönen Symbolik ſtellt ſie das ganze, reiche, der Naturbetrachtung geweihte Leben Linné's dar! — Still und mühevoll windet ſich der Stengel, reich an kleinen herzförmigen Blättchen durch das grünende Kräutervolk der Wälder, ſie verweilt oft, gleichſam ſinnend, bei denen, welchen ſie auf dem Wege begegnet; endlich erhebt ſie fröhlich ihr zartes Blüthenglöckchen, womit ſie alle zu einer Gemeinde ruft. — So errang Linné unter tauſendfachen Mühen die Würde eines Oberprieſters der Natur und öffnete Tauſenden die Hallen des Naturtempels. —

Da ſah ich plötzlich auf dem Pfade, der von dem Hauſe in den Garten führt, eine ehrwürdige Geſtalt wandeln. — Sie verſchwand zwar ein paar Mal hinter dem Buchengebüſch, zeigte ſich dann aber wieder und ſchien dem Auditorium zu nahen. — Nun

ज्ञानं तत्त्वार्थसंज्ञितम् ॥ तत्र तत्त्वं द्विविधं जीवाजीवभेदात् । तत्र जीवो नाम चेतनालक्षणः सुखदुःखहेतुः । तद्विपरीतोऽजीवः । तत्त्वार्थो द्विविधः

Ar ne a ddug Rhodri ddim, ac ar ei ddiwedd, fe ddaeth Anarawd ei fab hynaf i'w weled. Ac ar hynny, fe ddywedodd Rhodri wrth ei fab, "Fy mab, mi a roddais i ti ddim ond Môn, ac mi a roddais i Gwynedd i'th frodyr. Ac am hynny, ti a fyddi ufudd i'th frodyr, ac ni fyddant hwythau ufudd i ti." Ac ar hynny, fe ddywedodd Anarawd, "Ni fyddaf ufudd i'm brodyr, ac ni fyddant hwythau ufudd i mi." Ac ar hynny, fe ddywedodd Rhodri, "Fy mab

— Was? rief G., Sie sind fest entschlossen? Und so auf einmal unvermuthet?

— Ja, antwortete ich, mein Entschluß steht fest. Die auf der Post bestellten Pferde nach Stockholm bestelle ich ab und eile zunächst nach Dannemora. Morgen früh sehen Sie, meine Freunde, mich zum Nordthor hinausfahren.

— Das ist ja herrlich! rief M., ich freue mich so sehr über Ihren neuen Plan, daß ich Sie bis Dannemora hin begleite.

— Ich auch! fiel der Isländer ein. Aber sagen Sie, was Sie so schnell umgestimmt?

— Oft üben, antwortete ich, unvorhergesehene Momente, — im Alltagsleben nennt man sie Zufälle, — auf unsre Entschlüsse einen Einfluß aus, den wir ihnen an und für sich nicht gern eingeräumt hätten. Halten Sie etwas auf Träume?

— Aberglaube, Nichts als Aberglaube! erwiederte Freund G. Wir Nordländer lieben mehr den klaren Verstand, als die täuschenden Gebilde nächtlicher Phantasie. Ihr in Euerm Süden habt's nur immer mit Euern Träumen und Ahnungen zu thun und erzählt Euch gern Eure Träumereien.

Ich verharrte diesmal doch in meinem „südlichen" Aberglauben und habe es nicht zu bereuen gehabt. Ohne jenen schönen Traum, der mich bestimmte, hätt' ich nie die Wunder der unterirdischen Welt bei Dannemora und Falun- und Elfdaa durchmustert, nie die hochherzigen Dalekarlier und Gustav Wasa's heilige Fluchtstätten, nie die glückselige Einfachheit der finnischen Einsiedler und ihr Birkenbrot kennen gelernt, hätte nie in den düstern Waldungen der Oster-Dalelf und bei den Eisgipfeln der Kiölen den Tanz grimmigbrummender Bären angeschaut und nie den zitternden Ball der Mitternachtssonne die schäumenden Wellen des heiligen Meeres küssen gesehen. — Ohne jenen schönen Traum hätte ich nicht die herrliche Christiana erblickt und ihre wackern edeln Söhne kennen gelernt, hätte nie vor Friedrichshall an des großherzigen Karl's Grabe gestanden und bei den brausenden Wasserfällen von Elfkarbley und Trolhätta staunend meine Seele erhoben gefühlt, — was ich Alles nächstens ausführlicher dem geneigten Leser zu schildern hoffe.

M. R.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Schreiner. — Auf nach Norden! — Grün, Zedlitz, Vogl. — Juriſtiſche und mediziniſche Literatur. — Meißner gegen Liebig. — Kaltenbaek.

Was ſagen Sie dazu, ein pergamentener Doctor (Sie wiſſen, aus welchem Felle Pergament bereitet wird) und Profeſſor G. F. Schreiner hat über die Sprachweiſe Gratz und Grätz ein Buch von hundertzweiundfunfzig großen Octav-Seiten herausgegeben und Sie können ſomit beruhigt ſein, daß die Langeweile noch lange, lange geſund fortleben wird. — So eben iſt ein Buch unter dem Titel: „Auf nach Norden", Gedicht in ſieben Geſängen, in Leipzig erſchienen, das einen Wiener zum Verfaſſer hat. Bereits vor fünf Jahren gab er ein Bändchen epiſch-lyriſcher Gedichte unter dem Titel „Marien-Kränze" heraus, welches in ihm ein angenehmes, wenn auch noch nicht völlig abgeklärtes Talent erkennen ließ; jetzt tritt es uns durch Schilderung des Nordens, den der Dichter bereiſ'te, entſchiedener entgegen. Der unter dem Namen Eginhard ſich bergende Dichter iſt ein Freiherr von Buſchmann, der mit der Gräfin Hahn-Hahn das traurige Schickſal zu erwarten hat, in Folge einer Dieffenbach'ſchen Cur, der er ſich vor einigen Jahren unterzog, zu erblinden. — Anaſtaſius Grün war einige Tage hier anweſend und bereitet eine vollendete Ueberſetzung: Kraineriſche Volkslieder (des Grafen bedeutende Beſitzung, auf der er lebt, Thuren am Hart, liegt in Krain) zum Drucke vor. Seine „Nibelungen im Frack" gingen, wohl durch die Kinnladenverrenkende Gewalt der Verſe, in Oeſterreich faſt ſpurlos vorüber; dafür meinen die Zartheit und Romantik düftelnden Salon-Damen ſich für lange Zeit mit der Natur abgefunden zu haben, wenn ſie Zedlitzens „Waldfräulein" ſchön finden, von welchem einer

der bedeutendsten modernen Dichter sagte: Das Gedicht komme ihm vor wie ein Wald, durch den man eine Heerde Böcke getrieben hat, es düftelt nur wollüstig, ohne gesundes, frisches Leben zu haben. — J. N. Vogl balladet weiter, d. h. er vomirt Wilhelm Müller, Gustav Schwab und erscheint, da diese Dichter in Oesterreich nicht populär sind, daselbst als originell. — Die juridische Literatur, wenn Gesetzsammlungen und Compilationen so genannt werden dürfen, liegt brach, einige Artikelschreiber in den hiesigen juridischen Zeitschriften möchten jedoch gerne berühmt werden. — Die medizinische Journalistik wurde um einige Zeitungen (die homöopathische) vermehrt. Die Naturwissenschaften in Oesterreich stellen leider den schlagendsten Beweis heraus, daß es uns an bedeutenden Talenten (nur Skoda und Rokitanski, als Populariſirer französischer Ideen und Erfindungen, sind anerkennungswerth) fehlt, denn hier greift die Censur, auf welche Manche ihre Unfruchtbarkeit oder die halbe Talentlosigkeit schieben, gar nicht ein. Der Gelehrte Endlicher muß sich von den Herren Högl und Fladunk Herr College nennen lassen. — Für Juristen wurde eine neue Kanzel creirt; ein Herr Doctor Beer, ein der Literatur völlig fremder Mann, wird gerichtliche Medizin vortragen. Meißner's Schrift gegen Justus Liebig ist wahr und grob und dürfte durch den Umstand anderseitig interessant sein, als sie von einem k. k. Professor herrührt, der das non admittitur der Censur darauf erhalten hat, und sie dennoch drucken ließ. Meißner aber ist berühmt und ein siebzigjähriger Greis und dürfte den Abschluß der Verhandlungen über seinen illegitimen Schritt im Jenseits vernehmen. — Die historische Wissenschaft liegt völlig brach, einige Sammler, die niemals Garben binden, wie z. B. Kaltenbaek, glauben uns hierin zu vertreten. Frommer Glaube das!

2.

Politische Rebus. — Ischler Fahrten. — Die Wiener über das preußische Attentat. — Die Börse und die Julitage. — Die böhmischen Wirren und die Mäßigung der Regierung. — Ein Rococo-Staatsmann.

Die Charaden und Räthsel sind in letzterer Zeit von den sogenannten Rebus verdrängt worden. Es ist wirklich wunderbar, mit welchem Aufwande von christlich-germanischer Geduld und Ausdauer das deutsche Publicum die Tiefe dieser großen Tagesfragen zu entziffern sucht. Wenn kein Krieg diese neue Phase der Entwickelung unseres Nationalcharakters unterbricht, so wird man bald zu den großartigen Eigenschaften, welche die deutsche Nation bereits charakterisiren, auch noch die fügen können, daß sie die geschicktesten Rebusentzifferer besitzt.

Vielleicht könnte einer dieser Geschickten auch folgendes Rebus lösen: Im Monate Februar trifft hier der Vertraute des Kaisers von

Rußland, Graf Orloff, ein; man ſpricht von einer Verheirathung eines öſterreichiſchen Prinzen mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin, in Schönbrunn werden Vorbereitungen zum Empfang des Czaren gemacht, der im Juni hier eintreffen ſoll. Aber der Juni kommt und kein Menſch ſpricht mehr von ruſſiſch-öſterreichiſchen Hochzeiten. In Schönbrunn wird die Tochter Ludwig Philipps empfangen, und ein Befehl des Kaiſers gebietet, daß ihr alle Ehren einer öſterreichiſchen Erzherzogin erzeigt werden ſollen. Der Czar aber geht ſtatt nach Wien — nach London, drückt dem Tory-Miniſter Peel freundſchaftlichſt die Hand, umarmt auf der Rückreiſe ſeinen Schwager auf der Eiſenbahnſtation von Potsdam vor den Augen Hunderter von Zuſchauer, und das Cartel wird erneuert. Statt des Czaren aber wird in Wien und Iſchl der König von Preußen zum Beſuche angeſagt. Die Times, die feinriechende, ſendet zwei Correſpondenten, wovon der eine in Wien, der andere in Iſchl ſich aufpoſtirt. Von London aber kommt ein Courier an die hieſige engliſche Geſandtſchaft mit der Nachricht, daß Lord Palmerſton, der Whigminiſter, der Juli-Tractatmann, der einſt gegen Rußland das Portfolio dirigirte, ſich ausſöhnte und wieder erboßte, nach Iſchl kommen werde, und wenige Tage darauf begibt ſich Sir Gordon, der hieſige engliſche Geſandte, ſtatt nach Kiſſingen, wie er beabſichtigte, nach Iſchl, wo die Fäden vielfacher Combinationen ihre Löſung von der Hand des Fürſten Metternich zu erwarten ſcheinen; obſchon die Auflöſung dieſes verſchlungenen Rebus weder in der Illuſtrirten, noch in der Theaterzeitung ſich finden wird. —

Das Attentat gegen den König von Preußen iſt hier ſo richtig beurtheilt worden, daß nicht ein Mal die Börſe eine Aenderung der Fonds verſpürte. Merkwürdig iſt, daß die fünf Großmächte in dieſer Beziehung einander gleich ſtehen, und daß ſowohl die Königin von England, als der Czar von Rußland, Kaiſer Ferdinand (gegen den ein Hauptmann einſt ein Piſtol losdrückte), wie Louis Philipp, und endlich auch der König von Preußen dem Meuchelmorde als Ziel dienten; wunderbarer aber noch iſt die Hand der Vorſehung, welche alle dieſe Häupter ſchützte.

Die Juli-Tage, welche ſonſt eine Stagnation an der hieſigen Börſe hervorzubringen pflegten, ſind dieſes Mal, ſo wie auch im vorigen Jahre, ſpurlos vorübergegangen. Man glaubt nicht mehr an Revolutionen — wie es ſcheint. Wenn nur Böhmen dieſen Glauben nicht unterbricht. Es ſind viele fremde Hände dort im Spiele, und der Verfaſſer der Pisne na Rebellu (Lieder auf die Rebellen), welche auf ſo kühne als räthſelhafte Weiſe vertheilt wurden, iſt gewiß kein Anhänger des öſterreichiſchen Hauſes. Die böhmiſchen Exceſſe ſcheinen gefährlicher in ihrer Nachwirkung, in ihren dumpf verhallenden Klängen, als in ihrem Ausbruche zu ſein. Es gibt viele Partiſane der alten Bluttheorie unter den hieſigen Geldphiliſtern. Dieſe

Nachdem dieses alles vor sich gegangen, wurde der Kaiser in die Kirche geführet, allwo das Te Deum laudamus gesungen, und nach solchem die Kaiserliche Krone, Reichsapfel und Scepter, wie auch das Schwert, welches alles bisher vor ihm hergetragen worden, auf den Altar gelegt, und hierauf die Messe gehalten worden. Nach geendigter Messe wurde der Kaiser wieder in sein Zimmer geführet, allwo er sich wieder ankleidete, und hierauf mit seinem Gefolge in die Reichsversammlung gieng, allwo er sich auf den Kaiserlichen Thron setzte, und die Reichsinsignien wieder vor ihm hergetragen wurden. Hierauf wurde die Kaiserliche Wahlcapitulation abgelesen, und nachdem solche geendiget,

Nicht blos ihren auf dem Felde ſtehenden Reichthum, ſondern auch ihre alten Vorräthe und ſelbſt die Häuſer, die ihnen Obdach gewährten, haben viele Tauſende verloren, die jetzt einer Zukunft ohne Hoffnung entgegengehen. Es wird Außerordentliches geſchehen müſſen, um dieſe außerordentliche Noth zu mildern, und in der That hören wir auch, daß zu dieſem Behufe bereits die erſten Staatsbeamten mit einigen hieſigen Banquiers und anderen angeſehenen Bürgern zuſammengetreten ſind, um in ähnlicher Weiſe Geldſammlungen zu veranſtalten, wie ſie vor zwei Jahren für Hamburg ſtattgefunden haben. Das Elend iſt jetzt unſtreitig in den ohnehin ſchon durch die ruſſiſche Grenzſperre ganz heruntergekommenen preußiſchen Oſtſeeprovinzen viel größer, als es jemals in dem von ſo vielen tauſend reichen Kaufleuten bevölkerten Hamburg war, das, wie man weiß, der eingegangenen Tauſende zum Theil gar nicht bedurft hat, da die abgebrannte Bevölkerung ſogleich Arbeit und Erwerb fand. Wer aber wird jetzt auch den armen Bürgern und Bauern von Schwetz und Heilsberg Arbeit und Erwerb verſchaffen?

Mit Rückſicht auf die eingetretene große Calamität iſt bereits die Einberufung der Landwehr jener Provinz, die in der nächſten Woche ſtattfinden ſollte, abbeſtellt worden. Auch zweifelt man, daß der König nach ſeiner Rückkehr aus Wien auch noch, wie er ſich vorgenommen, zum Manöver nach Preußen reiſen werde. Die Univerſität Königsberg, die in dieſem Monat ihr dreihundertjähriges Jubelfeſt feiert, würde dies am meiſten bedauern, da ſie den König, welcher ihr Rector Magnificus iſt, bei dieſer Gelegenheit erwartet hatte. Bereits haben ſich die Herren Profeſſoren die neue Amtstracht anfertigen laſſen, welche für die verſchiedenen Facultäten in ſchwarzen, rothen, violetten und blauen Roben beſteht und worin ſie ſich, inſofern die Perſon ſelbſt nicht gar zu unſtattlich iſt, recht ſtattlich ausnehmen ſollen. Profeſſor Jacoby, der berühmte Mathematiker der Königsberger Univerſität, der ſich jetzt hier befindet, nachdem er auf des Königs Koſten eine italieniſche Reiſe gemacht, wird nicht mehr nach der Pregelſtadt zurückkehren, ſondern hier bleiben, da ihm das hieſige Klima — wir wiſſen nicht, ob auch die politiſche Atmoſphäre in Berlin — mehr zuſagt, als das dortige.

Ganz erfreulich war es, den alten Alexander von Humboldt bei der Feier zu ſehen, die ihm vor einigen Tagen die Akademie der Wiſſenſchaften zur Erinnerung an ſeine vor vierzig Jahren geſchehene Rückkehr von ſeiner großen amerikaniſchen Reiſe veranſtaltet hatte, und bei der auch ein Neffe Napoleons, der Fürſt von Canino, zugegen war. Humboldt iſt 1769 geboren, alſo jetzt fünfundſiebzig Jahr alt; er erſcheint aber noch ſo jugendlich und rüſtig, wie ein Funfziger. Viel hört man hier und da über ſeine doppelte Stellung zum Hofe und zur Wiſſenſchaft raiſonniren, aber gerade dieſe Stellung macht

Ihre Kinder in Gefahr, so ist es ihre Pflicht, sie zu retten, und sie würden sich eines Verbrechens schuldig machen, wenn sie es nicht thäten. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen nicht helfen kann, und ich habe Ihnen gesagt, daß Sie Ihre Kinder nicht retten können, ohne sich selbst zu retten. Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie sich selbst nicht retten können, ohne Ihre Kinder zu retten.

Ihr Verfasser und Herausgeber, Herr Professor Dr. Ludwig Hirschfeld, hat sich durch die Herausgabe dieses Werkes ein grosses Verdienst um die Geschichte der Stadt Mainz erworben. Es ist ein Werk, das nicht nur für Mainz, sondern für die Geschichte der Rheinlande überhaupt von grosser Bedeutung ist

Miniſteriums des Innern Geltung für die ganze preußiſche Monarchie. Was aber die Wirkſamkeit in Bezug auf die Univerſität betrifft, ſo fällt ſie ziemlich mit jener des Polizeipräſidenten zuſammen. Die Polizei iſt ihrer Natur nach eine Anſtalt, die nicht treibt und bewegt, ſondern hemmt und hält, und als ſolche wird ſie immer mit dem ſtrebſamen Geiſte, der nur in ſich ſelbſt Grenzen kennt, in Colliſion gerathen. Univerſität und Polizei ſind Gegenſätze, die ſo weit als möglich aus einander gehalten werden müſſen. Daß die Viadrina an einer ſo ſichtbaren Abſpannung aller Kräfte leidet, daran iſt zum Theil ihre Präventivbedachung Schuld. So oft einzelne geiſtig rüſtige Studirende es verſuchten, dem total faulen Corporationsweſen einen anderen ſittlichen Grund zu geben, fanden ſie an dem conſervirenden Schild einen hartnäckigen Widerſtand und bekamen Zeit, fern von Madrid über ihre reformatoriſche Narrheit nachzudenken. Die Elemente zur Neugeſtaltung des ſocialen Lebens unter den Studirenden ſind vorhanden, es fehlt ihnen nur die Freiheit der Entwickelung, um die kindiſchen Spielereien der Landsmannſchaften auszukehren. Bis jetzt aber haben letztere noch immer eine thatſächliche Bevorzugung erfahren, und ſobald ihre Gegenpartei gefährlich zu werden drohte, fanden ſich Mittel, die ſchwerer wiegende Schale zu erleichtern. Das iſt nun freilich eine Arie, die in ganz Deutſchland zum tauſendſten Male von ſchlechten Muſikanten da capo geſungen wird, ohne von den erſten Ranglogen gehört zu werden, aber ſchadet Nichts, Geſang bringt die Luft in Schwingung, und durch Luftſchwingungen verziehen ſich ſchlechte Dünſte. Ach ja, die Dünſte! Die lagern ſich immer dichter über unſer ſchönes Schleſien. Wie wollten wir ſie fortſingen, wenn uns nur die Streichinſtrumente zu Worte kommen ließen! Seitdem das Ober-Cenſurgericht anfängt, bei ſeiner Entſcheidung über geſtrichene Artikel die „beſonderen Umſtände" zu berückſichtigen und mit dem Imprimatur kärglicher zu werden, vergeht den hieſigen Publiziſten vollends alle Luſt zum Schreiben. Ich ſpreche es ungern aus, weil ich damit meiner früheren Meinung entgegentrete: das Vertrauen zu dieſer Behörde verliert ſich immer mehr. Seit einiger Zeit behält ſie viele von den ihr zur Entſcheidung eingeſandten, auch von ihr nicht zum Druck zugelaſſenen Artikeln und ſchickt den Verfaſſern blos das Erkenntniß zu. Wenn es nun gar keine Frage ſein kann, daß ein geiſtiges Eigenthum auch ein Eigenthum iſt, und zwar eins, das auch einen materiellen Werth hat, wo nicht auf preußiſchen, ſo doch auf „ausländiſchen" Stapelplätzen, ſo iſt dies Verfahren des Obercenſurgerichts wirklich unbegreiflich, um ſo mehr, als der Eigenthümer die Koſten der Remiſſion ganz allein zu tragen hat. Ich wünſche von Herzen, daß jene Behörde aus dieſen Worten die Veranlaſſung nehme, ſich über dieſe Angelegenheit in ihrem eigenen und im Intereſſe ſo vieler Betheiligten auszuſprechen.

Daß Eduard Pelz festgesetzt worden ist, haben Sie aus den Zeitungen erfahren. Als der Polizeirath Duncker hier angekommen war, um inquisitorisch zu debütiren, gedachte er sogleich seines alten Universitätsfreundes E. Pelz. Aber er wußte nicht, ob der Commilitone auch seiner würdig geblieben, und darum erkundigte er sich unter der Hand bei den armen Spinnern und Webern nach ihm, ob er sich auch ihrer Noth gehörig angenommen, und was er zu all ihrem Elende gesagt habe. Da aber diese dummen Leute gegen die „Herren" ein absonderliches Mißtrauen besitzen und ihnen nie die Wahrheit sagen, so soll sich Duncker — ut fama fert — als Weber verkleidet und ganz cordial mit ihnen gethan haben. Erst hierauf besuchte er Pelz und schwelgte mit ihm in den Erinnerungen vergangener Tage. Nach einiger Zeit wird letzterer ad terminum nach Schweidnitz citirt und — — festgesetzt. Weshalb? Das weiß man nicht. Bald darauf brachte man ihn in's Inquisitoriat nach Breslau und heute ist er bereits frei gelassen. Pelz wird gewiß nicht schweigen.

Wie sich das Leben an der exclusiven Wissenschaft rächt, so scheint auch im Leben selbst der niedere Stand an dem höheren Rache nehmen zu wollen. Unter der Sonne des neuen Geistes hat der Gährungsprozeß begonnen: die Hefen brodeln von unten nach oben, und das Wort „Abschaum" wird Wahrheit werden. Während sich unter der arbeitenden Classe, den Proletariern, Angstarbeitern, oder wie man sie nennen will, ein so tüchtiger Fonds von Sittlichkeit und gesunder Geisteskraft zeigt, bilden sich die capitalen Goldjungen immer mehr zu anständigen Taugenichtsen heran. Den Roué zu spielen, die Cour zu machen, in den Salons herumzuflattern, die Zeit durch Saufen, Spielen und nichtsnutzige Lectüre todt zu schlagen, das genügt ihnen nicht mehr ganz; sie wollen eine Beschäftigung haben, die mehr in die Augen sticht, nobler, ritterlicher ist. Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, haben unsere schlesischen Tagediebe den Reitjagdverein erfunden, zu dem sie bereits im Anfange dieses Jahres die Statuten entwarfen. In der ersten Vereinshitze begingen sie die Thorheit, einige Paragraphen davon der Oeffentlichkeit zu verrathen, z. B. daß das Reitjagen ihren Muth stählen und der Verweichlichung, der Folge des langen Friedens, vorbeugen solle; daß sie die Pferdezucht in Flor zu bringen gedächten. Als aber unsere Presse ihnen deswegen tüchtig zu Leibe ging, schwiegen sie mit einem Male still, bis sie endlich wieder vor einigen Tagen anzeigten, daß es ihnen gelungen, eine Meute zu erwerben, und daß die verehrten Theilnehmer anzeigen möchten, wie viele Hunde und Leute sie mitbringen würden. Diese Annonce, welche nur zu deutlich verrieth, daß sie in den Hundstagen abgefaßt sei, erregte buchstäblich allgemeinen Unwillen. Sie sollte eine Entgegnung finden, da unser Censor aber selbst Mitglied des Vereins ist, so war dies natürlich unmöglich. Wie ich gehört habe, werden sich un-

sere sämmtlichen Journalisten als Klapperer und Hifthornbläser bei dem ersten Jagdreiten einfinden. Schade, daß die Zeitungsschreiber nicht freie Jagd haben, sie würden gewiß die Jäger zu Gejagten machen.

x.

IV.

Aus Hamburg.

Der König von Sachsen in der Republik Hamburg. — Spielgeschichte. — Kinderballet, verboten. — Theater, Tichatschek, Hendrichs, Döbler. — Das Allbuch von Clemens. — Carrière's Biographie Bettina's. — Hamburger Bilderzeitung.

Wir Republikaner sind nie manierlicher und liebenswürdiger, als wenn ein König oder sonst ein regierendes Haupt von Bedeutung in unsere Gesichtsweite kommt. Der König von Sachsen ward hier wie ein Halbgott empfangen und angegafft. Die Kanonen donnerten, alle Schiffe im Hafen hatten festlich ihre Flaggen aufgehißt, eine unabsehbare Menschenmasse wogte am Elbquai und auf den grünen Höhen des Stintfanges und der Wallonlogen. Die republikanischen Kehlen brüllten ein so anhaltendes und kräftiges Hurrah, daß die Pferde vor dem Staatswagen sich schier entsetzten, und der gallonirte Kutscher von seiner Peitsche einen ziemlich zweideutigen Gebrauch zu machen sich genöthigt sah. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich in noch großartigerer Weise am Abend, als das hanseatische Musikcorps in einem illuminirten Fahrzeuge auf dem Alsterbassin bis in die Nähe der Wohnung des Monarchen schwamm und ihm nach eingenommenem Diner die Ohren voll musicirte. Es war einer der wenigen schönen Abende, welche der heurige häßliche Sommer uns zu schenken geruhte, und so war es für die neugierige Menge doppelte Lockung, sich im Jungfernstiege die Rippen zu quetschen und Hurrah zu schreien. Man versichert, daß an diesem Abend zwanzig bis dreißig tausend Menschen des Königs von Sachsen halber auf den Beinen waren. Daß es der bekannte humane Sinn und die sonstigen rühmlichen Eigenschaften gerade dieses Fürsten gewesen wären, wodurch ihm so lebhafte Huldigungen zu Theil geworden, läßt sich leider nicht hinzufügen. Höchst wahrscheinlich würde der König von Baiern in gleicher Art begrüßt worden sein und das, was Sie vor einiger Zeit, bei Gelegenheit der Durchreise des Kaisers von Rußland, über das philiströse Benehmen der Residenz Braunschweig schrieben, dasselbe, meine ich, ließe sich auf den Hamburger Enthusiasmus ohne Ungerechtigkeit auch anwenden. Vielleicht aber ist unser Republikanismus ein grundgescheidter Kerl, und nur, um zu hohen Jahren zu kommen, als ein Mann von feiner Sitte und reiner Wäsche gepriesen zu werden, macht er Katzenbuckel, schreit er Hurrah, illuminirt und musicirt

er, ſo oft ein gekröntes Haupt ſich zeigt, gleich viel, von welcher Höhe und von welchem Werthe. — Die hieſigen Blätter melden, daß auch der grüne Tiſch, der für die wenigen Tage des Wandsbecker Pferderennens — welches diesmal, im eigentlichſten Wortſinne, zu Waſſer wurde — aufgeſchlagen wird, bereits die entſetzliche Frucht des Selbſtmordes zum Gedeihen brachte. Ein unglücklicher Spieler, der mit fremdem Gelde Fortuna verſucht hatte, ſetzte nach einem bereits errungenen Gewinn von zweihundert Louisd'or das Spiel fort, büßte Alles, bis auf das letzte Geldſtück, ein, ließ ſich auf der Elbe von einem Barkenführer die tiefſte Stelle andeuten und ſprang, während der Andere abgewendet rudernd von dem Unheil Nichts merkte, raſch in die Wellen, die ihn erſt als Leiche dem Lande wiedergaben. An dieſe düſtere Geſchichte möge ſich eine ziemlich luſtige ſchließen. Die Herren unſeres hochedeln und hochweiſen Rathes haben in dem harmloſen Kinderballet der Mad. Weiß aus Wien etwas höchſt Unmoraliſches entdeckt und trotz der viermal wiederholten Suppliken der Direction des Thaliatheaters, trotz der wohlwollenden Verwendung des öſterreichiſchen Miniſterreſidenten für dieſelbe, durften beſagte Kleinen ihre unſchuldigen Sprünge und Gruppirungen nicht ausführen. Fama behauptet, eine rivaliſirende Theaterbehörde habe in dieſer Angelegenheit einige mephiſtopheliſche Thätigkeit entwickelt. Die Antigone iſt in achtungswerther Vorſtellung und mit günſtigem Erfolge doch, wie begreiflich, nicht ohne Controverſe der kritiſchen Stimmen — fünf Mal gegeben worden. Tichatſchek von Dresden füllt die großen Räume des Stadttheaters in jeder Beziehung, was nur einem Sänger von bedeutendem Stimmfonds und außerordentlichem Rufe gelingen kann. — Hendrichs wird trotz des neulich erwähnten Erſatzmannes mehr und mehr ſchmerzlich vermißt und Döbler läßt hier jetzt ſeine wirklich wunderſchönen Nebelbilder, dissolving views, unter ſtürmiſchem Beifall im Stadttheater ſchauen. — — In den letzten Tagen iſt hier von einem originellen Menſchen, Fr. Clemens (Gerke) ein originelles Werk erſchienen — „Das Allbuch, eine Bibel." Ich kenne leider bis jetzt ſelbſt nicht viel mehr als den Titel dieſer Schrift; originell aber darf man ſie ſchon nach dem bloßen Durchblättern nennen. Nähere Erörterung behalte ich mir vor. Das Buch wird viele Feinde finden, wenig Freunde, was bisher des Autors Loos häufig geweſen. Clemens bleibt aber doch ein urſprüngliches Talent, ein Selbſtdenker und geiſtig freier Menſch, der mit rüſtiger Kraft und ſeltener Energie auf einem höchſt abenteuerlichen Lebenswege bis zu ſeinem jetzigen Standpunkt vorgedrungen. — Moritz Carriere hat für die Gratisbeilage unſerer „Jahreszeiten" die Biographie Bettinens in ſehr ausführlicher Weiſe geliefert. Das Weſen der merkwürdigen, geiſtig rieſenmäßigen Frau würde mittelſt der Carrière'ſchen Blätter ſicher allgemeiner begriffen und gründ-

licher aufgefaßt werden, hätte ihr Biograph ſich populärer auszudrükken verſtanden. Es iſt eine ſchlimme Eigenheit der deutſchen Literaten, daß ſie bei ihrem Schaffen ſo ſelten das Publicum im Auge behalten, für welche es zunächſt beſtimmt. Die Franzoſen verſtehen das bei weitem beſſer, oder vielmehr, ſie ſchreiben ſo, daß faſt immer jede Claſſe von Leſern der Meinung iſt, ſie allein habe dem Autor vorgeſchwebt. Könnten dieſe Worte dazu dienen, der Schrift Carriere's ihren Leſerkreis recht bedeutend zu erweitern, ſo würden ſie Gutes ſtiften, denn jene Biographie wirft helle Lichter auf eine der Heroinnen unſerer Frauenliteratur. — Von hier aus hat man vor Kurzem der „Illuſtrirten Zeitung" von der bevorſtehenden Concurrenz einer Hamburger „Bilderzeitung" geſchrieben. An dieſer Nachricht war jedoch, wie ſich aus allen eingezogenen Erkundigungen ergab, kein wahres Wort, ſondern ſie entſprang einem literariſch-induſtriellen Gehirn, welches auch in anderer Hinſicht bereits eine nicht geringe ſpeculative Thätigkeit offenbarte.

V.

Notizen.

Bettlerlied von heute. — Weſché. — Wie man in Marocco ſein Glück macht.

— Es iſt eine alte Wahrheit, daß die Menſchen lieber Almoſen geben, als zahlen, lieber großmüthig thun, als ihre Pflicht erfüllen, ſo wie die Könige lieber gnädig ſind, als gerecht. Ein komiſches Beiſpiel ſind die preußiſchen Miſſionsprojecte. Hinter den engliſchen Unternehmungen der Art ſteckt Politik und Coloniſationsgeiſt. Will Preußen mit ſeiner „Amazone" Eroberungen in China und Japan machen? Da ſitzen einige gottſelige theologiſche Profeſſorinnen und Miniſterinnen zuſammen und ſtricken und nahen; die Frau Profeſſorin Strümpfe für die Hottentotten und Hottentottlein, die ſo unglücklich ſind, barfuß zu laufen; die Frau Miniſterin Hemden, Schürzen und Bauchbinden, denn ſie erröthet bei dem Gedanken, daß der Kaffer und ſeine Frau in ſündhafter Nacktheit einhergehen. Schleſien aber curirt man durch ein neues Wehrſyſtem und durch die Erklärung, daß die dortige Noth eine Erfindung der Zeitungsſchreiber ſei. Aus Altpreußen, wo dieſes Treiben am ärgſten ſein ſoll, ging uns darüber ein „Bettlerlied von heute" zu, aus dem hier einige Strophen ein Plätzchen finden mögen.

Nach Indien, nach Afrika,
O wären wir doch Alle da,
Um unſer Leid zu enden!
Sie ſammeln hier von Haus zu Haus,

Sie plündern bald die Heimath aus,
Dort Christentrost zu spenden.

Doch hier ist Schande, hier ist Noth,
Des Webers Kindlein weint nach Brot,
Sein Weib, das liegt im Sterben.
Verfaultes Stroh ist unser Flaum,
Der Glaube ward zum wüsten Traum,
Der Becher liegt in Scherben!

Die Neger dort bekehret Ihr,
Die Bettler hier vermehret Ihr,
Wie wird die Zukunft nachten!
Ihr tränket der Sahara Sand
Und laßt das eigne Vaterland
Vor Eurer Thür verschmachten.

— Dr. Hitzig hat einen kleinen Beitrag zur Kritik deutscher Uebersetzungskunst geliefert, der recht amüsant ist. Im juif errant kommt eine Medaille vor mit der Inschrift: „Victime de L. C. D. J." Niemand weiß bis jetzt, vielleicht Sue selbst nicht, was die Anfangsbuchstaben bedeuten. Herr Weschè übersetzt flottweg: Opfer des L. C. D. J. Hitzig bemerkt nun in der Vossischen, die Initialen könnten entweder de la croix de Jesus, oder de la compagnie de Jesus heißen, keinesfalls würden später, wenn das große Mysterium herauskommt, die Buchstaben im Deutschen passen. — Wir glauben, Weschè wird sich doch nicht so blind in Gefahr begeben haben, da er, nach der buchhändlerischen Annonce, Herrn Sue selbst zum Mitarbeiter hat?

— Ein englischer Tourist begegnete in Marocco einem Blödsinnigen, der für heilig gehalten wurde. Er warf ihm eine Geldmünze zu. Da nahm ihn der Heilige beim Kragen und spuckte ihm in's Gesicht. Als der so Gesegnete sich abwischen wollte, rief ein Maure: „Was thust Du? Der Heilige hat Dir in's Gesicht gespien, Du wirst glücklich sein!" — Auch in der nichtmaroccanischen Welt macht Mancher sein Glück dadurch, daß er sich von Einfaltspinseln und Blödsinnigen anspucken läßt. Die Dummköpfe werden bei uns nicht für heilig gehalten, aber sie sind oft mächtiger als alle Heiligen der Welt.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Lebensbilder aus Berlin.

Von

Albert Fränkel.

Ein Hôtel garni.

(Aus den Papieren eines Freundes.)

Zweite Abtheilung.

1.

Unter dieſen Hausaventüren war nun nach den Weihnachtsfreuden auch der Carneval vorübergerauſcht und Faſtnacht, jene Nacht, erſchienen, in der Berlin noch einmal den Jubel des Sylveſter wiederholt und mit erneuerter Anſtrengung ſeinen ganzen Wintertaumel austobt. Wer feiert nicht Faſtnacht in Berlin, wer durchjubelt nicht dieſe Nacht wenigſtens bei Punſch und Pfannkuchen? Ich könnte Euch an Orte führen, wo man von all dieſen Freuden Nichts hört und weiß, wo, während der laute Jubel durch alle Straßen zittert, während bunte Maſſen ſich trunken durch glänzende Locale wälzen, die dumpfſte Stille und Gedrücktheit des Elends herrſcht, und hinter zerbrochenen Fenſterſcheiben ganze Familien bei einer düſteren, ſchon halb erloſchenen Lampe, in dumpfen, kalten Zimmern kauern, ihr trockenes Brod verzehren und ſich dann aus Mangel an Licht und Wärme frierend auf ihr trockenes Strohlager werfen; ja, ich könnte Euch, wenn es mir darum zu thun wäre, den Contraſt hervorzuheben, an all die verſchiedenen Plätze führen, wo der hungernde Jammer ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Doch habe ich hier nicht dieſes ſtille, verlaſſene und verborgene Elend zu ſchildern, ich will mit Euch mich amüſiren, mit Euch an die lauten, lärmenden Orte der Freude gehen, für's Erſte in eine Geſellſchaft, in die ich heute Abend geladen ward.

Der Hofrath iſt nicht blos ein reicher, ſondern gilt auch als ein kenntnißreicher Mann. Er hat in der Geſellſchaft den Ruf als Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, und verſammelt in ſeinem Salon die meiſten, beſonders jüngere Notabilitäten, die ſich, zu ſeinem größten Stolze, bemühen, der Bildung und dem Geſchmack ſeiner Tochter in enthuſiaſtiſcher Weiſe zu huldigen. Agnes verdient in der That in der guten Geſellſchaft den Namen eines geiſtreichen Mädchens, denn ſie ſpricht ſehr gut Franzöſiſch und Engliſch, ſpielt vortrefflich Klavier, ſieht ſehr bleich und intereſſant aus, macht höchſt geſchmackvolle Toilette, hat Jean Paul und Goethe geleſen und ſich von ihrem Papa den Fauſt erklären laſſen, hat ſich auch mit deſſen Hauptſteckenpferd, der italieniſchen Poeſie, vielfach beſchäftigt, unterhält ſich am Liebſten mit jungen Gelehrten und Künſtlern, lieſt alle neuen Romane, ſchwärmt für die Paalzow, kurz ſie iſt das Muſter deſſen, was man in der Geſellſchaft ein gebildetes Mädchen nennt, ein Mädchen, mit dem man ſich unterhalten kann. In dieſe geiſtreiche Familie war ich zu Faſtnacht geladen. Ich fand eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft und, wie ich vermuthet hatte, auch Herrn Felix mit ſeiner Familie. Ich hatte ihn ſeit jener Begebenheit nicht geſehen; er kam mir etwas ſcheu mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit entgegen, vermied es aber natürlich ganz, von unſerem neulichen Zuſammentreffen zu ſprechen. Agnes ſtrich an uns vorüber: Ich habe Ihnen Ihr Buch wieder zurückgeſchickt, ſagte ſie zu Felix. Faſt bin ich böſe auf Sie, daß Sie mich mit ſo undelicater Lectüre verſorgen, wie Boz ſie in dieſen Londoner Skizzen wieder geliefert hat. Dieſes Buch hat mich in meinem Urtheil über Boz neu beſtärkt; ich habe es längſt geſagt, er iſt kein Dichter, es fehlt ihm jene Delicateſſe und Zartheit, dem feineren Auge zu verbergen, was es nicht ertragen kann. Er weiß ſeinen Schilderungen des Laſters und Elends nicht jene ätheriſche Hülle überzuwerfen, die es uns nur ahnen läßt; er hat eine wahre Freude daran, uns die Zuſtände des niederen Volks ſo plump und gemein zu ſchildern, wie ſie wirklich ſind. Während ich mich in der Wirklichkeit vor dem Hauch dieſer Sphären ſcheue, will ich auch in einem Buche nicht mit ihm zuſammenkommen; das kann nur Speiſe für ein höchſt ordinäres Publicum ſein, eben ſo wie die Schriften der Madame Dudevand, die uns gar idealiſche Schneider- und Tiſchlergeſellen als Romanfiguren verführt und mit ihren oft

recht ſinnloſen Romanen mehr läſtig als angenehm wirkt. Aber das Mitgefühl, das Boz mit der Armuth und dem Laſter hat, wird doch gewiß das zartfühlende Herz der Fräulein Agnes nicht unberührt gelaſſen haben, meinte der wohlthätige Felix, den in Boz beſonders ſeine ſentimentale Seite angeſprochen hatte. — Gibt es aber nicht andere erhabenere, zartere Dinge, uns zu rühren, antwortete Agnes, als den Anblick von Bettlern, wie wir ſie täglich auf den Straßen ſehen, oder von verworfenem, gemeinem Geſindel, das wir gar nicht ſehen und kennen wollen? Das ſind ſchlechte Mittel, den Effect hervorzurufen; ein guter Dichter wird ſich ihrer nimmer bedienen. Während Fräulein Agnes von dieſen tiefen Geſichtspunkten aus dieſes höchſt geiſtreiche Geſpräch in derſelben Weiſe, mit wahrhaft liebenswürdiger Selbſtgefälligkeit fortführte, und Felix's Blicke mit einem unnennbaren Ausdruck von ſprachloſer Bewunderung auf den Marmorzügen der urtheilenden Schönen ruhten, hörte ich, als ich eben auf dem Wege war, die näheren Motive zu finden, warum er Mathilden ſo plötzlich verlaſſen habe, am anderen Ende des Zimmers den Namen „Liszt" nennen.

Es war dies nämlich in jener Zeit, da Berlin gerade in ſeinem wonnereichſten Lisztrauſche lag, in jener ewig denkwürdigen Zeit, über die einmal ein ſpäterer Culturhiſtoriker ſtaunen, ſie mit ewigem Griffel in die Bücher der Geſchichte eintragen und als Zeichen von der Größe des gegenwärtigen Geſchlechts und ſeiner guten Geſellſchaft, ſeinen zwerghaften, geiſt- und thatloſen Zeitgenoſſen entgegenhalten wird. Berlin war damals der Schauplatz wichtiger Ereigniſſe und Thaten, eine großartige Begebenheit drängte die andere: Liszt iſt heute dort geladen, morgen iſt er da, geſtern hat er auf der Straße mit der oder jener Dame geſprochen, vorgeſtern hat er im Gaſthofe ſo und ſo viel Champagner getrunken, zum übermorgenden Concert ſind alle Billete ſchon vergeben u. ſ. w. Ich muß geſtehen, die Erzählungen dieſer großartigen Begebenheiten hatten einen ſo angreifenden Eindruck auf meine Nerven gemacht, daß ich ihretwegen ſchon längſt die Geſellſchaft gemieden hatte. Jetzt alſo hörte ich plötzlich im Salon des Herrn Hofraths den Namen „Liszt" ausſprechen und ſah gleich den gefürchteten Schrecken des Abends in ſeiner ganzen Geſtalt vor mir. Auch Felix und Agnes horchten gleich hoch auf und unterbrachen ihre für mich ſo intereſſante Unterhaltung. Man

war dort bald im Schwunge, die steifen Glasgesichter der Damen belebten sich, einige der Herren hatten wieder diese oder jene neue Anekdote von Liszt zu erzählen, von seiner Lebensart, von seinen kleinen und großen Neigungen, von seinen Thaten, seiner Bescheidenheit; sie brachten aber durchaus den Damen nichts Neues, diese wußten Alles bis auf die kleinsten Details schon umständlicher und besser. Alles war nun in den Lisztzauber wie versenkt; doch bemerkte ich, daß dabei der dampfende Punsch und die Pfannkuchen durchaus nicht vergessen wurden. Ein junger Mann las ein sechszehnstrophiges Gedicht auf Liszt vor, das er eigens für den heutigen Abend gemacht hatte, ein junger Componist trug eine Phantasie vor: „Liszt am Klavier", ein junger Maler präsentirte ein Bild, das dieselbe Situation vorstellte. Der Enthusiasmus, so von der Kunst geschmeichelt und unterstützt, kannte nun keine Grenzen mehr, alte und junge Damen und Männer, Alles war hingerissen zum stürmischsten, begeistertsten Beifall. Besonders sah man dem Herrn Hofrath das Entzücken über das tiefsinnige Urtheil an, das seine Agnes über die vorgetragenen Productionen äußerte. Wie war das gebildete Mädchen erhoben und hingerissen! — O, wenn Jean Paul noch lebte, lieber Papa, sagte sie am Schlusse ihrer langen Rede, was würde er wohl von Liszt sagen? Eine feierliche Stille verbreitete sich, das Gespräch fing sich an zu wenden, man kam auf Jean Paul zu sprechen. Ein ernster junger Mann, der dort im Winkel saß, wagte es, hier ein scharfes, kritisches Urtheil auszusprechen. Der abgeschmackte, gelehrte Pedant, hörte ich Agnes leise zu Felix sagen, der sich neben sie gesetzt hatte und zärtliche Blicke mit ihr wechselte. Jener arme junge Mann, er war noch kindisch genug, in der guten Gesellschaft ein gutes Urtheil abgeben zu wollen, noch kindisch genug, das Urtheil dieser Leute für so gewichtig zu halten, daß er ihnen widersprach! Die Damen hielten sich bei seiner eifrigen Auseinandersetzung bald die Tücher vor's Gesicht, um ihr Gähnen oder Lachen zu verbergen; die Männer aber fuhren auf ihn los. — Der Mann muß sich noch nicht viel in guter Gesellschaft bewegt haben, meinte Agnes zu Felix; sehen Sie nur, mit welcher Art er widerspricht, wie pöbelhaft er schreit, und wie er die Arme beim Sprechen in die Luft schleudert. Ich gab ihr im Herzen Recht. Der junge Mann hatte in seinem Disput den Namen Börne erwähnt. Das war Wasser auf der Mühle, nun ging

es an ein Raiſonniren über Börne, über dieſen Schwätzer und Schreier, dem es an der nothwendigſten wiſſenſchaftlichen Bildung gefehlt hätte. Der junge Mann ſtritt begeiſtert für ſeinen Börne und hob beſonders die Tiefe und den Ernſt ſeiner Ueberzeugung hervor. Wie lächerlich! In der guten Geſellſchaft von Ueberzeugungen zu ſprechen, als ob man da nichts Wichtigeres zu thun hätte, als ſich um Ueberzeugungen zu kümmern und ſie würdigen zu lernen. Auch der beleſenen Agnes, der Verehrerin des claſſiſchen Romans „Thomas Thyrnau" war dieſer Schreihals Börne ein Gräuel. Der fortdauernde Eifer des jungen Freiheitsmannes, ſo wie das naheliegende Thema führte endlich auf die neueren Tendenzen. Der junge Mann wagte es, auch hier eine Meinung zu haben. Wie extravagant, wie aufgeblaſen, wie närriſch man ihn fand, wie man auf die Faſeleien der kindiſchen Schreier ſtichelte, die jetzt Alles beſſer wiſſen wollten! Die Philoſophie wurde verdammt, daß es eine wahre Luſt war, Hegel ein höchſt abgeſchmackter Menſch genannt, von dem man nicht drei Zeilen leſen könne, ohne auf eine Verrücktheit zu ſtoßen; Schelling aber, der Gott des Tages, der damals gerade berufene, auf echt loyale Weiſe hervorgehoben. Der junge Mann ſprach noch immer mit einem Eifer, als diſputire er mit Leuten, denen es wirklich Ernſt um die Sache ſei, die wirklich wüßten, was ſie ſagten, die Alles geleſen und ſtudirt hätten, worüber ſie ſprachen, und ſich eine Meinung darüber gebildet hätten. Es war wirklich eine höchſt ſpaßhafte Komödie, dies Alles mit anzuhören. Felix ergoß ſich eben zu ſeiner aufmerkſamen Zuhörerin in einer geiſtreichen Schilderung der letzten Vorleſungen Schelling's. Obwohl Agnes ihm mit Intereſſe zuhörte, als begriffe ſie den myſteriöſen, tiefen Sinn ſeiner Worte, merkte ich doch, daß er ſelber das Einfachſte nicht verſtanden hatte. Unterdeß war dort der Streit noch in voller Gluth. Der junge Mann wollte ſich durchaus nicht zufrieden geben; der Hohn, mit dem man ſeinem Enthuſiasmus begegnete, fachte ſeine Wuth nur noch mehr an. Er vertheidigte Conſtitution und Geſchwornengerichte, ſprach von „ſervilen Sklaven und Beamtenknechten", von einem „jungen Morgen", der aufgehen werde, von den ſieben Göttingern, von Jacobi und der badiſchen Oppoſition u. ſ. w., kurz er ennuirte, wie ich bald ſah, die ganze Geſellſchaft, und Herr Felix, der ſo eben neben mir ſeine Auseinanderſetzung der Schelling'ſchen Weisheit vollendet hatte und

ſich nun, wie er zu Agnes ſagte, an dem Geſchwätz dort langweilte, erhob ſich, nahm ein Glas zur Hand und rief mit ſo lauter Stimme, daß augenblicklich Alles verſtummte: Meine Herren und Damen! Ich fühle mich gedrungen, bei unſerem heiteren und ſchönen Beiſammenſein zwei Männern ein Lebehoch zu bringen, die gewiß unſere tiefſte Verehrung verdienen. Es lebe Schelling, der uns aus den Irrgängen der falſchen Philoſophie wieder dem Lichte der Wahrheit entgegenführt, er, der von unſerem allergnädigſten König ſelbſt zum geiſtigen Retter der leidenden Menſchheit berufen wurde, und Liszt, Franz Liszt, nicht der Künſtler, nicht der Hervorzauberer kühner, berauſchender Töne, nicht der liebenswürdige, beſcheidene, begeiſternde Mann von europäiſcher Bedeutung, ſondern Liszt, der Wohlthäter der leidenden Menſchheit, der Helfer der Armen und Nothleidenden! Er lebe hoch! Hoch! hoch! hoch! erſcholl es von allen Seiten unter Gläſerklirren, daß der Salon erzitterte. Es war das erſte Mal, daß ich eine Berliner Geſellſchaft in Bewegung und aus der anſtändigen noblen Ruhe hatte kommen ſehen. Felix's Augen füllten ſich mit Thränen, und auch Agnes ſah mit thränenfeuchten Blicken zu ihm auf. Der Freiheitsprediger hatte ſich ſchon während des Lebehochs leiſe entfernt. Der Arme hatte heute eine bittere Erfahrung gemacht. So aber geht es Allen, denen die heutige Geſellſchaft noch nicht ſo gleichgiltig geworden iſt, daß ſie ſie noch beſſern wollen, die für Conſtitutionen und dergleichen liberale Inſtitutionen und Ideen ſchwärmen, mit denen ſie, einen alten zerbrochenen Zuſtand wieder zuflikkend, eine Schaar von Schwächlingen, die ſich civiliſirte Menſchheit nennt, wieder ſtark machen und auffriſchen wollen. Wahrſcheinlich geht der junge Mann nur von hier weg, um anderwärts heute oder morgen wieder denſelben Scandal und dieſelbe Langeweile hervorzurufen.

Nach ſeinem Verſchwinden war die Geſellſchaft wieder ungeſtört in ihrem Elemente; man fällte ſeine Urtheile, ſprach über Chamiſſo, Friedrich Förſter, Godwin-Caſtle und das franzöſiſche Theater u. ſ. w., kam wieder auf Liszt, und als ſich Herr Felix endlich an das Klavier ſetzte, empfahl ich mich ganz unbemerkt, denn es war ſchon drei Viertel auf zehn und ich hatte meinen Freunden verſprochen, ſie um zehn Uhr auf einem Kaffeehauſe zu treffen, um mit ihnen zu überlegen, was von da an heute noch anzufangen ſei.

2.

Noch voller Humor über die Ereigniſſe des Abends, wußte ich durch eine Schilderung derſelben die Heiterkeit meiner Freunde ſo zu wecken, daß wir für's Erſte beſchloſſen, Streifzüge durch die Stadt zu machen, uns ungebundener Luſtigkeit hinzugeben und hineinzufallen, wo es uns beliebe. Fort und immer der Naſe nach! hieß es. Ich hatte heute Abend der einen Seite unſeres Philiſteriums einen Beſuch abgeſtattet, ich wollte nun einmal wieder die andere in ihrer Glorie, wollte den Philiſter ſehen, wie er ſich, weil es Faſtnacht iſt, ein Vergnügen und ein Gläschen mehr erlaubt.

Aus einer bekannten Bierkneipe in der B.ſtraße hörten wir lauten Geſang erſchallen. Wir traten näher. Das Zimmer war von einem Tabaksdampf erfüllt, daß man kaum durchſehen konnte. Die jüngeren Stammgäſte, meiſtens Studenten, hatten ſich hier in luſtiger Geſellſchaft um einen tüchtigen Punſch verſammelt, der ſchon ſeine gute Wirkung gethan hatte. Denn die Herren, die meiſtens in Hemdärmeln daſaßen, trommelten mit einem fürchterlichen Getöſe auf die Tiſche, ſchlugen mit den Meſſern an die Gläſer und ſangen mit brüllender Stimme ein Lied mit, das die Sängerin, die keine andere, als meine Hausgenoſſin Emilie war, eben vortrug. Das Lied war gerade nicht von der moraliſchſten Sorte, und die Geſellſchaft des Herrn Hofraths hätte es wohl nicht gnädig aufgenommen. Die luſtigen jungen Leute aber waren, als es beendigt war, ganz außer ſich vor Jubel, drangen auf Emilien ein und erdrückten ſie faſt mit ihren Liebkoſungen und Umarmungen. Dieſe war übrigens ihrerſeits ſehr luſtiger, ausgelaſſener Stimmung und ſchien nebſt ihrem Begleiter, Herrn Alir, dem in Maſſe gereichten Punſch wacker zugeſprochen zu haben. Eben hatte ſie wieder ein großes Glas in einem Zuge geleert, als ſie mich bemerkte, mir um den Hals fiel und mich ſtolz als ihren Hausgenoſſen begrüßte; darauf nahm ſie die Guitarre wieder, ſetzte ſich zu den jungen Leuten an den Tiſch, mit ihnen weiter zu ſingen und zu trinken. Herr Alir ſchien die luſtige Stimmung derſelben zu benutzen und ging immerwährend mit dem Notenblatt umher, auf das ich Vier- und Achtgroſchenſtücke in Menge werfen ſah. Emilie ſah heute wirklich recht gut aus, denn die Schminke, die ſie wahrſcheinlich des Abends immer auf ihr tod-

tenbleiches Geſicht legte, ließ Spuren von Schönheit in demſelben erkennen, die noch nicht lange verwiſcht ſein konnte. Wir miſchten uns noch einige Zeit unter den Jubel, halfen mit ſchreien und Gläſer und Scheiben zerbrechen, und entfernten uns erſt beim Beginne einer kleinen Schlägerei, um uns das weitere Vergnügen der Nacht nicht zu ſtören. Wir wollten noch mehr ſehen und erleben, nahmen Dominos und gingen in das Coloſſeum.

3.

Welch ein Menſchenmeer dort bunt durcheinander wogte! Das glänzende Coloſſeum gewährt an ſolchem Abend wirklich einen überraſchenden, einen wunderbar ſchönen Anblick. In allen Gängen und Nebenzimmern, auf allen Galerien drängten und tummelten ſich die Masken, in jedem der beiden Säle erſcholl die rauſchende Muſik eines beſonderen Orcheſters, zu der wieder Hunderte von Paaren, von einer dichtgedrängten Zuſchauermaſſe umgeben, in Haſt und Eile hin- und herraſten. Im Tunnel, dieſer weiten unterirdiſchen Halle, war man ſchon demaskirt bei Tiſche. Auf den letzten Stufen der Treppe drang uns ſchon das wilde Geſchrei und der Weindunſt entgegen. Welch ein unabſehbares breites Meer voll leidenſchaftlicher, tobender Luſt, welch ohrzerreißendes Getöſe und Gläſerklirren. Hoch knallten unzählige Champagnerpfropfen, in betäubendem Gemiſch ſangen, ſchrien, lallten, jubelten unzählige Stimmen durcheinander, glänzten den Eintretenden Hunderte von rothen, glühenden Geſichtern entgegen. Juchhe! kam eine ſchlanke Türkin auf uns zu, hierher, Ihr da, ich heiße Emma, Ihr müßt mit uns trinken, Kinder, es iſt noch viel, zu viel da. Wir mußten wohl der Aufforderung ſchnell gehorchen, wenn wir nicht Scandal haben und das verhängnißvolle „Raus, Raus" ertönen hören wollten. Das junge Mädchen ſetzte ſich auf den Schooß ihres ſchon halb ſchlummernden Begleiters und trank uns den Champagner zu. Ueberall um uns her erblickten wir die ſonderbarſten Gruppen und Situationen, denn die meiſten dieſer Herren und Damen waren ſchon tüchtig berauſcht und beſonders wurden die letzteren in dieſem Zuſtande von ihren vornehmen Begleitern auf das Schonungsloſeſte malträtirt. Viele hatten gar ihre Begleiter verloren und riefen angſtvoll ihre Namen, bis wieder Andere ſo barmherzig waren, ſich ihrer anzunehmen. Nun zu all dieſem Lärm

das Rauſchen der Muſik, das ganze Getöſe der tanzenden, ſich tummelnden, jubelnden Menge, das aus den oberen Sälen hier dumpf herabtönte! Es war, als wenn ein großes Heer von Verrückten dem Tollhauſe entſprungen wäre und hier in dem dunklen Bewußtſein, morgen doch wieder in die Jammereriſtenz zurückkehren zu müſſen, ſich auf Augenblicke der Luſtigkeit hingäbe! Mit ſo leidenſchaftlicher, unnatürlicher Haſt ſchlürften ſie Alle die kurze Freude, als wäre es das letzte Mal, daß ſie luſtig ſein könnten; als wollten ſie ſich dem ewigen Schlafe in die Arme jubeln. Ich hatte mich von meinen Freunden losgemacht, ſtieg wieder die Treppe hinauf und lehnte mich an die Thüre des großen Saals, dem Tanze zuzuſehen. Wie ſie raſen und toben, wie ſie ſich drehen und jubeln, dachte ich. An welchen Plätzen und Orten findet die Meiſten der Morgen? Ich mochte wohl hier eine halbe Stunde geſtanden haben und war eben damit beſchäftigt, die vor mir aufgepflanzten Tänzer zu beobachten, die, noch ganz erhitzt und kochend, auf den Augenblick warteten, wo die Reihe an ſie kam, ſich wieder in den Tanz zu ſtürzen, als ich in ihrer Mitte eine Dame im blauen Domino ſich von ihrem höchſt eleganten Tänzer losreißen und gerade auf mich zuſchreiten ſah. Sie ſtellte ſich vor mir hin, betrachtete mich von allen Seiten, hob endlich den ſchwarzen Flor vor meiner Maske in die Höhe und ſchrieb mir darauf meinen Namen in die Hand. — Sie kennen mich wohl durchaus nicht, hob ſie an, nachdem ich vergebens hin- und hergeſonnen hatte. Nun hörte ich erſt an der Stimme, daß es Mathilde war. Auch ſie war vom Wein und Tanz erhitzt, zog mich einige Schritte mit ſich fort, um mit mir zu tanzen, gewahrte aber in demſelben Augenblick ihren Begleiter und hielt inne. Sie erzählte mir noch, daß ſie nun bald ihr Glück machen werde; ſie ſei ſeit einer Woche nicht mehr in dem Conditorladen, ein Geſandtſchaftsſecretär habe ſich in ſie verliebt, von dort weggenommen und wolle ſie heirathen. Er habe ihr ſchon eine prächtige Wohnung gemiethet, werde aber in einigen Monaten mit ihr nach Paris gehen, wo ſie Hochzeit machen wollten. Sie lebe übrigens ſchon jetzt fidel und vergnügt, wie Gott in Frankreich. Als ſie noch ſo ſprach, hüpfte durch die Thüre ein Maskenpaar in ſauberer Tyrolertracht an uns vorüber, ſogleich dem Tanze zu. — Die kommen ſpät, ſagte Mathilde. Und wiſſen Sie auch, wer ſie ſind? Ich habe ſie gleich erkannt, das iſt

kein Anderer, als der noble Herr Alix mit ſeiner Emilie, Ihrer Hausgenoſſin. Haben heute Abend gewiß viel verdient, und nun geht's noch ſpät auf den Ball. Sehen Sie nur, wie eilig ſie's haben, wie ſie dort ſchon tanzen! Mit dieſen Worten hüpfte ſie ſchnell zu ihrem Begleiter zurück, ohne daß ich noch mit ihr ſprechen konnte. In der That ſah ich Alix mit Emilien ſich ſchon im wüthenden Tanze drehen. Um mich von dem Tumult etwas zu erholen, ſtieg ich in die ſtilleren, kühleren Säle der Galerie hinauf. Hier ſaßen nur einige verliebte Paare, ohne Masken, auf den Divans umher. Ich hatte mich eben, ermüdet, in einen Winkel gedrückt, um ein wenig auszuruhen, als ich neben mir einige ſehr laute Küſſe fallen hörte. Ich ſchlage die Augen auf, und wen erblicke ich? Wieder einen Hausgenoſſen, den ſentimentalen, ewig verliebten Schreiber in roſafarbenem Domino, der den Arm feſt um den Hals einer Fledermaus geſchlungen hatte und mit aller Gluth das hohe Glück genoß, das ihm heute Abend zu Theil geworden. Die Holde, die er gefunden, mochte wohl etwas weit über die dreißig hinaus ſein, hatte von Liebesgluth oder Schminke auffallend geröthete Wangen, lange, blonde Locken, und erwiederte ſeine ſtürmiſchen Liebkoſungen züchtig und mit wahrhaft jungfräulicher Schüchternheit. Es machte mir unendlichen Spaß, unerkannt und unbemerkt dieſer komiſchen Scene zuzuſchauen! Endlich ſagte die Schöne ganz verſchämt, daß ſie hinuntergehen und ihren Bruder ſuchen wolle, da ſie Hunger habe. Ich ſah den Schreiber ängſtlich in ſeine Taſchen greifen. Nach einer Pauſe meinte er, ſie ſolle nur einſtweilen hinuntergehen, er werde ihr gleich nachfolgen. Der arme, galante Schreiber ſaß wieder trübſinnig, allein und verlaſſen da. Doch hatte mich der Hunger der Dame an ein ähnliches Bedürfniß erinnert, das ich zu ſpüren begann; ich ſtieg wieder in den Tunnel hinab, meine Freunde aufzuſuchen und mit ihnen zu ſpeiſen. Diejenigen, die ich vorhin hier ſo munter geſehen hatte, waren ſchon ſtiller geworden, aber neue Lärmmacher an ihre Stelle gerückt, das ganze Bacchanal war nur noch bunter und mannichfaltiger geworden Die meiſten der Mädchen, die früher hier geſeſſen hatten, waren entweder trunken wieder hinauf in den Tanz geſtürmt, oder lagen an die Schulter ihrer Begleiter gelehnt und ſchliefen. Doch mußten ſie ſo gewöhnlich den ſich immer neu Herzudrängenden nach heftigen Debatten den Platz räumen. Auch Mathilde ſah ich

aus der Ferne ausgelaſſen und laut lachend beim Champagner ſitzen. O Felix, wenn Du hier an meiner Stelle wäreſt, wenn Du ſie ſehen könnteſt, wie blühend, wie reizend ſie iſt, wie glücklich und ſelbſtzufrieden ſie da ſitzt, mit welch kecker Liebenswürdigkeit ſie das Champagnerglas an den kleinen Mund ſetzt, wie ihr eleganter Begleiter ſie lachend und entzückt an ſein Herz drückt! Du edler Menſchenfreund! Du würdeſt Thränen der Freude vergießen, würdeſt, wie über die Werke eines Schelling und Liszt, ſo auch über Dein eigenes Werk ſtiller Wohlthätigkeit ſtaunen. Niemand kennt die Thaten Deines mitleidigen Herzens, Du verübſt ſie, unbemerkt und unbeachtet, in der Stille, Du ſprichſt nicht von ihnen, verſchmähſt den Ruhm, die öffentlichen Dankſagungen und Orden. Du haſt Dich von Deinem hohen Standpunkt herab für das Schickſal eines armen Mädchens intereſſirt, haſt ſie ihrer unſauberen Umgebung, haſt ſie der Straße und dem Bordell entriſſen, nur Du biſt die Urſache, daß die hauſirende Schwefelholzhändlerin zu einer Conditormamſell, und von der Conditormamſell nun gar die Geliebte eines Legationsſecretärs geworden iſt. Und wenn ſie nun erſt die Frau des reichen, vornehmen Mannes iſt und in glänzender Equipage an Dir vorüberfährt! O dann erſt —

Ich hatte ſchon länger, als eine Stunde mit meinen Freunden unter der jubelnden Tiſchgeſellſchaft geſeſſen, als wir mit einem Male an der oberen Ecke des coloſſalen Gewölbes ein verworrenes Geſchrei vernahmen. Es iſt dies hier nichts Auffallendes, und man ſieht ſich gewöhnlich gar nicht darnach um. Doch vermehrte ſich der Lärm, und Alles ſtand auf, nachzuſehen. „Raus, Raus mit dem Hallunken, die Polizei her, Polizei! Polizei!“ erſcholl es. Auch wir drängten uns hin und ſahen einen jungen Mann, der vergebens Anſtrengungen machte, ſeine Hände von den Unzähligen, die ihn feſthielten und umringten, zu befreien. Ich erkannte in ihm meinen Stiefelputzer, Herrn Alix. Hinter dem Gedränge hörten wir eine weibliche Stimme in abgebrochenen Tönen fürchterlich ſchreien und jammern; ich vermuthete richtig, daß dies Emilie ſei. So eben erſchienen einige Gensdarmen, Herrn Alix feſtzunehmen und wegzuführen. Jetzt wollte ich nur das arme Mädchen retten. Ich drängte mich hindurch und fand ſie am Fußboden, in Krämpfen liegend, an denen ſie, wie mir die Wirthin ſchon geſagt hatte, ſehr häufig litt.

Es koſtete viele Mühe, ſie zum Leben zurückzubringen. Als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, führte ich ſie hinab, ſetzte ſie in eine Droſchke und fuhr mit ihr nach Hauſe. Beim Ausſteigen bemerkte ich, daß ſie noch immer zu matt war, um allein gehen zu können, und obwohl ſie auf dem Hausflur zögerte und ſich anſtrengte, ſich von mir zu verabſchieden, mußte ich ſie doch bis zu ihrem Zimmer begleiten. Wir ſtiegen die Kellertreppe hinab und kamen durch mehrere ſtockfinſtere Gänge, aus denen mir ein feuchter Erdgeruch entgegendrang. Als wir endlich im Zimmer waren und ich mit einem Streichhölzchen die Lampe auf dem Tiſche angezündet hatte, konnte ich mir wohl erklären, warum die ambitiöſe Berlinerin mich nicht hatte mit hinabnehmen wollen. Sie war auch, als ich ſie an jenem Abend zum erſten Male ſprach, deshalb erſt auf den Hof gegangen. Es war dies nämlich nicht eine von jenen zierlichen, hochherauf gebauten, mehr dem Tageslichte zugekehrten Kellerwohnungen, wie ſie ſich in vielen Berliner Häuſern unter dem Namen Souterrains befinden, ſondern der Raum, der in andern Häuſern zum Aufenthaltsort von Kartoffeln und anderem dergleichen Bedarf beſtimmt iſt, war in dem Hauſe des Herrn Wönnig noch eine Wohnung für Menſchen. Er ſelbſt hatte mit ſeinen kleinen Kindern in einem dieſer Gewölbe gewohnt, bevor er oben das Stübchen der Profeſſorin bezogen. Das ſogenannte Zimmer, in dem ich mich befand, war ziemlich lang, doch ſo niedrig, daß ich mich ſetzen oder bücken mußte, um nicht mit dem Kopf an die Decke zu ſtoßen; in die Kellerlöcher, die ſonſt offen bleiben, hatte man kleine Glasſcheiben eingeſetzt, und als ich die Wände betaſtete, wurde mir die Hand von der herabrieſelnden Feuchtigkeit naß. In dieſem Zimmer lag die ſchlanke Tyrolerin, die ſich noch vor einigen Stunden ſo luſtig durch die Säle des Coloſſeums gedreht hatte, noch im vollen Maskenputze halb ohnmächtig auf dem Sopha. Sie war noch immer ſo ſchwach und betäubt, daß ſie weder ſprechen, noch meine Fragen und Tröſtungen hören konnte. Endlich richtete ſie ſich auf und bat mich, ſie zu verlaſſen. Ich ging mit dem Verſprechen, mich am anderen Morgen wieder nach ihr zu erkundigen.

Als ich in aller Frühe wieder hinabgeſtiegen war und mich glücklich durch die finſteren Gänge hindurchgewunden hatte, traute ich meinen Augen kaum, als ich Herrn Alir lang ausgeſtreckt auf

der Bürger Ehre ist. — Ich wünsche, daß Sie Ihre Ehre nicht verlieren, daß Sie Ihre Ehre behalten, daß Sie Ihre Ehre bewahren

Als ich, dieſen erwartend, nach einer Stunde etwa an meinem Fenſter ſtand, ſah ich Herrn Alir, von zwei Gensdarmen geführt, aus dem Hauſe treten. Er war alſo der Polizei nicht entwiſcht, ſie hatte ihn zu finden gewußt. Was mag er verbrochen haben? Ich hätte es gern gewußt, doch konnte ich Emilien in ihrer Krankheit nicht darnach fragen.

Familiengeſchäfte nöthigten mich damals zu einer ſchleunigen Reiſe in die Umgegend Berlins. Da ich nicht berechnen konnte, wie lange mich das aufhalten würde, mußte ich meine ſonderbare Wohnung kündigen. Die letzte Nacht verbrachte ich noch mit meinem alten poetiſchen Freunde, der ſo wehmüthig heiter war, daß er mit lauter Stimme ſeine alten Jugendlieder ſang. Emilie war auf dem Wege der Beſſerung, als ich abreiſte, doch ſagte mir der Arzt, daß ſie in dieſer Wohnung nie geſund werden könnte.

4.

Es war ſchon hoher Frühling, als ich nach Berlin zurückkehrte, und wenn es in Berlin Frühling wird und die Bäume zu blühen anfangen, da iſt es Einem, als wäre der Winter mit allen ſeinen Freuden, mit ſeinen intereſſanten und unintereſſanten Seiten und Erlebniſſen, Nichts als ein trüber, wüſter Traum geweſen, den man gern vergißt. Ich denke in Berlin nicht gern an den vergangenen Winter, weil mir dabei der nächſtfolgende immer wieder einfällt. Dazu kam ich diesmal vom Lande und konnte mich deshalb nicht entſchließen, mich in der dumpfen Stadt einzuſperren, noch dem Wönnig'ſchen Hauſe einen Beſuch abzuſtatten und dort Erkundigungen einzuziehen. Ich bezog eine Sommerwohnung vor dem Schönhäuſer Thore, und da meine Freunde mich dort des Abends beſuchten, kam ich faſt gar nicht nach der Stadt.

So war denn das Mottenfeſt herangekommen, eines jener Sommerfeſte Berlins, wo die Schönhäuſer Allee, der ganze Weg nach Pankow und die an demſelben liegenden Tabagien von Tauſenden von Spaziergängern und Gäſten wimmeln. Man ſieht an ſolchen Tagen das Berliner Volk der unſchuldigen Naturfreude ſich hingeben

und poſſierliche Idyllen aufführen. Unabſehbare Wagenreihen fuhren nach Pankow hinab und wirbelten den luftſchnappenden, geputzten Fußgängern, ſo wie denen, die ſich mit ihren Schnapsflaſchen und Würſten ſchon am Wege und auf den Feldern maſſenweiſe gelagert hatten, hohe Staubwolken in's Geſicht. Nachdem wir vom Fenſter aus lange genug dem bunten, lärmenden Schauſpiel zugeſehen und die ſich wälzenden Maſſen beobachtet hatten, beſchloſſen wir, auch nach Pankow aufzubrechen, auf dem Wege dahin aber erſt die Runde durch verſchiedene der intereſſanteſten Locale zu machen. Zuerſt ſtiegen wir auf den ſeitwärts liegenden Windmühlenberg. Wer kennt in Berlin nicht Wurſt's Local, jenen Ort, wo man den erhebenden Genuß hat, auf einer lieblichen Anhöhe, umgeben vom ſanften Geräuſch hoher Windmühlen, bei Bratwurſt, Liqueur und Weißbier die herrlichſte Janitſcharenmuſik zu hören; wo jetzt ſelbſt die dramatiſche Kunſt ſich einen Tempel erbaut hat, wo man in „Thalia" den Fauſt von Klinger und die Toni von Körner unter vielen Thränen und bengaliſchem Feuer aufführt? Dieſer Erholungsort des Berliner Volkes war es, in den wir zuerſt eintraten. Der Garten war heute beſonders gefüllt, die verſchiedenartigſten, poſſierlichſten Toiletten drängten ſich bunt durcheinander, beſonders amüſirten mich viele der älteren, ſehr geputzten Frauen, die, an dem Arm ihrer Gatten einherſtolzierend, den großen ſeidenen Pompadour gewöhnlich nicht in einer ſehr rein gewaſchenen Hand hielten. Auch einige Gensdarmen miſchten ſich heute recht geſellig unter die kleinen Bürger, die dieſe Herablaſſung freudig anzuerkennen ſchienen. Wie groß war aber meine Freude, als ich am oberen Ende des Gartens aus zwei rieſigen Vatermördern eine hochrothe Naſe hervorſchimmern ſah, die mir gleich bekannt ſchien. Die Naſe des Herrn Wönnig mußte ſich ſo feſt meinem Gedächtniſſe eingeprägt haben, daß ich ſie augenblicklich unter Hunderten wieder erkannte, denn, wie geſagt, ſein übriges Geſicht konnte ich nicht ſehen, dies war faſt bis zu den Augenbraunen von den Vatermördern bedeckt. Zu dem hellblauen Frack mit gro en gelben Knöpfen, ſehr rein gewaſchenen gelben Nankinhoſen, ein ebenfalls hellgelbes Tuch zierlich um den Hals geſchlungen, auf dem Kopf den kleinen niedlichen Sonntagshut, ſo ſaß Herr Wönnig, mit dem Rücken gerade an die Bretterwand Thalia's gelehnt, ſteif und unbeweglich da, neben ſich ſeine Familie, die ſich ebenfalls im größten Feſtſtaate um eine

hohe Weißbierkanne verſammelt hatte. Denn Madame Wönnig hatte heute das apfelgrüne Seidenkleid und das große Umſchlagetuch hervorgeholt und ihr Haupt mit der hohen ſtolzen Haube geſchmückt, auf der unzählige von roſafarbenen Schleifen ſich ſtolz bewegten. Ich kannte dieſe Koſtbarkeiten ſchon, denn ich hatte ſie im vergangenen Winter immer mit ihrem Manne zanken hören, daß ſie nun auch dies habe verſetzen müſſen und zu Weihnachten nicht habe in die Kirche gehen können. Madame Wönnig bemerkte mich bald, und es trieb mich auch, zu ihnen an den Tiſch zu gehen. — Meine Frau ſagt, daß man den Kindern einmal ein Vergnügen machen muß, meinte Herr Wönnig, ohne mich anzuſehen, da ich an der Seite ſtand und er den Kopf in den Vatermördern nicht bewegen konnte. Madame Wönnig fing mir mit ihrer bald in Bewegung geſetzten, ſehr geſchäftigen Zunge zu erzählen an. Für's Erſte eine Trauernachricht, die mich ſehr wehmüthig berührte. Mein alter Freund im Dachſtübchen war geſtorben. Schon lange hatte er krank und elend ausgeſehen und von ſeinem nahen Tode geſprochen. Endlich fand man ihn an einem ſchönen Maimorgen todt am Schreibtiſch, nachdem er noch in der Nacht ſeine Promenade gemacht hatte. Sein Nachlaß beſtand in den dünnen Kleidungsſtücken, die er täglich trug, drei zerriſſenen Hemden, einem Achtgroſchenſtück und einem großen, eingeſiegelten Buch, an mich adreſſirt. Sein Verwandter, der Einzige, der ihn zu ſeiner letzten Ruheſtätte begleitete, hatte dieſes Vermächtniſſes wegen Madame Wönnig ſchon öfter nach meiner Wohnung gefragt. Emilie war ſeit jenem Krankheitsanfall nicht wieder geſund geworden. Sie wankte zwar noch mehrere Male des Abends mit der Guitarre fort, wurde aber dann gewöhnlich ohnmächtig und in Krämpfen nach Hauſe gebracht. Da ſie ſo Nichts mehr verdienen konnte und ihrer Mutter zur Laſt zu werden anfing, wurde ſie von derſelben als eine „faule, liederliche Dirne" zur Thüre hinausgeprügelt. Sie konnte ſich nicht entſchließen, ſich noch einmal dieſer Behandlung auszuſetzen und zurückzukehren. Im heftigſten Fieberanfall lief ſie zu einem Weinhändler, der früher, als ſie ihm noch die Gäſte anzog und mit ihnen ſingen und trinken konnte, immer ſehr freundlich gegen ſie geweſen war. Sie bat ihn um ein Nachtlager, er aber ſagte, daß er ſolche liederliche Brut in ſeinem Hauſe nicht dulden könne. Allr, der einzige Menſch, der ſich ihrer angenommen

hätte, war nicht mehr da, er hatte unterdeß freie Wohnung und Koſt in Spandau erhalten, da man eine Uhr, die ein Herr an jenem Abend im Coloſſeum vermißte, wirklich bei ihm gefunden hatte. Am anderen Morgen fand man Emilien, ihre Guitarre in der Hand, bewußtlos und dem Tode nahe auf einer Bank im Thiergarten. Man brachte ſie von da in die Charité, wo ſie bald darauf ſtarb. Ihren Leichnam hat die Anatomie erhalten. — Der Schreiber wohnte noch in demſelben Zimmer und hatte jetzt ein zartes Verhältniß mit einer Hausgenoſſin angeknüpft, die er täglich ſpazieren führte. Der Glückliche! Auf meine Frage, ob ſie Nichts wieder von Mathilden gehört habe, rümpfte Madame Wönnig etwas verächtlich die Naſe und erzählte mir, daß ſie jetzt dicht neben ihrem Hauſe in einem meublirten Zimmer wohne, da der Geſandtſchaftsſecretär ohne ſie nach Paris gereiſt ſei.

Dies waren die letzten Nachrichten, die ich über die merkwürdige Bewohnerſchaft des originellen Häuschens erfahren habe, an dem ich niemals vorübergehe, ohne daran zu denken, welche neue originelle Perſonen, welche neue Welt ewig wechſelnder geheimer Ereigniſſe es wohl jetzt in ſeinem kleinen abgeſchloſſenen Raume bergen mag.

Das Vermächtniß des Alten habe ich mir geholt. Es war ſeine Lebensgeſchichte nebſt einem Briefe, in welchem er mir erlaubt, dieſelbe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich werde nächſtens einen Auszug aus derſelben mittheilen, der als Zeugniß ſchon untergegangener Zuſtände und Richtungen, aus denen der alte Mann als eine kräftige Ruine einſam in unſerer neubewegten Zeit übrig geblieben war, manchem unſerer Leſer nicht unintereſſant ſein wird.

Mathilde habe ich ſeitdem öfter geſehen. Sie trägt ſeidene Kleider und ſchöne Hüte und Schleier. Man ſieht ſie gewöhnlich in den Concerten bei Günther's und Abends unter den Linden, jetzt noch bewundert, lorgnettirt und verfolgt, bald wahrſcheinlich nicht mehr angeſehen, arm und vergeſſen. Denn in der That hat für den,

der ſie früher kannte, ihre Schönheit ſchon bedeutend an Friſche und jugendlichem Glanz verloren. Guter Felix! wenn Du ihr ſo auf der Straße begegneſt, was fühlt wohl Dein großes, weites Herz bei ihrem Anblick? Sieh, was das arme Schwefelholzkind, die Du gerettet, durch Dich nicht Alles geworden iſt! Jetzt ſogar die verlaſſene Geliebte eines vornehmen, adeligen Geſandtſchaftsſecretärs. Was kann ſie nun wohl noch werden? Ja, ja, Du haſt ſie, wenn auch nicht der Straße, doch bis jetzt wenigſtens dem Bordell entriſſen. Das iſt und bleibt Dein Verdienſt.

Herr Felix, den ich neulich geſprochen habe, iſt übrigens überglücklich und ſchwebt in allen ſieben Himmeln. Er iſt jetzt der von den hochgeſtellten Männern Beneidete, der erwählte Bräutigam der reichen, gebildeten, reizenden Agnes, und will, wie er mir ſagt, gleich nach ſeiner Hochzeit in den Schwanenorden treten, um ſo noch beſſer als bisher der leidenden Menſchheit ſeine Hilfe zu weihen.

Zur Geſchichte des Finanz-Bankweſens in Oeſterreich.

Von Proſpero.

Der Aufſatz „die Hofkammer in Wien", welchen die Grenzboten vor Kurzem enthielten,*) macht bei ſo manchen intereſſanten und zum Theil wenig bekannten Daten wohl ſo wenig Anſpruch darauf, eine erſchöpfende Darſtellung des darin berührten wichtigen Abſchnitts aus Oeſterreichs Finanzgeſchichte zu geben, daß die Kritik mit dem Verfaſſer nicht rechten darf, wenn er mit Hervorhebung mehrerer minder bedeutenden Momente über erheblichere und folgenreichere hinwegglitt, vielleicht weil ihm der rechte Standpunkt abging, um ſie in ihrem Zuſammenhang zu erfaſſen und zu würdigen; vielleicht weil mancher davon ſich in ſeiner inhaltſchweren Wichtigkeit nur einem kleineren Kreiſe unverhüllt darſtellte.

Ein Zeitgenoſſe jener denkwürdigen Uebergangsperiode ſtand ich in Verhältniſſen, welche mich veranlaßten, an allen Bewegungen derſelben denkenden und thätigen Antheil zu nehmen, daher ſo manches der Aufzeichnung Werthe meinem Gedächtniſſe aufbewahrt blieb. Ich finde mich hierdurch aufgefordert, Gegenwärtiges zunächſt zur Berichtigung und Vervollſtändigung jenes Artikels hier mitzutheilen, wobei es jedoch auch von meiner Seite nur auf eine Skizze abgeſehen ſein kann.

Ohne in die Darſtellungsweiſe des früheren Berichterſtatters einzugehen, aber mit dem Wunſche, nichts von dem dort Geſagten wiederholt in Anregung zu bringen, glaube ich den Ueberblick über den zu berührenden Gegenſtand dadurch zu erleichtern, daß ich „sine ira

*) Siehe No. 4. II. Semeſter d. Jahrgangs.

et odio“ die unmittelbar vorhergegangene Verwaltung von 1835 bis 1840 gegen die jetzige nach den drei Momenten des Finanz-, des Bank- und des Mercantilwesens halte, mir dabei die Selbstbeschränkung auferlegend, nur einige schärfer charakterisirende Züge hervorzuheben.

Im Finanzwesen steht hier oben an, daß die frühere Verwaltung es für angemessen fand, im Jahr 1835 bei dem eingetretenen Bedürfniß einer neuen Anleihe mit einer in Oesterreich ganz neuen Papiergattung, den drei procentigen Metalliquesobligationen, hervorzutreten. Von einem so niedrigen Zinsfuße war in diesem Staate noch nicht die Rede gewesen, denn die Reducirung der ältern Staatsschuld und die in den Jahren 1815 und 1816 creirten zwei und ein halb procentigen und einprocentigen Metalliques können als complicirte Operationen aus dem Zusammenhang, in welchem sie mit anderen standen, nicht gerissen werden, und namentlich war man bei den letzteren so entfernt, an ihr Erheben oder Näherbringen zum Paricurse zu denken, daß sie durch lange Jahre auf einem Standpunkte verblieben, welcher den Käufern eine sehr ergiebige Rente gewährte und auch jetzt noch im Verhältniß zu Papieren in höherm Zins stehen. Hatten nun selbst die andern, in ihrem Finanzwesen weniger verwickelten deutschen Staaten und selbst Preußen es noch nicht gewagt, mit einem auf so niedrigen Zinsfuß basirten Papier hervorzutreten, so vermochte dies die damalige Finanz-Verwaltung nicht abzuschrecken, da sie vielleicht ein höherer Ehrgeiz bewog, auf das Vorbild Englands und Frankreichs hinzublicken, und sie auf die ganz verschiedenen Geld- und Handelsverhältnisse keine Rücksicht nehmen zu müssen glaubte.

Und siehe da! das Meisterstück gelang vollkommen! Ein Anlehen von dreißig Millionen in dreiprocentigen Metalliques-Obligationen ward mit den ersten Banquiers-Häusern abgeschlossen; die Häuser zweiten und dritten Ranges rissen sich wie gewöhnlich um Betheiligung an demselben, denn allüberall gilt es: „Wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun.“ Und wenn auch von dem officiellen Negotiationscours von fünfundsiebzig einige Procente unter der Form von Zinsbenificationen herabgingen, so hatte doch die Verwaltung die Genugthuung, ein Anlehen zu vier Procent und einem nur sehr unerheblichen Bruchtheile contrahirt zu haben. Das ist noch

nicht Alles; die neuen dreiprocentigen Metalliques ſtellten ſich bald gegen achtzig, ja ſelbſt bis dreiundachtzig und waren dadurch auf eine kurze Zeit beinahe mit den franzöſiſchen dreiprocentigen gleich, was in der That unglaublich geſchienen hatte. Welch ein Triumph!

Und dennoch hat die damalige Finanzverwaltung eine koſtſpieligere Operation gemacht, als ſeit langer Zeit und zu ungleich bedenklicheren Epochen der Fall geweſen. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch löſt ſich bald.

Das neue dreiprocentige Papier fand gar keinen Anklang beim größeren Publicum, das ſich, ſchon durch die Ziffer des Nominalzinsfußes abgeſchreckt, davon ferne hielt. Allerdings ſchien es vortheilhafter, dreiprocentige Metalliques à 75—80, als vierprocentige Metalliques à 96—100 zu kaufen, weil der etwaige ganz unbedeutende Unterſchied im Zins reichlich durch die Gewinnchancen aufgewogen ſchien, welche das dreiprocentige Papier in dem längeren Steigweg zum Paricurſe gegen das vierprocentige darbot. Dazu aber hätte man die öſterreichiſchen Rentiers erſt zu der ungewohnten Operation des Calculirens bringen müſſen, und daß ſie ſich hiezu nicht bequemten, beweiſt die in den damaligen Jahrbüchern der Börſe, vulgo Courszettel genannt, oft ſich wiederholende Anomalie, daß vierprocentige Metalliques, ſelbſt dem Zinsfuß nach, höher als dreiprocentige Metalliques ſtanden. Daß aber letzteres Papier ſich trotz ſo entſchiedener Ungunſt auf die mit dieſen und den übrigen Verhältniſſen nicht zuſammenſtimmende Höhe hinaufſchrauben und dort erhalten konnte, erklärt ſich dadurch, daß der Tilgungsfond und die anderen zum Einkauf von Staatspapieren bemüßigten Staatscaſſen mit ſehr beträchtlichen Summen ganz vorzugsweiſe auf daſſelbe angewieſen waren.

Dies war außer dem Finanzchef auch mehreren Handelshäuſern bekannt, und darauf konnten ſie ganz ruhig und mit faſt mathematiſcher Sicherheit ſpeculiren.

So kam es, daß bei weitem der größte Theil des dreiprocentigen Anlehens binnen ſehr kurzer Zeit in die Staatscaſſen zurückgefloſſen war, nur mit dem Unterſchiede, daß daſſelbe Papier, das etwa à 73 ausgegeben worden war, in der Zeit von vier Jahren durchſchnittlich wieder à 80 aufgekauft ward. Nehmen wir demnach einen Durchſchnitt von zwei Jahren an, ſo theilt ſich der Verluſt

von sieben Procent auf drei und ein halb Procent jährlich ein, und erhebt den Kostenpreis der scheinbar so wohlfeilen Anleihe auf circa sieben und dreiviertel Procent.

Glücklicher war die damalige Verwaltung mit dem Lotterieanlehen von 1839. Hier gelang es allerdings, ein Anlehen à 4 Procent abzuschließen, und dabei ohne Nachtheil des Staates eine bei weitem spätere Rückzahlungsfrist einzugehen, als sich solche auf dem Wege der gewöhnlichen Tilgung ergeben hätte. Nur freilich erschien solche auch dann noch insofern als illusorisch, als die auf die letzten Jahre accumulirten Rückzahlungen kaum einen andern Ausweg als den eines wiederholten Anlehens im Gegensatze zu andern Tilgungsarten voraussetzen lassen.

Ein Gewinn floß überdieß den Unternehmern hierbei zu, oder konnte ihnen wenigstens zufließen, wie noch bei gar keinem früheren Anleihegeschäfte der Fall eingetreten war. Nur Eines stellte sich hiebei etwas schielend heraus, nämlich die moralische Stellung der Operation aus allgemeinem und aus besonderem staatlichen Gesichtspunkt.

An und für sich erscheinen Lotterieanleihen als ein Auskunftsmittel, worauf Staaten in ruhigeren Zeiten kaum angewiesen sind, und welches selbst von Oesterreich (Frankreich und England, ja selbst das tief verschuldete Holland haben sich in den größten Bedrängnissen nicht dazu bequemt) immer nur im Nothfalle, immer nur mit Widerstreben ergriffen ward.

Dieses Bedenken erscheint begründet, fast eben so begründet, als das Verwehren von Spielbanken, da, wenn auch nicht immer der Einsatz, doch meist die ganze Rente oder ein Theil derselben aufs Spiel gesetzt wird, zumal wo ein derartiges Papier durch die Agiotage zu einer unverhältnißmäßigen Höhe hinaufgeschraubt wird. Auf diese Weise wird der Rentier, gewohnt, mit weiser Sparsamkeit seine Ausgaben nach seinen Einkünften zu bemessen, an letzteren irre, indem er, zur Metamorphose des Glücksritters unwiderstehlich verlockt, einen Theil seines Capitals oder das Ganze auf eine so unproductive Art anlegt und um so ungünstigeren Chancen entgegengeht, als die Meinung, daß die günstigen sich durch den Besitz einer größeren Loosanzahl steigern, eben eine sehr verbreitete ist. Welche nachtheilige Rück-

wirkung aber dies auf den Privathaushalt äußert, indem es entweder Geiz oder Verſchwendung erzeugt, ergibt ſich von ſelbſt.

Bei der Lotterieanleihe von 1839 traten aber dieſe Rückſichten in einem beſonders verſtärkten Maße ein, indem der Plan, von den gewöhnlichen Grundlagen abweichend und jedenfalls von einem originellen Kopfe zeigend, dem Theilnehmer für den unglücklichſten Fall die Verdoppelung ſeiner Einlage — freilich in ſehr verſchiedenen Zeiträumen und mit ſehr verſchiedenen Wahrſcheinlichkeitschancen — zuſichert. Verwaltung und Banquiers konnten durch die gewonnene Erfahrung, daß es an Calculationsgeiſt beim größeren Publicum mangele, belehrt, einen glänzenden Erfolg dieſes Papiers, trotz deſſen niedriger Verzinſung, auf jenen höchſt ſinnreich ausgedachten Plan baſiren. Und in der That war derſelbe im Stande, ſelbſt den gewiegteren Geldmännern Sand in die Augen zu ſtreuen und den bewilligten Agio auf dieſes im Ganzen auf vier Procent bemeſſene Papier bis zur unglaublichen Höhe von funfzig Procent ſteigern, freilich nicht, ohne daß ſpäterhin eine furchtbare Reaction eingetreten wäre, die den Wohlſtand von vielen hundert Familien, welche ſich zum Glücksſpiele mit dem Glückspapier verleiten laſſen, tief untergrub. Beiläufig geſagt, gehört einer der wenigen wahrhaft genialen bildenden Künſtler Oeſterreichs dieſer Zahl an.

Genug, man ſetzte ſich auch nach herabgeſtimmten Ideen immer über den innern Werth dieſes Papiers im Verhältniß zu den Zinstragenden, ja ſogar zu der auf ungleich reelleren Grundlagen geſtellten und auf fünf Procent calculirten Lotterieanleihe d. J. 1834 hinaus und erreichte den Zweck auch ſo vollkommen, daß dieſes Effect ſich heut zu Tage, alſo in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit nach ſeiner Emiſſion beinahe vergriffen findet. Nur freilich hängen an den nominellen Tauſenden in den Caſſen vieler Hausväter ſtatt der halbjährig einzugehenden Coupons chimäriſche Hoffnungen, die ſich nur bei höchſt Wenigen realiſiren können, bei der aber bei weitem überwiegenden Anzahl durch Aufhebung von Zins und Zinſeszins für eine lange Reihe von Jahren zugleich mit ſehr bedeutenden Capitalien in Rauch aufgehen müſſen.

Zu den weiterhin hervorzuhebenden Momenten der finanziellen Gebahrung unter der vorigen Verwaltung gehört wohl auch die Contrahirung der Tabakslieferung für den Landesbedarf an dieſem

Monopolartikel mit dem Hause Sina. Nach späteren Ergebnissen soll sich diese Finanz-Operation, wenn gleich nutzbringend, doch nicht ganz zum Vortheil des Gouvernements vindicirt haben; sie hatte übrigens nur kurze Zeit vor dem Austritt des vorigen Ministers statt.

Eben so fand die Abfassung des neuen Stempelpatents, welches in jenem Aufsatz der jetzigen Verwaltung zugeschrieben wird, noch unter der vorigen statt, wenn gleich weder die eine noch die andere dahin gestellt war, unmittelbar darauf einzuwirken. Es ist bekannt, daß dieses Patent einer vielfältigen Kritik heimgefallen ist und allgemein nicht befriedigt hat, ja daß selbst ganze Provinzen gegen dessen Einführung Vorstellungen unterbreitet hatten. Dabei hat es, wenigstens in den ersteren Jahren, einen den früheren Ertrag um die Hälfte übersteigenden Ausfall veranlaßt.

Beispielsweise seien nur einige Mißgriffe erwähnt. Der höchste Stempelansatz ward von hundert Fl. auf zwanzig Fl. herabgesetzt, wiewohl mit dem hierdurch bewirkten fühlbaren Nachtheil für den Kammerbeutel eine durchaus nicht adequate Erleichterung der in solchem Falle zur Steuerpflicht Berufenen bewirkt ward; der Wechselstempel ward nur um Geringes erhöht und nicht, wie es anderweitiger Vorgang vielfach gerechtfertigt hätte, classenmäßig bemessen; endlich verbreitete zwar die Anordnung, daß alle Noten unter und von den Kaufleuten mit zehn Kreutzer gestempelt werden sollten, unter allen Handelsclassen Schrecken und Bestürzung, veranlaßte sie aber nur, die Maßregel, die allzu drückend schien, um ausgeführt werden zu können, auf systematische Weise zu umgehen. Es ging damit, wie es mit hohen Eingangszöllen geht, die Nichts bewirken, als dem Schmuggel die Thüre zu öffnen, während man vielleicht bei dem kleinmöglichsten Stempelsatz für kaufmännische Zusicherungen und Bestätigungen seinen Zweck erreicht hätte, wenn gleich jede Erschwerung des Handelsverkehrs ein Bedenkliches bleibt.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Bank, dieses mit den österreichischen Finanzen so innig verwebte Institut, daß es füglich als das Palladium des Staatscredits betrachtet werden kann. Ja nun, dieses befand sich allerdings unter der vorigen Verwaltung in gewisser Art sehr gut. Wenigstens stiegen die Dividenden der Actionäre, denn außer dem ungemessenen Anwachs des Bankportefeuilles, nahm auch die Kammerverwaltung nicht unbedeutende Sum-

men direct von der Bank auf; was freilich mit der urſprünglichen Tendenz jenes Inſtituts in einigem Widerſpruch zu ſtehen ſchien, allein ſelbſt bei dem niedrigen Zinsfuß, der hiebei zu Grunde lag, das Bankerträgniß immerhin vermehrte. Nur fehlte auch hier der rothwangigen Frucht der Wurmſtich nicht, und das angnis in herba fällt unwillkürlich bei. Denn es kam, daß, während die Maſſe der emittirten Banknoten durch das auf die unerhörte Höhe von achtunddreißig Millionen Gulden angewachſene Portefeuille, dann durch die verſchiedenen directen und indirecten Anlehen an den Staat ſich ſehr bedeutend vergrößert hatte, die dagegen zur theilweiſen Deckung aufbewahrten Silbervorräthe in umgekehrtem Verhältniſſe, nämlich auf den Belauf von ſiebzehn Millionen Gulden, geſchmolzen waren, und, obſchon der politiſche Horizont ſich wolkenlos zeigte, lediglich durch die Operationen des Auslandes täglich mehr zu ſchmelzen drohten. Auch unterdrückten die patriotiſch geſinnten und in langjährigen Erfahrungen ergrauten Geſchäftsmänner ihre Beſorgniſſe hierüber keineswegs. Ja Einer oder der Andere derſelben ging wohl darin ſo weit, daß er Silbervorräthe in ſeinem eigenen Hauſe ſicherer verwahrt erachtete, als in den feſten Gewölben der Bank, und ſein ganzes bewegliches Vermögen, gerade ſo, als ob der Feind vor den Thoren Wiens ſtände, auf ſolche unproductive Weiſe umſetzte; gewiß eben nur, um dem Gemeinbeſten deſto eilfertiger zur Hand ſein zu können.

Das Handels- und Mercantilweſen, in ſo weit es in der Hauptſtadt centraliſirt erſchien, war zu jener Zeit wohl auch im großen Flor, wenn der Luxus bei Banquiers, Kaufleuten und Fabrikanten nicht etwa als taube Blüthe zu betrachten war. Man mag ſich einen Begriff davon machen, wenn man erfährt, daß der jährliche Haushalt des Banquiers G... keinen geringeren jährlichen Aufwand als von Zweimalhundert Tauſend Gulden Conventionsmünze in Anſpruch nahm, was ſich auf verſchiedene Weiſe commentiren läßt. So koſtete z. B. jeder Winterball dieſes Banquiers — und er gab deren mehrere im Jahre — zwölf bis funfzehn Tauſend Gulden, während die Ananaszucht in ſeinen Sommerhäuſern ungefähr eben ſo viel erheiſchte. Allerdings läßt ſich nicht behaupten, daß hiemit das Verfahren der geſammten Finanz-

ariſtokratie repräſentirt worden wäre, eben ſo wenig läßt es ſich aber auch läugnen, daß ein ſolches Beiſpiel von übler Influenz erſchien, und Banquiers von angeſehenen Handelsplätzen, wie z. B. von Hamburg, Frankfurt, Berlin, machten nicht ſelten mißliebige Bemerkungen über die ſich in Wien immer mehr verbreitende Sucht, in Pracht der Paläſte und Villen, der Caroſſen und Livreen, der Diners und Fêten, mit den angeſehenſten adeligen Häuſern zu wetteifern. Bedenklicher ſchüttelten aber noch die beſonneneren der inländiſchen Geſchäftsmänner darüber den Kopf, daß jede noch ſo wenig auf feſten Grund baſirte Speculation, jede noch ſo wenig auf den Flor des Vaterlandes abgeſehene Unternehmung einen unerſchütterlichen Stützpunkt in der Leichtigkeit fand, womit die ſogenannte Wechſelreiterei ohne Rückſicht des ihr zum Grunde liegenden Zweckes in Ausübung gebracht werden konnte. Galt es heute einen Schwindel in Baumwolle oder morgen eine forcirte Manufacturthätigkeit hervorzurufen, hier eine den Nationalintereſſen ganz fremde Eiſenbahnunternehmung zu begründen, oder dort eine wechſelſeitige Aſſecuranz für morſche Mercantileriſtenzen zu ſchaffen: immer war die Wünſchelruthe bei der Hand, — die Feder, welche in zwei oder drei Hände übergehend mit wenigen Zügen die Geldquellen herbeibeſchwor, die zum nicht zu verſiegenden Strom herangewachſen ſchienen. Man pflegt wohl ſolche nicht auf eigentliches Mercantilbedürfniß begründete Wechſel ſpottweiſe Keller-Wechſel zu nennen, und da deren Anzahl ſich lavinenartig in der Bank vermehrte, ſo kam es bald, daß die Bank mehr Kellerwechſel als volle Geldkeller hatte, — indem Wechſel, welche die vereinten Unterſchriften der erſten Banquiers, oder derjenigen, die als ſolche galten, an ſich trugen, füglich nicht zurückzuweiſen ſchienen, inſofern die vorgezeichneten Modalitäten dabei beobachtet blieben. Daher die achtunddreißig Millionen im Portefeuille der Bank, — daher aber auch die weiterhin gerügten Uebelſtände. Hinc illae lacrimae! Wohin gelangen wir denn, wenn das ſo weiter geht? fragten eben die Bedächtigern*), unbekümmert, daß die Anderen ſie höhniſch belächelten. Am Ende wäre ja jeder Schwindel, jeder noch ſo aus der Luft gegriffene Einfall, gleich einer Despoten-

*) Und zur Wahrung der Ehre und Unabhängigkeit des Bankinſtituts Berufenen.

Laune in Vollzug zu ſetzen, und das Ausland baute und manövrirte mit unſerm Gelde, während wir .....

Aber ſie ſprachen nicht weiter, denn eine glücklichere Stunde hatte für Oeſterreichs Finanz-Bank und Mercantilweſen geſchlagen, wenn gleich ihre erſten Töne ernſt erklangen, und manchem unrettbar Verlornen zum Grabgeläute wurden.

* * *

Der Freiherr von Kübeck, deſſen äußere Perſönlichkeit ſich bereits im eingangserwähnten Aufſatz ſkizzirt findet, war im Staatsdienſte ergraut und hatte in mancher ſtürmevollen Zeit mit am Ruder geſeſſen. Wie der erfahrne Steuermann am ſcheinbar heiteren Himmel das aufſteigende unheilvolle Wetter wahrnimmt, ſo konnte auch ſeinem Scharfblick das Gefahrvolle der geſchilderten trüglichen, unhaltbaren Verhältniſſe nicht entgehen. Als hoher Staatsbeamter war Freiherr von Kübeck ſchon ſeit mehr als einem Viertel-Jahrhundert rühmlich bekannt geweſen, ob er aber als Financier der jetzigen kritiſchen Lage gewachſen ſei, darüber wechſelten Hoffnungen und Beſorgniſſe. Nur ein Ruf ging von Mund zu Mund: „Da kömmt einmal ein grundehrlicher Mann ans Ruder.“ Aber die weitere Zeitfolge ſollte noch etwas mehr an Freiherrn von Kübeck erweiſen.

Zur ſtrengſten Rechtlichkeit geſellten ſich bei Freiherrn von Kübeck noch drei andere Eigenſchaften, in ſeiner ſo ſchwierigen Stellung von unſchätzbarem Werthe, Scharfblick, Muth und Energie. Er hatte das Uebel in ſeiner ganzen Tiefe entdeckt und erkannt, daß man mit Pflaſter und Salbe hier nicht ausreiche, ſondern friſch und herzhaft, aber beſonnen zugleich ſchneiden müſſe, unbekümmert des wilden Fleiſches, das bei der Operation wegzuſchaffen ſei. Nun kümmerte ihn nicht mehr irgend ein Geſchrei, kam es aus den Höhen oder Niederungen; unaufhaltſam verfolgte er ſein Ziel, das zunächſt auf Wiederherſtellung des blosgeſtellten Bankcredits gerichtet ward, und es iſt zu bekannt, auf welche ſiegreiche Weiſe er daſſelbe erreichte, um wieder auf's Neue darauf zurückzukommen, zumal die Bankverhältniſſe in neueſter Zeit ſpäterhin noch einmal berührt werden.

Weniger beſprochen als die Reſtrictionen des Bankcredits der

Handelswelt gegenüber, finden ſich die unmittelbaren Finanzoperationen Kübecks, obſchon ſie ihm bei den in ihren innerſten Intereſſen verletzten Gemüthern einen kaum minder heftigen Sturm zuzogen. Hatten ſie doch hier ſchon heimliche Rüſtungen veranlaßt, und dort einem ganz mittelmäßigen Liede eine beinahe Elßler'ſche Apotheoſe verſchafft, in der Börſenwelt aber die höchſte Beſtürzung hervorgebracht. Dies war namentlich der Fall, als eine neue Anleihe zu fünf Procent und in fünfprocentigen Metalliques mit den Wechſelhäuſern abgeſchloſſen wurde, wobei die Staatsverwaltung noch überdies die Verbindlichkeit einging, binnen funfzehn Jahren auf Kündigung zu verzichten. Man hat hiegegen vorzüglich zwei Einwürfe erhoben, einmal, daß man zu einem höheren Anleihefuß contrahirt habe, als andere Staaten, und als man ſelbſt unmittelbar früher gethan, und dann, daß man den Zinsfuß im Lande ſelbſt zum Nachtheil des Handels und der Induſtrie höher geſtellt habe. Beide erſchienen mir von jeher unhaltbar.

Der praktiſche Franzoſe geht von der Regel aus: Quand on ne peut pas comme on veut, on fait comme on peut, und ſo ganz einfach, ja gemeinplätzlich dies klingt, ſo war es doch, und zwar, wie bereits geſchildert, auf ſehr benachtheiligende Weiſe früher unberückſichtigt geblieben. Man erinnert ſich recht wohl, daß die Thiers'ſchen Rodomontaden nicht ſo ganz ohne Widerhall verklungen waren.

Allein noch keineswegs davon erholt, hatte ſie und das mit ihr zuſammenhängende größere Publicum die unausbleibliche Kataſtrophe des Credits und der Papiereinziehungsperiode mit allen daran geknüpften ſchweren Folgen zu beſtehen; das Ausland, das an neuen öſterreichiſchen Anleihen nur ſo lange Theil genommen, als erklecklich darin zu gewinnen geweſen, war von anderen Anleihen und Eiſenbahnunternehmungen vielfältig in Anſpruch genommen; zudem durfte der neue Finanzchef beabſichtigt haben, ſeine Anleihe direct aus den Kaſſen des größeren Publicums nur durch die unausweichliche Vermittlung der Wechſelhäuſer zu entnehmen, welchem Zwecke es entgegengeſetzt geweſen wäre, ein Papier zu creiren, das wegen ſeiner ſchweren oder langſameren Anbringlichkeit nicht nur ein Spielball der Börſe geworden wäre, ſondern zum größeren Theil auf lange Zeit die Wanderung in die Bank angetreten hätte, ſo daß im Widerſpruch

mit den eingeleiteten Maßregeln dieſe wieder die eigentliche Darleiherin geworden wäre, und der einerſeits mit weiſer Umſicht eingezogene Geſchäftskreis derſelben andererſeits wieder ſich mehr erweitert gefunden hätte. Unter ſolchen Umſtänden, ſo kurz und unvollſtändig ſie auch hier zuſammengefaßt erſcheinen, war wohl der eingeſchlagene Weg der klügſte, ja vielleicht der einzig thunliche, gewiß aber der ſicherſte, während nach den vorhergegangenen Ereigniſſen ein falſcher Schritt von unberechenbarem Nachtheil geweſen wäre. Ganz unrichtig aber war es, aus dem Anleihefuß eine Cynoſur für den Zinsfuß im Lande herleiten zu wollen. Dieſe gab vielmehr der Disconto-fuß der Nationalbank, welcher unverändert zu vier Procent blieb. Wenn deſſen ungeachtet ſich größerer Geldmangel fühlbar machte, ſo war dies die natürliche und unausweichliche Folge der Credits- und Geldreſtrictionen, zugleich mit den durch verſchiedene Unternehmungen veranlaßten Zahlungsaufforderungen. Ueberdies war ſelbſt zur Zeit des ſogenannten wohlfeilen Anlehens der Privatcredit hievon wenig berührt worden, und hatte ſich namentlich in den Provinzen der Disconto auf bedeutender Höhe erhalten.

Allein noch andere hochwichtige Reſultate ergeben ſich als wohlthätige Folgen der fünfprocentigen Staatsanleihe, indem hierdurch der bei Weitem größere Theil der dem Tilgungsfond zugewieſenen ſehr beträchtlichen Dotation dringenderen Bedürfniſſen zugewendet werden konnte, da dieſer Fond ſich nicht berufen fand, ein Papier, welches das Pari überſchritten hatte, anzukaufen, ein tieferer Stand aber, bei der überaus günſtigen Meinung für daſſelbe, ſogar bei einiger Trübung des politiſchen Horizonts nicht füglich vorauszuſetzen war.

Dadurch aber, daß die neuen fünfprocentigen Staatsſchuldverſchreibungen ohne Stockung und Umweg unmittelbar in die Kaſſen der Rentiers geleitet wurden, gewann das größere Publicum und deſſen Repräſentation, die Börſe, Raum zu erheblichen, induſtriellen Unternehmungen, und wurde insbeſondere die Zuſtandebringung der ſchon eingeleiteten erleichtert, wo nicht ermöglicht. Und es wurde hier einmal die ſo ſchwierige Aufgabe, das Gemeinbeſte mit dem Privatvortheil in Einklang zu bringen, auf eine glänzende Weiſe gelöſt, wiewohl ſich gerade unter denjenigen, welche ſich hierdurch bereicherten, am meiſten Krittler der getroffenen Einleitungen vorfanden.

Daß nun nach ſolchen höchſt glücklichen Antecedentien zur Vollführung der großartigen Entſchließung, ein umfaſſendes Eiſenbahnnetz auf Staatskoſten zu errichten, eine weitere Serie jener fünfprocentigen Anleihe, jedoch zu günſtigeren Bedingungen, emittirt wurde, kann kaum mehr beſonders befremden. Wohl möglich, daß man jetzt anſtatt zu vier und dreiviertel Procent zu vier und ein halb Procent, ja vielleicht zu vier und ein viertel Procent hätte Geld aufnehmen können. Allein die Weisheit der aufgeſtellten Grundſätze hatte ſich zu ſehr bewährt und die Dringlichkeit, ſich die Ausführung des großen Zweckes ohne Verrückung der ſonſtigen Verhältniſſe zu ſichern, zeigte ſich zu überwiegend, um eines möglichen geringen Vortheils wegen ſo hochwichtige Intereſſen im Mindeſten blos zu ſtellen. Seit Jahren erhalten ſich die fünfprocentigen Metalliques auf dem Standpunkt von einhundert und eilf, und ſelbſt ſtärkere Oscillationen am politiſchen Chronometer vermögen dieſen Zeiger der Börſenuhr nicht im Geringſten zu verrücken. Die vierprocentigen Metalliques aber, auf welche der Tilgungsfond mit leichter Müh und geringem Aufwand einwirkt, ſtehen fortwährend über hundert.

Vor Kurzem hat Rußland ein neues Anlehen abgeſchloſſen, und allerdings hiefür nur vierprocentige Schuldverſchreibungen emittirt, dagegen ward daſſelbe mit circa achtundachtzig abgeſchloſſen (wodurch das aufgenommene Geld ſich ebenfalls auf vier und ein halb Procent ſtellt); nun aber ſind jene Papiere nicht zu neunzig, alſo um zehn Procent ſchlechter, als die öſterreichiſchen vierprocentigen, unter die Leute zu bringen. — Der weitere Commentar ergibt ſich ſonach von ſelbſt.

So wenig es meine Abſicht ſein kann, in die unter gegenwärtiger Finanzverwaltung eingeſchlagenen Maßregeln einzugehen, ſo kann ich doch nicht umhin, zu bemerken, wie bei dem in Rede ſtehenden Aufſatz noch ein höchſt wichtiger Moment mit Stillſchweigen übergangen wurde, nämlich die den Beſitzern der Mailänder Eiſenbahnactien eingeräumte Alternative, zwei Jahre nach Vollendung dieſer Unternehmung nach eigenem Entſcheid deren Koſtenbetrag in vierprocentigen Metalliquesobligationen beheben zu können, oder nicht, was demnach einer vierprocentigen Zinſengarantie durch zwei Jahr gleichkommt. Dieſe Entſchließung iſt um ſo mehr zu würdigen, als Hr. v. Kübeck ſich den dringendſten Sollicitationen der mächtigſten Häuſer hinſichtlich

einer Zinsengarantie für die ihrer Vollendung schon nahen Eisenbahnunternehmungen fortwährend zu versagen gut befunden hat. Hier aber, wo das im ersten Beginn begriffene Unternehmen — von unberechenbarer Wichtigkeit für die ganze Monarchie, wie für das gesammte Italien — in Stockung zu gerathen schien, und wo ein früher getriebenes verderbliches Spiel mit einer unfruchtbaren Lurusbahn abschreckend auf das Publicum eingewirkt hatte, konnte jener Schritt nur von der höchsten Weisheit eingegeben erscheinen.

Wenn wir nun noch einen Blick auf das Bankwesen unter der heutigen Finanzverwaltung werfen, so können wir die Beredsamkeit der Ziffern ebenso in ihrer Größe, wie in ihrer Kürze vorwalten lassen.

Wir haben früher gesehen, wie das Bankportefeuille auf achtunddreißig Millionen angewachsen und der Silbervorrath auf siebenzehn Millionen geschmolzen war. Zur Zeit, da ich dieses niederschreibe, beträgt das Portefeuille der Bank circa einundzwanzig Millionen, und der Silbervorrath hat die nie geglaubte Höhe von fünf und siebenzig Millionen Gulden überstiegen.

Unter jenen einundzwanzig Millionen befinden sich aber mit höchst geringen Ausnahmen lauter reale, durch wirklichen Handel und wahrhafte Industrie hervorgerufene Wechsel, so daß hier abermals ein Fall eintritt, wo weniger mehr ist. Dabei ist der größere Theil der ungedeckten Darlehen der Bank an den Staat zurückgezahlt, und das Vertrauen in jenes Institut hat sich auch anderweitig so erkräftigt, daß dessen Actien ganz dem Verkehr entzogen und dem so lange damit gehegten Börsenspiel völlig entnommen erscheinen, wiewohl sie nach ihrem jetzigen Erträgniß kaum viel über vier Procent abwerfen.

Wer wollte aber in Abrede stellen, welchen bedeutenden Aufschwung Handel und Industrie in den letzteren Jahren genommen und welche liberale Grundsätze zur Emporbringung derselben immer mehr auftauchen!

Zwar waren die Erschütterungen, welche die Mercantilwelt in der ersten Zeit der gegenwärtigen Finanzverwaltung erlitt, die heftigsten, welche von ihr je erlebt worden waren, indem zwei der ersten Wiener Häuser gleichzeitig zusammenbrachen, anderer keineswegs un-

bedeutender nicht zu gedenken. Allein so wenig an Unterstützung von morschen, längst in sich zerfallenen Häusern von Holz und Stein viel gelegen sein kann, so durfte auch dort wahrhafte Abhilfe von ihr nicht erwartet werden. Dennoch ward das Möglichste gethan, um das Haus Geymüller zu retten. Rothschild, großartig wie immer, bot hiefür zwei Millionen an. Vergebens! Seit zehn Jahren hatte das Haus bereits mit einer überwiegenden, durch übermäßigen Luxus und verfehlte Speculationen angewachsenen Passiva zu kämpfen gehabt, und nur auf unerhörte Weise sich so lange obenauf zu erhalten gewußt. Noch weniger wäre etwas für die andere schon gänzlichem Mißtrauen heimgefallene Firma zu thun gewesen.

Daß nun nach einer so heftigen Handelskrisis eine geraume Zeit lang ein schwacher Zustand verblieb, wird wohl Niemanden befremden können, und so schmerzlich, ja selbst erschütternd das Schauspiel tief gesunkener Handelsnotabilitäten wirken muß, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß nur durch solches Hinwegschaffen der Geschwüre und Abscesse am Mercantilkörper, dessen Genesung und langsame, aber sichere Erstarkung bewirkt werden konnte.

Und begreiflicher Weise konnten diejenigen Häuser, welche nicht nur den Kampf mit der furchtbaren Krise selbst, sondern auch denjenigen mit der Hydra der Medisance und Verleumdung, und dadurch mit einem in's Lächerliche getriebenen Mißtrauen zu bestehen hatten, unmöglich die Kraft der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel siegreicher bewähren, als eben, indem ihnen eine solche noch nie dagewesene und hoffentlich nimmer wiederkehrende Gelegenheit dazu geboten wurde. Diese Betrachtung ist es denn aber auch, welche wesentlich dazu beitrug, den Credit des Wiener Platzes und den damit enger verbundenen anderweitigen, weit schneller, als Mancher gedacht hätte, wieder zu heben und mindestens für Manche, welche eine solche Feuerprobe ehrenvoll bestanden hatten, sogar noch fester, als ehedem zu stellen.

Wenn sich aus dieser gedrängten Zusammenstellung unwillkürlich ein sprechendes Zeugniß für die seltene Einsicht und Geistestiefe des gegenwärtigen Chefs der Finanzverwaltung ergeben hat, so wird man darum doch nicht glauben, daß ich mich zum Panegyriker desselben machen wollte, da ich es sehr gern würdigeren Federn, als

der meinigen, überlaſſen kann, das Wirken jenes Mannes ſeinem ganzen Umfange nach darzuſtellen, wenn gleich keine in lauterer Abſicht ergriffen worden iſt.

Mir ſelbſt war es nur willkommen, einen Anlaß zu finden, um meine lang im Stillen gehegte hohe Verehrung für ein ſo ſeltenes Wirken an den Tag zu legen. Aber ich glaube dieſelbe nur in einem geſteigerten Grade darzuſtellen, wenn ich zum Schluſſe kurz und unverhüllt auch des vernommenen leiſen Tadels erwähne, wofür ich in meiner eigenen Beſchränktheit und Kurzſichtigkeit nicht gleich die entſprechende Entgegnung zur Hand fand. Dahin gehört z. B. die Behandlung der älteren Staatsgläubiger, der Beſitzer ſowohl der ſogenannten Domeſtical- als Aerarialverſchreibungen; erſtere ſind noch immer nicht vollſtändig in die ihnen unzweideutig gebührenden Rechte eingeſetzt, letztere, wie es heißt, dadurch beeinträchtigt, daß die vermöge Patents vom Jahre 1818 zugeſicherten Ankäufe ſeit einigen Jahren faſt gänzlich unterblieben, und dafür die herbeizuſchaffenden Stücke von anderweitigen Fonds genommen werden, wiewohl ein ſolches Verfahren höchſtens in exceptioneller Weiſe einen Anhaltspunkt in den Beſtimmungen jenes Patents fände. Dahin gehörte z. B. ferner die Frage hinſichtlich des Fortbeſtehens der Frohnen in Böhmen, welche mit einer Verbeſſerung der Lage des Ackerbauers und aller auf Arbeit und Taglohn hingewieſenen Claſſen kaum vereinbar ſcheinen. Dahin gehörte endlich die Löſung des Problems, wie in einem Staate, der ſich in mancher Hinſicht der europäiſchen Civiliſation voranſtellt und in keiner gänzlich zurückzubleiben gedenken dürfte, ſogenannte Judenſteuern, auf das Bekenntniß und die Ausübung einer förmlich geduldeten Religion geſetzt, fortbeſtehen können. Endlich fielen in gegenwärtigem Zeitpunkt des Wiederaufblühens der öſterreichiſchen Finanzen die gedachten Mißbräuche um ſo mehr auf, als ſich mehr als Ein Aequivalent für die durch deren Abſtellung verurſachten Lücken ſowohl durch Zuwachs der Einkünfte als durch Erſparung in den Ausgaben ergeben haben müßte, und, um nur eines Theils der erſteren zu gedenken, die indirecten Steuern allein ſeit funfzehn Jahren, wie es mehrfach bekannt gemacht worden iſt, einen jährlichen Mehrertrag von ſechsunddreißig Millionen ausweiſen. Vielleicht geht man zu weit, wenn man die Macht, ſolche Anomalien abzuſtellen, dem Reſſort der Finanzverwaltung zuſchreibt,

gewiß iſt es aber, daß Viele ſie als unerklärliches Unrecht, Andere, um mit Talleyrand zu reden, für noch mehr, nämlich für Fehler anſehen, und daß deren Beſeitigung dringend auch von den dabei nicht unmittelbar Betheiligten gewünſcht wird. Sehr begreiflich endlich aber iſt es, daß der Impuls hiezu mit beſonderer Zuverſicht von dem Manne gewärtigt wird, welcher für Kräftigung und Erſtarkung des Staatskörpers bereits ſo Großes und Ruhmwürdiges geleiſtet hat.

Gedichte von Moritz Hartmann.

I.

Die Drei.

Im Ungarland, bei einem Puſtawirthe,
Da ſitzen drei in Sturm und Nacht Verirrte,
Im Ungarlande, wo des Zufalls Wind
Zuſammentreibt verſchied'ner Länder Kind.

Ihr Augenlicht — verſchied'ner Flammen Gluthen,
Ihr Lockenhaar — verſchied'ner Ströme Fluthen,
Doch ihre Herzen, ihre wunden Herzen
Die Thränenurnen faſt derſelben Schmerzen.

Der Eine ruft: Ihr ſchweigſamen Geſellen,
Soll kein Toaſt der Zecher Trinkluſt ſchwellen?
Ich bring' es Euch — dem Vaterland! wohlan!
Es lebe frei und groß — Stoßt an! Stoßt an!

Dem Vaterland! Ich aber ſelbſt bin Einer,
Der ſein's nicht kennt, denn ich bin ein Zigeuner,
Mein Vaterland liegt in der Sagenwelt,
Im Geigenton, von Schmerz und Sturm geſchwellt.

Ich ziehe ſchwärmend über Haid' und Puſte
Und denke nach dem ſchmerzlichen Verluſte,
Doch bin ich längſt der Heimathluſt entwöhnt
Und denk' Egyptens, wenn das Cymbal tönt.

Der Zweite d'rauf: Bringſt Du's dem Vaterlande,
So trink ich nicht, ich tränke meine Schande
Denn Jakobs Same iſt ein fliegend Laub,
Und faßt nicht Wurzel in der Knechtſchaft Staub.

Dem Dritten ſtarrt die Lipp' am Becherrande,
Er fragt ſich ſtill: „Trink ich dem Vaterlande?
„Lebt Polen noch? Iſt es geſtorben ſchon?
„Bin ich wie die ein mutterloſer Sohn?"

2.

An die deutſchen Freiheitsdichter.

Was ſoll das ew'ge Singen, darob kein Fürſt erröthet?
Ihr habt mit allen Liedern noch keinen Traum getödtet.
Ihr habt wie Kinderleichen die Klagen hingeſtreut,
Es hat d'rob keine Herrſchgier am Weg zurückgeſcheu't.

Wohl dringt Dein Lied, o Deutſcher, aus tiefſter Herzenskammer,
Ein Fürſtenherz zu ſprengen, iſt's nicht der rechte Hammer.
Wohl iſt's ein heiliges Feuer, das Dich zu ſingen drängt,
Doch an dem Haupt des Drachen hat's noch kein Haar verſengt.

Du wirſt mit ſchönen Worten lang keine Thaten ſäen,
Du reich an lahmen Führern, doch dürftig an Tyrtäen,
So klingt Dein Lied nach Freiheit, als wie ein Liebesbrief
Nach einem geilen Weibe, das Deinem Arm entlief.

Du wußteſt nicht die Freiheit echt männlich feſt zu halten,
Bei Worten nur und Worten mußt' ihre Lieb erkalten;
Das glüh'ndſte Weib erkaltet, wo Nichts als Liebesſchwur,
Du mußt es heiß umfaſſen, und es nicht lieben nur.

Ein Freiheitslied mag klingen zum Sturze von Baſtillen,
Als Requieſcat ſchließ es des Zwingherrn letzten Willen.

In Nächten wie die Nacht war vor Grochow trüb und ſtill,
Die ſtürmiſch wie die Nacht war, als ſang Rouget de Lisle.

Nach ausgekämpften Schlachten, nur unter Friedens-Palmen
Tönt wohl ein echtes Schlachtlied und ſtimmen Freiheitspſalmen;
Doch an den Strömen Babels läßt man das Liedern ſein, —
Die Harfen an die Weiden, — da blaſ' der Sturm darein.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Oesterreich und dessen Zukunft. — Arbeiterunruhen, russisch-panslavistisch-communistisch-diplomatische Coulissenspiele. — Duncker in Böhmen und sein russischer Brillantring. — Czapka, die Journalistik, das Domcapitel und die Wiener Brunnen. — Mozart's Familie.

Ein Theil dessen, was der Verfasser von „Oesterreich und dessen Zukunft", als patriotischer Hellseher geweissagt, ist denn nun richtig in Erfüllung gegangen. Der materielle Nimbus des leiblichen Wohllebens, der Glanz des Genusses, der bisher in den Augen des Auslandes das rothbäckige Haupt der gutgenährten Austria umgab, ist fast in Nichts zerflossen, und alle Welt kennt nun das sorgfältig verwahrte Geheimniß, daß auch in dem patriarchalischen Oesterreich die Leute hungern können. Ja, das ist es, was die Wichtigkeit der Prager Vorgänge ausmacht, nicht das Bischen Blut, das schon oft bei geringeren Anlässen, bei Wirthshausbalgereien und Straßentumulten geflossen ist, nein, das Geständniß, auch in dem classischen Lande der Phäaken, wo sich ewig der Spieß am Heerde dreht, ist der Dämon des Pauperismus erschienen, hat den rothen Mantel zurückgeschlagen und dem erschreckten Volk die klappernden Rippen und die fleischlose Brust gewiesen.

Dem herrschenden System konnte Nichts unangenehmer sein, als eine solche nackte statistische Thatsache, die man keinen Emissären, keiner Preßfreiheit, keinen revolutionären Factionen in den Schuh schieben kann, eine Thatsache, die man für keine Lüge erklären, und die sich nicht einmal berichtigen läßt. Wo soll man in Zukunft die schlagenden Gründe hernehmen, mit welchen man im Angesichte Deutschlands den Völkern beweisen konnte, daß die repräsentativen Verfassungen nur zu einer endlosen Vermehrung der Steuerlast führen, und die Weisheit einer väterlichen Regierung allein im Stande sei, den

wahren Wohlstand zu fördern und die unteren Classen gegen die wahlberechtigten und gesetzgebenden Stände in Schutz zu nehmen? Bis jetzt zeigte man immer triumphirend auf den materiellen Zustand der Monarchie, sobald von der Nothwendigkeit geistiger Concessionen, von durchgreifenden Reformen die Rede war, und Jedermann weiß, daß eine solche Hinweisung in den Augen der Menge stets eine glänzende Rechtfertigung einschließt. Fortan wird man sich wohl um andere Beweismittel, um andere Abwehrungsbehelfe umsehen müssen, denn das alte schöne Märchen von der österreichischen Behaglichkeit fängt nachgerade an, ein Märchen im vollen Wortsinn zu werden.

In Wien freilich empfindet man die wachsenden Nothstände nicht, da ist der Erwerb leicht, wenigstens für die Nothdurft des Lebens, wenn auch die Vermögenssammlung lange nicht mehr so häufig vorkommt, wie ehedem; allein in den Provinzen greift die Armuth doch immer mehr um sich, und während die Bevölkerung der Hauptstadt ihre Orgien feiert, nagen Tausende in der Ferne am Hungertuch. Die Provinzen geben das Geld, das in Wien von vielen tausend Grundbesitzern verschleudert wird, und während so die Gewerbsamkeit der Residenz jährlich steigt, sinkt der Wohlstand der Provinzen immer tiefer. Daher ist sehr zu befürchten, daß die Bewegungen der österreichischen Zukunft centrifugal sein werden, und in Wien selbst gar niemals eine energische Bestrebung Wurzel fassen wird.

Was die Unruhen in Böhmen betrifft, so sind diese wie ein Blitzstrahl aus blauem Himmel gekommen, denn darin stimmen alle Berichte überein, amtliche und nicht offizielle, daß das physische Elend daselbst keineswegs gegenwärtig unter dortigen Arbeitern größer sei, als in früheren Jahren. Namentlich weiß das Jahr 1842 im Erzgebirge Dinge zu erzählen, von welchen in diesem Augenblick gar nicht die Rede sein kann. Es ist demnach weniger der Stachel des Elends, der die Leute so mit einem Male rappelköpfisch gemacht hat, als vielmehr eine plötzlich geweckte moralische Entrüstung, die sich nicht länger die Abhängigkeit und Willkür gefallen lassen will, womit das Loos des Arbeiters in allen fast civilisirten Staaten noch zu kämpfen hat. Diese Wahrnehmung mußte nothwendig auf innere Triebfedern hinweisen, und diese Seite des Gegenstandes ist es ganz besonders, welche ich in diesen Zeilen beleuchten wollte, denn die Details sind schon als Tagesneuigkeiten in die Oeffentlichkeit gekommen, oder sind für die tiefere Bedeutung der böhmischen Vorfälle ohne Belang.

Die mit Umsicht gepflogenen Untersuchungen in Betreff des unter den Aufständischen verbreiteten Liedes: **Pisen na rebelli**, haben auf Spuren geleitet, die den Ernst der Sache nicht wenig verstärken und ein grelles Streiflicht auf die Machinationen der Diplomaten werfen. Auffallend war es schon früher, daß die Aufregung so plötzlich und bestellt hervortrat und sich unmittelbar an jene in Schlesien

anſchloß. Bedeutſam taucht dabei der Umſtand hervor, daß gerade die ſlaviſch-deutſchen Gegenden der Schauplatz der Unruhen wurden, obgleich in anderen Theilen des deutſchen Vaterlandes nicht minder ſtark bevölkerte Fabrikbezirke ſich befinden, über welche auch nicht das Füllhorn des Ueberfluſſes ausgeſchüttet iſt und wo dennoch der Frieden keinen Augenblick geſtört worden. Ein wohlunterrichteter Correſpondent der „Schleſiſchen Zeitung" meldete unlängſt, daß man zu Wien in den höchſten Regionen die beklagenswerthen Auftritte in Böhmen communiſtiſchen Umtrieben zuſchreibe, und dieſe Meldung widerſpricht ganz und gar nicht der Unterſtellung, daß ruſſiſche Hände dabei im Spiele ſeien. Man erinnert ſich ohne Zweifel der diplomatiſchen Komödie, welche im September 1843 in Athen abgeſpielt wurde, wo ſich der Abſolutismus herabließ, die conſtitutionelle Propaganda zu ſpielen, blos um die Conſolidirung des jungen Staates und der deutſchen Dynaſtie zu ſtören, eben ſo wenig ſchrack man hier vor der Rolle Weitling's zurück, und der Panſlavismus macht ſich im Gefühle ſeines Loyalismus kein Gewiſſen daraus, wenn er zur Erreichung ſeiner Abſichten einmal die Maske des Fourrier oder Owen vor's Antlitz nehmen muß. *) Der Nothſchrei des vorigen Jahres drang aus Böhmen und Schleſien bis nach Petersburg und ſchlug durch die Spiegelfenſter des Palaſtes an das feine Ohr des dortigen Cabinets; auf dieſen Schrei ward alsbald ein Plan gebaut, der für's Erſte freilich keinen anderen Zweck haben konnte, als den Keim der Zwietracht in jenen von deutſchen Regierungen beherrſchten Miſchländern auszuſtreuen und die Augen dieſer Regierungen von den Vorgängen im nahen Auslande abzulenken.

*) Unſer geehrter Herr Correſpondent ſcheint uns in ſeinen Combinationen doch etwas zu weit zu gehen, — während eine natürlichere Auslegung jener Erſcheinungen auf der Hand liegt, — oder er will etwas Anderes ſagen, als man aus ſeinen Ausdrücken ſchließen könnte. Von communiſtiſchen Ideen war weder in Schleſien, noch in Böhmen unter den malcontenten Arbeitern eine Spur, wenn man nicht etwa Hunger und Verzweiflung, oder Mißvergnügen und Plünderungsſucht überhaupt communiſtiſch nennen will. Es ſollte auch dem fremden Wühler ſchwer werden und wird ihm gewiß nicht einfallen, böhmiſchen Pöbel erſt durch Verbreitung wirklicher communiſtiſcher Ideen aufzuhetzen, dies wäre ein ſehr überflüſſiger und nutzloſer Umweg. Die Parallele mit den ruſſiſch-griechiſchen Intriguen kann daher nur im Allgemeinen gelten. Näher liegt die Vermuthung, daß wühleriſche Hände dem Aufſtand durch künſtliche Aeußerlichkeiten einen ſchwachen communiſtiſchen Anſchein zu geben ſuchten, um dann mit freundſchaftlich warnendem Finger darauf hinweiſen zu können! Darin, glauben wir, liegt ein großer Theil der eigentlichen Gefahr. In Preußen will die ultrabüreaukratiſche Partei in den ſchleſiſchen Unruhen ebenfalls Communismus ſehen. Wir wiſſen nicht, ob da auch eine freundnachbarliche Inſpiration thätig war. Wir möchten hoffen, daß die öſterreichiſche Regierung ſolche freundnachbarliche Fingerzeige gehörig würdigen wird.

Die Red.

Es hat bereits Jemand in dieſen Blättern die Aufgabe gelöſt, den Zuſammenhang der projectirten Verbindung der Großfürſtin Olga mit dem Erzherzog Stephan und der Reiſe des Kaiſers nach London ſo wie die gewünſchte Vereinigung der Donauländer zu einem Königreich unter einem befreundeten Prinzen aufzudecken; die Vorfälle in Böhmen, Schleſien und Italien reihen ſich indeß dieſen Intriguen organiſch an und bezweckten nämlich, die deutſchen Regierungen einzuſchüchtern und namentlich Oeſterreich, welches ſich den treuloſen, aber lockenden Anerbietungen Rußlands gegenüber kalt benommen hatte, mit Beſorgniſſen im eigenen Lande zu erfüllen. Seiner Zeit ging die Nachricht durch alle politiſchen Zeitungen, daß die Inſurgenten der Romagna mit ruſſiſchem Gelde ihre Bedürfniſſe bezahlten, und die jüngſten Nachforſchungen in Böhmen und Schleſien haben auf dieſelbe Quelle geführt.

Bevor wir indeß eine ſo ſchwere Anklage gegen die ſlaviſche Propaganda erheben, wollen wir vorerſt die vollen Reſultate der eingeleiteten Unterſuchung abwarten, wozu auch der bekannte Polizeirath Duncker aus Berlin ſich über Schleſien nach Böhmen begeben hat. Es erinnert unwillkürlich an Katakazi in Athen, wenn wir erfahren, der erwähnte Beamte habe in demſelben Moment von Sr. Majeſtät dem Kaiſer aller Reußen einen koſtbaren Brillantring erhalten, deſſen Feuer ihn hoffentlich nicht dergeſtalt blenden wird, um nicht die ruſſiſchen Finger zu ſehen, die an den Schnüren des Vorhangs zerren, hinter dem ſo eben ein Trauerſpiel des Proletariats in die Scene ging. — Das Gubernium zu Brünn hat gleichfalls Berichte eingeſandt, die von einer ungewöhnlichen Aufregung unter der dortigen Arbeiterbevölkerung, namentlich in Iglau, ſprechen, was die Folge hatte, daß die niederöſterreichiſche Landesregierung den Auftrag erhielt, im Wege des Kreisamtes die Stimmung der Arbeiterklaſſe in Wien zu erforſchen, die indeß gar nichts Beunruhigendes hat.

Es erhält ſich fortwährend das Gerücht, der Bürgermeiſter Czapka ſolle als Hofrath und Polizeichef an die Stelle des Hofraths Muth nach Prag kommen, doch ſcheint dies nicht ſehr wahrſcheinlich; indeß man glaubt einmal, was man wünſcht. Bürgermeiſter Czapka ſcheint mit allen Klaſſen brechen zu wollen, denn auch die Künſtler hat er durch die Uebertragung des auf der Freiung zu errichtenden Brunnens mit tauſend Dukaten Neugeld und 22,000 Fl. C.-M. ausbedungenem Honorar, an den Münchner Schwanthaler empfindlich beleidigt. Als in der „Europa" von Lewald eine beißende Kritik dieſes, glimpflich geſprochen, unklugen Schrittes, mitgetheilt ward, ſuchte er den Verfaſſer durch Geldverſprechungen im Spionirwege zu entdecken und als gleichzeitig die Kölniſche Zeitung und die Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung, welche beide Journale hier öffentlich aufliegen, ſcharfe Artikel über ſeine Amtsführung brachten und ſein Begehren bei der

Censurhofstelle um Unterdrückung der betreffenden Nummern unerfüllt blieb, schlichen vertraute Personen in den Kaffeehäusern umher und rissen die hochverrätherischen Blätter heimlich heraus.

Um den Lärm zu beschwichtigen, sollen nun auch zwei öffentliche Brunnen errichtet und deren Ausführung hiesigen Künstlern, wahrscheinlich dem Professor Klieber übertragen werden. Diese beiden Brunnen werden ihre Stelle auf dem Stephansplatz zu beiden Seiten der Domkirche erhalten und jedenfalls verdankt dieser Anordnung der merkwürdigste Punkt der Hauptstadt einen sinnlichen Reiz, welcher mit der sprudelnden Frische eines hellen Wassers verknüpft ist und Landschaften wie öffentliche Plätze verschönert. Die Schwierigkeiten, die von Seite des Domcapitels gegen die Errichtung dieser Brunnen in der unmittelbaren Nähe des Münsters erhoben werden, indem das Geplätscher des fallenden Wassers und der mit den schwatzhaften Versammlungen der Mägde und Dienstleute unvermeidlich verbundene Lärm die Andacht der Beter und die Wirkung der Predigt stören dürften, werden sicher ohne Folge bleiben, und die Bewohner Wiens bald die Freude erleben, die volksthümlichen Helden dieser Stadt, die Grafen Salm und Stahremberg, welche bei den türkischen Belagerungen im 16. und 17. Jahrhundert die Mauern Vindobonas mit dem äußersten Heldenmuth vertheidigt haben, auf steinernem Piedestale in Erz prangen zu sehen. Die Idee dieser Schmückung verdient alles Lob.

So eben lese ich in der Wiener Hofzeitung, daß Sr. Majestät der Kaiser dem Bürgermajor Kumasek und dem Finanzcommissär Schürer von Waldheim nebst den Bürgern Tränkler und Hoffmann, die sich bei der Vertheidigung der Brücke in Reichenberg gegen die empörten Fabrikarbeiter durch entschlossenes Benehmen ausgezeichnet, goldene Ehrenmedaillen verliehen, dem Schützencorps dieser Stadt aber das Recht ertheilt haben, den kaiserlichen Doppeladler in seine Fahne aufzunehmen. — Der einzige Sohn des großen Mozart, der hier vom Unterrichtgeben sich ernährte, ist zu Karlsbad, wo er eben zur Herstellung seiner Gesundheit verweilte, am 30. Juli, dreiundfunfzig Jahr alt, gestorben. Seine Mutter, Mozart's Wittwe, die dänische Etatsräthin Nissen, achtzigjährig, ist noch am Leben.

II.

Nachrichten aus Ostpreußen.

Die Säcularfeier. — Kant's Haus. — Schön's Monument. — Ueberschwemmungen und Manöver. — Masuren und Culturanlagen. — Vereine zur Verhütung von Verbrechen. — Improvisator Volkert. — Ritterburgen. — Russischer Sonnenaufgang.

Die Studirenden in Königsberg wollen den Tag des akade-

Das Alterthum gab es einfach hinein in seinen Kalender, es kannte keine Scheu vor dem Unbekannten, es hatte keine Furcht vor dem Unheimlichen, es war ihm nicht bange vor dem Dunkeln, es hatte keine Angst vor dem Geheimnisvollen, es war ihm nicht unheimlich vor dem Unheimlichen, es hatte keine Furcht vor dem Unbekannten, es kannte keine Scheu vor dem Dunkeln, es war ihm nicht bange vor dem Geheimnisvollen, es hatte keine Angst vor dem Unheimlichen, es war ihm nicht unheimlich

preußiſchen Ritterburgen, ſoll auf Staatsunkoſten reſtaurirt werden. Der König ſoll als Kronprinz ſehr gerührt worden ſein, als er über dem Thor der ehrwürdigen Ruine die einfache Inſchrift las: „Herr, erhalte mich!“ — Zum Schluß eine wahre Begebenheit von der ruſſiſchen Grenze. Zwei preußiſche Gutsbeſitzer reiſten nach Polen. An der Grenze ging einer von ihnen zum Reviſor, um die Päſſe viſiren zu laſſen, kehrte aber erſtaunt zurück mit der Meldung, der Ruſſe behaupte, da die Sonne noch nicht aufgegangen (ſie ſtand aber ſchon hoch am Himmel), ſo könne er weder viſiren, noch den Schlagbaum öffnen. — Was nun beginnen? — Das iſt einfach, ſagte der Andere, beſſer Bewanderte, lachend; mit zwei Gulden können wir den Aufgang der Sonne bewirken. — Richtig, der Ruſſe hatte kaum die zwei Gulden, ſo ging die Sonne auf und der Schlagbaum ſtand offen.

R — n.

III.

Egmont auf der Leipziger Bühne.

Am 19. Auguſt ſahen wir Göthe's Egmont auf der neuen Leipziger Bühne. Das Drama enthält, neben den Schwächen des großen Meiſters, ſo viel von dem innigſten Reiz ſeiner Poeſie, ſo durchdringende politiſche Menſchenkenntniß, daß es auch in minder gelungener Darſtellung feſſeln muß, weil es durch zahlloſe, unverwiſchbare Züge „freudvoll und leidvoll“ zu denken gibt. Allein es gehört das feinſte Enſemble, eine mehr als gewöhnliche Vortrefflichkeit und Nachhilfe einzelner Schauſpieler dazu, wenn die Totalwirkung nicht eine andere, als die vom Dichter beabſichtigte, werden ſoll. In der Leipziger Darſtellung war die rein politiſche Seite vielleicht zu ſehr hervorſtechend. Drei Männer waren im Stück: Oranien, Alba und Clärchen. Oranien und Alba ſpielen Schach um Egmont; nachdem dieſer genommen iſt, erhebt ſich der Heroismus des liebenden Mädchens, um ihn zu retten, und geht unter in dem Kampf gegen den ſtumpfen Widerſtand, gegen die zähe, kalte und ängſtliche Berechnung des Volkes. Dies die Handlung. Aber es iſt ſchlimm, wenn Egmont und Brackenburg ſich bemühen, die ſchwachen Seiten der Dichtung durch ihre Mattherzigkeit noch mehr hervorzuheben. Der wenig dramatiſche, darum ſchwer darſtellbare Gedanke des Dichters geht dann ganz verloren; wie Egmont anfangs unter das Volk tritt, aus Gedankenloſigkeit Vertrauen und geſetzliche Ruhe predigend — nicht erſt in ſeiner Zuſammenkunft mit dem großen Schweigſamen — da erkennt man, daß er verloren iſt, aber wenn Egmont's Sicherheit nicht durch genialen, überquellenden Lebensgeiſt, und durch den Zauber ſeiner Liebe gerechtfertigt und verklärt wird; wenn auch

Ehre und Würde. Wie aber, wenn sie nicht wollen? Wenn sie sich weigern, ihre Pflicht zu thun? Wenn sie sich auflehnen gegen ihre Obrigkeit? Wenn sie sich empören? Wenn sie sich zusammenrotten? Wenn sie Gewalt brauchen? Wenn sie Steine werfen? Wenn sie Barrikaden bauen? Wenn sie Kanonen auffahren? Wenn sie Pulver und Blei verschießen? Wenn sie Bomben werfen? Wenn sie Häuser anzünden? Wenn sie Feuer legen? Wenn sie Brand stiften? Wenn sie Mord und Totschlag begehen? Wenn sie Raub und Plünderung treiben? Wenn sie Gut und Blut verderben? Wenn sie Leben und Eigenthum vernichten? Wenn sie Alles zu Grunde richten? Wenn sie Alles in Schutt und Asche legen? Wenn sie Alles in Trümmer schlagen? Wenn sie Alles in Stücke hauen? Wenn sie Alles in Fetzen reißen? Wenn sie Alles in Lumpen zerreißen? Wenn sie Alles in Lappen zerfetzen? Wenn sie Alles in Flicken zerlumpen? Wenn sie Alles in Stücken zerlappen? Wenn sie Alles in Stücken zerflicken? Wenn sie Alles in Stücken zerstücken? Wenn sie Alles in Stücken zerhauen? Wenn sie Alles in Stücken zerschlagen? Wenn sie Alles in Trümmer zerschlagen? Wenn sie Alles in Schutt und Asche zerschlagen? Wenn sie Alles in Schutt und Asche zerlegen? Wenn sie Alles in Schutt und Asche zerbrennen? Wenn sie Alles in Schutt und Asche zerstören? Wenn sie Alles in Schutt und Asche zerstören? Wenn sie Alles in Schutt und Asche zerstören

wurde. Herr Guttmann sagte seine Rolle her, als freute er sich, zu zeigen, daß er sie auswendig wußte. — Alle Anerkennung verdienen Ballmann als Jetter und Berthold als Vansen. So war z. B. die vorlaute Art, mit der Jetter das von Egmont's Hals und dem Scharfrichter herausschnatterte, recht bezeichnend.

So viel ist gewiß, zur würdigen Darstellung eines Stückes, wie Egmont, reicht diese Bühne noch lange nicht aus. Es fehlt ihr nicht an versprechenden Kräften, aber diese sind, mit wenigen Ausnahmen, jung und müssen gebildet werden. Mögen trotzdem unsere classischen Dramen, an denen allein eine Pflanzschule junger Künstler sich emporziehen läßt, recht oft gegeben werden; wenn auch die Aufführung von Lustspielen und Conversationsstücken bei Weitem besser gelingt und glänzendere Erfolge hat. Die Direction zeigt so viel ehrlichen Willen, daß man ihr gewiß allgemein die Erfüllung ihrer schweren Aufgabe zu erleichtern suchen wird.

IV.

Notizen.

Lüning in Rheda. — Ghillany, der neueste Judenfresser.

— Man hört in unserer Zeit so viel von allerhand Verketzerungen, Judenfreessereien, Glaubensverfolgungen und andern kleinen Excessen, in denen sich das vom Scheintod erstehungslustige oder in den letzten Zügen liegende Mittelalter Luft machen will; leider sind's aber meist nur krankhafte Prickeleien, ohnmächtige Gelüste der mit ganz andern Geburten schwangeren Zeit, noch häufiger die glorreichen Schöpfungen einer sich für organisch und schöpferisch haltenden christlich-germanischen, besser unchristlich-romanischen Reaction. Da freut es Einen ordentlich, wenn man dafür einmal von einem gesunden, ehrlichen, der heiligen römischen Reichs-Zeit würdigen Loyalitäts- und Glaubenscravall hört, der dem guten Volk grad vom Herzen oder von der Leber kam, — wie er etwa unlängst in Rheda in Westphalen vorfiel. Dort lebt ein junger Dichter Lüning, der ein Bändchen voll polizeiwidriger Lyrik im Auslande herausgegeben und sich dadurch die Ehre einer Untersuchung auf Hochverrath und Haussuchung zugezogen hat, in der ihm auch einige Papierschnitzel seiner Correspondenz mit einer Dame weggenommen worden sind. Doch das ist es nicht, was wir meinen. Das wäre etwas Alltägliches, denn in Preußen fehlt es so wenig an Untersuchungen, daß man sie bald zu den „kleinen Leiden des menschlichen Lebens", zu den gewöhnlichen sicherheits- und sanitätspolizeili-

chen Maßregeln rechnen, oder wie die Militärpflicht anſehen wird, der Jeder genügen muß; ein preußiſcher Literat, der noch nie in Unterſuchung war, wird daher bald wie ein Matroſe angeſehen werden, der noch nie die Linie paſſirt, wie ein Soldat, der kein Pulver gerochen, oder wie ein ehrlicher Mann, der nie einen Rauſch gehabt hat; in Berlin und einigen anderen preußiſchen Städten beginnt auch in gebildeten Kreiſen die Mode zu herrſchen, daß man, wie ſonſt nach dem Wetter, nach dem Geſchlafenhaben oder Wohlbefinden, ſeine Bekannten fragt: „Wie unterſucht es ſich?" — Das alſo iſt es nicht, was wir meinen. Wir bewundern vielmehr nur die vertrauensvolle Einmüthigkeit, die zwiſchen den Rhedaern und ihrer Polizei zu herrſchen ſcheint. Denn kaum hatten die Erſteren gehört, daß der Dr. Lüning in Unterſuchung ſei, ſo verbreitete ſich um ſein Haupt ein ſchwefelgelber Nimbus, man wär überzeugt, ein wirkliches, leibhaftiges Glied der antichriſtlichen, ſtaatsumwühlenden und wahrheitsbrunnenvergiftenden Propaganda in ſeinen Mauern zu haben, und fühlte ſich in ſeiner Loyalität auf das Tiefſte verletzt. Wo findet man noch ſolchen Glauben in Israel, wo ſolches Vertrauen zwiſchen Volk und Polizei? Des Abends zog daher ein Haufe ſonſt friedlicher Bürger — ſo meldet der Weſtphäliſche Merkur — vor Lüning's Wohnung, ſchlug ihm die Scheiben ein, rief: „Heraus mit dem Demagogen! Heraus mit dem Gotteslästerer!" und hätte noch manch Anderes gerufen und gethan, wenn nicht die Polizei ſelbſt die wohlmeinenden Eiferer im Zaum gehalten und Herrn Lüning — als Unterſuchungsgegenſtand ein werthvolles Object — vor weiteren Demonſtrationen geſchützt hätte. — Jetzt erklärt Herr Lüning in mehreren Zeitungen, es ſei eine Beleidigung und Verleumdung der Rhedaer Bürger, wenn man den Unfug ihnen zuſchreiben wolle; die Serenade ſei ihm von einem königlich preußiſchen Aſſeſſor arrangirt worden! Wie kann man einem königlich preußiſchen Aſſeſſor, einem ſtudirten, gebildeten Manne, einem Mitglied des preußiſchen Beamtenſtandes, dergleichen aufbürden wollen! Wenn die Serenade von den Bürgern ausging, iſt es ein Anderes! Wir ſehen nicht ein, wozu es von dieſen wie eine Blamage abgewälzt zu werden braucht, und wir laſſen uns den ſchönen Glauben an die Richtigkeit der erſten Darſtellung um ſo weniger nehmen, als wir, in vollem Ernſt, darin einen Beweis ſehen, daß die vielgerühmte Einfalt und Gläubigkeit des deutſchen Volkes nicht überall eine bloße Zeitungstradition, ſondern wirklich weit her iſt. Nein, die wackern, altehrlichen Rhedaer Bürger ſollen leben! ohne etwa damit die Uebertretung der Polizeigeſetze predigen zu wollen. Jetzt ſehen wir, daß es noch Gegenden im Vaterlande gibt, wo ein zweiter Socrates, ein Bruno von Nola oder ein anderer Märtyrer täglich erſtehen kann; den nicht an

der Blasirtheit unserer Bildung liegt es, nicht an dem allgemeinen Mangel an Muth und Aufopferungslust, daß wir keine rechten Blutzeugen für die modernen Ideen haben, sondern nur an der rechten Gelegenheit, an dem rechten Widerstand. All' die Polizeien und Kanzleien mit ihren Untersuchungsapparaten und Maßregelungen sind selber halb und halb aufgeklärt, sie haben keine Consequenz und keine Ueberzeugung und spielen wie die Katze mit der Maus, ohne den Muth, etwas zur Entscheidung zu bringen. Die Rhedaer reden, wie's ihnen um's Herz ist, und thun, wie sie reden. Wäre das, was die servilen Zeitungen vom deutschen Volke sagen, wahr, so müßte es überall Scenen geben, wie dort. Könnten aber die ehrlichen Westphalen mit einem Mal all die Aufklärung und politische Bildung sich eintrichtern, die in anderen Gegenden herrscht, sie würden sich nach der entgegengesetzten Seite hin gerade so benehmen und vielleicht vor anderen Fenstern rufen: „Heraus mit dem Spion! Heraus mit dem Heuchler! Heraus mit dem Speichellecker! ꝛc. ꝛc."

— In Nürnberg lebt ein Mann und Bibliothekar, Namens Dr. Ghillany, der seit Jahren in dicken und dünnen Büchern den Beweis führt, daß die Juden wirklich Menschenfresser sind und stets bis heut zu Tage das Blut von Christenkindern zu ihrem Osterbrode brauchten. Er führt seine Beweise gründlich und wissenschaftlich, durch Citate aus Eisenmenger, aus alten Scharteken aus den Zeiten des finstersten Judenhasses, und endlich aus — der Bibel, die er mit den unglaublichsten Verdrehungen nothzüchtigt. Leider ist er so unglücklich, keine allgemeine europäische Judenuntersuchung veranlassen zu können. In kleineren Kreisen mag er indeß glücklicher sein. Vor einiger Zeit erhielt er von einem armen jüdischen Hausirer, dem vielleicht von Pastoren, Schulmeistern und Bauern mit Ghillany's wissenschaftlichen Resultaten etwas hart zugesetzt wurde, einen anonymen Schmähbrief. Darauf erklärte Ghillany in der „Dorfzeitung", daß es ihm um der Juden willen Leid thun würde, wenn er sich genöthigt sehen sollte, den erwähnten Schmähbrief zu veröffentlichen. Denn dann würde die Welt erst sehen, was die Juden für ein Volk seien, und was Einer riskire, der ihnen „wissenschaftlich" die Wahrheit sage. — Wahrscheinlich ist also ein Bischen Menschenfressen noch gar nicht so arg, denn das weiß ja die Welt schon von den Juden. Aber ein Schmähbrief an Dr. Ghillany! Das freilich übersteigt alle Grenzen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Scenen aus „Robespierre, ein Drama."

Von

R. Gottschall.

Dritter Aufzug, vierte Scene.

(Robespierre's Zimmer.)

Robespierre (leise). Rousseau! Rousseau! Noch sehe ich Dich unter Deinen Blumen wandeln, in stillen Träumen einer schönen Zukunft schwärmend für die Menschheit. Diese Zukunft ist da; doch sie kam mit den schweren Wettern des blutigen Krieges, und nicht, wie Du es geträumt, auf Friedensfittigen. O der Schritt aus dem Gedanken in das Leben ist ein vermessener Sprung; doch Heil dem Volke, das ihn gewagt! Es mußte geschehen! Und mich, mich klagt man an blutiger Gewaltsamkeit? Gegen mich waffnen sich die Dolche der Schwärmer! Und ich stehe doch nur mitten darin in dem furchtbaren Kampfe, den ich nicht hervorgerufen, den ich nicht leite. Haben denn die stolzen Erben der Vergangenheit, die privilegirten Pächter jedes Vorzugs, der jungen Republik ihre Rechte und ihren Ruhm, als ein freiwilliges Hochzeitsgeschenk, auf den Brautaltar gelegt? Jeden Fuß breit Landes mußten wir für die Freiheit abkaufen mit unserem Blute, gegen die Tyrannen ganz Europas müssen wir streiten, und da sollen wir markten und feilschen um jeden Tropfen, jetzt, wo der Genius der Menschheit zu Gerichte sitzt über ganzen Völkern? Auf dem Markt der Weltgeschichte sinkt das Leben, das ärmliche Leben im Preise, und nur alte Hökerweiber jammern darüber! Ich bin Nichts! Nur an meinem heiligen Glauben richtet das Volk sich empor. Es liebt mich; es vertraut auf mich. Was hat der Advocat von Arras in dem Pantheon der Nachwelt zu suchen,

unter den glänzenden Göttern und Heroen der Welt? Einſam würde ich daſtehen unter den hohen Herren; denn wo ſind meine Thaten, wo ſind meine Siege, wer ſtellt mir das Patent meines Ruhmes aus? Einſam würde ich ſtehen, wie ich jetzt ſtehe, kein blendender Sohn der Sonne, kein Triumphator mit dem Lorbeerkranz, nein, ein blutiges Nordlicht, kalt, thränenlos an dem ſtarren, ehernen Himmel des Pols.

Sie verlaſſen mich alle, die Freunde! Ich glaube nicht mehr an Freundſchaft. Ja, das Leben iſt ein Krieg Aller mit Allen; blutig kämpfen wir uns wechſelſeitig das Daſein ab. Und wir müſſen es, wir ſind Gladiatoren im Circus; Schonung wäre Wahnſinn! Seit der Stern meiner Jugend verſunken, habe ich mich abgefunden mit allen Träumen, mit dem elyſiſchen Glück von Liebe und Frieden. Die Fata Morgana iſt im Sturme verweht, ſchneidend fährt der rauhe Nord mir entgegen, da hüllt man ſich feſter in den Mantel und ſchreitet durch die Nacht, ſtarre Männerkraft im Buſen, über Trümmer, über Gräber, den heiligen Feuerſäulen des Sieges entgegen, oder dem blitzenden Richtſchwert des Todesengels.

Fünfte Scene.

(Der Vorige. Billaud-Varennes. Collot d'Herbois. Barrère.)

Billaud. Du vernachläſſigſt die Ausſchüſſe, Robespierre!

Collot. Wir kommen, Dich um die Urſache zu befragen.

Barrère. Nun, nun! — Robespierre ſpielt zuweilen den Cincinnatus und zieht ſich von den Geſchäften zurück. Er braucht Erholung. — Hier iſt ſein Tibur, und wir kennen ja auch ſeine liebliche Grazie. — Weshalb ſtören wir ſeine Muße?

Robespierre. Wer hat Dich zu meinem Advocaten gemacht, Barrère?

Billaud. Du biſt Präſident unſeres Ausſchuſſes. Weshalb erſcheinſt Du nicht?

Collot. Dein Stuhl iſt immer leer. Soll Banko's Geiſt ſich darauf ſetzen?

Robespierre. Seid Ihr meine Richter?

Billaud. O Du biſt unverantwortlich, Du biſt erhaben über uns Alle! Der Herzog von York hat recht, ſie haben Alle recht, die

Dir den ſtolzen Titel ausfertigen. Es fehlt Nichts, als daß wir Dir das Diplom der Dictatur überreichen.

Collot. Bei den Jacobinern biſt Du immer zu finden. O, wir durchſchauen Dich! Man wird uns eine Ueberraſchung bereiten. Ein göttlicher coup ſteht uns bevor.

Barrère. Wir nehmen Dir's nicht übel, Prophet des höchſten Weſens, daß Du bisweilen, in göttliche Anſchauungen verſunken, Dich dem weltlichen Treiben entfremdeſt. Doch wenn Du nicht zugegen biſt, fehlt dem Ausſchuß Kopf und Arm.

Billaud. Wir ſind nicht gekommen, zu bitten, Barrère, noch weniger zu ſchmeicheln. Wir fragen und wollen Antwort.

Robespierre. Nun denn, Ihr ſollt ſie haben! Heute im Convent werde ich mich rechtfertigen.

Billaud. Es iſt die höchſte Zeit.

Collot. Robespierre! Man hat Dich zum Stifter einer Secte gemacht! Wahnſinnige Prieſter ziehen umher, jauchzend, Deinen Namen im Munde. Du wirſt wahrſcheinlich noch lebend unter die Götter verſetzt werden.

Barrère. Was bürdet Ihr ihm den Unſinn des Pöbels auf? Wenn man eine Art Moſes aus ihm machen will, mit den zwölf Geſetztafeln ſtehend unter den Wettern des Sinai und durch Gottes höchſt eigenen Offenbarungstrichter inſpirirt — kann Robespierre dafür?

Billaud. Warum ſteigt er auf die heiligen Berge?

Collot. Hüte Dich, daß nicht Dein Tabor zum Golgatha wird!

Barrère. Was die Leute in der Bibel bewandert ſind! Ich kenne blos den Erzvater Abraham und den amüſanten Roué Simſon mit ſeiner großen Hure Delila. Das war ein Mordskerl! Wie viele Philiſter ſchlug er doch mit ſeinem Eſelskinnbacken nieder, Collot?

Collot. Deine Scherze paſſen ſehr ſchlecht zu dem großen Ernſt dieſer Augenblicke. Du verwechſelſt wahrſcheinlich dieſes Zimmer mit dem Boudoir Deiner Antoinette.

Robespierre. Was ſteht Ihr, worauf wartet Ihr? Heute im Convent werde ich mich rechtfertigen, das genüge! (kehrt ihnen den Rücken.)

Billaud. Ha, Dictator! Du ſollſt uns nicht ungeſtraft verachten (ab mit Collot).

Barrère. Ein Wort mit Dir, Robespierre!

Robespierre. Nun?

Barrère. Man braucht keine Sibylle, keine Zauberſchweſter zu ſein, um den Entſcheidungskampf vorauszuſehen. Die Kriegserklärung iſt erfolgt, die Parteien ſondern ſich. Ich bin der Deine, Robespierre, wenn —

Robespierre. Verkaufſt Du Dich unter Bedingungen?

Barrère. Das könnte ich Dir übel nehmen, Prophet! Doch ich weiß, Stimmungen kommen über den Menſchen, er weiß ſelbſt nicht, wie. Wir gähnen, ärgern uns, ſchlafen, ſind Helden, ſind feig, leben und ſterben, wie es uns die Nerven gebieten. Wir ſind alle ſehr unzurechnungsfähig. Doch wie Wenige haben das feine Stimmhämmerchen, den Mißklang herauszuhören aus den empfindlichen Saiten des Organismus? Lieber den Engeln im Himmel ſchreibt man es zu, als der menſchlichen Natur. Meine Collegen haben Dich geärgert. Du biſt verſtimmt. Deshalb nehme ich Dir Nichts übel! Doch ſei offen! Ohne Proſcriptionen geht es nicht ab. Wer ſteht auf der Liſte?

Robespierre. Wozu frägſt Du?

Barrère. Du haſt den Sieg noch gar nicht ſo gewiß, daß Du jede Hilfe verſchmähen könnteſt. Du hüllſt Dich in Deine Tugend ein; doch dieſe Tugend hat weder Hand noch Fuß, weder Wehr noch Waffe, iſt nutzlos, wenn es zum Kampfe kommt. Ich biete mich an zum Schildknappen Deiner Tugend.

Robespierre. Du verräthſt Deine Fahne, Barrère! Dein Gott iſt das Laſter!

Barrère. Laſter! Laſter! — Ihr ſeid alle rechte Katechismus-Menſchen, macht Euch Begriffe, ſortirt ſie hübſch und bietet ſie dann feil! Alle Menſchen laufen bei Euch herum, entweder als Schafe oder als Böcke, als Heilige oder als Sünder! Wenn Gott im Himmel nach dieſem dürren Schematismus die Menſchen eintrüge in ſein großes Contobuch, ſo wäre er der armſeligſte, ungeſchickteſte Rechnenmeiſter von der ganzen Welt! Da thäte er beſſer, er ſtriche die Rechnungen durch und ſeine Lumpenwelt dazu, und ſchüfe ſich eine

neue, wo die Menſchen aufwüchſen, die Etiketten auf dem Rücken, wie die Pflanzen im botaniſchen Garten!

Robespierre. Du biſt ein leichtſinniger Schwätzer, Barrère! Das iſt die Philoſophie der bequemen Leute, die ihre Sünden mit Phraſen überzuckern.

Barrère. Wozu Philoſophie? — Das Leben iſt kein Syſtem und duldet keins. Göttliche Freiheit! Das iſt die Loſung. Die Freiheit im Staat, wofür wir unſer Leben wagen, iſt nur ein kleines Theilchen der echten, ganzen, vollen Freiheit. — Doch zur Sache! Gib einigen Proſcribirten Ablaßzettel, und ich und Andere ſchwören zu Dir!

Robespierre. Ich traue Eueren Schwüren nicht! Euere Philoſophie heiligt den Meineid.

Barrère. Ich überhöre Dich noch einmal, Robespierre. Welche Namen ſtehen auf der Liſte?

Robespierre. So überhöre mich jetzt nicht, Barrère! — Der Deine zuerſt.

Barrère. Du biſt offen, Robespierre! Du haſt den antiken Herren, den Catonen, einige Priſen aus der Schnupftabaksdoſe genommen. Du biſt unbeſtechlich, wie Ariſtides! Du biſt ein großes Muſter für die Nachwelt. Nach tauſend Jahren werden die Schuljungen Deinen Ruhm im Torniſter ſchleppen und mit Deinem Namen ihre Zungen foltern. Unſterbliche Tugend! Aber klug, klug biſt Du nicht; Du gehſt grade aus über Stock und Stein, und das wird Dir den Hals koſten, Robespierre! (ab.)

* * *

Siebente Scene.

Robespierre (allein). Was verlangt man von mir? Man will mich verantwortlich machen für Alles, was geſchieht, man thut es ſchon jetzt. Doch mit dem Namen der Dictatur wälzt man die ganze Blutſchuld der Geſchichte auf mein Haupt. Ich ſoll ſie vertreten; ſie fürchten ſich vor der Nachwelt. Doch ich wurzele feſt in meinem heiligen Glauben und laſſe mir kein Titelchen meines Rechtes abhandeln. Ich ſtehe gern ein für mein ganzes Volk! Die Dictatur! Die Dictatur! Wie die eiteln Träume der Seele, des Herzens vermeſſene Wünſche, alle die übermüthigen Kinder der Selbſtſucht ſich blind

gefangen geben dem Zauberworte, ſich um das ſiegverheißende Banner ſchaaren. Ihr ſeid treulos; ihr verrathet den Adler der Republik, den ſtolzen Sonnenaar der Freiheit. Die ſchlagfertigen Legionen werden zu feilen Miethsſöldnern. Das wird ein Puppenſpiel mit Bleiſoldaten, der alte Zeitvertreib gelangweilter Könige. — Das wäre viel Lärmen geweſen um Nichts; ein blutiges Taſchenſpieler-Kunſtſtück, um einige Köpfe Einſatz. — Doch halt! Iſt das nicht Feigheit von mir? Mißtrauen in meine eigene Tugend? Bin ich nicht ſtark genug, ſelbſt eine Krone in's Meer zu werfen? Und ich ſollte dem Popanz der Dictatur nicht dreiſt in das Auge ſehen, ihn nicht verabſchieden können, wenn ſeine Zeit um iſt? Mein Volk will es, ich bin der Märtyrer ſeines Willens. Mein ganzes Leben geht auf in der Freiheit; kann ich ſie je verrathen? Gibt es einen Zauber, der ſtark genug iſt, das Innerſte, das Eigenſte des Menſchen umzukehren, die Wahrheit ſeines Lebens zur Lüge zu machen? Den gibt es nicht! Wohlan, ich wage die Dictatur! Doch, ich will nicht vorgreifen. Jeder Augenblick ändert die Conſtellation der Geſtirne, macht zur Sünde, was eben Tugend, zur Tugend, was eben Sünde war. Erſt muß ich meine Feinde im Convent zu Boden kämpfen, dann gilt es den kühnſten Schritt! Doch meine Dictatur kann nur die Dictatur der Tugend ſein. Nichts wäre ich, als der erſte Diener des Volkes, der erſte Sklave der Freiheit! Nicht in den Flammen der Morgenſonne, nicht in der Glorie der Majeſtät würde mein Stern aufgehen über Frankreich, ſiegesprangend und ſchwelgend im Glanze, nein, beſcheiden und ſtill, ein freundliches Licht der Hütten, deſſen Abglanz nur auf glückliche Geſichter fällt! (geht ab).

* * *

Neunte Scene.

(Barrère kommt mit einer Laterne.)

Barrère. Tallien! Biſt Du es?

Tallien. Ich erkenne Dich an der Stimme. Suchſt Du Menſchen mit der Laterne, mein Diogenes?

Barrère. Ich ſuche ein Quartier.

Tallien. Du biſt noch immer der alte Nachtſchwärmer!

Barrère. Das wäre eben auch keine Todſünde. Die Nacht iſt die uralte Weltmutter und zugleich das liederlichſte Kuppelweib

von der Welt, eine verbuhlte Betschweſter. Doch ich bin heute in einer verſchnupften Stimmung. Ich weiß nicht, wo ſich mein Gemüth erkältet hat.

Tallien. Aber zum Teufel, wozu trägſt Du denn beim hellen Mondſchein die Laterne?

Barrère. Heute Abend iſt man ja ſeines Lebens nicht ſicher. Ich ſchlafe heute nicht zu Hauſe.

Tallien. Das wäre wohl auch nicht das erſte Mal.

Barrère. Und die Laterne brauche ich als Blendwerk und Maske. Das gibt einen doppelten Schatten beim Mondſchein. Da können mich die verdammten Patrouillen nicht ſo leicht aufgreifen, die Robespierre durch die Straßen ſchickt.

Tallien. Du fürchteſt wohl, daß er uns aufhebt bei Nacht und Nebel, oder uns Dragoner in's Haus ſchickt, uns zu bekehren?

Barrère. Mit dem Menſchen iſt nicht zu ſpaßen; er iſt aus lauter Begriffen und Phraſen zuſammengeſetzt, und was das Tollſte iſt, er glaubt Alles, was er ſagt. Die Leute ſind gefährlich! Das ſind die Menſchen mit fixen Ideen, die man an die Kette legen muß.

Tallien. Robespierre iſt jetzt weniger zu fürchten, als je, das zeigte ſich heute im Convent.

Barrère. Du irrſt; das iſt nur der trügeriſche Schein. Robespierre hat die populäre Fiber, und das ganze Volk ſympathiſirt mit ihm. Das iſt gefährlich! Weil er ſich nicht beſtechen läßt, weil er jedem Keſſelflicker in die Arme fällt, vor jedem Schornſteinfeger die Mütze abnimmt, weil er kalt iſt und nüchtern, wie eine Faſtenpredigt und ihn die Mutter Natur ſo wenig zur Liebe geſchaffen hat, daß die Grazien Reißaus nehmen, wenn ſie ihn ſehen — kurzum, weil er ein knöcherner Tugendbegriff iſt, deshalb vergöttert ihn das Volk wie einen Säulen-Heiligen.

Tallien. Wir wollen ihn ſchon vom Piedeſtal herunterwerfen.

Zehnte Scene.

Bourbon. Das ſind bekannte Geſichter.

Barras. Wir kommen aus dem Jacobinerclub. Robespierre hat ſeine Rede wiederholt und iſt mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt worden. Man hat Billaud und Collot aus dem Club geſtoßen.

Fouché. Wir werden morgen einen ſchweren Stand haben.

Bourdon. Morgen gilt es. — Nicht länger gezögert! Er hat ſich einen Purpurmantel beſtellt; wir wollen ihm ein härenes Armenſünderkleid verfertigen.

Barras. Man munkelt von der Dictatur, die ihm die Gemeinde angetragen. O, er repräſentirt herrlich! Ich möchte ihn zu Pferde ſehen!

Barrère. Er ſitzt zu Pferde, wie ein Affe auf dem Kameel; doch Sporen und Reitgerte weiß er gut zu brauchen.

Tallien. Ihr ſprecht ja wie Gardelieutenants der Bourbons. Wenn es darauf ankäme, könnte jeder Reitknecht Dictator ſein.

Fouché. Habt Ihr von den Proſcriptionen gehört?

Tallien. O ja, er will den Sulla ſpielen.

Barrère. Unſere Köpfe ſind alle dem finſteren Hades geweiht. Wir ſind alle confiscirte Kerls. — Robespierre winkt — und der Teufel ſteckt unſere armen Seelen in die Taſche.

Fouché. Wir ſind, bei Gott, nicht ſicher!

Bourdon. Er ſoll es wagen, gewaltſam an uns Hand zu legen. Der ſchlechteſte Sansculotte achtet das Geſetz, das uns ſchützt vor jedem Attentat.

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Henriot mit Wache (tritt auf.)

Henriot. Was ſteckt Ihr da die Köpfe zuſammen? Verſchwörung! Donner und Wetter! Das ſind die Verräther! Die Ruheſtörer! — Gebt Euch gefangen!

Bourdon. Hab' Achtung vor den Mitgliedern des Convents.

Henriot. Convent hin, Convent her! — Ihr ſeid Alle ſchlechte Kerle. Ob Ihr auf dem Berge ſitzt oder im Sumpfe — ich ſehe es Euch an Eueren Geſichtern an, daß Ihr Schurken ſeid.

Tallien. Das fordert Genugthuung!

Barras. Henriot, biſt Du von Sinnen?

Barrère. Er dient nur zwei Göttern, dem Bacchus und dem Robespierre! Der eine iſt immer betrunken, der andere immer nüchtern. Henriot, ich wette mit Dir um eine Champagnerflaſche, daß Du jetzt den Mond nicht von meiner Laterne unterſcheiden kannſt.

Henriot. Was! Ihr raiſonnirt? Ich commandire die bewaffnete Macht von Paris und dulde kein Raiſonnement. Widerſtand!

Was, Widerſtand? An den Laternenpfahl mit den Rebellen! Wer wagt es, mit der Polizei zu ſpaßen? Donner und Wetter!

Tallien. Mit ſolcher Rohheit müſſen ſich die Repräſentanten behandeln laſſen!

Bourdon. Wenn er nicht ſein Läſtermaul hält, ſteche ich ihn nieder! (zieht den Dolch.)

Barras. Halt! halt!

Barrère. Laß ihn doch! Er iſt amüſant! Er iſt der Sancho Panſa unſeres verrückten Don Quixote. Eine ſolche treue Hundenatur iſt ſelten. Robespierre iſt ſein Herr; den beleckt er, den umwedelt er; dem frißt er aus der Hand! Gegen alle Anderen iſt er wild, knurrig und biſſig. Es iſt der große Kettenhund von Paris.

Henriot. Im Namen des Dictators Robespierre — packt dieſe Ruheſtörer! In die Conciergerie mit ihnen. Die allgemeine Sittlichkeit verlangt es; die Tugend, die Wohlfahrt des Staates!

Barrère (lachend). Wie er ſeinem Herrn und Meiſter nachſtammelt! Ein lallendes Echo dieſer kanoniſirten Phraſen! — Henriot, im Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes, deſſen Vertreter ich hier bin, deſſen Diener Du biſt, gebiete ich Dir, bei ſchwerer Verantwortung, entferne Dich!

Henriot. Soldaten! Laßt Euch nicht irre machen! Es gibt nur einen Gott, und Robespierre iſt ſein Prophet! Das andere Alles iſt Lug und Trug, Laſter und Schande! (brüllt.) Greift an, packt an, haut ein!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Robespierre. St. Juſt. Couthon. Coffinhal. Fleuriot. Caſſius. Jacobiner.

St. Juſt. Halt! halt! Was gibt es?

Tallien. Ha, Robespierre!

Bourdon. Seht her, ſo mißhandelt man die Repräſentanten.

Barras. In Euerem Namen!

Tallien. Das kommt in Euer Schuldbuch!

Bourdon. So tretet Ihr das Geſetz mit Füßen!

Fouché. Schande über Euch!

Barrère. Deine Häſcher und Schergen können nicht mehr

auf den Beinen ſtehen. Deine Allmacht wackelt wie ein hohler Zahn. Geh ſchlafen, Robespierre!

Robespierre. Pfui, pfui, Henriot! Bei Gott, das kommt mir ungelegen!

Henriot. So ſoll doch — ich ſtehe verblüfft! Das war ja Dein Befehl! Das ſind ja gerade die Kerls, welche —

St. Juſt (laut gebietend). Halt! Rechts umkehrt! Marſch!

Henriot (beſinnt ſich, befolgt ſchweigend das Commando und zieht ab mit der Wache.)

Barras. Schon gut, Robespierre! Deine Diener verrathen Dich!

Tallien. Kommt zu mir, Repräſentanten! — Wir haben noch Wichtiges zu beſprechen.

Bourdon. Noch gibt es Brutuſſe, Robespierre!

Barrère (zu Robespierre). Doch bilde Dir deshalb nicht ein, daß Du ein Cäſar biſt!

(Barrère, Tallien, Barras, Fouché, Bourdon in Tallien's Haus zur Rechten ab.)

Dreizehnte Scene.

Robespierre. St. Juſt. Couthon. Coffinhal. Caſſius. Fleuriot. Jacobiner.

Robespierre. Selbſt der Unſinn verſchwört ſich gegen mich.

St. Juſt. Schadet Nichts! Die Stunde der Entſcheidung rückt nah! Wenn wir auch dieſe galanten Herren etwas unhöflich behandeln — Tallien läßt ihnen Thee ſerviren; Barras wartet mit ſeinen Heldenthaten auf, — Barrère mit ſeinen Liebesabenteuern. Sie werden wichtig thun und ſich tröſten.

Couthon. Es ſind eitle Gecken, eingebildete Narren, ſag ich.

Fleuriot. Laß ſie ſich verſchwören! Mit Dir, Robespierre, verſchwört ſich ganz Frankreich.

Coffinhal. Das Volk verſchlingt den Inhalt Deiner Rede.

Caſſius. Du triumphirſt, Robespierre!

Robespierre. Seht, dort fiel ein Stern vom Himmel! Ich bin kein abergläubiſcher Römer, ſonſt könnte ich dies für ein böſes Vorzeichen halten. Ja, über Frankreich ruht keine heitere, geſtirnte Nacht, kein wandellos klarer Himmel! — In unſicheren Bahnen, im

Irrlichtertanz kreiſen die Sterne ſeines Schickſals; ich fürchte ſehr, ſie werden in den Abgrund taumeln.

St. Juſt. Du biſt zag, Robespierre! Hat der Convent Dich eingeſchüchtert? O wir wollen morgen dieſen weiſen Ephoren ihr Weisheitsmonopol in's Geſicht werfen, daß ſie daſitzen ſollen wie die Schuljungen.

Couthon. Na, na, na! Die Oppoſition iſt nicht zu verachten. —

Coffinhal. Sie iſt zu verachten, denn ſie iſt charakterlos und ephemer.

St. Juſt. Sie iſt aus den bunteſten Fetzen zuſammengeflickt, wie eine Narrenjacke. Wir wollen ſie ihnen ausklopfen, daß ihnen die Watte in's Geſicht ſtiebt.

Robespierre. Ich weiß nicht, wie's kommt — ich bin heute ſo traurig. Selbſt nicht der Jubel meiner Jacobiner könnte mich tröſten. Ewig der alte Kampf erneuert! Die athemloſe Furie der Verwüſtung raſt durch dies Land — und der Schrecken nimmt kein Ende. Die Menſchheit muß ſich ſchwer verſündigt haben, daß ſo viel tauſend Opfer ihre Schuld nicht ſühnen.

St. Juſt. Das iſt das blutige Morgenroth des neuen Tages! Verzweifle nicht, Robespierre! Wir ſind noch lange nicht quitt mit den Scheiterhaufen der Inquiſition.

Couthon. Und mit den Bluthochzeiten der Könige und Pfaffen.

Robespierre. Wohlan denn, wir wollen ſie zu Ende träumen, die heilige Bartholomäusnacht der Freiheit.

Coffinhal. Vergiß unſeren Antrag nicht, Robespierre.

Jacobiner. Vergiß ihn nicht!

Robespierre. Der morgende Tag liegt vor dem Gedanken, wie ein ſchwerer Riegel! — Mir iſt oft, als hörte ich den Sturm der Geſchichte, wie er das welke Herbſtlaub ſchüttelt von den Bäumen. — Auch unſer Frühling iſt längſt vorüber. Ich bin ein morſcher Baum, weshalb wollt Ihr mich mit den Trophäen des Sieges behängen? Neue Geſchlechter erſtehen in Jugendkraft. Wir werden verabſchiedet vom Schickſal! — Legt mir die Kränze auf den Sarg, ſtatt ſie mir um's Haupt zu ſchlingen!

St. Juſt. Du biſt heute kleinmüthig!

Couthon. Sie ſind ihm im Convent zu ſchändlich begegnet, zu ſchändlich, ſag' ich Euch. Gemein, gemein durch und durch.

Fleuriot. Dein Volk erkennt an, was Du gethan, und wird die undankbaren Verräther züchtigen! Vertraue auf uns, Robespierre!

Jacobiner. Vertraue auf uns!

Caſſius. In der Stunde der Entſcheidung.

Coffinhal. Wir werden morgen im Sitzungsſaale verſammelt ſein. Deine Jacobiner werden Dein Schickſal theilen.

Fleuriot. Und wir im Stadthaus. Wir trinken den Giftbecher mit Dir, wenn die Verräther ſiegen.

Jacobiner. Wir trinken ihn mit Dir.

Robespierre. Dank, Dank, liebe Freunde! Ihr richtet mich auf, wie ſchon oft in der Verzweiflung! Lebt wohl! — Das Schickſal ſchüttelt heute die Urne; welches Loos auch herausſpringen mag, ſei es das ſchwarze Loos des Todes, ich ſterbe für mein Volk, und das heißt unſterblich leben. — Lebt wohl! lebt wohl! —

(Alle nach verſchiedenen Seiten ab.)

Die Baumwollenweber am Eulengebirge.

Einführung der Baumwollenweberei im Anfang des Jahrhunderts. — Das Dorf Langenbielau. — Das goldene Zeitalter. — Uebervölkerung und Ausartung. — Das eiserne Zeitalter. — Die Fabrikſultane. — Gewerbefreiheit und Sklaverei. — Das Budget des Häuslers. — Ausſichten und Vorſchläge.

Der Aufſtand der ſchleſiſchen Baumwollenweber iſt ein Gegenſtand von allgemeinerem deutſchem Intereſſe geworden. Er war das erſte Wetterleuchten in der ſchwülen Atmoſphäre, welche die Niederungen der Volkszuſtände überzieht und in einem großen grauenvollen Ungewitter ſich über den ganzen Staat zu entladen droht. Man kennt jetzt genauer die Ereigniſſe der Junitage der Weber; man hat Abſchriften ihrer Marſeillaiſe, womit ſie den Krieg der Armen gegen die Reichen begannen; man ſieht, daß die Arbeiterclaſſen im Allgemeinen nicht länger die hiſtoriſchen Kreuzträger und Sündenböcke der krankhaften Geſellſchaftsentwicklung ſein wollen, wornach die anarchiſchen Erwerbs- und Exiſtenzverhältniſſe der Maſſen der Oligarchie des Capitals und der Speculation ſchutzlos anheimfallen.

Die Vorfälle in Prag und andern öſterreichiſchen Fabrikorten haben auf das Signal des ſchleſiſchen Weberaufſtandes die eigenthümlichen Belege geliefert, daß äußere Anregungen, wie ſie für Schleſien albern genug der Preſſe ſchuldgegeben werden, den wirklichen Ausbruch des von Einſichtigen längſt prophezeihten Krieges nicht herbeigeführt haben. Nur die Feinde der geſinnungsvollen Preſſe, denen die Kenntniß der Volkszuſtände überhaupt und die der ſpeciellen ſchleſiſchen Weberverhältniſſe ganz beſonders abging, konnten auf dieſe fernliegende Urſache verfallen.

Wenn dieſe der Betrachtung einen ungemein reichhaltigen Stoff geben, wenn Theorie und Praxis ſich in ſeiner Erklärung und vorſchlagsweiſen Neugeſtaltung den Rang abzulaufen ſuchen, wenn dabei in naher Folgerung die Gegenwart und Zukunft des ganzen Geſellſchaftsbildes in den Geſichtskreis gerückt werden kann, ſo müſſen die wahren tiefliegenden Grundurſachen jener Thatſachen hierzu die

Basis bilden. Unter den Arbeiterunruhen der jüngsten Zeit verdient einer gewissen Eigenthümlichkeit der Verhältnisse wegen, der Aufstand der Baumwollenweber am Eulengebirge die größte Aufmerksamkeit. Wer den Schauplatz, die dortigen Arbeiterverhältnisse und ihre Heranbildung genau kennt, hat die Pflicht, mit ihrer unparteiischen Darstellung dem öffentlichen Urtheile den Dienst der Wahrheit zu leisten. Dies will auch ich versuchen, da mir noch keine geschichtlich erschöpfende Beleuchtung jener Verhältnisse und Ereignisse im Journalbereiche bekannt geworden ist.

Im Anfange des Jahrhunderts führte der Kaufmann Sadebeck zu Reichenbach im dortigen Kreise, jetzt dem volkreichsten des preußischen Staats, die Baumwollenweberei ein, welche mit dem spätern Sinken des Leinenhandels einen außerordentlichen Flor gewann. Das Leinengeschäft hatte die äußern Ursachen seines Verfalls im gänzlichen Aufhören des Absatzes nach Polen und in dem immer mehr verringerten nach Spanien und den transatlantischen Ländern, die innern in der verschlechterten Beschaffenheit der ehedem so berühmten schlesischen Waare und in den allgemein ungünstigen Verbrauchsconjuncturen, welche sich den Baumwollenzeugen zuwandten.

Während nun in den Thälern westlich und nördlich vom Eulengebirge dem alten Erwerbszweige in Leinen immer mehr fleißige Hände entbehrlich waren, wurden sie auf der östlichen Seite begierig in Anspruch genommen. Dort vermehrten sich, zur fabrikmäßigen Verfertigung der Baumwollenwaaren, die großen Etablissements vornehmlich in den zwischen der Kreisstadt Reichenbach und dem Gebirge meilenlang sich hinziehenden Dörfern, welche durch neuen Anbau eine noch größere Ausdehnung und durch die stets gesteigerte Betriebsamkeit eine außerordentlich anwachsende Bevölkerung erhielten. So wurde namentlich Langenbielau, mit jetzt dreizehn Tausend Einwohnern, ein Dorf, mit dem sich in statistischer und industrieller Wichtigkeit nicht leicht eine Mittelstadt von gleicher oder auch größerer Seelenzahl, überhaupt aber kein anderes Dorf in Deutschland vergleichen konnte. Nur in Ungarn soll das Dorf Czaba mit zweiundzwanzig Tausend Einwohnern ihm den Rang ablaufen.

Bei aller gesteigerten Dürftigkeit und verdüsterten Zukunftsaus-

ſicht entſchloſſen ſich gleichwohl die Leinenweber nicht ſo allgemein zu der neuen Arbeitsfahne zu ſchwören, wie man es hätte erwarten ſollen. Dies moraliſch und phyſiſch verkümmerte Geſchlecht, größtentheils vom Vater auf Sohn und Tochter in ununterbrochener Folge an den Leinenwebſtuhl vererbt, hatte ſich in der Gewohnheit einen hundertjährigen Götzen erzogen, und darbte lieber, als daß es ſich jetzt mit Energie der Baumwollenweberei oder einer andern beſſer lohnenden Arbeit gewidmet hätte. Bisweilen mochte auch ein gewiſſes Ehrgefühl davon abhalten, inſofern der Leinenweber bei aller Dürftigkeit eine freilich nur ſcheinbare Selbſtändigkeit bewahrt. Denn er iſt ſelbſt der Fabrikant en miniature, d. h. er verfertigt von dem aufgekauften Garne ſein Gewebe für eigene Rechnung und ſucht es auf den dazu eigens beſtehenden Märkten an die Leinenkaufleute abzuſetzen, welche die Bleiche und Appretur der Waare für den Welthandel beſorgen. Der Baumwollenweber dagegen iſt der bloße Lohnarbeiter und Induſtrieſklave des Fabrikanten, indem er von dieſem das Garn zu der Arbeit und nach ihrer Ablieferung einen beſtimmten Preis dafür empfängt. Dieſer betrug zur Blüthezeit des neuern Erwerbszweigs wohl das Doppelte und Dreifache des Einkommens, welches der Leinenweber in ſeinen, von den übeln Conjuncturen bedrückten ſelbſtändigen Arbeitsverhältniſſen während derſelben Zeit mühſam erringen konnte.

So hungerte dieſſeits der Eule ein ſolcher ſtarrſinniger Gewohnheitsmenſch gewiſſermaßen aus Prinzip, indeß ſein zur Baumwollenweberei bekehrter Gewerksgenoſſe jenſeits des Gebirges Arbeit in Fülle und reichlichen Verdienſt fand. — Da die nahen Leinenweber ſich den Chancen ihres Gewerbes nicht in ſolchen Maſſen accommodirten, wie man ihrer bedurfte, ſo zogen die Fabrikanten in jener glücklichen Vergangenheit, wo die Haſt des Abſatzes aller Baumwollenwaaren den Fleiß und die Arbeitszeit des Webers noch überbot, von andern Seiten Arbeiter aller Art herbei, welche nach einer Lehrzeit von einem oder ein paar Monaten die einfache mechaniſche Fertigkeit zum Betriebe des leichten einträglichen Gewerbes hinreichend erlangen konnten. Bald machte daſſelbe ſeinen Weg durch alle nahen Thäler und über die Berge und fand in allen Häuſern zuvorkommende Aufnahme.

In dieſen Umſtänden lag der Brütpunkt zu dem jetzigen

Elende der Weber im Allgemeinen. Ihr mit fleißigen Händen ohnehin reichlich verſehenes Gewerk wurde mit Schaaren unzünftiger Leute überſchwemmt, welche ſich andern Nahrungs- und Dienſtverhältniſſen entzogen. Bei der herrſchenden Gewerbfreiheit war dies hier eher als bei einem andern Gewerbe möglich, wo die Regierung noch eine gewiſſe wohlthätige Zunftordnung beim Betriebe duldet und auch wohl ſchützt, während ſie ſich um die Zunftverbindung der im Gebirge freilich ſehr zerſtreut betriebenen Weberei nicht bekümmerte und die durch die Verhältniſſe begünſtigte Anarchie ſorglos einreißen ließ. — Bei den drängenden Arbeitsanforderungen mußten nämlich die Gewerksmeiſter der Baumwollenweberei, die Beſitzer der Webſtühle und Locale, ohne Wahl und Bedenken aller zu erlangenden Arbeitskräfte froh ſein, die ſich darbietenden Subjecte nach einer vier- bis achtwöchentlichen Lehrzeit, ſtatt wie bei andern Gewerken nach einer mehrjährigen, zu Geſellen ernennen, und mit ihnen nach dem Herkommen den Arbeitslohn der Webſtühle zur Hälfte theilen. Dieſes Herkommen wurde durch einen esprit de corps auch in anderer Hinſicht feſtgehalten; nämlich in der einer ſchrankenloſen perſönlichen Freiheit. Der Jüngling, der aus einer Weberfamilie ſtammt, hat bereits als Knabe die nothwendigſten Handgriffe des Gewerks erlernt und tritt, nach Entlaſſung vom Schullehrer und Geiſtlichen, mit vierzehn bis ſechzehn Jahren oft ſchon als Geſell auf, da es keine beſtimmte und an ein gewiſſes Alter gebundene Lehrzeit gibt. Der Burſche unterliegt nun innerhalb des weiten Umkreiſes der Staatsgeſetze keiner weitern Bevormundung mehr, weder von Seite der Eltern noch des Arbeit gebenden Meiſters. Er iſt vielmehr, wie die ältern Gewerksgeſellen, ſein eigener Herr im eigentlichſten Sinne des Worts, von keinem Haus- und Zunftgeſetze beſchränkt. Er kann, dem anarchiſchen Herkommen gemäß, arbeiten, wann und wie er will, die Arbeit unterbrechen und ſich auf Stunden angenehmere Unterhaltung ſuchen, ſo oft er will; er darf ſich an keinen Termin, an keine Woche, an keinen Tag gebunden halten, und Arbeit und Meiſter ganz nach Laune verlaſſen, ohne das angefangene Webe zu vollenden.

Die Folgen dieſer vorzeitigen und zügelloſen Selbſtändigkeit waren nun zur Zeit des Arbeitsüberfluſſes bei den Baumwollenwebern Trägheit und Liederlichkeit. Der Meiſter durfte dem Geſel-

len ſeines Betragens wegen nicht eine zürnende Miene machen, viel weniger ein tadelndes Wort ſagen, ſonſt war er in Gefahr, ihn zu verlieren, da jener ſchon bei einem der nächſten Nachbarn wahrſcheinlich neue Arbeit finden konnte. Der frühreife, aber nur mechaniſch brauchbare Geſelle ſah ſich alſo auch nicht einmal durch die Furcht vor Entlaſſung in ſeinem willkürlichen Treiben beſchränkt und zur Thätigkeit nur in ſo weit angehalten, als es der Erwerb ſeines wöchentlichen Unterhalts und des zur Feier des Sonntags und blauen Montags todtzuſchlagenden Geldes dringend nöthig machte. Erſt in der wüſten Hälfte des Dienſtags trat er die Arbeit der neuen Woche unaufgelegt und zäh wieder an, um ſie am Sonnabende oder Sonntage Mittags zu ſchließen, und die Fuſelſeligkeit der ſich mehrenden Wirthshäuſer im Vereine mit liederlichen Dirnen von Neuem zu erkaufen. Nach Umſtänden ward auch ein ſolches Frauenzimmer geheirathet, und eine Menge Kinder die einzige Folge des ſegenloſen, wüſten Lebens.

So verſank, bei dem Mangel aller wohlthätigen Gewerksordnung, der Webergeſell in tiefe Unſittlichkeit, und vom Handwerker zum Taglöhner herab. Es löſten ſich alle Bande frommer Scheu. Sohn und Tochter verließen den Vater, wie den fremden Meiſter, ſobald er ſein Anſehen gegen ihre zügelloſe Liederlichkeit geltend machen wollte; denn ſie wußten anderwärts ihren Geſellenlohn zu verdienen, und es galten nur arbeitende Hände, nicht dem Familienwohle zugewandte Herzen. Das Beiſpiel dieſes luſtigen, zwanglosen, an's Herrenleben ſtreifenden Geſellenverhältniſſes blieb natürlich nicht ohne Reiz auf andere Arbeiterclaſſen der Fabrikortſchaften, die ſich zu ſtrengerer Ordnung und Thätigkeit angehalten ſahen. Vorzüglich der Bauernknecht und die Magd, die mit der erſten Morgenſtunde des Montags ſchon an ſchwere unausgeſetzte Arbeit mußten — während der Webergeſell entweder noch ſchlief oder ſich mit dem Plane quälte, wie er den zweiten Feiertag jeder Woche mit Genuß und Zeitvertreib ausfüllen ſollte — reflectirten natürlich: So gut könnten wir's ja auch haben, da die Sache ſo leicht iſt! — Sie liefen alſo zu der lockenden Arbeitsfahne des Webſtuhles hinüber, wo ſie ſich während der kurzen Lehrzeit mit ihrem Sparpfennige durchzubringen wußten, und nach der leidlichen Abarbeitung von fünf bis zwanzig Werften, je nach der Oertlichkeit, als vollkommene Weber erklärt wurden.

So kam es, daß der Bauer in den Fabrikorten während dieſes goldenen Zeitalters der Baumwollenweberei bald kein zufriedenes und thätiges Geſinde erhalten, daß er es überhaupt nur aus der Ferne beziehen konnte. So kam es ferner, daß der anarchiſche Erwerbszweig ſich mit verwildertem Geſindel überfüllte, welches ſelbſt beim Eintritte des ſilbernen Zeitalters nicht auf einen Sparpfennig für das drohende eiſerne bedacht war, denn die von der Regierung zahlreich conceſſionirten Wirthshäuſer forderten allzulockend ihre Exiſtenz vornehmlich von den zuſammengedrängten Tauſenden von Webern.

Das eiſerne Zeitalter der etwa zehn Jahre lang vorzugsweiſe blühenden Baumwollenweberei iſt längſt erſchienen. Längſt ſchon haben die geſunkenen Conjuncturen für die am Eulengebirge verfertigten Waaren Tauſende jener Ueberläufer überflüſſig gemacht, bei denen von einem näheren Eindringen in die Zugehörigkeiten des Handwerks nie die Rede ſein konnte. Längſt ſchon waren die Fabrikanten in ihrer Willkür über die Arbeitslöhne die Sultane der nach Arbeit ſeufzenden, nun übermäßig fleißigen Weber geworden, und dieſe durch die Aenderung der Verhältniſſe und den Hunger ihre Leibeigenen. Immer wieder auf beſſere Zeiten hoffend, verſchmähten es wohl die Meiſten, zu der früheren, härteren, aber auch ſichereren Beſchäftigung zurückzukehren; die Fabrikherren aber verſchmähten, im Bewußtſein ihrer Macht, einen geringeren Gewinn, und die größere Wohlfeilheit der Waare zu größerem Abſatze derſelben wurde durch immer härtere Lohnbedrückung erzielt. Ob dabei ein Menſch, der täglich vierzehn bis achtzehn Stunden arbeitet, ſich noch an Kartoffeln ſättigen und mit einem Kattunlumpen bedecken könne, war ihnen höchſt gleichgiltig; denn ſie achteten die Weber nur ihren Webmaſchinen gleich, was dieſe in Bezug auf die Arbeit freilich auch meiſtentheils nur waren. Sie wünſchten die vielen Tauſende, welche ſie herbeigerufen, allerdings zu beſchäftigen, aber nicht aus Humanität, denn dieſe hat bei einem echten Kaufmanne keine Stimme und wird als Sentimentalität in's Reich des Abſurden verwieſen. Daß ehrenvolle Ausnahmen ſtattfanden und gegen dieſe Anklage geſchützt ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Das Lied, welches nach den Exceſſen der Weber erſchien, bezeichnet z. B. Herrn Wagenknecht als einen Fabrikherrn, dem ein Vivat! gebracht wurde.

Der geſchicktere Weber, der ſein Handwerk gründlich erlernte,

indem er außer den gewöhnlichen mechaniſchen Fertigkeiten ſich auch eine wirklich umfaſſende Sachkenntniß erwarb, wird bei beſtehenden Verhältniſſen und ausdauerndem Fleiße die Ordnung ſeines Hausweſens und den Ruhm eines ehrlichen Mannes vielleicht noch zu erhalten im Stande ſein, beſonders wenn er von Haus aus die nothwendigen Mittel beſaß, dem verſchiedenartigſten Begehr des Fabrikanten durch veränderte Einrichtung des Webſtuhles und Lieferung künſtlicherer Waaren zu entſprechen. Allein die Zahl ſolcher Männer iſt nicht groß, wohl aber die derjenigen Subjecte, welche nur die oberflächlichſte Gewerbskenntniß beſitzen. Bei dieſen ſtellt ſich, unter verbürgter Richtigkeit, heraus, daß durchſchnittlich der kleine Häusler nach Abzug der laufenden Aus- und Abgaben einundvierzig Thaler zu ſeiner und ſeiner Familie jährlichen Unterhaltung übrig behält, während bei dem zur Miethe wohnenden Weber ſich dieſe kleine Summe auf achtundzwanzig Thaler, eilf Silbergroſchen reducirt. Es iſt dabei vorausgeſetzt, daß fortdauernde Beſchäftigung ſtattfand. Wer dieſen beiden Claſſen und Stufen des Erwerbs ſich noch beizählen kann, hat ſich glücklich zu preiſen; denn es wohnen zerſtreut in den Thälern um die Eule Tauſende von Häuslern, welche zwei volle Drittheile der Löhnung entbehren, bei der die angegebenen Summen als reines Unterhaltsgeld verbleiben. Daß die Exiſtenz dieſer Leute noch möglich iſt, erklärt ſich aus zwei unrechtmäßigen und einem mindeſtens traurigen Aushilfsmittel: aus dem Raffinement, mit dem ſie die Fabrikherren um einen kleinen Theil des ihnen anvertrauten Garnes zu betrügen wiſſen; aus ihren kecken häufigen Holzdiebſtählen in den nahen Forſten und in dem Bettelertrage ihrer Kinder, welche ſchaarenweis die Dörfer durchziehen. Aendern ſich indeß binnen zehn Jahren die Verhältniſſe des Handels und insbeſondere der Bevölkerung nicht, ſo möchten auch die reichſten Communen der dortigen Gegend dann außer Stand geſetzt ſein, ihre Verarmten zu unterſtützen und zu unterhalten.

Faſſen wir nun die geſchichtliche Ueberſicht der Weberzuſtände am Eulengebirge in den einzelnen Punkten ſcharf in's Auge, ſo ergibt ſich daraus, daß an dem dortigen allgemeinen Elende die Ueberfüllung des geſunkenen Erwerbszweiges mit Arbeiterhänden die Grundurſache iſt, indem ſie den Fabrikherren die härteſte Lohnbedrückung möglich machte. Dieſe Ueberfüllung entſtand aus der Leichtigkeit, mit

der ſich Jeder dem Weberhandwerk zuwenden konnte, alſo aus dem Mangel einer Gewerbsordnung, welche die Regierung bisher zu geben unterließ, während ſie ſich nur um die Steuerfähigkeit der Weber, nicht um ihre moraliſchen und gewerblichen Zuſtände kümmerte.

Vielleicht unterblieb es aus Prinzip, um nicht die Gewerbefreiheit zu beſchränken. Es unterliegt aber aus medizinal-polizeilichen Gründen die Apotheke, aus politiſch-moraliſchen die Preſſe gewiſſen geſetzlichen Beſchränkungen, die mit der Gewerbefreiheit im weiteſten Sinne auch collidiren. Daher ſollte man meinen, die phyſiſche und moraliſche Fürſorge hätte ſich auch einem Gewerbe zuwenden können, das bei ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen ſo ſehr einer geſetzlichen Verfaſſung bedurfte, um nicht viele, auf wenige Meilen zuſammengedrängte Tauſende in den Wechſelfällen des Handelsverkehrs der rohen Bedrükkung einiger Geldariſtokraten und damit dem Elende und der Verzweiflung preisgegeben zu ſehen! Wer hätte dem Weber im Allgemeinen die moraliſche Kraft zumuthen wollen, der lockenden Sinnlichkeit und Trägheit zu widerſtehen, und für die eingetretene ſchlimme Zeit auf einen Nothpfennig zu denken! Sollen die Schule und der Religionsunterricht dieſe moraliſche Kraft hervorgerufen haben!? Bei der frühzeitigen Brauchbarkeit der Weberkinder in den Nebenbeſchäftigungen des Handwerks iſt ihr Schulbeſuch ſehr beſchränkt, und was dadurch in dem Burſchen und der Dirne Gutes aufgebaut worden, riß das böſe Beiſpiel der Maſſe bald nieder.

Schwer zu entſcheiden iſt vor der Kenntniß der offiziellen Erfahrungen die Frage, welche unmittelbare Urſache die Tragödie am 4. und 5. Juni herbeiführte. Längſt hat es in den Gemüthern gegährt, längſt haben die Weber ſich geſagt, daß ſie allein unter den ſchlechten Conjuncturen zu leiden hätten, da die Fabrikanten bei ihrem Geſchäfte immer noch die Mittel zu einem üppigen Leben und enormen Luxus fänden. Sie haben aber auch eingeſehen, daß das harte und eigennützige Verfahren Einzelner, wie z. B. der Gebrüder Zwanziger, den menſchlicher geſinnten Fabrikanten zu böſem Beiſpiel gereichte, indem Jene auf den Meſſen die Concurrenz durch die Spottpreiſe ihrer eigenen Waaren überflügelten und lachend riefen: ſolche Wohlfeilheit ſei durch herabgedrückte Arbeitslöhne möglich! — Rechnet man zu dem allgemeinen Pauperismus, daß Viele durch den Ankauf oder die Erbauung von Wohnungen auf urbar gemachtem

Natur, die in sich bildsamer Substanz und ihre geistige Gestaltung kennt, und erkennt sich in der Natur und dann der Natur gegenüber, wie sie sich in ihrer Gestaltung ausspricht, in ihrer Gestaltung, in ihrer Bildsamkeit, in ihrer Bildung, in ihrer Kunst, mit allen ihren Gesetzen, mit allen ihren Mitteln, mit ihrer Bestimmung, mit ihrer Aufgabe, mit ihrer Vollendung, mit ihrer Vollendungsstufe. Und wenn sie nun Kunde unserer Kunst erlangen haben, wie sie in der Natur sich ausspricht, wie sie in der Natur sich bildet, wie sie in ungebildeter Materie zum Leben in plastischer Bildung kommt, wie sie bestimmt, die Aufgabe plastischer Bildung in ihrer Vollendung zu lösen, wie sie in ihrer Vollendung sich darstellt, wie sie sich also als Bildung zu Bildung, und in dieser Bildung Kunst, in der Kunstbildung Natur zu sich Entgegnung findet, und so zum Leben kommt.

Ich selbst stehe wegen der Zeit und der Umstände, denen Sie Rechnung tragen müssen, nicht in der Möglichkeit gebunden. Mir steht es frei, mich so lange mit Ihnen zu beschäftigen, als Sie selbst Lust haben, sich mit mir zu beschäftigen. Ich bin also bei mir selbst in der Möglichkeit

digungszeit der Arbeit, das Wegfallen der sogenannten blauen Montage u. s. w. Dabei beschränke die Regierung in den Fabrikdörfern die Wirthshäuser und Branntweinkneipen. Sind nur erst die allzu überflüssigen Arbeitskräfte möglichst abgeleitet, was freilich sehr schwer ist, so wird aus dem Gewerbsgesetze in der Erschwerung neuen Zudrangs, langsam, aber sicher eine neue freundlichere Aera für das bedrückte Handwerk hervorgehen, indem es bei geringerer Zahl seiner Angehörigen von der unmittelbaren Willkür der Kaufleute und Fabrikanten erlöst ist und diesen in der festen Gestaltung einer Corporation würdiger gegenübersteht.

Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs.

Herausgegeben von

Stephan Thurm.

V.

Die Artillerie-Garnisonen.

Nebst den fünf Artillerie-Regimentern, dem Feldzeugamte, dem Bombardier- und Feuerwerks-Corps besteht die österreichische Artillerie noch aus vierzehn Districten, welche in allen Provinzen vertheilt sind und in den Festungen der Monarchie ihren Sitz haben. Zu Commandanten dieser Districte werden meistens solche Stabsoffiziere ernannt, welche vermöge ihrer physischen Gebrechlichkeit nicht mehr für den Felddienst geeignet, d. h. entweder schon so alt sind, daß sie nicht mehr das Zimmer verlassen können, oder so hinfällig, daß sie sich oft auf einem abgelebten Gaul anschnallen lassen müssen, wenn sie nicht herabfallen sollen. — Ist es nicht traurig, daß man in der gerühmten österreichischen Artillerie eine Einrichtung bestehen läßt, die das Ansehen des Offizier-Corps so sehr untergräbt? Mag ein Offizier einen physischen oder moralischen Fehler haben, und ist derselbe in jenen Districten, so sagt man: „Er ist ja nur von der Garnisons-Artillerie!" und jeder Garnisons-Artillerie-Offizier, der nicht unter Prinzen Eugen von Savoyen gedient hat, — der nicht auf Krücken geht, beide Augen im Kopfe hat, — der alle Wochen zweimal nüchtern und so belesen ist, daß er weiß, Cicero sei kein Hausmeister in Wien gewesen, — muß auf die demüthigende Frage gefaßt sein, wie er in die Garnison gekommen ist?

Aus den individuellen Eigenschaften der Artillerie-Garnisons-Bewohner könnte man schließen, daß diese Garnisonen einen untergeordneten Zweck haben müßten, daß der vorkommende Dienst keine physischen Kräfte erfordere, und daß der Wirkungskreis der Offiziere von der Art sein müsse, daß daran gar Nichts liegen könne, ob dieselben moralisch oder unmoralisch, bornirt oder gebildet seien.

Den österreichischen Artillerie-Garnisonen liegt in Friedenszeiten nicht nur die Erzeugung aller Waffengattungen sammt Zugehör, der Munition, der Laffetirung u. s. w. ob, sondern sie sind die Depots, worin die Hauptkriegs-Materialien und derlei Gegenstände aufbewahrt und administrirt werden. Sowohl die Erzeugung als die Conservation dieser kostspieligen Gegenstände erfordert ein sachverständiges Aufsichtspersonale, und wo Sachkenntniß nicht unumgänglich nöthig ist, ist doch jederzeit gesunder Menschenverstand, Gedächtniß und Genauigkeit unerläßlich. Zur Inspicirung eines Holzdepots braucht man freilich keinen gediegenen Artillerie-Offizier; denn die Stücke abzählen, ab- und zuschreiben, das wird wohl Jeder treffen, der zählen und schreiben kann. Aber Munitions-Erzeugung und Zeugsarbeiten leiten, Geschütz und Munition untersuchen, zweckmäßige Depositirungen, die genaue Kenntniß des erforderlichen Materials, dieses sind die wesentlichen Eigenschaften eines Artillerie-Garnisons-Offiziers, wenn er seine Pflichten erfüllen und seinem Stande Ehre machen will. Daß man in einem Districte immer einige Individuen findet, die eine oder die andere Eigenschaft besitzen, ist freilich wahr, daß aber die meisten nur zum Holzschlichten, zum Kugelputzen und zu Werkstätt-Inspectionen mit Beigabe eines oder zweier Feuerwerker verwendet werden können, ist auch wahr.

Wenn sich daher in Loco acht Offiziere befinden, so pflegt die Eintheilung folgendermaßen zu sein. Der älteste Offizier ist krank, der zweite ist mit einem Zimmermeister im Holzschlag, weil er fünf heirathsfertige Töchter besitzt und Diäten bezieht, übrigens vom Holze keine Kenntnisse besitzt. Diese Commandirung dauert der Diäten wegen drei Monate und trägt per fas et nefas alle Jahre zweihundertfunfzig Fl. C.-M. Der Dritte ist mit einem Feuerwerker beim Kugelputzen angestellt. Der Vierte hat alle Holzdepots zu inspiciren, wobei ihm zwei Feuerwerker assistiren. Der Fünfte hat mit einem Hauptmann und Feuerwerker den Gewehrsaal in Ordnung zu

erhalten. Der Sechste, eigentlich der Matador, hat die Munitions-Erzeugung und die Munitions-Depot-Respicirungen und alle jene Dienste zu bestreiten, wozu man etwas Verstand benöthiget und wozu man nicht den ersten besten Handlanger hinstellen kann. Die zwei letzten wechseln mit der Personal- und Werkstatt-Inspection ab. Die Feuerwerker sind den Offiziers aus dem Grunde beigegeben, damit, wenn der Eine oder der Andere betrunken ist, noch immer ein Mann von Gewicht da stehe. Wer nicht die kleinen „Geheimnisse der Garnison" kennt, der wird sich wundern, daß gerade diese Individuen, die Nichts wissen, Nichts zu wissen brauchen und fast Nichts zu thun haben, da was sie thun, auch Nichts ist, — daß gerade diese Individuen, sage ich, Zulagen genießen und mit Sinecuren bedacht sind. Jeder Offizier, der beim Pulververschluß angestellt ist, — wozu keine wissenschaftliche Vorbildung erfordert wird, genießt eine jährliche Zulage von mehrern Hundert Gulden; ja selbst ein Offizier, der über zwanzig Jahre bei der Uebernahme des ärarischen Werkeisens in Steinfeld bei Wiener-Neustadt angestellt ist, welche Anstellung doch für einen Schneidergesellen geeigneter und zweckmäßiger wäre, bezieht eine jährliche Zulage von einigen Hundert Gulden, und wird ohnehin bei seinem Avancement wegen seiner Bravheit bedacht; und damit er bei Erreichung des Hauptmannsgrades, welcher oft die Beibehaltung der innegehabten Anstellung nicht zuläßt, nicht etwa in finanzieller Hinsicht verkürzt werde, gibt man ihm dann als Hauptmann neuerdings eine Anstellung, die ihm beträchtliche Emolumente abwirft und zwar aus dem edlen Beweggrunde: weil derselbe durch so viele Jahre im Genusse einer beträchtlichen Zulage für's Faullenzen war und daher bei seinem verdienten Avancement keinen Schaden erleiden darf. — Eine merkwürdige Rubrik bilden die Posto-Commandanten, welche gewöhnlich Hauptleute, seltener Stabs-Offiziere und subalterne Offiziere zu sein pflegen. Diese Posto-Commandanten, welche in den minderen Festungen einer Provinz, entfernt vom Districts-Stuhle, zerstreut sind, daselbst selbstständige, jedoch vom Districts-Commando abhängige Commandanten vorstellen, beziehen gewöhnlich fixe Zulagen, haben Gärten, Grasungen und Localitäten zu verpachten, haben das Monopol der Marketenderei hintanzugeben, — können den Gewalthabern aller Branchen, Generälen, Feldcorps-Commissärs, Verpflegungsbeamten, Aerzten und

politiſchen Behörden Gefälligkeiten erweiſen, — können dem unterſtehenden Perſonale Concubinat erlauben oder verwehren, und können die beihabenden Profeſſioniſten, Büchſenmacher, Schloſſer, Schmiede, Wagner, Zimmerleute, worunter ſich immer geſchickte Tiſchler, Drechsler ꝛc. befinden, für ſich und für andere Perſonen verwenden, — ſie können die Zeughäuſer, welche ſie als Commandanten bewohnen, in Meierhöfe umwandeln und mit Federvieh bevölkern, und endlich können ſie mit den Unter- und Oberzeugwarts, die als Rechnungsleger ihnen beigegeben ſind, ganz gemächlich und ungenirt ...rechnen. Was von den Poſto-Commandanten geſagt wird, gilt im höhern Maßſtabe auch von den Diſtricts-Commandanten.

Zur Verſtändigung für Profane muß ich einige der vorerwähnten Punkte erläutern. — Bei der Organiſirung der Artillerie-Garniſons-Diſtricte ſchien der edle Grundſatz vorgewaltet zu haben, für verdienſtvolle Artillerie-Offiziere in ihren alten Tagen friedliche und angenehme Dienſtanſtellungen auszumitteln, um ſelbe nicht alſogleich bei eingetretener Gebrechlichkeit dem Penſionsſtande übergeben zu müſſen, ohne jene Abnormitäten vorauszuſetzen, welche mit der Zeit entſtanden ſind. Es wurden daher alle die Zeughäuſer, welche zu Wohnungen dieſer halbinvaliden Offiziere dienen ſollten, mit Gärten dotirt, welche unter die Offiziere nach ihren Chargen zum Genuß vertheilt waren. Bei der Vermehrung der Offiziere wurden dieſe Gärten nicht vermehrt, und bei ihrer Unzulänglichkeit wurden ſie an beſtimmte Anſtellungen geknüpft, ſo daß derjenige, auf dem der wichtigſte Dienſt liegt, z. B. Munitionserzeugung, Perſonaldienſt u. ſ. w. nie in den Genuß eines ſolchen Gartens tritt, weil derſelbe nur demjenigen gebührt, der z. B. die Depots zu reſpiciren hat. Daß der größte Garten und mittelſt Uſurpationen oft auch mehrere Gärten dem Commandanten zur Benutzung oder Verpachtung überlaſſen ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Rings um alle Artillerie-Depots gibt es große Plätze, die zu den verſchiedenen Manipulationen und zum Auf- und Abladen nothwendig ſind. Dieſe großen Plätze, die nicht angebaut, ſondern mit Gras bewachſen ſind, gehören dem Artillerie-Commandanten, ſo wie auch derſelbe von der Graſung in den Feſtungswerken mit dem Feſtungs- und Fortifications-Commandanten ſeinen Antheil erhält, der oft viele Hundert Gulden abwirft. — Die Munitions- und

Natur-Produkte bei anderen als zum Theile angeben, in dem Verzeichniß der Ausfuhr-Artikel, welches dem Handelsvertrage mit der Schweiz vom 13. September beigefügt ist, sind Pferde, zum Beispiel, unter den Produkten der Landwirthschaft aufgeführt, und in dem Verzeichniß der Einfuhr-Artikel der Schweiz sind Pferde nicht aufgeführt. Es ist daher zweifelhaft, ob Pferde, welche über Frankreich nach der Schweiz eingehen, dort als Produkte der Landwirthschaft, oder als Produkte der Industrie angesehen werden würden. Ich würde es daher für wünschenswerth halten, daß in dem Verzeichniß der Ausfuhr-Artikel der Schweiz, welches dem Handelsvertrage beigefügt ist, Pferde und Vieh überhaupt, als Produkte der Landwirthschaft aufgeführt würden. Ich würde es ferner für wünschenswerth halten, daß in dem Verzeichniß der Ein

und ſehr gut bezahlt, und in Mantua und Venedig ſind dieſe Vermiethungen eine ſchöne Hilfsquelle für die dortigen Commandanten.

Um den Soldaten einen billigen Trunk zu verſchaffen, iſt es von höheren Orten geſtattet worden, daß in den Kaſernen der Ausſchank der Getränke, mit Ausnahme des Ausſchanks über die Gaſſe, Militärperſonen überlaſſen werden darf. Daher ſind auch jene Individuen, welche ſich mit der Marketenderei befaſſen, von allen Abgaben, denen die Wirthe unterliegen, befreit, und es wäre gewiß eine nicht kleine Wohlthat für den Soldaten, wenn dieſe wohlmeinende Abſicht der hohen Vorgeſetzten in ihrer Reinheit und ungetrübt erfüllt würde. So lange das beneficium des Ausſchankes einem mit Familie belaſteten Unteroffizier oder Gemeinen ohne Steuer und ohne Entgelt überlaſſen wurde, fand der Soldat um billigen Preis einen guten Trunk und um etliche Kreuzer etwas Warmes zum Eſſen, er durfte nicht, vom Exerciren und von andern Fatiguen abgemattet, eine Viertel-Stunde vor die Kaſerne laufen, um ſich eine kleine Erfriſchung zu kaufen. Er raſtete aus, brachte weniger Geld an, blieb mehr in der Kaſerne unter den Augen der Vorgeſetzten und beging viele Ausſchweifungen und Exceſſe nicht, wozu ihn außer der Kaſerne häufigere Gelegenheit verführt und ihm barbariſche Züchtigungen zuzieht. — Was geſchieht jetzt? — Nachdem ſich einige arme Teufel von Unteroffiziers und Gemeinen durch kleinen Gewinn ein Bischen aufgeholfen haben, wurde ſelben Anfangs unter irgend einem Vorwande, z. B. zur Beleuchtung der Kaſerne eine kleine Auflage aufgebürdet, hernach erwachte der Neid unter den Kameraden ſelbſt, — es mußte alle Jahre gewechſelt werden, damit ſich ein Einziger nicht zu ſehr bereichere. Dieſes ging noch Alles an, obſchon der Wechſel ſelbſt zu fernern Mißbräuchen den Grund legte. Nun ſtand es dem Commandanten frei, das Recht des Ausſchanks an ſeine Günſtlinge zu vergeben, und wenn man noch keinen Zins wie jetzt zu fordern wagte, wurden doch leicht Mittel gefunden, dieſe einträgliche Befugniß demjenigen zu ertheilen, der der Klügſte unter den Competenten war, — der nämlich am beſten zu ſchmieren verſtand.

Nachdem endlich der Gebrauch geheiligt und es kein Geheimniß mehr war, daß die Befugniß des Ausſchankes beim Commandanten erſchlichen und zugleich auch erkauft werden müſſe, ſo wagten es viele Commandanten, um allen Parteilichkeiten ein Ende zu machen, den

böſen Nachreden das Maul zu ſtopfen und den gebräuchlichen Chicanen und Schleichwegen die Thür zuzuſchließen, — dieſes Vorrecht dem Meiſtbietenden zu überlaſſen, und dieſes edle Beiſpiel wurde dann von den übrigen befolgt. Dies iſt der Urſprung jener Licitationen, von welchen ſelbſt Civiliſten nicht ausgeſchloſſen ſind, vermöge welcher die Marketendereien um hohen Zins, der oft bis tauſend Gulden beträgt, verpachtet wurden, und wodurch das Mittel, ſich aufzuhelfen, einigen Individuen aus dem Militärſtande entzogen wurde. — Iſt auf dieſem Wege ein Civiliſt Kaſernenwirth geworden, ſo geht er meiſtens zu Grunde; denn um den hohen Zins zu erſchwingen, kann derſelbe bei guter Qualität ſeiner Artikel keine billigeren Preiſe gegen auswärtige Wirthe machen, mithin iſt ſchon der Zulauf bei guten Qualitäten getheilt, weil doch Viele der billigere Preis vom Auslaufen aus der Kaſerne abhielt; bei gleichen Preiſen aber zieht Jedermann vor, ſein Geld außer dem widerlichen Dunſtkreiſe der Kaſerne zu verzehren, wo man mehr ungenirt iſt und mehr Zerſtreuung und Unterhaltung findet. Hält der Kaſernenwirth ſchlechte Qualität, ſo wird bei vorkommender Klage der ſchlechte Artikel confiscirt, und den Soldaten verboten, zu ihm zu gehen. Mithin bleibt ihm nur die Wahl, ſo ſchnell als möglich zu retiriren, oder in kurzer Zeit Bettler zu werden. Hat dagegen ein Militär die Marketenderei erſtanden, ſo hat derſelbe hinſichtlich der Qualität ſeiner Artikel weniger Rigoroſität zu befürchten, und es wird auch jederzeit mit mehr Strenge darauf geſehen, daß von Außen keine Einſchwärzungen an Getränken und Eßwaaren überhand nehmen, auch werden die Soldaten direct durch Kaſernenarreſt zu fleißigerem Beſuch des Kaſernenwirthes gezwungen; demungeachtet gelingt es Einem bei aller Klugheit und Induſtrie aber äußerſt ſelten, daß ſeine Unternehmung mit Vortheil ablaufe. — Statt daß alſo der von höheren Orten concedirte Kaſernenausſchank dem Soldaten zum Vortheil und Nutzen gereichen ſollte, iſt ihm derſelbe unheilbringend. Will derſelbe etwas außer der Kaſerne zum Eſſen oder zum Trinken holen laſſen, ſo muß es heimlich geſchehen, und wenn es auch nicht verboten wäre, ſo hat der Marketender kraft ſeines Einfluſſes immer eine Partei für ſich und kann daher einen ſolchen Schmuggler mittelbar chicaniren. Iſt der Marketender ein Unteroffizier, und der Soldat geht nicht zu ihm zehren, ſo iſt er demſelben ohnehin aufſäßig, und

es bedarf dann des geringsten Anlasses, um sein Müthchen an ihm zu kühlen. — Auf diese Art wird also die wohlmeinende Absicht, dem gemeinen Soldaten das Auslangen mit seinem kargen Solde zu erleichtern, durch die unersättliche Habsucht dieser kleinen Wichte nicht nur vereitelt, sondern selbe zu seinem Verderben und Nachtheile verkehrt.

VI.

Das .... Rechnen.

Ich habe ferner erwähnt, daß die Districts- und Postocommandanten den Gewalthabern aller Branchen Gefälligkeiten erweisen können, und ich setze hier noch bei, daß oft die wichtigsten dienstlichen Entscheidungen von ihrer größeren oder minderen launenhaften Gefälligkeit abhängen. Alle Regimenter z. B. fassen ihre Gewehre, Carabiner, Pistolen u. s. w. von der Garnisonsartillerie, und wie sehr den betreffenden Regimentern daran gelegen sein muß, gute Waffen zu bekommen, ist einleuchtend, nachdem jede Waffe ihre bestimmte Kategorie hat und der Unterhalt derselben von dem ausgeworfenen Pauschale vom Regimentscommandanten bestritten werden muß. In den Arsenalen gibt es Vorräthe, — man weiß, welche Gewehrläufe besser oder schlechter sind, weil man weiß, aus welchen Eisenminen die sogenannten Brände gewonnen worden; man weiß z. B., daß die Gewehrläufe von Brescia viel besser, als jene von Stadt Steyer sind, und es hängt daher nur von der Laune, oder von der Gefälligkeit des Arsenalcommandanten ab, ob dieses oder jenes Regiment mit guten oder besseren Waffen (denn gut sollen alle sein) betheilt wird. Noch auffallender tritt das Pouvoir dieser Garnisonsartilleriecommandanten bei dem Austausch und der Abgabe der Gewehre selbst hervor, nachdem durch die von denselben geleiteten Untersuchungs-Commissionen der betreffende Regimentscommandat nach der Classification der abgegebenen Gewehre entweder zu keinem, oder zu einem großen Schadenersatze wegen muthwilliger Beschädigungen, abgängiger Bestandtheile u. s w. verurtheilt wird.

In diesem Falle muß man aber fragen, ob der Herr Garnisonsartilleriecommandant etwas von Gewehren versteht. Eine enorme Absurdität ist es, die Beurtheilung der Infanterie- und sonstigen Gewehre den Artillerieoffizieren zu übertragen und zu überlassen, von

nen und ferner dem Art. 6 der obigen Bundesakte, d. d. Wien, 8. Juni 1815, gemäß, in Betreff der Bundesfestungen, der Bundesfestung mit Besatzung, welche durch die auf Ansuchen verbündeter Staaten, d. d. Mainz, 30. November 1819, getroffenen Uebereinkunft, dann der Bundesfestung Luxemburg, welche durch die Uebereinkunft, d. d. Wien, 24. April 1839, bestimmt worden sind.

Nebst diesen Bestimmungen, in der Bundesakte selbst enthalten, und den durch Bundesbeschlüsse getroffenen Verfügungen, ist es Pflicht jedes Bundes-Gliedes, auf die Erhaltung der Bundesfestungen, in sich begründeter und Bündnißmäßiger Hinsicht jede weitere Maßregel zu treffen, welche die Sicherheit derselben, in Beziehung auf Unterhaltung, Ausrüstung, Besatzung, Angriff, Vertheidigung, Mannschaft, Munition, Geschütz, Lebens-Mittel, Lagerung, Lazareth, Kasernirung, Bau-Objekte, Kriegs-Kassen, Kriegs-Archive, Kriegs-Bibliothek, Kriegs-Schule, Kriegs-Plan, Kriegs-Rath, Kriegs-Minister, Kriegs-Ministerium, Kriegs-Commissariat, Kriegs-Commissär, Kriegs-Commissariats-Archiv, Kriegs-Commissariats-Bibliothek, Kriegs-Commissariats-Kasse, Kriegs-Commissariats-Personale, Kriegs-Commissariats-Rath, Kriegs-Commissariats-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstand, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amt, Kriegs-Commissariats-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Vorstands-Stellvertreter-Amts-Personale

ist möglichst gut schließen können, als Verstärkung der Kon-
struktion. Die Fugen werden mit Kitt gedichtet. Die Kitt-
fugen werden innen, da sie den natürlichen Feuchtigkeitsgrad
von der Luft, durch den Gewächshausbau natürlicher erhalten,
nicht so leicht austrocknen, wie die Kittfugen außen, wo sie
durch Sonnenschein, Wind und Regen austrocknen, und dann
leicht empfindlich für Erschütterungen werden, wodurch sie
dann leicht abfallen. Die Kittfugen werden innen, wie außen,
mit Leinölfirniß gut angestrichen. — Auf den Fenster-
flächen hat die Kondensation des Innenraum-Feuchtigkeit
Einfluß, indem sich an den Fensterflächen Wasser bildet, das
außen über die Fensterbank fließt, wenn die Kondensation nicht
zu stark wächst. Ist ein solches Fließen zu verhüten, so ist
eine Rinne anzubringen, die das Wasser auffängt, und nach
innen leitet. Damit nun die Verbindung, je nach der Größe
Stark, zusammenhält, muß bei starker Kondens-Feuchtigkeit, wie
sie bei Weinhäusern, Palmenhäusern, Orchideenhäusern, Farn-
häusern, Schauhäusern für mit Wasserpflanzen gefüllte Bassins
vorkommt, Bleiwerk, sowie es nicht in Form verbunden ist, in
Form von Bleiwinkeln, Bleiplatten, Bleistreifen, Bleiklammern, Blei-
zungenplatten in Verwendung zu bringen. Die Bleiverbindungen
sind auch gut beim stärkeren Vorhandensein von zu starker schwef-
liger Säure, Ammoniak, Salpeter, Salz, Kohlensäure, Schwefel-
und Kalkdünsten, und dieses nicht nur auf Holz, Eisen, Glas, sondern
in Gewächshäusern auf den Gebieten der Kulturwissenschaften, Thermo-
meter, Hygrometer, Barometer.

Für den Gewächshausbau ist Bleiwerk, wie oft schon
bemerkt, hauptsächlich deshalb bedeutend, weil es vor Rost schützt,
und weil es sich gut biegen läßt, und weil es sich gut mit
Kitt verbinden läßt, und weil es sich gut mit Kitt und
Mörtel fest hält. Ferner weil es sich gut mit Kitt und
Mörtel verbinden läßt, und weil es sich gut mit Kitt und
Mörtel verbinden läßt, und weil es sich gut mit Kitt und
Mörtel verbinden läßt, und

die Rechnung, wie man ſagt, geworfen werden. Bleibt von den eilf Monaten noch etwas übrig und kann zur Ausfüllung der Zeit im Hauſe keine Arbeit mehr aufgetrieben werden, dann wird den Profeſſioniſten zur Belohnung ihrer Mühen erlaubt, zu pfuſchen, d. h. für andere Perſonen zu arbeiten. Das künftige Jahr wird unter den Möbeln Muſterung gehalten; was nicht gefällt, wird verkauft und durch Neues ergänzt, und ſo wird von Jahr zu Jahr fortgefahren und das hohe Aerar genothzüchtigt.

Dieſe Art Defraudationen ſind in der Artillerie ſchon durch den langjährigen Gebrauch ſanctionirt, und ich möchte ſagen, rechtlich geworden. Da in der öſterreichiſchen Artillerie kein General, kein Garniſonsartillerie-Chef, Diſtricts- oder Poſtocommandant exiſtirt, der nicht ein ärariſches Reiſefuhrwerk beſitzt oder beſeſſen hätte, — dem nicht wenigſtens ein Theil ſeiner Einrichtung durch Zeugsprofeſſioniſten angefertigt worden wäre, und nachdem Keiner dieſer Herren ein Geheimniß daraus macht, — ſo gehört dieſe willkürliche Aneignung des ärariſchen Gutes keineswegs unter die Rubrik Defraudation. — Wenn ich oben erwähnte, daß die Garniſonsartilleriecommandanten mit dem Oberzeugwart und Zeugwart gemächlich und ungenirt — rechnen, ſo meinte ich nicht damit die verſchiedenen Erzeugungen an Mobilien und Geräthſchaften, die ihnen Nichts koſten und vom ärariſchen Materiale gearbeitet werden, ſondern ich meinte die Berechnungen jener Summen, die zur Beiſchaffung der abgängigen Munitionsſorten, des Holzwerkes, des Eiſens, des Kanzlei- und anderen Materials von hohen Orten bewilligt ſind und möglicher Weiſe in den Sack der Commandanten und der Rechnungsleger fließen können. Ob ſie auch wirklich bisweilen dahin fließen? Sicher iſt es, daß es Erſparniſſe gibt, die durch geſchickte Wirthſchaft erzielt worden ſind und daher den klugen Oekonomen „von Rechtswegen" gebühren.

Ein jedes Garniſonsartillerie-Poſto- oder Diſtrictscommando reicht alle Jahre ein Präliminar ein, worin die Erforderniß an allen Artikeln erſichtlich iſt, — nach dieſem Präliminar werden zur Deckung der Ausgaben hohen Orts die nöthigen Gelder flüſſig gemacht. Man braucht aber nicht alle dieſe Artikel; denn theils hat man Sachen zur Caſſirung angetragen, die ganz gut ſind, und deren Ergänzung ganz unterbleibt, theils werden mehr Reparaturen aufgerechnet, als

geſchehen ſind, und daher mußte eine größere Verwendung ſtattfinden, als wahr iſt, — und theils läßt man ſich größere Quantitäten von den Lieferanten beſtätigen, als ſelbe eingeliefert haben. Auf dieſe Art braucht man von der bewilligten Summe nur höchſtens zwei Drittel, ein Drittel iſt alſo die Erſparniß, welche zwiſchen dem Commandanten und dem Rechnungsleger getheilt, und von welcher den mitwiſſenden Munitionärs ein Douceur verabreicht werden — könnte. Die ergiebigſten Quellen für dieſe ſogenannten Erſparniſſe ſind die Caſſirungen und Reparatur-Arbeiten.

Unter Caſſirungen verſteht man die Vernichtung jener Gegenſtände, die zum ferneren Gebrauch nicht mehr tauglich ſind. Um jedem Betruge zu begegnen, ſoll dieſe Vernichtung commiſſionaliter geſchehen, was auch jederzeit geſchieht, wie die höheren Orts einzureichenden Caſſirungs-Conſignationen beſtätigen. Der Vorgang iſt im Grunde dieſer. Der Rechnungsleger geht alle Rubriken in der Rechnung durch und ſetzt von jedem Gegenſtande und Artikel eine beliebige Zahl als unbrauchbar an. Ob dieſe Gegenſtände wirklich unbrauchbar ſind, das kümmert ihn nicht, er ſieht ſich auch nicht darnach um; denn die wirklich unbrauchbaren Gegenſtände ſind ſchon längſt vorgemerkt, und es handelt ſich dann nur darum, dieſen wirklich unbrauchbaren die fingirt unbrauchbaren anzuhängen. Wenn die hohe Artillerie-Cenſur-Behörde, nämlich das Hauptzeugamt bei Prüfung dieſer Caſſirungs-Conſignationen immer die beihabenden Rechnungen, von welchen daſſelbe immer eine Copie beſitzt, zu Händen nehmen würde, ſo würde ſich ſelbe manchmal überzeugen, daß öfters Gegenſtände zum Caſſiren angetragen werden, die in der Rechnung gar nicht vorhanden oder wenigſtens nicht ſo viel an Zahl vorhanden ſind. — Uebrigens iſt es Vorſchrift, daß alle zu caſſirenden Gegenſtände einer unparteiiſchen Commiſſion vorgewieſen werden ſollen und es werden daher ſehr oft die Caſſirungs-Conſignationen von ſolchen unparteiiſchen Commiſſions-Gliedern unterſchrieben, die entweder dieſe Gegenſtände nicht geſehen haben, oder wenn ſie ſelbe geſehen haben, unter dem Wuſte der wirklich zu caſſirenden auch die fingirten zu ſehen glauben. Da überdies die unparteiiſchen Commiſſionsglieder in der eigenen Branche ausgewählt werden, und eine Krähe der andern nicht die Augen aushackt, ſo . . . Dies iſt der Vorgang bei den Caſſirungen, worüber ſich noch manches ſpre-

chen ließe. Auf dieſe Art wurden bei einem einzigen Poſto dreißig Stück vierſpännige complete Fuhrwerke zur Caſſirung und natürlich zur neuen Erzeugung als Ergänzung des Abgangs angetragen. An allen dreißig Fuhrwerken wurde nicht einmal ein neuer Nagel angebracht, ſondern ſie wurden blos neu angeſtrichen, und dieſe dreißig Stück Fuhrwerke wurden auf dem Papier neu erzeugt und in guter Geſundheit verzehrt. — —

Bei allen Sporteln und Zuflüſſen, bei allen geſetzlichen und ungeſetzlichen Einkünften iſt die Habgier vieler Zeughaus-Commandanten nicht zu befriedigen. Man werfe nur einen Blick in dieſe Zeughäuſer; Hühner, Kapaunen, Gänſe, Enten, Indianer, ja ſogar Pfauen und Störche, Kaninchen und Schweinchen, die noch in der Erziehung begriffen ſind, laufen vertraulich untereinander, und ein Artilleriſt ſteht unter dieſen ſich bekämpfenden Nationalitäten mit einem gezogenen Säbel unter dem Vorwande, die achtzehn- und vierundzwanzigpfündigen, auf einem Kanter gelagerten Kanonen vor Dieben zu bewahren, im Grunde aber um ſelbe vor muthwilligen Verunreinigungen durch das Thierreich zu ſchützen, und um die häufigen Zwiſtigkeiten zwiſchen dieſen Hausfreunden zu ſchlichten. Was muß ſich ein ausländiſcher Offizier denken, wenn er in ein öſterreichiſches Artillerie-Zeughaus hineinblickt und dieſen Scandal ſieht? — Warum wird denn dieſer ſcandalöſe Unfug nicht durch die von Zeit zu Zeit viſitirenden Stabsoffiziere abgeſtellt? — Allerdings kehren dieſe auf ihren Bereiſungen bei den Zeughaus-Commandanten ein, um das Quartiergeld, welches ihnen ohnehin vom Aerar bezahlt wird etwas zu ſchonen, auch pflegen ſie bei dieſen Herren Zeughaus-Commandanten oft wochenlang umſonſt gut zu eſſen und zu trinken und die erſparten beträchtlichen Diätgelder in väterlichem Wohlwollen ihren Töchtern als Heirathsgut mitzugeben. — Dieſe jährlichen Bereiſungen der Garniſons-Artillerie-Poſten von höhern und höchſten Vorgeſetzten, die eine enorme Summe dem Staate durch die bewilligten Diäts- und Quartiergelder koſten, wären allerdings dem Dienſte angemeſſen und erſprießlich. Allein auch bei dieſen Bereiſungen wird oft das Gegentheil von dem erlangt, was der Staat durch einen wohlgemeinten Koſtenaufwand bezwecken will. Um den Viſitirenden in den Stand zu ſetzen, daß derſelbe nicht zu der Hoſpitalität ſeiner Untergebenen während ſeiner Viſitationsreiſen Zu-

flucht nehmen und ſich in ſeinen ökonomiſchen Verhältniſſen derangiren muß, — damit derſelbe nicht nöthig hat, ſeine Abhängigkeit für Freiquartier und Koſt zu opfern, werden ihm ſeiner Charge angemeſſene reichliche Diäten, — wird ihm Quartiergeld und Vorſpann in einem ſolchen Maße bewilligt, daß ein jeder Viſitirende nicht nur ſehr nobel leben, ſondern auch ſeine Untergebenen tractiren kann. Nulla regula sine exceptione und doch frage ich, wie viel Ausnahmen gibt's denn von dieſer Regel? Wie viel Viſitationsreiſen würden denn unternommen werden, wenn die Viſitirenden keine Einladung annehmen dürften und in Gaſthäuſern abſteigen müßten, wozu ſie doch bei dem Bezug ihrer mehr als hinlänglichen Diäten gezwungen werden könnten?

Tagebuch.

I.

Aus Breslau.

Special-Censur-Instruction für Schlesien, mit rückwirkender Kraft. — Duncker, Tschech und die Schlesier aus Berlin. — Theologen und Nichttheologen; Streit um die Seligkeit; kirchliche Mäßigkeitsvereine.

Sie werden sich gewundert haben, daß ich in allen meinen Briefen stets auf das Capitel: Censur umständlich zurückkam. Man konnte denken, ich hätte das aus jener kindischen Rachsucht gethan, die den Tisch schlägt, weil sich das weiche Köpfchen dran gestoßen; dem ist aber nicht so. Ich habe es durch Uebung schon so weit gebracht, die Leichen meiner Gedankenkinder mit thränenlosem Auge zu betrachten. Es geschah vielmehr in der Absicht, um Ihnen den specifischen Unterschied zwischen der schlesischen und der preußischen Censur nachzuweisen. Wenn ich gestand, daß ich nicht wisse, warum unsere Rothstifte schärfer seien, als in allen anderen Provinzen, so kann ich heute sagen, daß ich es nur zu gut weiß. Für Schlesien gibt es ein Special-Censurgesetz. Hören Sie, auf welche Art wir hievon Kenntniß erhalten haben. Dem Publicisten Hrn. F. W. Wolff war ein Artikel von dem hiesigen Censor abermals gestrichen worden, nachdem bereits das Ober-Censurgericht den ersten Strich für null und nichtig erklärt hatte. Auf die abermalige Beschwerde über diese anscheinende Willkür des Censors ist nun in diesen Tagen das Erkenntniß vom Ober-Censurgerichte eingegangen, wonach der Druck des Artikels nicht verstattet ist und zwar deshalb nicht verstattet ist, weil nach der Allerh. Ordre vom 14. Juli d. J. Besprechungen von „Gegenständen, welche die unteren Volksclassen gegen die höheren, und die Armen gegen die Reichen aufzuwiegeln geeignet sein könnten, bis auf Weiteres den in der Provinz Schlesien erscheinenden Zeitungen, Wochenblättern und Flugschriften gar nicht gestattet sein sollen.“ Zuerst drängt sich die Frage auf: Weshalb ist die Ordre nicht publicirt

worden? Weil's eine geheime Ordre iſt. Und weshalb gelangt ſie nun doch zu unſerer Kenntniß? Weil das Ober-Cenſurgericht ſeine Inconſequenz damit rechtfertigen mußte. Dieſe Antworten liegen auf der Hand. Schwerer dürften ſie aber auf folgende Fragen ſein; da kein Geſetz eine rückwirkende Kraft haben ſoll, warum findet die Ordre vom 14. Juli auf einen Artikel Anwendung, der bereits vor dieſer Zeit vom Ober-Cenſurgerichte die Druckerlaubniß erhalten hatte? Da in Berlin ebenfalls die Fabrikarbeiter gegen ihre Herren aufgeſtanden ſind, wird dieſe Ordre auch für die Provinz Brandenburg Geltung erhalten? Wird man überhaupt in dem Maße die Preſſe beſchränken, in welchem die Gährungen und die Unzufriedenheit in den unteren Volksclaſſen zunimmt? Wer iſt, der Antwort gibt? — Hier zeigt ſich übrigens recht deutlich, was für eine Anſicht man noch von der Preſſe und ihrer Wirkſamkeit hat. Man betrachtet ſie wie ein Spielzeug, wie eine bunte Rüſtung, die man unmündigen Knaben ſchenkt, damit ſie zur Kurzweil logiſche Gedankenreihen formiren und gegen ihre eigenen Schatten kämpfen. Kommt aber der Hofhund, der ihnen das Veſperbrod ſtiehlt, ſo müſſen die Kleinen ihre Säbel abſchnallen und ruhig zuſehen. Grade wenn die Preſſe ihre Macht bewähren könnte, wenn ſich Gelegenheit bietet, wo ſie zeigen kann, was ſie iſt, grade dann wird ſie in Feſſeln gelegt. Worüber ſollen die ſchleſiſchen Publiciſten nun ſchreiben? Politiſche Fragen werden ſie nicht behandeln können, ohne in der vierten Zeile auf die ſocialen Verhältniſſe zurückzukommen; folglich müſſen ſie Litaneien componiren, chriſtlich-germaniſche Lieder ſingen, Morgen- und Abendbetrachtungen anſtellen. Ich bitt' Euch, Herrn, geht zu Bett, 's iſt Schlafenszeit!

Der rothwangige Polizeidirector Duncker weilt noch immer in unſeren Mauern, man meint aus Theilnahme für ſeinen Univerſitätsfreund und Bruder E. Pelz. Zwiſchen Beiden muß in der That ein intimes, wahrhaft ſympathetiſches Verhältniß beſtehen, denn je röther ſich die Backen des berühmten Inquirenten vom Champagner färben, deſto bläſſer wird das Antlitz des nicht minder berühmten Inquiſiten von der Gefängnißluft. 'S iſt doch ſchön, ſolchen hochgeſtellten und tiefſichtigen Mann zum Freunde zu haben. Die Breslauer können gar nicht mehr froh werden, ſeitdem Duncker ſich hier aufhält. Wenn ſie des Abends gemüthlich beim Biere ſitzen und eine fremde Phyſiognomie erblicken, ſtürzen ſie alsbald die „Halbe" hinunter und rennen davon. „Mir wird dunkerlich vor den Augen" iſt eine Stadtphraſe geworden. Dort und dort iſt er geweſen, das und das hat er erſpäht, ſo und ſo hat er geſagt. Es iſt erſchrecklich, was für eine Angſt man vor dem gemüthlichen Duncker beſitzt! Man begreift gar nicht, wie Berlin in ſeiner Anweſenheit ſo viel „kühle Blonde" conſumiren kann. Und trotzdem hatte ſich in der Hauptſtadt dieſer Tage das Gerücht verbreitet, wir hätten ein Attentat auf das Leben unſe-

res Gastes gewagt. Gott bewahre uns! Was die Berliner von den Schlesiern für eine Meinung haben! Freilich, Tschech ist ein Schlesier, folglich nach der Berliner Logik jeder Schlesier ein Tschech. — Soll ich von dem Eindrucke erzählen, den der Mordversuch hier hervorgebracht? Das ist kaum nöthig, aber erwähnen will ich, daß auch „einige Schlesier aus Berlin" in der Zeitung von befleckter Provinzial-Ehre sprachen.

Unsere Theologen sind nun einmal wieder recht am Brette. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Nachweis, wie man selig werden könne. Die einsichtsvollen Nichttheologen behaupten, daß es für sie schon Seligkeit sei, diesem unseligen Gezänke recht fern zu stehen. Nach sechszehn Jahrzehnden feiert die Polemik über das Seligkeitsdogma ihr zweitausendjähriges Jubiläum, und die Uneinigkeit wird immer größer. Wie muß diesen Kampfhähnen zu Muthe sein, wenn sie sehen, wie der Ocean, den sie ausschöpfen wollen, immer mehr anschwillt. In diesem Augenblicke herrscht zwar ein Waffenstillstand, aber wie wir hören, rüsten sich die Parteien zu neuen blutigen Schlachten. Wir würden gar Nichts dagegen haben, wenn die theologischen Herren zu ihrer eigenen Belustigung sich rauften; aber betrüben muß es, daß sie Kriegsmanifeste unter das Volk schleudern, daß sie aus der trostlosen Einsamkeit ihres formalen Standpunkts herabsteigen, an der religiösen Ueberzeugung der Gemeinden rütteln und die erregten Leidenschaften als Succurs mit auf den Kampfplatz schleppen. Es ist unverzeihlich, daß unsere literarisch-politischen Kräfte dieser Wirthschaft kein energisches Veto entgegensetzen und das Volk sich und ihren Doctrinen abspenstig machen lassen. Da sind überdies noch die kirchlichen Mäßigkeitsvereine, welche ihre Fangarme immer weiter ausstrecken und das rein humanistische Element erdrücken. Gründe genug für unsere Politiker, die Hände nicht unthätig in den Schooß zu legen. Wenn nur die Ordre vom 14. Juli nicht wäre!

x.

II.

Aus Berlin.

Die Industrieausstellung. — Bewegungen der Kattundrucker. — Prutz und „Moriz von Sachsen", nebst „unvorhergesehenen Hindernissen." — Nestroy und die Kritik der Vossischen Zeitung.

Das bedeutendste Ereigniß, das im Laufe dieser Woche das hiesige Publicum beschäftigte, war die am 15. August geschehene Eröffnung der Gewerbeausstellung. Es ist dieselbe aber auch in der That nicht blos für Berlin, sondern für das gesammte deutsche Vaterland ein bedeutendes Ereigniß zu nennen. Wir sehen hier zum erstenmal einen deutschen Congreß, auf welchem nicht die Fürsten, sondern die

Völker vertreten ſind, und zwar die Völker nicht durch ihren Lehrſtand, wie es in den Ländern mit hohem Wahlcenſus der Fall zu ſein pflegt, ſondern ausſchließlich durch ihren Nährſtand, welcher die Reichthümer, die Jene verzehren, ſchafft, und die Ideen, die der Lehrſtand in Theorien aufſtellt, in der Praxis anzuwenden und nutzbar zu machen weiß. Ja, das iſt es hauptſächlich, was unſer Jahrhundert vor ſeinen Vorgängern auszeichnet, daß es die Wiſſenſchaft dem Leben näher zugeführt, und daß es einen großen Theil deſſen, was früher bloßes Handwerk war, zugleich zum Werke des Kopfes gemacht hat. Keine Fabrication gibt es heute, die, wenn ſie ſich nur irgendwie über das Gewöhnliche erheben will, ohne Kenntniſſe der Chemie oder der Mathematik betrieben werden kann. Hier ſehen wir die letztere dem Maſchinenbau auf wahrhaft ungeahnte Spuren helfen und das der bloßen Menſchenhand Unmögliche durch die Macht des Dampfes ausgeführt, und dort ſehen wir in der Verarbeitung der Metalle die neueſten Entdeckungen des Elektromagnetismus angewandt oder in einer die Natur faſt übertreffenden Farbenpracht alle Hilfsmittel der Chemie benutzt. Das Zeughaus gibt in ſeinen zwei mächtigen Geſchoſſen von dieſer Vereinigung der Wiſſenſchaft und der Induſtrie die glänzendſten Zeugniſſe, aber auch die Kunſt iſt als die Dritte im Bunde zu nennen, denn die künſtleriſchen Formen der akademiſchen Zeichnenſchule laſſen ſich ebenſo in den plaſtiſchen Werken der Eiſen- und Zinkgießerei, wie in den vielen tauſend Muſtern der leinenen, wollenen, baumwollenen und ſeidenen Stoffe erkennen. Und nicht blos geſchmackvoll und mannichfaltig ſind die hier ausgelegten Proben deutſcher Induſtrie, ſondern auch die Anforderungen, die hinſichtlich der Solidität und der Wohlfeilheit geſtellt werden, finden ſich hier befriedigt, und ſo wird denn dieſe deutſche Ausſtellung zugleich zum lebhafteſten Vorwurf für alle Diejenigen, die die Befriedigung ihrer Mode- und Luxusbedürfniſſe immer noch von den Zufuhren aus Paris und London abhängig machen, ohne Rückſicht darauf, daß manche Dinge aus dieſen Hauptſtädten verſchrieben werden, die man ſich dort, um ſie ſolider und wohlfeiler zu erhalten, aus Deutſchland kommen läßt.

Allgemein bedauert man, daß weder der König, noch einer der Prinzen, ja nicht einmal der Finanzminiſter hier anweſend iſt, um die jetzt aus allen Gegenden Deutſchlands in Berlin zuſammenſtrömenden Induſtriellen zu empfangen. Es iſt zwar die ſogenannte polytechniſche Geſellſchaft hier zuſammengetreten, um bei dieſer Gelegenheit den Wirth zu machen und die Fremden in einem dazu gemietheten Wirthshauslocale aufzunehmen; dieſe Geſellſchaft aus den mannichfaltigſten Elementen zuſammengewürfelt, iſt jedoch in keiner Weiſe als eine Autorität anzuſehen, welche die gewerbliche Induſtrie Berlins zu vertreten befugt iſt.

Ein im Vertrauen auf die Zusicherung, daß es bis zu einem Monat von der Zahlung frei sein werde, ausgestelltes, in der That aber sofort zahlbares Papier, ist ein Wechsel, der wie ein solcher zu behandeln ist, wenn der Aussteller sich weigert, ihn einzulösen, weil er nicht sofort zahlbar gestellt worden sei. Ein Wechsel, der in Ermangelung der Zahlung protestirt worden ist, ist ein Wechsel, der wie ein solcher zu behandeln ist, wenn der Aussteller, der Acceptant oder der Indossant sich weigert, ihn einzulösen, weil er nicht protestirt worden sei.

Ein Wechsel, der bei der Sicht vorgelegt, und nicht bezahlt worden ist, ist ein Wechsel, der wie ein solcher zu behandeln ist, wenn er an Ordre gestellt worden ist. Ein Wechsel, der bei

III.

Aus Hamburg.

Weitling in Hamburg. — Heinrich Heine; seine Lieder und Memoiren. — Anekdote. — Theater; Tichatschek, Grunert, Scholz, Kunst.

Das Schicksal liebt die Contraste und die Fremdenliste liebt sie auch. Bald nach dem König von Sachsen ist ein anderer Reisender bei uns angekommen, welcher die Aufmerksamkeit der Behörden und weiterer Kreise lebhaft erregt hat. Er saß jedoch auf keinem Throne, sondern die meiste Zeit seines Lebens mit gekreuzten Beinen auf einem Tische, in den letzten Monaten aber im Gefängniß oder auf der Festung. Ich meine Weitling, den Communisten, der es für nöthig hält, das Kleid unserer Gesellschaft zu wenden und ihm einen neuen Schnitt zu geben. Darüber entsetzte sich namentlich Herr Bluntschli in Zürich und es gelang ihm wirklich, vorläufig Staat und Gesellschaft zu retten und Weitling in's Gefängniß zu bringen, aus dem er vergebens vor dem Ablauf der ihm bestimmten Strafzeit einmal zu entwischen suchte. Eines schönen Morgens aber war man gewillt, den gefährlichen Mann der goldnen Freiheit zurückzugeben, d. h. unter Gensd'armenbegleitung und zu Fuß über die Grenze zu transportiren. Weitling widersetzte sich dieser, allerdings willkürlichen Maßregel und schrie auf offener Straße um Hilfe, wurde in das Gefängniß zurück- und dann in einen Wagen geschafft, worin er, fortwährend unter der sorgsamsten Obhut von zwei Schweizer Gensd'armen, nach Stuttgart reiste. Magdeburg, seine Vaterstadt, erreichte er vermuthlich unter ähnlicher Sauvegarde. Noch in seinen Gefängnißkleidern traf er da ein, fand jedoch wohlwollende Theilnahme an seinem Schicksale. Die Behörden selbst verfuhren mit voller Humanität gegen ihn; nur fiel es ihnen ein, ihm das Heimathsrecht streitig zu machen, da es nach einer gesetzlichen Bestimmung jedem Preußen verloren geht, der ohne besondere Erlaubniß länger als zehn Jahre im Auslande verweilt. Weitling bestritt die rückwirkende Kraft einer Verordnung, die später, als er Magdeburg verlassen, gegeben ward. Heimathsberechtigt oder nicht, Weitling wurde für die Dauer nicht in seiner Vaterstadt geduldet. Man wollte ihn bewegen, seinen Aufenthalt in Amerika zu nehmen, wogegen er sich sträubte. Er geht nun von hier nach England. Die preußische Regierung zahlt die Kosten seiner Reise von Magdeburg aus, so wie die seines hiesigen Aufenthaltes. Auf englischem Grund und Boden angekommen, erhält Weitling von seinem liebevoll-furchtsamen Vaterlande noch ein Zehrgeld von zwei Pfund Sterling und dann überläßt man ihn mit erleichtertem Herzen seinem Communismus und seinem Schicksal. — — Liegt nicht etwas entsetzlich Komisches in dieser hastigen

Deportation eines Mannes, den man jetzt, möge man über sein früheres Treiben noch so mißbilligend den Kopf geschüttelt haben, nothwendig als einen Märtyrer der Idee betrachten muß? Wie kleinlich, wie erbarmlich ist dieses Deutschland in seinem Ankampfen gegen jede fremdartige Erscheinung, die ihm etwas unbequem auf das Nervensystem fällt. An ein ruhiges Abwarten des Entwickelungsprozesses, der ihr etwa vorbehalten sein könnte, wird nie gedacht. Und doch hätte man sich so oft durch ein solches jede gewaltsame Anstrengung, das Unbequeme bei Seite zu schaffen, ersparen können — — aber Deutschland hat weder Seelengröße, noch ein gutes Gewissen. Darin liegt's! Bei Campe wird von Weitling eine Liedersammlung erscheinen. Er hat sie zu Zürich im Gefängniß geschrieben. Kerkerpoesie! Es liegt immer ein eigener Reiz darin. Im Unglück und als Verliebter wird der Mensch am häufigsten zum Dichter. Weitling hat zu seinen Liedern eine Vorrede geschrieben, die ich gelesen habe und die, ungekünstelt, doch klar abgefaßt, sehr für ihn einnimmt. Er hat auch englische Verse gemacht, was doch bei einem ehemaligen Schneidergesellen selbst Leute, die ihn sehr verächtlich behandelt, ansehnlich in Erstaunen setzen dürfte. — Die neue Gedichtsammlung von Heinrich Heine, die ich Ihnen schon angekündigt, wird nächstens ausgegeben; eben so die fünfte Auflage vom Buch der Lieder. Man spricht auch von Heine's Memoiren. Er erregt noch immer warmes Interesse im Kreise seiner Freunde. Für den großen Haufen ist hier auch ein Literaturgenie von keiner weiteren Bedeutung, als daß man einmal vernimmt: „Haben Sie schon gehört, der Heine ist hier." „So? — kenn' ihn nicht. Und der Kaffee! Was sagen Sie — schon wieder gewichen!" — Heine hat übrigens weniger Embonpoint, als bei seiner Anwesenheit im vorigen Spätherbst. Sein Witz hat sich vielleicht der blassen Fettwangen geschämt — Hier noch eine Anekdote, deren Mittheilung bei ihrer echt humoristischen Natur wohl keine Indiscretion ist und die mir als vollkommen wahr erzählt wurde. An der Tafel seines Onkels kam das Gespräch neulich auf Heine's Polemik in Versen gegen den König von Baiern. „Hör' mal, Du!" sagte der alte wackere Salomon zu seinem Neffen, „ich begreif' nicht, wie Du Dir so was herausnehmen kannst gegen 'nen König. Was bist Du gegen den? 'n Lump bist Du!" — „Da hast Du freilich recht, Onkel," antwortete der Dichter äußerst gelassen: „aber siehst Du, das Versemachen ist mein Geschäft. Der König von Baiern macht auch welche, beeinträchtigt mir mein Handwerk und das brauch' ich nicht zu leiden, — also —"

Es geht hier jetzt die Sage, das beständige Regenwetter dieses Sommers sei eigentlich Directionswetter und von den hiesigen wie auswärtigen Bühnenvorständen zur Entschädigung für frühere schlechte

Zeiten dringend erfleht. Unſer Stadttheater hat allerdings jetzt die brillanteſten, und die überfüllten Häuſer ſind eben ſo häufig, wie es in der letzten Winterſaiſon das ſchauerliche Gähnen war. Tichatſchek, der übrigens noch an keinem Abend mit durchgängig unbelegter Stimme ſang, iſt fortwährend die Hauptzugkraft. Man honorirt ihn ausgezeichnet. Dreißig Louisd'or für jede Vorſtellung, funfzig für jede fünfte und der Ertrag eines halben Beneſizes ſind die Bedingungen, unter welchen er hier gaſtirt. Seltſam genug, dieſer ausgezeichnete Künſtler iſt nie vor dem Forum des Berliner Publicums erſchienen. Jetzt, da ſeine Blüthezeit vorüber, wird er wohl thun, deſſen ſtrenges capriziöſes Urtheil gar nicht mehr herauszufordern. — Derſelbe „Chevalier de Grignon", welcher durch Bouffés Meiſterſpiel in Paris Furore und Monate lang volle Häuſer machte, hat hier bis jetzt nur eine Vorſtellung erlebt, die ſogar unter Oppoſitionslauten endete. Freilich intereſſirt das artige Stück am meiſten vom franzöſiſchen Standpunkte aus, und es gehört zur richtigen und wirkſamen Darſtellung des Hauptcharakters eine Miſchung von tiefem Gemüth und feinere unabſichtlichere Komik, von naturwahrem, flüſſigem Spiele und franzöſiſcher Liebenswürdigkeit, die ich vollkommen einem Döring oder Hoppé zutraue, aber in dem ſtets prätentiös gemachten, eckigen und declamatoriſch geſpreizten Weſen unſers guten Grunert — deſſen beſſere Talentgaben auf ganz anderem Gebiete liegen — gleich vielen Andern, durchaus vermißte. — Gutzkow's „Pugatſchef" iſt angenommen, eben ſo das vielbeſprochene engliſche Preisluſtſpiel: „Quid pro quo" oder „Der Tag der Narren." — Im Thaliatheater, wo man täglich Scholz von Wien erwartet, reitet Herr Wilhelm Kunſt als Lückenbüßer in ſattſam bekannter Weiſe ſeine Paradepferde.

IV.

Notizen.

Rank. — Czechophobie. — Preußiſche und ruſſiſche Offiziere als Schullehrer. — Romantik in Schleſien. — Alaaf! — Zwei Millionen Rubel. — Duncker's Erklärung. — Benary und die freie Wiſſenſchaft in Berlin. — Ehrengerichte. — Hoheiten.

— Joſef Rank iſt in Prag nach einer Haft von vierzehn Tagen auf freien Fuß geſtellt worden. Ob die Unterſuchung, wie es in mehreren Blättern heißt, gegen ihn fortgeſetzt wird, wiſſen wir nicht; wir hören aber, daß man höheren Orts, wo Freunde ſich für ihn verwendeten, die Verſicherung gab, ſeine Verhaftung ſei nur einem Mißverſtändniß zuzuſchreiben und man würde ihm einen Paß zur Reiſe nach Norddeutſchland gewiß nicht verweigern. Hoffen wir, daß dieſe Worte eine Wahrheit ſind. Ein Theil derſelben wird ſich bald be-

nähme Theil, so daß Jedermann sich einbildet, eine Thür sich vorbeigehen sah. — Auch diese Thüre hatte, in der rechten Ecksäule des Hauptportales, ihr Schlüsselloch, durch welches man in das Innere des Hauptportales, und in die Kirche selbst hineinsehen konnte. Dieses Schlüsselloch ist jetzt, wie alle übrigen, mit einer Platte von Messing überdeckt, in welche die Figur des Apostels Petrus eingegraben ist, mit den Schlüsseln, welche ihm Christus, als er ihn zum Apostel ernannte, übergab. Diese Platte ist in der Figurenreihe, und man findet sie jetzt unter dem Apostel Petrus. Ehemals, vor dem Jahre 1789, war dieselbe nicht in der Figurenreihe, sondern an der Ecksäule des Hauptportales, und zwar an der Stelle, wo jetzt das Schlüsselloch ist. Man sah sie also, wenn man durch das Schlüsselloch hineinsah. Dieses Schlüsselloch ist nämlich nicht in der Mitte der Ecksäule, sondern ein wenig seitwärts, und es ist in der Mitte der Ecksäule ein Pfeiler, welcher das Schlüsselloch verdeckt, und daß man nicht hineinsehen kann. Man sah also durch das Schlüsselloch nur die Thür, welche sich vorbeigehen sah, und diese Thür war, wie gesagt, die Thür des Hauptportales.

Das Innere unserer Kirche ist ganz so, wie es sich vor der Revolution unter Napoleon Bonaparte befunden hat. Nur eine Art Bänke hat man eingeführt, welche die Revolution gänzlich beseitigt hatte. Es sind dieß Bänke, welche man, wenn man sie nicht braucht, in die Höhe schlagen kann, und welche dann an die Wand anschließen. Diese Bänke sind nämlich an der Wand befestigt, und sie können, wenn sie nicht gebraucht werden, in die Höhe geschlagen werden. Diese Bänke waren also in der Revolution beseitigt worden, weil man sie nicht gebrauchte. Sie wurden nämlich nur dann gebraucht, wenn Jemand in die Kirche ging, um zu beten. Da aber Niemand in die Kirche ging, um zu beten, so brauchte man diese Bänke nicht, und sie wurden beseitigt. Jetzt aber, seitdem Niemand mehr in die Kirche geht, um zu beten, sind diese Bänke wieder eingeführt worden. Man sieht also, daß sie nicht gebraucht werden, und daß sie nur dann gebraucht werden, wenn Jemand in die Kirche geht, um zu beten. Da aber Niemand in die Kirche geht, um zu beten, so werden diese Bänke nicht gebraucht, und sie sind an die Wand angeschlossen

land, und glauben gleichfalls, daß daraus leicht eine elektromagnetisch-moralische Kette wird. Allein es scheint uns absurd oder perfid, jeden russischen Ring gerade auf Rechnung des Czechenthums zu setzen. Es ist wieder die Geschichte vom Balken und vom Splitter. Denn auch mitten in Deutschland gibt es arme Seelen, die mit offenem Mund nach der kleinsten russischen Decoration schnappen, und ein Boshafter könnte sagen, es sei purer Neid; der deutsche Servilismus gönne nämlich dem czechischen nicht gleichen Lohn und gleiche Früchte. Aus den russischen Ringen, die in Berlin, Wien, Frankfurt, Dresden, Hamburg, Bremen ꝛc. an Offiziers- und Beamtenfingern stecken, ließe sich doch wahrlich eine artige Kette, zur Sperrung gewisser Grenzen, fabriciren. Und die Orden! So oft Kaiser Nicolaus seine Nachbarn besucht, regnet es ja russische Orden vom Himmel, wie die Perserpfeile des Xerxes, die das Licht der Sonne verdunkelten! —

— Worüber man vor einiger Zeit in Preußen klagte, daß nämlich ausgediente Unteroffiziere zu Schulmeistern gemacht werden sollen, das ist in Russisch-Polen in viel glänzenderer Weise längst ausgeführt. Die Lehrerstellen an allen höheren Bildungsanstalten, also die Katheder der Geschichte, Literatur ꝛc. werden mit älteren russischen Offizieren besetzt, die vielleicht manchem preußischen Unteroffizier in Bildung und Humanität wenig nachgeben mögen und vor Allem auf Subordination sehen. Wahrscheinlich gehört zu den Schulstrafen auch ein wenig Sibirien und Kaukasus. Daß dieses Verfahren von Seiten des „Ministeriums der Volksaufklärung" geeignet ist, etwaige Genies unter der jungen Generation zu unterdrücken, wird von den Russen selbst mit ganz heiterem Gesicht eingestanden. So werden die geistigen Kinder der Zukunft im Mutterleibe getödtet und abgetrieben.

— Von Zeit zu Zeit taucht die mittelalterliche Romantik, die man längst erschlagen glaubte, und die von so vielen zartsinnigen Gemüthern beweint wird, bald in dem, bald in jenem Theile Deutschlands wieder auf. Jetzt in Schlesien. Nicht nur, daß es dort einen Jagdreitverein gibt, welcher die adelige Jugend vor dem entnervenden Müßiggang des Friedens bewahren will; nicht nur, daß die nüchterne preußische Gensdarmerie an zwei imposanten Räuberbanden zum Ritter werden konnte: nein, es gibt selbst Autodafes in Schlesien, heimliche Autodafes in nächtlicher Waldeinsamkeit. Die dortigen Forstbeamten haben nämlich ein Mittel ersonnen, mit den Wilddieben so kurzen Prozeß zu machen, daß ihnen selbst keine Verantwortung daraus erwachsen kann. Sie erschießen den Wilddieb und verbrennen ihn auf einem Holzstoß im Walde, daß Nichts als die Knochen übrig bleiben, die natürlich bei einer Untersuchung keinen Anhaltpunkt

geben. Dieſe unglaubliche Procedur iſt, nach der Liegnitzer „Sileſia“ zehn Mal in dieſem Jahre vorgekommen.

— Am Rhein iſt ein Streit über den Urſprung des Wortes „Alaaf!“ entbrannt. Nach Einigen ſtammt es aus dem ſpaniſchen alava, loben, nach Anderen aus dem engliſchen aloft, in die Höhe, oder hoch, nach Anderen iſt es keltiſchen Urſprunges. Es wäre betrübend, wenn ſich das Wort, deſſen ſich ſelbſt der König von Preußen in einem begeiſterten Moment bediente, zuletzt gar als ein wälſcher Baſtard auswieſe. Denn es iſt von Alters her in Köln eingebürgert; und welches Licht würde dies auf die nationalen Geſinnungen der Kölner werfen! Wir wollen hoffen, daß es aus dem Engliſchen ſtammt.

— Aus Kopenhagen wird in der Deutſchen Allgemeinen geſchrieben, daß der Tod der Großfürſtin Alexandra, der Gemahlin des Prinzen Friedrich von Heſſen, eventuellen Thronfolgers von Dänemark, darum beſonders ſchmerzliche Gefühle hervorgerufen habe, weil damit zwei Millionen Rubel verloren gehen, die Kaiſer Nicolaus ſeiner Tochter jährlich geben wollte und die in Kopenhagen verzehrt worden wären. Die däniſchen Schriftſteller dagegen tröſten ſich, bei dieſem allgemeinen offiziellen Zwei-Millionen-Schmerz, mit dem Gedanken, daß ſie nun etwas mehr Preßfreiheit, in Bezug auf ruſſiſche Zuſtände, hoffen können.

— Der Polizeirath Duncker erklärt in öffentlichen Blättern, daß die Berliner Gerüchte von einem Attentat auf ſein Leben völlig aus der Luft gegriffen ſind; und daß er vielmehr von den Schleſiern mit dem allgemeinſten und erfreulichſten Wohlwollen ꝛc. aufgenommen und behandelt worden ſei. Wir glauben auch, daß die Attentatsgerüchte vollkommen grundlos ſind; was aber die Freundlichkeit und das Wohlwollen des ſchleſiſchen Volkes betrifft, ſo ſcheint Herr Duncker da mit einer Zuverläſſigkeit und Vorausſetzung zu reden, die ſonſt nur hohen und allerhöchſten Perſonen eigen zu ſein pflegt. Es iſt charakteriſtiſch, was die Polizei ſich für ein herablaſſendes Air zu geben weiß.

— Profeſſor Benary in Berlin hat eine Erklärung über die „Geſchichte der Herausgabe der Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Leben und meiner Theilnahme an derſelben“ (Berlin, Veit und Comp. 1844) herausgegeben. Jene, von den Herren Profeſſoren Hotho, Vatke und Benary projectirte Zeitſchrift hatte die Conceſſion des Miniſteriums Eichhorn nicht erhalten, weil . . . kurz, weil ſie nicht Schelling'ſch, ſondern Hegel'ſch geweſen wäre. Darauf gaben die drei

Herren das Unternehmen auf. Benary, der Gymnasiallehrer und dabei Privatdocent an der Universität ist, bewarb sich nachher beim Ministerium um eine Anstellung oder Beschäftigung, da er durch das Scheitern jenes Unternehmens auch in materieller Hinsicht Schaden litt. Dabei gab er jedoch seinen Widerspruch gegen die höheren Staatsgründe, aus denen die Zeitschrift nicht concessionirt wurde, keineswegs auf und vereinigte sich auch später mit seinen Collegen zu einem nochmaligen Gesuch um die verweigerte Concession. Aus jener Bewerbung um eine wissenschaftliche Beschäftigung, aus materiellen Rücksichten wollte man nun Hrn. Benary von mehren Seiten einen Vorwurf machen, wir glauben, mit Unrecht. Die Erklärung Benary's scheint uns vollkommen genügend. Im Ganzen geht aber aus dem ganzen Handel wieder hervor, wie windig es mit der sogenannten wissenschaftlichen Freiheit in Berlin steht und von jeher gestanden hat. Es ist stets nur eine vorgeschriebene commandirte Freiheit, eine ministerielle Philosophie, heiße sie Schellingisch oder Hegelisch. Das Ministerium ist das Stabscommando, die Professoren sind die Offiziere der Wissenschaft. Wehe dem, der gegen die Parole des Tages . . . denkt. Wir sind nur neugierig, welche Philosophie, nach der Schelling's, vom Generalcommando eingeschärft werden wird.

— Nach dem neuen preußischen Duellgesetz wohnen die Ehrenrichter dem Zweikampf bei und lassen die beiden Gegner gleich nach dessen Beendigung festnehmen. Die Ehrenrichter sind also halbe Gensdarmen; wer wird die zu Zeugen einladen?

— Die Hoheitsfrage ist der friedlichen Lösung um einen Schrit näher gerückt, indem der deutsche Bund den Herzogen von Nassau und Braunschweig den Titel: „Herzogliche Hoheit" zugestanden hat. Es gibt aber noch andere Herzoge, und — werden nicht auch, der Ausgleichung wegen, die Könige avanciren wollen?

Druckfehler-Berichtigung zum 4. Heft der Grenzboten. Tagebuch: I. Grätz:

Seite	182.	Zeile	3	von	oben	statt: Bauernhofe	lese:	Brandhofe
„	„	„	8	„	„	„ Rodmeister	„	Radmeister
„	„	„	12	„	„	„ bekommen	„	bekamen
„	„	„	4	von	unten	„ und wo endlose ꝛc.	„	und endlose ꝛc.
„	138.	„	55	„	„	„ Leseanstalt	„	Lehranstalt

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Münchner Skizzen.

Von

Hermann Marggraff.

I.

Der norddeutſche Literat und die baieriſche Einſiedelei. — Der Volkscharakter und ſeine liebenswürdigen Seiten. — Die Preſſe als Sündenbock. — Götz von Berlichingen's journaliſtiſche Wirkſamkeit. — Biercenſur. — Apotheoſe des Bieres. — Der ſociale Norden und der geſellige Süden. — Baierns Fortſchritte. — Erinnerung an Friedrich den Großen. — Maximilian Joſeph III. und die Akademie der Wiſſenſchaften. — Trachten und Sitten. — Theater. — Die deutſche Einheit auf der Bühne.

In Leipzig und Berlin, wo überaus feine und kluge Leute die Fluth der Weltgeſchichte durch das tauſendfach durchlöcherte Sieb ihres Raiſonnements leiten und läutern, — obgleich man gegenſeitig darüber ſehr im Unklaren iſt, wer das rechte Sieb beſitze, — hat man über München zum Theil gar confuſe und poſſierliche Anſichten, etwa wie die Bewohner von Tombuktu über Irkutsk, oder die von Irkutsk über Tombuktu. Möglich, daß ſich der Münchner dadurch rächt, daß er ſich eben ſo wenig um die literariſchen und journaliſtiſchen Geheimniſſe Leipzigs und Berlins kümmert und nicht weiß, was zu Berlin im Schooße der ſpargnapaniſchen Zuckerbäckerei, oder in der Leipziger Literaturbäckerei ſich hiſtoriſch oder philoſophiſch oder politiſch entwickelt. Leider gelangen die Semmeln des Raiſonnements, welche man in beiden norddeutſchen Städten warm aus dem Ofen ſchiebt, hier ziemlich kalt und trocken oder in abgeriſſenen Bröcklein an, wie ſie von reicher Herren Tiſchen fallen, damit der ſüddeutſche Lazarus daran ſich ſättige. Indeß beſitzt dieſer, und namentlich der Münchner, eine eigenthümliche Flüſſigkeit, von der ein geiſtreicher Wälſche, der Verfaſſer des Buches „Il vivere“, ſchreibt: Man be-

trachte ein Glas Münchner Bier: welche dicke, ſchwere, materielle Feuchtigkeit! Dies fällt zuerſt in die Augen. Aber dieſe Feuchtigkeit iſt von Atomen durchzuckt, glänzend wie Funken, zart und flockig wie Seidenfaden, und ein Schaum, leicht, durchſichtig, vergoldet wie eine Wolke im Orient, perlt oben auf dem Glaſe. — Hier lernt' ich zuerſt begreifen, wie eine Nation einige Aehnlichkeit mit ihrem gewöhnlichen Getränk haben kann. In dieſer goldenen Feuchtigkeit ertränkt der Münchner ſeinen Gram über die Spöttereien der norddeutſchen Jung- und Altklugheit.

Man betrachtet in der Regel München als eine Einſiedelei, ganz geeignet für capriciöſe, wunderliche und myſtiſche Perſonen, welche mit den Entwickelungen der neueren Zeit abgeſchloſſen haben und ſich wie eine ihres Wander- und Krautlebens überdrüſſige Raupe verpuppen wollen. Es iſt indeß eine doch ziemlich lebhafte und muntere Einſiedelei von etwa hunderttauſend hier ſeßhaften Einſiedlern und Einſiedlerinnen, denen es in keiner Hinſicht an weltlichen Begehrniſſen fehlt, ausgeſtattet mit Kunſtſchätzen allerlei Art, Journalzirkeln, Leihbibliotheken, Geſellſchaften, Liedertafeln, Univerſität, Theater u. ſ. f., beſucht von vielen Tauſend Reiſenden aus aller Herren Ländern, ſo daß man ſich, wenn auch nicht mitten in der Zeitſtrömung, doch um ſo gewiſſer an ihrem Ufer befindet und dem Treiben der Wogen um ſo ruhiger und unparteiiſcher zuſehen kann. Namentlich dürfte einem norddeutſchen Literaten wohl zu empfehlen ſein, hier einmal ſein nomadiſches Zelt aufzuſchlagen, um ſich zu ſammeln und zum Genuſſe und ruhigen Betrachtung ſeiner ſelbſt zu kommen. Es iſt gewiß ſchon ein ſehr großer Vortheil für ihn, hier Tage lang umherwandern zu dürfen, ohne befürchten zu müſſen ,daß er an der nächſten Straßenecke mit einem literariſchen Collegen unvermuthet zuſammentreffe. Wer in Leipzig ein Manuſcript unter dem Arme trägt, dabei etwas haſtig einherſchreitet und in ſeiner Phyſiognomie einige Anwandlungen von Verdrießlichkeit blicken läßt, von dem iſt gewiß anzunehmen, er ſei ein Schriftſteller, der nach mehrerlei mißlungenen Verſuchen, ſein Manuſcript an den Mann zu bringen, faſt verzagten Muthes einen abermaligen Sturm auf das hartnäckige Herz irgend eines Buchhändlers wagen will. Wer ſteht mir dafür, daß nicht morgen in einem collegialiſchen Kreiſe erzählt wird: Geſtern hat man unſeren Collegen A. aus dem Laden des Buchhändlers X. in den des Buchhändlers XX., von da in den

zu Mathäuskirchen 2. 2. 1. 1. setzen zu sie sind in Gestalt Brod. nimmt 2. 2. 2. 1. 1. 1. und setzen alle Mannbilder dahinter. Wenn nun Jemand in Mathäuskirchen ist, und will wissen, wie viele Leute er mit der Kutsche fahren kann, so sieht er nach 2. Kinder: die kan in Kutsche 2 bis 4 Leute führen. Nach 2. Kinder 2. Kinder: die kan in Kutsche 4 bis 6 Leute führen. Nach 2. Kinder 1. Kinder: die kan in Kutsche 6 bis 8 Leute führen. Nach 1. Kinder 1. Kinder: die kan in Kutsche 8 bis 10 Leute führen. Nach 1. Kinder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 10 bis 12 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 12 bis 14 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 14 bis 16 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 16 bis 18 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 18 bis 20 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 20 bis 22 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 22 bis 24 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 24 bis 26 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 26 bis 28 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 28 bis 30 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 30 bis 32 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 32 bis 34 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 34 bis 36 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 36 bis 38 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 38 bis 40 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 40 bis 42 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 42 bis 44 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 44 bis 46 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 46 bis 48 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 48 bis 50 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 50 bis 52 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 52 bis 54 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 54 bis 56 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 56 bis 58 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 58 bis 60 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 60 bis 62 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 62 bis 64 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 64 bis 66 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 66 bis 68 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 68 bis 70 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 70 bis 72 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 72 bis 74 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 74 bis 76 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 76 bis 78 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 78 bis 80 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 80 bis 82 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 82 bis 84 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 84 bis 86 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 86 bis 88 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 88 bis 90 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 90 bis 92 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 92 bis 94 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 94 bis 96 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 96 bis 98 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 98 bis 100 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 100 bis 102 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 102 bis 104 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 104 bis 106 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 106 bis 108 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 108 bis 110 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 110 bis 112 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 112 bis 114 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 114 bis 116 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 116 bis 118 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 118 bis 120 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 120 bis 122 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 122 bis 124 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 124 bis 126 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 126 bis 128 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 128 bis 130 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 130 bis 132 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 132 bis 134 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 134 bis 136 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 136 bis 138 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 138 bis 140 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 140 bis 142 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 142 bis 144 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 144 bis 146 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 146 bis 148 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 148 bis 150 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 150 bis 152 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 152 bis 154 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 154 bis 156 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 156 bis 158 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 158 bis 160 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 160 bis 162 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 162 bis 164 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 164 bis 166 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 166 bis 168 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 168 bis 170 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 170 bis 172 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 172 bis 174 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 174 bis 176 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 176 bis 178 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 178 bis 180 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 180 bis 182 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 182 bis 184 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 184 bis 186 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 186 bis 188 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 188 bis 190 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 190 bis 192 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 192 bis 194 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 194 bis 196 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 196 bis 198 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 198 bis 200 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 200 bis 202 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 202 bis 204 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 204 bis 206 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 206 bis 208 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 208 bis 210 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 210 bis 212 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 212 bis 214 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 214 bis 216 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 216 bis 218 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 218 bis 220 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 220 bis 222 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 222 bis 224 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 224 bis 226 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 226 bis 228 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 228 bis 230 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 230 bis 232 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 232 bis 234 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 234 bis 236 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 236 bis 238 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 238 bis 240 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 240 bis 242 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 242 bis 244 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 244 bis 246 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 246 bis 248 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 248 bis 250 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 250 bis 252 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 252 bis 254 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 254 bis 256 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 256 bis 258 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 258 bis 260 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 260 bis 262 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 262 bis 264 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 264 bis 266 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 266 bis 268 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 268 bis 270 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 270 bis 272 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 272 bis 274 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 274 bis 276 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 276 bis 278 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 278 bis 280 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 280 bis 282 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 282 bis 284 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 284 bis 286 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 286 bis 288 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 288 bis 290 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 290 bis 292 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 292 bis 294 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 294 bis 296 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 296 bis 298 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 298 bis 300 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 300 bis 302 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 302 bis 304 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 304 bis 306 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 306 bis 308 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 308 bis 310 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 310 bis 312 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 312 bis 314 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 314 bis 316 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 316 bis 318 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 318 bis 320 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 320 bis 322 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 322 bis 324 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 324 bis 326 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 326 bis 328 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 328 bis 330 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 330 bis 332 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 332 bis 334 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 334 bis 336 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 336 bis 338 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 338 bis 340 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 340 bis 342 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 342 bis 344 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 344 bis 346 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 346 bis 348 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 348 bis 350 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 350 bis 352 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 352 bis 354 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 354 bis 356 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 356 bis 358 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 358 bis 360 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 360 bis 362 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 362 bis 364 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 364 bis 366 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 366 bis 368 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 368 bis 370 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 370 bis 372 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 372 bis 374 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 374 bis 376 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 376 bis 378 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 378 bis 380 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 380 bis 382 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 382 bis 384 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 384 bis 386 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 386 bis 388 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 388 bis 390 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 390 bis 392 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 392 bis 394 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 394 bis 396 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 396 bis 398 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 398 bis 400 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 400 bis 402 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 402 bis 404 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 404 bis 406 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 406 bis 408 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 408 bis 410 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 410 bis 412 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 412 bis 414 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 414 bis 416 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 416 bis 418 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 418 bis 420 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 420 bis 422 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 422 bis 424 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 424 bis 426 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 426 bis 428 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 428 bis 430 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 430 bis 432 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 432 bis 434 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 434 bis 436 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 436 bis 438 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 438 bis 440 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 440 bis 442 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 442 bis 444 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 444 bis 446 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 446 bis 448 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 448 bis 450 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 450 bis 452 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 452 bis 454 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 454 bis 456 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 456 bis 458 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 458 bis 460 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 460 bis 462 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 462 bis 464 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 464 bis 466 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 466 bis 468 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 468 bis 470 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 470 bis 472 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 472 bis 474 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 474 bis 476 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 476 bis 478 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 478 bis 480 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 480 bis 482 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 482 bis 484 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 484 bis 486 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 486 bis 488 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 488 bis 490 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 490 bis 492 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 492 bis 494 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 494 bis 496 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 496 bis 498 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 498 bis 500 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 500 bis 502 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 502 bis 504 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 504 bis 506 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 506 bis 508 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 508 bis 510 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 510 bis 512 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 512 bis 514 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 514 bis 516 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 516 bis 518 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 518 bis 520 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 520 bis 522 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 522 bis 524 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 524 bis 526 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 526 bis 528 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 528 bis 530 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 530 bis 532 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 532 bis 534 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 534 bis 536 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 536 bis 538 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 538 bis 540 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 540 bis 542 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 542 bis 544 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 544 bis 546 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 546 bis 548 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 548 bis 550 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 550 bis 552 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 552 bis 554 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 554 bis 556 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 556 bis 558 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 558 bis 560 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 560 bis 562 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 562 bis 564 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 564 bis 566 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 566 bis 568 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 568 bis 570 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 570 bis 572 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 572 bis 574 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 574 bis 576 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 576 bis 578 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 578 bis 580 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 580 bis 582 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 582 bis 584 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 584 bis 586 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 586 bis 588 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 588 bis 590 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 590 bis 592 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 592 bis 594 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 594 bis 596 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 596 bis 598 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 598 bis 600 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 600 bis 602 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 602 bis 604 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 604 bis 606 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 606 bis 608 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 608 bis 610 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 610 bis 612 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 612 bis 614 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 614 bis 616 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 616 bis 618 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 618 bis 620 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 620 bis 622 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 622 bis 624 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 624 bis 626 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 626 bis 628 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 628 bis 630 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 630 bis 632 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 632 bis 634 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 634 bis 636 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 636 bis 638 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 638 bis 640 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 640 bis 642 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 642 bis 644 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 644 bis 646 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 646 bis 648 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 648 bis 650 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 650 bis 652 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 652 bis 654 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 654 bis 656 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 656 bis 658 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 658 bis 660 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 660 bis 662 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 662 bis 664 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 664 bis 666 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 666 bis 668 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 668 bis 670 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 670 bis 672 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 672 bis 674 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 674 bis 676 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 676 bis 678 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 678 bis 680 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 680 bis 682 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 682 bis 684 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 684 bis 686 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 686 bis 688 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 688 bis 690 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 690 bis 692 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 692 bis 694 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 694 bis 696 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 696 bis 698 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 698 bis 700 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 700 bis 702 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 702 bis 704 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 704 bis 706 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 706 bis 708 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 708 bis 710 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 710 bis 712 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 712 bis 714 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 1. Mannbild: die kan in Kutsche 714 bis 716 Leute führen. Nach 1. Mannbild 1. Mannbild: die kan in Kutsche 716 bis 718 Leute führen. Nach 1. Mannbild 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 718 bis 720 Leute führen. Nach 2. Mannbilder 2. Mannbilder: die kan in Kutsche 720 bis 722 Leute führen. Nach 2. M

Sympathien an öffentlichen Orten häufig in höchſt rückſichtsloſer Art beachſelzuckt und beſpöttelt werden. Ueberhaupt überlaſſe ich den klugen Männern an der Spree wie an der Iſar zu entſcheiden, ob es rathſam ſei, jetzt, wo es ſich um das politiſche Einheitsgefühl Deutſchlands handelt, zwiſchen Jude und Chriſt, evangeliſchen und katholiſchen Chriſten durch das ewige Aufwärmen der religiöſen Debatte neue Scheidungen und Störniſſe hervorzubringen. Viel ſicherer gehen die, welche, unbeirrt vom Tagesgezänk, das nächſtliegende ſtamm- und völkervermittelnde Praktiſche im Auge behalten.

Das einfach Menſchliche, welches ich den Münchnern nachrühmen muß, zeigte ſich auch nach jenen drei ſtürmiſchen Maitagen, als das Volk mit den hieſigen Brauern wegen des Aufſchlages von zwei Pfennigen auf das Maaß im offenen Kriege lag. Da fiel es Niemandem ein, wie man in einem hochgebildeten Staate des deutſchen Nordens bei ähnlichen Anläſſen zu beabſichtigen ſchien, die Preſſe und die Journaliſtik für dieſes Aufbrauſen des Volkes verantwortlich zu machen. Man hat hier geſunden Menſchenverſtand genug, ſolche Ausbrüche der Volksleidenſchaft auf ihre nächſten und einfachſten Gründe zurückzuführen, ihnen keine höhere Bedeutung und Wichtigkeit beizulegen, als ſie von Hauſe aus haben, und nach gewonnener Einſicht von dem Zuſtande der Dinge die nächſten Anläſſe ſogleich und radical wegzuräumen. Es wäre auch wirklich ein kaum als möglich zu denkender Triumph der Preſſe, wenn ſie, ſelbſt mit preußiſcher Cenſur behaftet, dennoch im Stande geweſen wäre, die ihres furchtſamen und geduckten Weſens halber bekannten ſchleſiſchen Weber den Bajonetten und Flintenkugeln der Soldaten entgegen und in den Tod zu treiben. Schrieb und las man aufregende Brochüren und Journalartikel zur Zeit des großen deutſchen Bauernaufſtandes? Doch, vielleicht! Götz von Berlichingen verfaßte ja ſeine Autobiographie, die ihn zur Aufnahme in den Leipziger Literatenverein berechtigt hätte; vielleicht redigirte er auch ein jetzt untergegangenes, oder durch Reichsbeſchluß unterdrücktes Journal unter dem Titel: „Der Bote von Jarthauſen", oder „Jarthauſener Jahrbücher", oder „Jarthauſener Modezeitung", oder „Zeitung für die Jarthauſener elegante Welt", um auf die aufſtändiſchen Bauern zu wirken. Man leſe doch in den Stadtchroniken des Mittelalters nach, um ſich zu überzeugen, daß damals ſtädtiſche Aufſtände zu den Alltagsbegebenheiten gehör-

aus dem alten Leben hinüberzog, ein wundervoll Stück. Ich hab' darüber geweint, wenn man Weinen vergleichen darf mit jenen Wolkenbrüchen, die sich in Tränenströmen ergießen, wenn ein Kind, das sich in Schmerz und Angst, Hunger und Durst, Elend und Verlassenheit verzehrt hat, nach Hause kommt. Der Vergleich hinkt, denn ich war kein Kind mehr, als ich heimkam, aber ich war auch kein Mann, der sich beherrschen kann. Ich war ein Mensch, der sich nicht mehr beherrschen konnte, weil er die Herrschaft über sich verloren hatte

wirklicher Gefangenkoſt leben muß (auch ſeine meiſt dumpfe Behauſung unterſcheidet ſich nicht eben vortheilhaft von einem Gefängniß), nährt ſich der Aermere in München von kräftigem Brod und einigen Maaß jenes köſtlichen Bieres, welches, um einmal groß zu ſprechen, ſhakſpeare'ſche (oder michelangelo'ſche) Kraft mit göthe'ſcher (oder raphaeliſcher) Milde, dramatiſchen Effect mit epiſcher Behaglichkeit verbindet und in den goldenen Perlen und Wolken, die darin auf- und niederſteigen, wie in dem Schaumkranz, welcher ſeinen Scheitel wie ein Heiligenſchein ziert und verklärt, ſelbſt einen lyriſch ſchwärmeriſchen Charakter entwickelt; ja es würde mir ſogar nicht ſchwer fallen, bei einiger Anſtrengung meiner Seelenkräfte aus dieſem Getränk den conſtructiven Charakter ſowohl der griechiſchen wie der gothiſchen Architectur nachzuweiſen, was gewiß die aſchgraue Möglichkeit wäre. — Noch bemerke ich, daß ſich das Bier gerade an den vorzugsweiſe von den ärmeren Claſſen beſuchten Orten durch ſeine Vortrefflichkeit auszeichnet, während es das Vorrecht der Excluſiven zu ſein ſcheint, an den von ihnen vorzugsweiſe beſuchten öffentlichen Orten ein minder gutes, ſelbſt mittelmäßiges Bier trinken zu müſſen. Natürlich wollen die Excluſiven, da hier einmal ſelten ein anderes Getränk gefordert wird, doch etwas, d. h. eine ſchlechtere Sorte Bier vor dem Pöbel voraus haben. Welche Begriffe von dem ſchlechten Geſchmack der excluſiven Geſellſchaft mag mancher arme Teufel erhalten, der zufällig an einen ſolchen vornehmen Ort geräth!

Indeß glaube man nicht, daß hier die Demarcationslinie zwiſchen Hoch und Gering eben ſo entſchieden iſt, als in den norddeutſchen Militär- und Beamtenſtaaten; es miſcht ſich hier Alles viel menſchlicher, und die verſchiedenen Stände laufen an öffentlichen Orten eben ſo leicht zuſammen, wie die Milch während eines Gewitters. Es gibt zwar auch hier eine Crême; doch tritt ſie öffentlich nicht ſo grell, noch mit ſo ſchneidenden und verletzenden Anſprüchen hervor, als anderwärts, obgleich freilich in Privatkreiſen die ariſtokratiſchen Myſterien in nicht minder vornehmer und excluſiver Weiſe gefeiert werden, als in allen übrigen europäiſchen Reſidenzſtädten; wie man überhaupt wahrnehmen will, daß ſich auch hier das Familienleben in norddeutſcher Art mehr in ſich ſelbſt zurückzieht als früher. Es befinden ſich hier verhältnißmäßig wohl nur wenige Orte, welche der Anſtändige ganz zu meiden hätte. Wo ein renommirtes gutes Bier

geſchenkt wird, da verſammeln ſich, wie von geheimer Attractionskraft angezogen, Beamte, Künſtler, Gelehrte, Offiziere, Studenten neben dem gemeinen Soldaten, dem Handwerker, dem Schiffer, dem Flößer, dem Fuhrmann, dem Bauer und der Bäuerin, in ungezwungener Haltung; jene widerliche Manier, womit man in Norddeutſchland jeden Eintretenden mit Blicken zu firiren und ſo lange feſtzuhalten pflegt, bis man ungefähr weiß, aus welchem Stoff ſeine Weſte beſteht, weſſen Standes er iſt, was er ſich verabreichen läßt u. ſ. w. findet hier durchaus nicht ſtatt. Auch fällt jenes ſtädtiſche Klatſchgeſchäft, wie man es wohl anderwärts auf offenen Bierbänken treibt, hier gänzlich weg. Es liegt dies nicht in der großſtädtiſchen Natur der Einwohner; vielmehr iſt München zu ſchnell gewachſen, um ſich jetzt ſchon, ſo geräumig und prächtig es iſt, als große Stadt zu fühlen und alle provinzielle Naivetät, die übrigens ihr Reizendes hat, von ſich geſtreift zu haben; aber der böſe Leumund und die vorlaute Klatſchſucht liegen dem hieſigen Volkscharakter im Ganzen fern; man lebt und läßt leben; man liebt es, ſelbſt unbeachtet zu bleiben, und beachtet daher auch Andere nicht, ſobald ſie nicht etwa mit norddeutſchen Anſprüchen und Standesprätenſionen läſtig fallen.

Der Münchner iſt überhaupt mehr ſchweigſam verſchloſſener, als geſchwätziger Natur, wovon jedoch, wie überall, die Frauen eine Ausnahme machen mögen. Auf Komplimente und ſüße nichtige Redensarten, wie ſie in Norddeutſchland ſo häufig ſind, verſteht er ſich durchaus nicht; er kennt nicht jenes wohlfeile Zu- und Anlächeln, als wüßte er um Shakſpeare's Wort: daß man lachen und doch dabei ein ausgemachter Schurke ſein könne. Er erſcheint häufig etwas derb, wenn aber Taillandier in der **Revue des deux mondes** gelegentlich von den „Habitudes inélégantes“ und dem „esprit endormi“ der Münchner ſpricht, ſo iſt dies doch wohl ein etwas harter Ausſpruch und nur die franzöſiſche Paraphraſe einer in Deutſchland weit verbreiteten Journalanſicht. — An feiner Eleganz und Salonbildung — wenn man einmal hiernach den Geiſt eines Volkes beurtheilen will — fehlt es hier in den höheren Kreiſen keineswegs, am allerwenigſten aber an natürlichem Takt; und es bleibt immerhin merkwürdig, daß, während man die Münchner der Plumpheit beſchuldigt, eine geborne Münchnerin, Charlotte von Hagn, auf den norddeutſchen Bühnen als das Muſter aller Grazie und feinen Salonbildung bewundert

ren. Da aber bei dem Mangel der Kenntniß der wahren Ursachen sol-
che Fälle nur selten vorkommen, wenn sich solche finden und Gelegen-
heit zu Beobachtungen geben, so ist es nöthig, daß man sich mit den
Symptomen der Krankheiten bekannt mache und die Verschiedenheit der-
selben gut unterscheide, damit man nicht die Krankheit selbst für eine
andere halte, und dadurch Schaden stifte. Ich will also die Zeichen
beybringen, wodurch man sie unterscheiden kann, und die wahrhaften Ursachen
derselben anzeigen, damit man sich vor Irrthümern hüten und sie vermeiden
möge. Ich werde dabey nicht nöthig haben, mich weitläuftig zu erklären,
und es wird hinlänglich seyn, wenn ich nur kurz anzeige, was ich bey
jeder Krankheit für Zeichen gefunden habe, und was ich für Ursachen
derselben vermuthe.

Die Wassersucht, welche in der Brust ihren Sitz hat, ist diejenige,
welche sich zwischen den Häuten des Herzens, oder in dem Herzbeutel
selbst, oder in der Brust, oder zwischen den Rippen und dem Zwerchfelle
sammlet. Diese Art Wassersucht, wenn sie nicht gleich von Anfange
mit einer Lungenentzündung verbunden ist, oder sich in dieselbe zu
verwandeln droht, ist nicht so gefährlich, als die andern Arten. Sie
kommt, wie die Erfahrung bezeugt, selten allein vor, sondern ist meistens
mit andern Krankheiten verbunden und hat alle diese zu Ursachen,
welche ich bey der Wassersucht überhaupt angezeigt habe. Ich will
also nur diejenigen Zeichen anführen, welche sie von andern unterscheiden.
Sie ist da, wenn man mit der schwachen Hand eine Seite
des Leibes unter den falschen Rippen stark drückt, und mit der andern
Hand auf der andern Seite des Leibes, oder auf dem Rücken, oder auf

wägt, wenn man bedenkt, daß es einen Friedrich den Großen hatte, von dem hier nur folgende Ausſprüche angeführt ſein mögen:

„Eben hatte ich einen Brief angefangen über die Mißbräuche der Mode und der Gewohnheit, als die Gewohnheit des Erſtgeburtsrechts mich auf den Thron rief und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satyre gegen dieſe Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satyre aus dem Munde eines Fürſten verbannt ſein müßte"; oder:

„Faſt nie ſind die Menſchen an Plätzen, die ſie ſich ſelbſt wählen würden; daher gibt es ſo viele ſchlechte Schuſter, ſchlechte Prieſter, ſchlechte Miniſter und ſchlechte Fürſten"; oder:

„Die deutſchen Prinzen verachten gemeiniglich die Gelehrten. Die unmodiſche Kleidung, der Bücherſtaub, der dieſen etwa anhängt, und das wenige Verhältniß, das zwiſchen einem kenntnißreichen Kopf und dem leeren Hirn dieſer Herren ſtattfinden kann, machen, daß ſie ſich über ihr Aeußeres aufhalten und den großen Mann ohne Hofkleid gar nicht gewahr werden. Der Höfling hält das Urtheil des Fürſten zu hoch, als daß er anders als Er zu denken ſich getrauen ſollte; ſie affectiren alſo auch, die zu verachten, welche tauſendmal mehr als ſie ſelbſt werth ſind. — — — — Ich, der ich mich überhaupt nicht für das Zeitalter geſchaffen fühle, in dem wir leben, mag dem Beiſpiele meiner Herren Mitbrüder nicht nachfolgen; ich predige ihnen unaufhörlich, daß der Gipfel der Unwiſſenheit Hochmuth ſei, und glaube, daß ein großer Mann, der über mir iſt auch meine Achtung verdiene."

Dieſe und andere für einen regierenden Fürſten doppelt rühmliche Aeußerungen findet man in Friedrich's des Großen: „Oeuvres posthumes", bei Herder in Auswahl und Ueberſetzung in demjenigen Bande ſeiner Werke, welcher den Titel „Zur Philoſophie und Geſchichte" trägt. Man wird allerdings erſtaunt ſein, auf dieſe Citate in einer Correſpondenz aus München unverſehens zu ſtoßen oder geſtoßen zu werden; ſie verdienen indeß angeführt zu werden, ſelbſt wenn man aus dem Peter- und Paulshafen in Kamtſchatka oder aus Upernamik in Grönland correſpondirte. Friedrich der Große gehört auch zu den Vertretern des freieren Geiſtes in Deutſchland, die man mit deutſcher Undankbarkeit jetzt abſichtlich verkennt und welche vergebens gepredigt und umſonſt ſich bemüht haben, der ſtumpfen,

immer wieder platt auf den Bauch zurückfallenden Menge Flügel zu verleihen! Natürlich; denn ihrer ist das irrische Element, nicht das himmlische, und das Fett des Bauches, dem sie unterthänig sind, zieht sie nieder. Es fragt sich nun, ist Preußen weiter hinter seinen historischen Vorder- und Vorsätzen und den Tendenzen seiner Fürsten zurückgeblieben, oder Baiern?

Was jedoch Maximilian Joseph III. für die geistige Entwickelung Baierns gethan hat, ist der Nachwelt unverloren geblieben, namentlich gehört hierher die Stiftung der Akademie der Wissenschaften im Jahr 1759, und es ließen sich Wunderdinge über den Widerstand berichten, den die Gründer und ersten Mitglieder dieser Akademie, gegen welche z. B. eine Schmähschrift „die bairischen Hieseln in ihrem Frosch- und Rattenkriege" erschien, bei einer großen Partei fanden, welche die Wissenschaft als ein ihre Macht gefährdendes Mittel der Aufklärung betrachtete. Die eben erwähnte Schmäh- und Schmachschrift nannte jene Männer „Schurken", denn sie wünschten offenbar Toleranz. Nur das ausdrückliche Patronat des entschlossenen Churfürsten sicherte die Existenz und das Gedeihen der jungen Stiftung. Leider haben die edleren Geister Baierns bis auf die heutige Zeit das Unglück, wenig vom deutschen Auslande gekannt und anerkannt zu sein, wie die eigentlichen Stifter der Akademie: von Lori, welcher auch zuerst den Gedanken zu einer stehenden Schauspielertruppe hier anregte, Limburger, Lipowsky, Graf Törring u. A. oder später der noch jetzt hochgeachtete, im Anfang seiner Laufbahn viel verfolgte Patriot Westenrieder, welcher freilich seiner späteren Ansichten wegen sich gleichen Verfolgungen wohl nicht mehr ausgesetzt gesehen hätte. Der König Maximilian Joseph I. faßte, durch die Kriegsläufe begünstigt, die inzwischen wieder aufgegebenen freisinnigen Tendenzen seines Vorgängers, des Churfürsten Maximilian III. bekanntlich mit noch größerer Energie wieder auf. Streng und befehlend lauteten die Toleranzverordnungen dieses Regenten, unter dem zuerst eine protestantische und israelitische Gemeinde sich bildeten, denen die Huld des jetzt regierenden Königs neue und stattliche Gotteshäuser gewährte.

Noch leben viele jener ernst gemüthvollen, hochverständigen Männer aus früherer Zeit, während die jüngere Generation unwillkürlich

anderen Zeiten und bei dich anderen. Alles war, daß du mir Zeit für dir hattest. Augenblicke verlangen, Stunden!

Nicht bekümmerte mich natürlich Hamburgs Meinung, Hamburgs Urteil, Hamburgs Gerede. Ich wußte, daß ich dich liebte, daß dieses mein größtes Glück sein würde. Ich wußte, daß du mich liebtest. Wenigstens so lange, bis du mich in deine Nähe gelassen hattest. Und ich wußte, daß du mich nicht mehr lassen würdest, sobald du mich einmal hattest. Und ich wußte, daß wir dieses Glück so schnell wie möglich suchen mußten, damit wir es nicht verlören. Und ich wußte, daß wir dieses Glück nur beschützen konnten durch die Heimlichkeit unserer Liebe. Ich durfte meine Zeit nicht vergeuden, ich durfte meine Kräfte nicht zersplittern, ich durfte meine Gedanken nicht durch fremde Dinge verwirren, wollte ich dich haben, mußte ich dich haben. Und darum war es mir gleichgültig, was Hamburg sagte, was Hamburg dachte, was Hamburg urteilte. Darum war es mir gleichgültig, daß Hamburg mich für einen Schwächling hielt, für einen Feigling, für einen Lumpen, für einen Schuft. Darum war es mir gleichgültig, daß Hamburg mich verachtete.

Allerdings hielt — und hält — mich wohl auch heute Hamburg in seinen dicken Bäuchen für einen Schuft und Lumpen, für einen Feigling und Schwächling, für einen Verächter. Aber ich weiß, daß ich nicht der Verächter unserer Stadt bin, daß ich nicht eigentlich zum Feige dachte wurde[1], daß Hamburgs Ruf mir gleichgültig war, daß ich nur dich wollte, daß ich nur dich haben mußte.

Ich bin Hamburg nicht feige, ich bin Hamburg nicht schwach,

[1] Ich denke nur zum Beispiel an Hamburgs Ruf, daß es eine Stadt sei, in der man nicht leben könne, weil es in ihr keine Kunst gäbe. Ich denke

chen ein höchſt aufmerkſames Publicum, welches manche polemiſche Stelle mit den lebhafteſten Zeichen des Beifalls aufnahm. Eben ſo wenig ſcrupulös zeigt man ſich bei der Aufführung des „Fauſt", indem hier manche Verſe geſprochen werden dürfen, die auf den meiſten übrigen Theatern verpönt ſind. Die Luft kommt bei uns zuweilen wohl aus der Campagna di Roma; aber die Luft Sibiriens wenigſtens bringt nicht bis nach München.

Freilich, ein als claſſiſch anerkanntes älteres Drama gilt überall als fait accompli, jedes neue eines jetzt lebenden Autors als unvollendete Thatſache, gegen welches man auf der Hut iſt, um es, wie ich vor mehreren Jahren ſelbſt an einem unverfänglichen Drama erleben mußte, nöthigenfalls noch zwiſchen Probe und Aufführung unterdrücken zu können. Auch über der bereits durch einen Komödienzettel angekündigten Aufführung des beziehungs- und anſpielungsreichen „Moritz von Sachſen" von Prutz ſcheint ein eigenes Verhängniß zu walten; die Aufführung unterblieb wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Mad. Dahn. Wochen ſind darüber vergangen, Mad. Dahn iſt wieder aufgetreten; aber von einer Aufführung des Trauerſpiels hat man Nichts weiter gehört.

Mir iſt nicht bange um die deutſche Einheit, ſo weit ſie durch die deutſchen Theater gefördert wird. In Dresden führt man „Zopf und Schwert" auf, unterſagt aber die Aufführung des „Patkul"; in Berlin führt man den „Patkul" auf, unterſagt aber die Aufführung von „Zopf und Schwert"; man ſchreibe ein Stück, worin ein Altvorderer des erſten Bürgermeiſters von Hamlburg auftritt, und es wird überall aufgeführt, in Hamlburg aber verboten werden.

Dieſe Erwähnung des Theaters führt mich wie von ſelbſt auf die Münchner Literatur, die ich in dem nächſten Kapitel ſkizziren will.

Aufzeichnungen eines öſterreichiſchen Militärs.

Herausgegeben von

Stephan Thurm.

VII.

Die Viſitation.

Eine ſoldatiſche Reiſe-Novelle.

Ich werde mich bemühen, eine Viſitationsreiſe, die ich mit einem Diſtrictscommandanten als deſſen Bedienter mitmachte, zu beſchreiben. Er war ein Sechziger und in kleinen Dingen ein großer Mann, guter Scribent und ein ſehr langweiliger Redner, der überdies die eine Hälfte der Worte verſchluckte und die andere liſpelnd, wie eine Wöchnerin, herausſtotterte. Uebrigens war er ein genialer, erfinderiſcher Kopf, und wenn ich nicht irre, ſo hat er die wohlthätige Bedachung der im Freien aufgeſtellten Lafettirungen erfunden, dem Staate vorgeſchlagen und auch durchgeſetzt. Er hat nämlich durch ſcharfe und vieljährige Beobachtungen herausgebracht, daß die im Freien aufgeſtellten Geſchütz-Lafettirungen, Pöllerſchleipfen und Bettungen durch den häufigen Regen naß werden und verfaulen, und daher während ihrer zwanzigjährigen Dienſtzeit höchſtens zwei- oder dreimal auf dem Papier caſſirt werden können und dann wirklich als unbrauchbar zuſammengeſchlagen werden müſſen. Um dieſem Uebelſtande vorzubeugen und um dieſen Lafetten eine längere Lebensdauer auszumitteln, hat derſelbe für dieſe Geſchützgeſtelle einen bretternen Ueberzug, der gelb und ſchwarz angeſtrichen wird, erſonnen, der während der Dauer des Schützlings höchſtens dreimal erneuert werden muß, und durch dieſe dreimalige Erneuerung nicht

weniger, wenn nicht mehr, als das Geſchützte ſelbſt koſtet. Kurzum, er hat dem Staate durch dieſe vortheilhafte Erfindung mit einem Koſtenaufwande von circa fünftauſend Gulden einen Schaden von tauſend Gulden erſpart, und wegen Kabale hat er dafür nicht einmal einen Orden erhalten. Dieſer verdienſtvolle, ſechzigjährige Mann war ein Wittwer und von väterlicher und mütterlicher Seite ſchon längere Zeit verwaiſt. Er lebte außer ſeinem beſchwerlichen Dienſte blos ſeiner Tochter und einer Nichte, die er beide recht väterlich liebte. Die Tochter hatte ſich mit einem Artillerie-Offizier, wie die Leute ſagten, vergeſſen und befand ſich in der Hoffnung, — ich glaube, ſie hoffte dieſen Offizier zu heirathen. Die Nichte, welche um einige Jahre älter als die Tochter war, wurde beinahe zwei Jahre vor der Hoffnungszeit der Tochter von einem Knaben *enthofft*, und was das Schönſte dabei war, man hat durchaus *nicht* herausbringen können, wer ihr die urſprüngliche Hoffnung eingeflößt hatte. Der gekränkte Oheim beſaß genug Edelmuth, um ſeine Nichte wegen ihrer zweideutigen Enthoffung nicht zu verſtoßen, und wie man allgemein verſicherte, ſoll er ſie wegen des dubiöſen Sprößlings noch mehr geliebt haben. Ihr zu Liebe ſoll er die ganze Hoffnungszeit ſeine Tochter ſelber mit einer ihren Umſtänden angemeſſenen Schonung behandelt haben, und er geſtattete es ſogar, daß der Artillerie-Offizier ungenirt ſeine Tochter in ihrer Hoffnung ſtärken und ihre kindiſchen Träumereien erfüllen durfte. In dieſen Umſtänden wurde dieſen beiden Fräuleins der getreue Diener des Diſtrictscommandanten als Schutzwache ihrer Tugend zurückgelaſſen, und ich trat mit ihm als ſuppliciender Fourierſchütze die Poſtoviſitation an. Wir machten unſere Reiſe nicht per terram, ſondern per mare. Zu dieſem Behufe wurde ein Schiff ausgemittelt, welches uns um fünfzig Gulden C.-M. aufnehmen ſollte. Damit wir aber dieſe fünfzig Gulden erſparen konnten, ſo wurde ein anderes Schiff mit Artillerie-Gütern beladen und ein zweiter Contract abgeſchloſſen. Dieſe Güter wurden embarkirt und wir zwei wurden vom Schiffspatron aus Gefälligkeit mitgenommen; mithin gehörten uns die fünfzig Gulden von Rechtswegen, die wir dem hohen Aerar abgenommen hatten. So lange wir auf dem Meere waren, hatte ich doppelte Löhnung, und der Commandant hatte ſo viel Kreuzer täglich, als er Gulden monatlich bezog, mehr; mithin hatte ich als Kanonier auf dem

Waſſer täglich zwanzig Kreuzer, und der Commandant, der monatlich einhundert vierzehn Gulden C.-M. bezog, eine tägliche Zulage von ein Gulden vierundfünfzig Kreuzer C.-M.

Sobald wir jedoch an's Land ſtiegen, verlor ich meine Seezulage ganz, der viſitirende Commandant aber trat dann in den Genuß täglicher Diäten von vier Gulden C.-M., dann des Quartiergeldes von täglichen achtundvierzig Kreuzer C.-M.; mithin bezog derſelbe, ſo lange ſeine Viſitationsreiſe dauerte, nebſt ſeiner Gage hundert vierundvierzig Gulden monatlich. Um ſobald als möglich den Hauptpoſten zu erreichen, hielten wir uns auf den dazwiſchen liegenden kleinen Filialien, wo nur Unteroffiziere oder ſubalterne Offiziere commandirten, nur ſehr kurze Zeit auf, wo wir aber überall auf das Beſte bewirthet wurden. Außerdem wurden wir von Station zu Station reichlich mit Proviant verſehen, der trotz der eminenteſten Eßkunſtfertigkeit meines Commandanten nie gänzlich verzehrt werden konnte. Die Depoſitorien und ſonſtigen Localitäten wurden auf dieſen kleinen Poſten nicht beſichtigt und auch die Mannſchaft ließ man nicht ausrücken, ſondern wenn der diesfällige Poſtocommandant etwas zu proponiren hatte, ſo wurde ein ſolcher Gegenſtand während des Mittag- oder Nachtmahls abgehandelt und derſelbe angewieſen, ſeine Propoſition zu faſſen und ſelbe dem Viſitirenden auf den Hauptpoſten zur Zuſammenſtellung der Hauptrelation nachzuſenden. Im Allgemeinen haben wir auf dieſen kleinen Poſten wenig zu loben oder zu tadeln Urſache gefunden, — das Eſſen war überall gut und der Wein von der beſten Qualität. In dem einen dieſer Zeughäuſer hatten wir jedoch einen im Anſtrich ſehr herabgewürdigten Fenſterladen bemerkt, und es wurde beſchloſſen, dieſen Anſtrich gelegentlich herſtellen zu laſſen. Ferner wurde auch für zweckmäßig erkannt, daß die in ſelbem Zeughauſe neben einander gelagerten zwölf- und achtzehnpfündigen Kanonen künftighin nach dem Kaliber ſeparirt und die eine Gattung links und die andere rechts im Zeughaushofe gelegt werden ſollten, um allenfallſigen Reibungen und Zwiſtigkeiten unter ihnen vorzubeugen. Der eine dieſer beſuchten Commandanten war ein großer dicker Mann und hatte eine magere hübſche Frau, mit welcher derſelbe nicht in der Ehe, ſondern in Freundſchaft lebte und in dieſer Freundſchaft mit ihr fünf kleine Kinder erzeugte. Dieſe zahlreiche Familie hatte ihr Schlafzimmer dem Com-

mandanten auf die Dauer der Visite eingeräumt, aber vergessen, die darin eingenisteten allerliebsten kleinen Insecten, die gewöhnlich in alten Bettstellen ihren Wohnsitz haben, mitzunehmen, welche den armen Commandanten die zweite Nacht jämmerlich sekirten, weil derselbe durch die zufällige Anwesenheit eines fremden Stabsoffiziers, der ihm eine Bewillkommnungsvisite abstattete, verhindert war, sich ein Räuschchen anzutrinken. Dieser Uebelstand wurde dem betreffenden Commandanten sehr streng verwiesen, und ich weiß nicht, ob die uns bei unserer Abreise zur Gesellschaft mitgegebenen zwei gebratenen Enten und die drei Bouteillen mit Malvasierwein den visitirenden Commandanten zu günstigeren Gesinnungen über die Administration des von uns besuchten Postens gestimmt haben, oder ob derselbe seiner Pflicht gemäß in der Relation an die hohe Artilleriebehörde zur gelegentlichen Abstellung diesen verdrießlichen Umstand angezeigt hat. Wir hatten unsere Enten noch nicht ganz aufgezehrt und den Malvasierwein nur mit sichtbarer Anstrengung kaum geleert gehabt, als wir den Hauptposten endlich erreicht hatten.

Auf unseren Visitationsreisen habe ich mir durch fleißiges Beobachten einen Ueberblick in dem Visitationsgeschäfte erworben, der mich jederzeit errathen ließ, ob wir viel oder wenig Anständen begegnen würden. Kaum hatten wir in Begleitung des unserer Ankunft in größter Parade am Ufer harrenden Offiziercorps den inneren Raum des Zeughauses betreten, so wußte ich auf der Stelle, daß es hier ohne große Anstände, zu deren Beseitigung geraume Zeit erforderlich sein würde, nicht abgehen werde, denn da gab es Gänse, Enten, Indianer, Kapaunen und Hühner, daß einem Menschenkenner das Herz im Leibe lachte, und Jedermann aus dem gesunden Aussehen und dem sichtbaren Wohlbehagen jener benannten Zeughausbewohner auf die große Intelligenz desjenigen Personals, welchem das Erziehungsgeschäft derselben anvertraut war, unwillkürlich schließen mußte. Dem visitirenden Commandanten wurde im Zeughause von dem Quartier des Postocommandanten ein Zimmer zu seiner Wohnung eingerichtet. Ein großer runder Tisch war mit rothem Tuche, welches der Hauptmann und Postocommandant von den Aufschlägen der Kanoniersröcke durch zweckmäßige Gebahrung erspart hatte, überzogen, der Boden des Zimmers selbst war jedoch mit rehfarbenem Tuche belegt, welches mit der Farbe der Artillerieröcke eine

frappante Aehnlichkeit hatte und höchst wahrscheinlich auch von den gewöhnlichen Compagnie-Ersparnissen herrührte. Unter einem großen Spiegel, der nur vor fremden Personen entschleiert zu werden pflegte, jedoch zum Hausgebrauche niemals diente, stand ein bunt gefärbtes Kanapee. Die Frau Postocommandantin hatte dieses Möbel, sobald sie die Ankunft des visitirenden Commandanten erfuhr, aus ihrem Sitzzimmer in jenes des hohen Gastes übertragen lassen, und da selbes von vielem Gebrauch etwas abgenützt war, so verfiel sie auf die Idee, den Ueberzug zu renoviren. Sie benutzte hiezu ihre aus der Mode gekommenen seidenen Schürzen. Sie wählte unter diesen nur die Hauptfarben aus, so daß der Ueberzug wie ein schöner Regenbogen aussah. Neben diesem Kanapee standen zu beiden Seiten zwei mit rothem Artillerietuch überzogene Stühle, vor denselben stand ein Schreibtisch, auf welchem die gesammelten Notizen auf der Visitationsreise zu Papier gebracht, geordnet, corrigirt und recorrigirt und endlich in eine Relation übergingen, die an die hohe Artillerie-Stelle nach Wien zur Benützung des Beamtenpersonals jederzeit eingesendet werden muß. Ein schöner polirter Schubladkasten, auf welchem ein Jesuskindlein unter einem gläsernen Sturze schelmisch lächelte, und worauf die prahlende Hausfrau ihre Porzellanschalen und geschliffenen Gläser symmetrisch geordnet hatte, stand dem Schreibtisch gegenüber und lehnte sich an das für den hohen Gast bereitete Bett. Es war mit einer schneeweißen Mousselindecke, welche hin und her in künstliche Falten gelegt, mit kunstreichen Stickereien versehen und deren Rand mit einer geschmackvollen Einfassung versehen war, belegt. Es war, wie die Frau Postocommandantin ihren Gast mit einer blassen Schamröthe versicherte, ihr eigenes Brautbett, in welchem außer ihr noch Niemand gelegen hatte, und sie bat daher ihren Stellvertreter, indem sie ihm mit ihrem rechten Zeigefinger scherzend drohte, mit einem geheimnißvollen Lächeln, mittelst welches sie den Abgang einiger Vorderzähne offenbarte, ihr Brautbettchen nicht etwa durch einige schlimme Gedanken zu entheiligen, welche Bitte der sechzigjährige Gast gleichfalls scherzend und dabei verdrießlich schmunzelnd als eine reine Unmöglichkeit ablehnte. Das eine Klafter und drei Schuh hohe und fünf Schuh breite Fenster war mit zwei blaurothen Vorhängen versehen, welche bei Tage rechts und links hinter den in der Mauer eingeschlagenen Vorhängringen gefaltet herabhingen. Diese

Fenstervorhänge waren von dem Unterfutter, welches die Feuerwerker und Munitionäre zu ihren langen Röcken aus der Montur-Oekonomiecommission abfassen müssen, jedoch wegen grober Qualität und der blaurothen statt hellrothen Farbe nicht als Futter verwenden dürfen, und gaben dem Zimmer, wenn die Sonnenstrahlen selbe beleuchteten, ein schauerlich feierliches Ansehen, und so oft ich selbes betrat, erbebte mein Herz von einer Bangigkeit, die sich in eine schuldige Ehrfurcht vor meinem Herrn auflöste. Dieses wahrhaft feenhafte Zimmer bewohnte der visitirende Commandant volle vier Wochen, und es hieß bei unserer Abreise, daß es zur Erinnerung an dieses Ereigniß ein ganzes Jahr, nämlich bis zur künftigen Visitation in jenem Zustande unverrückt verbleiben sollte. Ich ward unter der gemeinen Mannschaft einquartirt; da ich aber einen integrirenden Theil der Visitationscommission ausmachte und bei Tische jederzeit assistiren mußte, so wurde ich während unserer Postenbereisung unmittelbar mit der Kost der Postocommandanten gespeist, und hier insbesondere, nachdem ich die Gunst der Frau Postocommandantin gewonnen hatte, wurde ich wahrhaft königlich gefüttert. Schon den ersten Tag wurde mir in der Küche ein wahres Göttermahl servirt und hierzu eine Bouteille Wein vorgesetzt, der von der eigenen Fechsung des Postocommandanten gewonnen und auf deutsche Art gepreßt wurde. Aus diesen Umständen schloß ich gleich, daß wir hier lange, lange Zeit würden visitiren müssen, denn ich kannte bereits meinen Herrn und wußte, daß er gern erschöpfend war. Als ich ihm den folgenden Tag die geputzten Stiefel und gesäuberten Kleidungsstücke überbrachte, lag er noch in dem Brautbette der Frau Postocommandantin. Er sah nüchtern-betrunken aus, und seine Augen schienen während der Nacht viel kleiner geworden zu sein. Mit diesen verkleinerten Augen sah er mich eine Weile nachdenkend an, und nachdem er einige Male recht anmuthig gegähnt und ich theils aus Sympathie, theils aus Schuldigkeit als Mitvisitirender sein Gähnen, so gut als ein armer und dummer Gemeiner kann, nachgeahmt hatte, sagte mein Herr mit einem unbeschreiblichen Gefühle: Mir scheint's, hier werden wir sehr lange zu thun haben. Ich antwortete ihm in der Zerstreuung, weil ich eben an den vortrefflichen Wein des Herrn Postocommandanten dachte: Ja wohl, Ew. Gnaden, wir werden hier sehr lange zu thun haben, — die Frau

Lebensumstände ist auf alles aufmerksam, und da weiß nicht ein jeder Mann von jenen Leuten, was — Er ist da! sie, wie Sie wissen, ist ein Mann, der sich nicht viel aus Frauen macht, der Ihnen sagt, was er denkt, und spricht, was er meint, ohne Umschweife. Sie ist eine Frau, die sich nicht viel aus Männern macht, und sie sagt, was sie denkt, und spricht, was sie meint, ohne Umschweife — ich wollte, ich wäre, was ich nicht bin, und sie wäre, was sie nicht ist.

Ich bemerkte, daß sie meine Absichten, wenigstens mir zu verstehen schienen, indem sie sagte: Sie scheinen, in Absicht auf mich Ihre Rap verloren zu haben. Ich war darauf nicht gefaßt, und antwortete: Ich habe sie nicht verloren, aber ich habe sie meinen Freunden anheim gestellt. Sie sagte: Sie sind gütig, edelmüthig, und großmüthig, und ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie mich nicht zu Ihrer Feindin machen. Ich sagte: Ich habe Sie nicht zu meiner Feindin machen können, weil ich Sie nicht zu meiner Freundin machen konnte. Sie sagte: Ich habe mich Ihrer Freundschaft unwürdig gemacht, und ich bin es auch. Ich sagte: Sie haben mir Ihre Freundschaft nicht entziehen können, weil ich sie nicht besessen habe. Sie sagte: Ich habe Sie nicht besessen? Ich sagte: Ich habe sie nicht besessen, weil ich sie nicht besitzen wollte. Sie sagte: Sie wollten sie nicht besitzen? Ich sagte: Ich wollte sie nicht besitzen, weil ich sie nicht besitzen konnte. Sie sagte: Sie konnten sie nicht besitzen? Ich sagte: Ich konnte sie nicht besitz

Jahre, ohne daß man geradezu ſagen konnte, daß ſie gealtert war. Man konnte ſagen, ſie wäre gerade zeitig, und daher war ſie mit einer Kaiſerbirne zu vergleichen, die am Baume von ihrer urſprünglichen grünen Farbe in's Gelbe übergeht und ſodann den Reifpunkt erreicht, in welchem ſelbe gepflückt wird, damit ſie nicht eigenmächtig vom Baume herabfallen möchte. Sie war trotz ihrer Wohlbeleibtheit ſehr gut geſtaltet, weder zu fett, noch zu mager, weder zu groß, noch zu klein, hochbuſig und mit einem ſo üppigen Gefäße ausgeſtattet, daß man ihr ſehr gerne verzieh, wenn ſie damit aus weiblicher Eitelkeit zuweilen coquettirte. Ihr rundes Geſicht hatte noch kein Gram gefurcht, und ihre Naſe, die ſich in ein pfiffiges Spitzchen endete, war durch den Gebrauch des Schnupftabaks, den ſie ſich dem Herrn Gemahl zu lieb angewöhnt hatte, noch nicht aus ihren Fugen gewichen. In ihren kohlſchwarzen Augen lag ein verborgenes Feuer, das man nur anzublaſen brauchte, um die hochrothe Flamme daraus leuchten zu ſehen. Ihre ſchmalen Augenbrauen und die übrigen Haare waren pechſchwarz und von einer bewunderungswürdigen Dichtheit und Länge. Ihr Mund mag wohl früher viel kleiner geweſen ſein; allein durch den langjährigen häufigen Gebrauch war derſelbe etwas ausgedehnt, und dieſes war die Urſache, daß ſie bei dem vorſichtigſten Lächeln nicht ganz den Abgang einiger Zähne verſchweigen konnte. Ihre beiden Füße waren reizend ſchmal und nach meiner Meinung ein Bischen zu lang, aber ſelbſt wenn dieſe Länge ein Mangel geweſen wäre, ſo mußte man ihn par force vergeſſen, wenn das Auge von Ungefähr durch eine plötzliche Neigung des Körpers von dem Anblick einer im blühendweißen Strümpfchen eingezwängten üppigen, runden, luſtathmenden Wade überraſcht wurde, die ſich von ihrer verſchwenderiſchen Fülle zum Knöchel hinab in einer zunehmenden Schlankheit gradatim verlief. Ihre fleiſchigen Theile waren in ihrer jugendlichen Feſtigkeit erhalten. — Ihre beiden Händchen waren ſo weiß und klein, daß, wenn man nicht ſelbe küſſen konnte, man unwillkürlich wünſchen mußte, wenigſtens eine Ohrfeige damit zu bekommen. Nebſt dieſen körperlichen Reizen beſaß dieſe Dame baare zweitauſend Gulden, welche ſie nebſt fünfhundert Eiern blos von der kleinen Wirthſchaft während ihrer Anſtellung als Poſto-Commandantin erſpart hatte. Dieſe fünfhundert Eier mußte ich ihr als ein Unbekannter während unſerer Ruhezeit auf dem Markte ver-

kaufen, und ich war so glücklich, ihrem Vertrauen vollkommen zu entsprechen. Im September sind die Eier überall schon etwas theurer, in jenem Lande sind sie es aber das ganze Jahr; was Wunder daher, wenn ich alle fünfhundert Stück zu Zweien um einen Groschen in einer halben Stunde angebracht hatte. Als ich der Frau Postocommandantin den gelösten Betrag von zwölf Gulden dreißig Kreuzer C.-M. übergab, war ihre Freude so groß, daß sie mir in der Zerstreuung alle zwei Hände auf einmal zum Küssen reichte, welche Befugniß ich nicht nur nicht benützte, sondern ich nahm mir sogar die Freiheit heraus, in ihre linke Herzenshand meine Herzensempfindungen mittelst eines bedeutenden Druckes zur gefälligen Beachtung niederzulegen, während ich ihre rechte mit verschiedenen heißen Küssen zu unterhalten mich bemühte. — Sie sind ein loser Vogel, sagte sie, indem sie ein vorsichtiges Lächeln formirte, hinter welchem sich dieses Mal der geheimnißvolle Zahnmangel wirklich versteckt hielt, — wenn Sie nicht so geschickt wären, ich könnte Ihnen wegen Ihrer Manieren zürnen. Wenn mein Pauli, so hieß der Hauptmann, etwa bemerkte, daß ich so was von Ihnen dulde, dann wäre der Teufel los; Sie müssen daher sehr vorsichtig sein, damit wir niemals von ihm überrascht werden. Heute macht es gerade Nichts, denn er ist mit dem Herrn Major fortgegangen und ich bin ganz allein zu Hause; wir können daher schon eine Weile beisammen ungenirt zubringen, wenn Sie mir versprechen, nicht schlimm zu sein. Ich versprach Alles. — Sie zeigte mir nachher alle Briefe von ihrem ersten Liebhaber bis zum Pauli selbst; sie zeigte mir ihr Silberservice und eine Silbermedaille, die ihr erster verstorbener Mann als Fuhrwesenskorporal wegen einer Bravour erhalten hatte, mit einem Worte, sie zeigte mir Alles, was sie Sehenswürdiges hatte, oder woran sich angenehme Erinnerungen aus der Vergangenheit knüpfen ließen. Jenen vertrauten Stunden verdanke ich die interessanten Charakterschilderungen des wichtigen Personals, welches unter dem Commando Pauli's stand. Es befand sich nämlich bei diesem Posto ein lediger Oberlieutenant, der seit vielen Jahren mit einem Frauenzimmer wie verheirathet lebte, aber trotz dieses Zusammenlebens ein sittliches Exempel statuirte, — sie hatten nämlich keine Kinder u. s. w. u. s. w.

VIII.

Die Frau Posto-Commandantin schildert ihren Mann, und die Visitation wird fortgesetzt.

— Mein Pauli war schon Artilleriehauptmann, als ich ihn kennen lernte, und war seit einigen Jahren Wittwer, jedoch ohne Kinder. Dafür hatte er aber baare acht Tausend Gulden Münze und schien ein äußerst guter Mann, der mich hoffen ließ, daß ich ihn sehr leicht würde lenken und regieren können. Er ist von Religion ein Schwarzstrümpfler und dabei so bigott, wie ein Kapuziner. Er wollte durchaus von einer morganatischen Ehe Nichts wissen, sondern wollte mich feierlichst von einer Lieutenantin mit Uebergehung aller Oberlieutenantinnen zur Hauptmännin befördern. So schmeichelhaft mir diese Beförderung auch gewesen wäre, so habe ich mich vom Ehrgeize doch nicht blenden lassen und ihn endlich durch vernünftige Vorstellungen auch persuadirt, daß er von seinen streng sittlichen Grundsätzen ein wenig abwich. Unter uns gesagt, Pauli ist ein wenig zähe, wenn es sich um's Geldausgeben handelt, ohne geradezu geizig zu sein. Er ist nur sparsam, und eben dieser Sparsamkeit hat er das artige Sümmchen, welches von Monat zu Monat wächst, zu verdanken; denn wir legen alle Monate von seinen zweiundsiebzig Gulden baar zweiundvierzig Gulden auf die Seite; und mit dreißig Gulden, nachdem man Geflügel, Eier, Gemüse und Wein u. s. w. Alles im Hause hat, läßt sich schon auslangen und gut leben. Dann ist er von Jugend auf an die Sparsamkeit gewöhnt; denn er diente von Pique auf. Er war lange Gemeiner und Compagnie-Schuster, dann Korporal, Feldwebel und endlich Offizier im Handlanger-Corps. Als dieses Corps aufgelöst wurde, kam er in die Feld-Artillerie, von der er, wie er sagte, damals gar Nichts verstand, und avancirte da bis zum Hauptmann. Als Compagnie-Schuster hat er geheirathet, und seine selige Frau soll ein Muster von einer guten und fleißigen Hauswirthin gewesen sein. Im Kriege machte sie Marketenderin und in Friedenszeiten hatte sie für die Soldaten gekocht, und weil sie hübsch gewesen sein soll, hat sie für die Herren Offiziere auch gewaschen. Mein Pauli sollte jene Garnison, in welcher er meine Bekanntschaft machte, mit einer andern vertauschen, und dieser

auch in Abhängigkeit jener spontanen Bethätigung. Ich verfolge es, ohne dabei meine Absichten zu verhehlen. Wenn Frank dann in seinem Zimmer ist, so kann ich ihn ungestört beobachten, ohne daß er es weiß. Und wenn er mich dann überrascht, so ist es natürlich, daß er sich ärgert. Ich habe ihn auch mit verschiedenen Absichten beobachtet, und ich habe gefunden, daß er sich ärgert, wenn ich ihn beobachte, und daß er sich nicht ärgert, wenn ich ihn nicht beobachte. Ich habe ferner gefunden, daß er sich ärgert, wenn ich ihn beobachte, um zu sehen, ob er sich ärgert, wenn ich ihn nicht beobachte, und daß er sich nicht ärgert, wenn ich ihn nicht beobachte, um zu sehen, ob er sich ärgert, wenn ich ihn beobachte. Ich habe ferner gefunden, daß er sich ärgert, wenn ich ihn beobachte, um zu sehen, ob er sich ärgert, wenn ich ihn nicht beobachte, um zu sehen, ob

des Hauptmanns, der allerdings mein Vorgesetzter ist, so viel Bescheidenheit besitzen und nicht aus einem verbotenen Verhältniß auch noch Rechte herleiten wollen, die jede rechtschaffene Frau beleidigen müssen. Wissen Sie, gnädige Frau Lieutenantin, daß Sie nur so lange in der Kaserne bleiben dürfen, als ich will und es dulde! Diese kecke Sprache eines Untergebenen hat endlich meinen sanften Pauli auch aufgebracht. Sie, sagte er zum Oberlieutenant, ich verbitte mir solche Ausdrücke! Sie haben weder was zu erlauben, noch zu verbieten, ich bin der Commandant, — Sie haben für mich Nichts zu verantworten. — Morgen, antwortete der Oberlieutenant, werden wir beim Rapport weiter hierüber sprechen, und ich werde Ihnen zeigen, Herr Hauptmann, daß Sie deswegen, weil Sie Commandant sind, nicht Alles thun können, was Ihnen beliebt. Nach mehreren ähnlichen Repliken nahm der Oberlieutenant seine Frau und empfahl sich. Als sie fort waren, haben wir uns dann ungeniert unterhalten; denn die anderen Offiziere waren dem Oberlieutenant auch nicht gut und meinem Pauli waren sie alle Geld schuldig. Den folgenden Tag forderte der Oberlieutenant Pauli beim Rapport auf, mich augenblicklich aus der Kaserne zu entfernen, nachdem die Concubinate alle ohne Unterschied und insbesonders in den Kasernen von Sr. Majestät verboten wären, und er sich daher bemüssigt finden würde, es höhern Orts anzuzeigen. Mein Pauli ließ es darauf ankommen; aber zu unserm größten Verdruß ließ der Festungs-Commandant meinen Pauli holen, und ich mußte noch denselben Tag die Kaserne räumen. Pauli nahm mir in der Stadt ein hübsches Quartier auf, und ich war recht froh, daß ich aus diesem Soldaten-Vogelhaus heraus war. Die Reibungen zwischen Pauli und diesem Oberlieutenant hörten aber nimmermehr auf. Eines Tages ließ der Oberlieutenant einen Kanonier, der in der Gärtnerei sehr erfahren war und aus dieser Ursache unseren Garten besorgte, arretiren, weil er zu spät und betrunken in die Kaserne kam und sich gegen den Korporal, der ihn in Arrest führte, sehr unanständig benahm. Pauli wollte ihn für dieses Vergehen krumm schließen, denn wir konnten ihn in unserem Garten nicht entbehren; der Oberlieutenant bestand aber darauf, ihn mit Kasernen-Arrest zu belegen, und Pauli war schwach genug, ihm einen vierwöchentlichen Kasernen-Arrest zu dictiren. Als ich dieses hörte, wußte ich vor Zorn nicht,

und ich dich selig. Ich weiß auch, daß Gott allmächtig ist, daß er helfen, so lange und so oft er will, helfen kann. Ich weiß, daß er auch jetzt helfen könnte und will, wie bisher, daß er mir Gesundheit, Kraft, Leben, Freude, Trost, Hilfe, Rettung geben könnte und will, wie er sie mir bisher gegeben hat. Ich weiß auch, daß er mir Hilfe durch Menschen schicken könnte und will, wie er bisher Hilfe durch Menschen geschickt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Jehoschua senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Jehoschua gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Jehoschua senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Akiba gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Akiba senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Meir gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Meir senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Jehuda gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Jehuda senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Nathan gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Nathan senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Simon gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Simon senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Eleasar gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Eleasar senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Chanina gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Chanina senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Josua gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Josua senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Jochanan gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Jochanan senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Elieser gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Elieser senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Akiba gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Akiba senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Josua gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Josua senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Jochanan gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Jochanan senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Elieser gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Elieser senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Josua gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Josua senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Akiba gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Akiba senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Meir gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Meir senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Jehuda gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Jehuda senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Nathan gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Nathan senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Simon gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Simon senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Eleasar gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Eleasar senden könnte und will, wie er sie durch Rabbi Chanina gesandt hat. Ich weiß, daß er mir Hilfe durch Rabbi Chanina

und „Ich Schönheit, Ich Ruhe und ich genug mit mir Allein“ Besonders diese Ode wurde viel und gern gelesen, man auswendig gelernt, und sie ist wirklich eine der schönsten Oden unserer Sprache.

Ebenso schön ist die Elegie, wo sie von Klopstock Besitzthum, so wie Gleim sie hat, redet, wobei unser Dichter sich sagt, daß Gleim ihn nicht lieben könne, weil er ihn nicht kenne. Und wie Klopstock, indem er sie alle, die ihn nicht kennen, bittet, ihn nicht zu lieben, weil sie ihn nicht kennen, so bittet er auch Gleim, ihn nicht zu lieben, weil Gleim noch den Klopstock nicht in der Nähe gesehen hat, wie er sich in seinen Freunden Gerstenberg, Cramer, Ebert, Schmidt, Schlegel, Rabener, Weisse, Schlosser, Jacobi, Basedow, Resewitz, Reinhard, Reimarus, Sulzer, Hagedorn, Lessing, Ramler, Mendelssohn, Nicolai, Gleim, Wieland, Jerusalem, Gellert, Zachariä, Rabener, Hagedorn, Uz, Gleim, Ramler, Lessing, Mendelssohn, Nicolai

merkung zu dieſem Diner geladen, daß jeder ſeine Schanzzeug, (worunter Meſſer, Gabeln, Löffel ꝛc. verſtanden war), mitbringen möchte. Ich mußte dieſes Mal mitgehen, weil ich das Archiv meines Herrn ſammt allerlei Plänen hinter ihm ſchleppen ſollte.

Wir haben mehrere verfallene Küſten-Batterien beſichtiget, und haben ausgemacht, daß ſie ohne Anſtand ihrem gänzlichen Verfall entgegen gehen dürfen. Endlich beſichtigten wir die letzte, und ich bemerkte alſogleich, daß mein Herr von einem napoleoniſchen Gedanken befallen ward. Meine Herren, ſagte er ſeufzend und mit einer zarten Stimme, — Schade um dieſe Batterie, von welcher ſich die annähernden feindlichen Schiffe ſo vortheilhaft beſtreichen ließen. Hier müſſen wir unſere Stimme für das Wohl des Staates, für unſer Vaterland erheben, und durch genaue Prüfung aller Punkte und Umſtände, durch gründliche Darſtellung aller wichtigen Gründe die Aufmerkſamkeit der hohen Artillerie-Behörde auf den Aufbau dieſes Werkes leiten, damit Hochſelbe in ihrer Weisheit das nöthig Erachtet hoch gütigſt anzuordnen geruhen möchten. Ich fordere daher einen jeden Herrn auf, ſeine Meinung ohne Rückhalt nach beſter Einſicht abzugeben, und nicht etwa meiner unvorgreiflichen Meinung aus ſchuldigem Reſpect und aus Gehorſam beizupflichten; denn ich bin ſo freimüthig, Ihnen, in der Vorausſetzung, daß Sie von meinem Geſtändniſſe keinen Mißbrauch machen werden, zu bekennen, daß ich als Diſtricts-Commandant auch irren kann. Alſo meine Herren, geben Sie mir unbefangen nach Ihrem Range Ihre aus Ueberlegung und Erfahrung geſchöpften Meinungen ab. — Ich bin der Meinung, meine Herren, fuhr mein Herr fort, dieſe ſchöne Poſition nicht eingehen zu laſſen, vielmehr dieſe Batterie, welche nur auf ſechs Geſchütze, wie die Schußſcharten bezeugen, aufgebaut war, mit zwei Geſchützen zu vermehren, im Hintergrunde eine Pulverkammer aufzubauen und ein Lafeten-Depot anzulegen, dann wegen eines rückwärtigen möglichen Ueberfalles eine hohe Mauer aufzurichten. Nachdem mein Herr dieſe impoſante Anrede geendigt hatte, klärte ſich ſeine Stirne wieder auf, und einer Antwort von Pauli entgegen harrend, ſah er in das vor ihm ausgebreitete Meer. — Der Pauli wartete mit dem Schnupftabake aller Seits auf, nahm zwei Priſen hintereinander, ſetzte ſeine grüne Brille auf ſeine geſpitzte Naſe, drehte ſich nach allen Seiten um, ſchritt die Länge und Breite der

Batterie ab, ſah dann in die Höhe und ſagte einige unverſtändliche Worte vor ſich hin, dann trat er ſchnellen Trittes zu dem in tiefe Gedanken verſunkenen Major und nachdem er mit der Hand ſalutirt hatte, ſagte er: Herr Oberwachtmeiſter, ich bin mit Ihnen vollkommen einverſtanden. — Gut, ſagte der Major, aber ich glaube, lieber Herr Hauptmann, acht Geſchütze werden ſich hier doch nicht anbringen laſſen, denn der Raum wäre viel zu beengt. — Ja, Herr Oberwachtmeiſter, das hab' ich auch gedacht, darum hab' ich den Raum abgeſchritten; aber das thut Nichts, wenn der Herr Oberwachtmeiſter befehlen, man kann ja mit den Geſchützen zuſammenrücken. —

Der Ingenieurmajor, welcher dieſes Gutachten anhörte, brach in ein recht unartiges Lachen aus und verrieth ſeine ganze Unwiſſenheit im Batteriebaue, da er mit der Bemerkung herausplatzte: Was? Ihr Artilleriſten thut nach dem Befehle Euerer Vorgeſetzten die Batterien dehnen und verengen? — Das iſt ja herrlich, das hab ich gar nicht gewußt! Um dieſem ärgerlichen Auftritt ein Ende zu machen, trat der Feldartilleriehauptmann, der ſchlechtweg der lange Martin hieß, vor, ſalutirte und ſprach: Herr Oberſtwachtmeiſter, ich trete Ihrer Meinung vollkommen bei. Aber, verſetzte mein Herr, es iſt ja die Frage, ob ſechs oder acht Geſchütze angetragen werden ſollen? — Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte verlegen der lange Martin, in dieſem Falle ſtimme ich gehorſamſt entweder für ſechs oder acht Geſchütze. Der Major ward über dieſe vorſichtige Antwort ärgerlich, kehrte ihm den Rücken und winkte dem Garniſonsartillerie-Oberlieutenant, den man ſpottweiſe den guten Franzl hieß, zu ſich und ſagte ihm: Sprechen Sie wenigſtens, Herr Oberlieutenant, Ihre Meinung unverhohlen aus. Der gute Franzl zitterte vor lauter Aengſten, machte eine tiefe Verbeugung, ſalutirte und verzog zwei- oder dreimal nach ſeiner Gewohnheit die unteren Lippen, öffnete den Mund und ſprach: Herr Oberſtwachtmeiſter, ich bin mit ſechs und acht Geſchützen, mit der Pulverkammer, mit dem Depot einverſtanden; aber ſtatt der Mauer glaube ich, wäre es beſſer, wenn man den Felſen oben ſprengen und einen tiefen Graben dadurch gewinnen würde, in welchem der Feind bei einer nächtlichen Ueberrumpelung ohne Gnade und Barmherzigkeit ſich das Genicke brechen müßte. Der Vorſchlag, meinte mein Herr, wäre allerdings nicht übel, aber bedenken Sie, Herr Oberlieutenant, was ein ſolches Unternehmen

Digitized by Google

dem Aerar koſten würde. Herr Kamerad, ſagte der mit der Artillerie ſehr unvertraute Ingenieurmajor lachend, fühlen Sie auch den anderen Herren ein Bischen auf den Zahn; denn ſo gehaltvoll die Propoſition des Herrn Oberlieutenants iſt, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß die übrigen Herren Votanten noch viele Vorſchläge in petto haben, die einen größeren Mann, als Napoleon war, in ſeinen großartigen Entwürfen verwirrt gemacht hätten. Mein Herr wußte eigentlich nicht, wie er die Bemerkung ſeines Kameraden deuten ſollte und ſah ihn ſchweigend eine Weile an, — da trat Herr Joſeph, der Zeugwart, der von ſeinen nächtlichen Fatiguen nicht ganz ausgenüchtert war, hervor und ſprach mit Beobachtung aller üblichen Formalitäten: Herr Oberſtwachtmeiſter, ich bin mit Allem einverſtanden, aber gegen die Pulverkammer muß ich proteſtiren, denn dieſe muß an einem Orte angelegt werden, wo keine Feuersgefahr zu befürchten iſt. Wenn dieſe Pulverkammer, wie Herr Oberſtwachtmeiſter proponirte, im Hintergrunde der Batterie angelegt würde, wie bald könnte ſelbe durch einen Zufall oder eine Unvorſichtigkeit in die Luft geſprengt werden. — Nun konnte mein Herr ſeinen verhaltenen Zorn nicht länger mäßigen. Von Ihnen, Herr Zeugwart, habe ich ohnehin keine Meinung abverlangt, weil ich weiß, daß die Artilleriewiſſenſchaften außer Ihrem Artillerierock nicht zu Ihren leidenſchaftlichſten Beſchäftigungen gehören. Es wundert mich daher gar nicht, daß Sie die Pulverkammer außer der Batterie wiſſen wollen, wo nach Ihren fortificatoriſchen Kenntniſſen ein Branntweinſchank viel zweckmäßiger angebracht wäre. Während ſich der Herr Major und Diſtrictscommandant recht erzürnte, ſchwatzte der Garniſonsartillerielieutenant mit einem Ingenieuroffizier von Mädchen und lachte nach Herzensluſt. Mein Herr bemerkte dieſes mit Unwillen, und obſchon der Lieutenant ſeinem Range gemäß noch nicht zur Abgabe ſeiner Meinung an der Tour geweſen wäre, ſo winkte ihn doch mein Herr zu ſich und ſagte zu ihm ironiſch: Während wir uns hier mit wichtigen Gegenſtänden befaſſen, ſind Sie, Herr Lieutenant, voll guter Laune, und ich wette, daß Sie ſich bereits über den ſtreitigen Gegenſtand entſchieden haben. Der Lieutenant, ein großer, noch junger Mann, trat ohne Verlegenheit und alle bisher beobachteten Ceremonien auf, und gleichſam, um Zeit zu gewinnen, fragte er meinen Herrn, um was es ſich eigentlich handle? — Ohne einen Verdruß

blicken zu laſſen, den mein Herr hinter einem zweideutigen Lächeln verbarg, wiederholte er ihm die gemachten Propoſitionen und ſetzte hinzu: Nun können Sie um ſo unbefangener Ihre Meinung abgeben, nachdem Sie die früheren Pro et Contra überhört haben. Die Herren Offiziere lachten alle ſchadenfroh, ohne jedoch den Lieutenant aus der Contenance zu bringen, welcher auf der Stelle folgende merkwürdige Antwort abgab: Dieſe Batterie wurde unter der Regierung des größten Mannes, den das vorige Jahrhundert hervorbrachte und das jetzige umbrachte, unter den Augen ſeiner berühmteſten Marſchälle erbaut, und es wäre daher eine unverſchämte Anmaßung von einem Garniſonsartillerielieutenant, an dieſer Batterie, die allerdings in Verfall gerathen iſt, einen Stein verrücken zu wollen. Aus dieſem Grunde würde ich daher für die Herſtellung dieſer Batterie in den urſprünglichen Zuſtand ſtimmen, wenn jeder Antrag dieſer Art nicht ohnehin unnütz wäre; denn wie Herr Oberſtwachtmeiſter wiſſen, wird die Renovirung und Dotirung dieſer Batterie durch volle zwanzig Jahre durch die viſitirenden Diſtrictscommandanten angetragen, ohne daß nur eine Antwort erfolgt wäre. Wenn aber auch die Batterie ausgebaut würde, müßten dann nicht die anderen Batterien, deren Verfall wir bereits einſtimmig ſanctionirt haben, auch ausgebaut werden, oder ſoll vielleicht dem ſupponirten Feinde dieſe Mühe ſammt Koſten übertragen werden? Ferner, hat man denn hiezu Geſchütze? Es gibt ja hier im vollkommen guten Zuſtande erhaltene Batterien, welche ſeit zwanzig Jahren trotz aller Anträge mit dem gehörigen Geſchütze noch nicht verſehen ſind, wie kann man daher hoffen, daß dieſe Batterie, die im günſtigſten Falle in zehn Jahren ihre Vollendung erreichen würde, beſſer als ihre vernachläſſigten Schweſtern behandelt werden würde? — Endlich, Herr Oberſtwachtmeiſter, bin ich ſo frei, meine eigenen kühnen Hoffnungen auszuſprechen. Ich hoffe nämlich binnen etlichen vierzig Jahren, wenn mir der Schöpfer das Leben und Geſundheit ſchenkt, ſelbſt Major und Diſtrictscommandant zu werden, und dann werde ich dieſe Batterie nach meiner unbeſchränkten Einſicht zur Herſtellung beantragen. — Während der Lieutenant ſo ſprach, ſtieg die Geſichtsröthe meines Herrn bei jedem Worte und die vernarbte Grube auf der linken Wange, welche eine beborſtete Warze bewachte, ward zwetſchkenblau. Er wäre unfehlbar in ſeiner Wuth über den kecken Lieutenant hergefallen, wenn ihm ſein Kame-

Digitized by Google

ein, der Lungenmann, dem sich endlich Alle — die ganze Welt — beugen muß. Ich will es gerade heraus sagen: Ich bin der Lungenmann, der Lungenmann bin ich! Ich bin es, ich, der Schwarz, der Schwarz, der Schwarz! Ich bin es, ich, der Schwarz, der Schwarz, der Schwarz

nach dem vorhandenen Plane vollendet hätte, woran natürlich unter Oesterreich gar nicht mehr zu gedenken sei.

Während wir, wie die übereilten Postpferde, um die Wette schnauften, hatte der auf vierzehntägiger Wache in diesem Fort stehende, wie ich vernahm, sehr verschuldete Fähnrich eines italienischen Infanterieregiments, die Herren sämmtlich mit Cypern- und Malvasier-Wein, Rosoglio und Gefrornem, dann mit allerhand feinen Zuckerbäckereien, mit Brot und Schinken und mit Obst bewirthet.

Nachdem Alles aufgezehrt war, begaben sich die Herren in die Festungswerke und ich folgte nach. — Die Ingenieur-Offiziere bestiegen, als auch die Tafel vorüber war, ihre Maulesel, die Artillerie-Offiziere gingen zu Fuß. War das Hinaufsteigen beschwerlich, so war das Hinabsteigen äußerst gefährlich, und ich mußte sogar meinen Herrn, dem der genossene Wein einen Schwindel verursachte, hinabführen. Hör' er, sagte er zu mir, wenn ich ihn nicht bei mir hätte, so müßte ich mich niederlegen und mich wie ein Faß hinabwälzen, so schwindelt mir der Kopf.

Als wir zu Hause anlangten und ich meinen Herrn entkleidete, stattete die Frau Posto-Commandantin ihrem Gaste einen Besuch ab und erzählte ihm, daß sie eine große Langeweile gehabt habe weil sie immer allein sein müsse. Es ist mir sehr leid, meine Gnädige, sprach der Major, daß ich Ihnen immer ihren Pauli entführe und alles Gute, was Sie mir erweisen, mit Bösem vergelte. Ihres herrlichen Weins wegen wünschte ich, ich könnte Ihnen einen Gefallen erweisen. — O, bester Herr Oberstwachtmeister, Sie sind gar zu gütig, dieser Kleinigkeiten zu erwähnen, und wenn es nicht hinsichtlich des Weines ein Kompliment ist, und derselbe Ihnen wirklich schmeckt, so werde ich Sie bitten, ein halbes Eimerchen davon mit nach Hause zu nehmen. Ich habe ihn schon abziehen lassen und ich hoffe, Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen. — Da hat dieser Mensch gewiß geplaudert, — indem er auf mich zeigte, — ich werde ihm die Rippen einschlagen, sobald wir allein sind, sagte mein Herr, und ich kannte ihn zu gut, als daß ich geglaubt hätte, daß es sein Ernst sei. — Herr Oberstwachtmeister, müssen mir schon verzeihen, daß ich mich unterstanden habe, Ihnen diesen Antrag zu machen, — Ihr Kanonier hat zu mir nur gesagt, daß Ihnen mein Wein schmecke, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, wenn Sie mein Anerbieten

nicht zurückweiſen. — Wer ſollte Ihnen wohl, ſchöne Frau, etwas abſchlagen können, aber ich werde Ihnen den Wein bezahlen. — Iſt ſchon recht, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſagte die Frau Poſto-Commandantin, — wir werden ſchon gleich werden. Aber möchten Sie mir nicht die Gefälligkeit erweiſen, Ihren Kanonier morgen zurückzulaſſen und ſtatt ſeiner unſeren Burſchen mitnehmen? — Mit größtem Vergnügen, antwortete der Herr Oberſtwachtmeiſter, — Sie können ihn ganz behalten, inſolange ich mich hier aufhalten werde, nur bedinge ich mir aus, daß er mich noch während meiner Anweſenheit und kein Anderer bediene. — Die Frau Poſto-Commandantin war zu meinem größten Vergnügen über die Condeſcendenz meines Herrn ſehr erfreut, und ich durfte alſo hoffen, ungeſtört mit ihr mariagen und ihren biographiſchen Vorleſungen beiwohnen zu können. Nachdem ſie fortgegangen und ich mit meinem Herrn allein war, ſagte er zu mir: Sei Er nur klug und laſſe Er ſich nicht vom Herrn Hauptmann in die Karte gucken. Uebrigens, wenn Er hier bleiben will, ich will Ihn in ſeinem Glücke gar nicht hindern, — Er hat mir ohnehin des Weins wegen einen Gefallen erwieſen, und ich will aus Erkenntlichkeit für Ihn ſorgen, — ich werde Ihn zum Korporal in Vorſchlag bringen, und ich hoffe, ein hohes Hauptzeugamt wird meinen Vorſchlag genehmigen.

Mein Herr entließ mich, und die penſionirte Frau Lieutenantin und Poſto-Commandantin harrte meiner auf dem Gange und verſchämt lächelnd ſagte ſie mit ihrer lieblichen leiſen Stimme: Morgen ſind wir den ganzen Tag allein zu Hauſe, — da haben Sie einen Zwanziger, damit Sie ſich heute unterhalten können, — morgen kommen Sie aber zeitlich zu mir, ich werde für Sie ein Frühſtück in Bereitſchaft halten!

Tagebuch.

I.

Aus Breslau.

Die Weber. — Censuranekdoten. — Der König über Pelz. — Das Warmbrunner Studienfest. — Die ermüdete Wohlthätigkeit der Schlesier.

Man erzählt sich, daß der König in Erdmannsdorf gesagt habe: Den Webern *soll* und *muß* geholfen werden. Bis jetzt sieht man noch Nichts, was darauf hindeuten könnte; es heißt vielmehr, daß die armen Leute noch die Kosten der wider sie geführten Untersuchung aufbringen sollen. Das wäre allerdings das geeignetste Mittel, die kaum erloschene Flamme wieder anzufachen. Uebrigens begreift man nicht, was den obersten Behörden noch zu thun übrig bliebe, nachdem sie die Ursachen der Unruhen hinweggeräumt haben. Die Presse ist zum Schweigen gebracht und das Haupt der communistischen Propaganda sitzt im Breslauer Inquisitoriat. Wer jetzt von den Gebirglern noch hungert und Noth leidet, der thut's aus unwohlmeinender Absicht. Eine herrliche Erfindung, diese Censur! Mit einem Strich vernichtet sie den Nothstand von so vielen Tausenden. Unter den Papieren des Herrn Pelz hat man Briefe von Volksfreunden vorgefunden, die sich über Zeiterscheinungen freimüthig aussprechen. Einer dieser Briefsteller, der seine Ansichten über Organisation der Weber äußert, ist bereits vernommen worden und hat nähere Aufschlüsse über dieses unliebsame Wort geben müssen. Es sollte eine Untersuchungscommission niedergesetzt werden, welche die ganze provinzielle Intelligenz über dieses Thema ausfrüge. Das wäre freilich umständlicher, als das schriftliche Votiren durch die Organe der Presse, aber man sähe doch, daß die Furcht vor den Thatsachen der Zeit uns nicht gerade Reißaus nehmen ließe. Wir sind schon wieder, was die Presse betrifft, glücklich bei dem Jahre 1839 angelangt. Damals strich ein Herr von Kottwitz dem Wiener Strauß die Apposition: *Walzerkö-*

nig fort; der Herr von Schönfeld erachtete laut Urtheil vom 22. Auguſt folgende Stelle in einem Theaterreferate für ſtaatsgefährlich: „ . . . Dadurch wird das Drama zu einem Soloſpiel, zu einer Monarchie, da es doch eine Verfaſſung haben ſoll, in der jeder der Mitſpielenden ſich noch um etwas Anderes, als um ſeine Rolle zu bekümmern hat.“ — So etwas wäre begreiflich, wenn dieſer Paſſus gegen unſere erſte Liebhaberin gerichtet worden, und unſere erſte Liebhaberin zugleich die hundertſte Liebhaberin unſeres Don-Juan-Schönfeld wäre; ich kann Ihnen aber die Verſicherung geben, daß Cenſor Schönfeld eben ſo ſehr die weibliche Schönheit, als die männliche Wahrheit haßt. Warum alſo wohl hat obiger Satz nicht das Licht der Welt erblicken dürfen? Wer mir hierauf genügend antwortet, und wäre es ſelbſt Herr von Schönfeld, erhält eine anſehnliche Belohnung. Ich könnte Ihnen übrigens mit unzähligen ſolcher Unbegreiflichkeiten aus der Sphäre der Breslauer Cenſur aufwarten, wenn ich nicht fürchtete, Sie damit zu ermüden. Wie ich höre, erſcheint nächſtens ein neues Heft von „Du ſollſt und mußt lachen“; darin werde ich ſie abdrukken laſſen. Doch ein Curioſum nehmen Sie noch in Kauf, weil es mit einem Vorfalle der letzten Zeit in Verbindung ſteht. Einer von den hieſigen unzähligen Vereinen, in die ſich das ſociale Leben zerbröckelt hat, die „Lätitia“, hatte eine Eiſenbahnluſtfahrt nach dem romantiſchen Fürſtenſtein veranſtaltet. Dort ſollte nun Ungeheuerliches vorgekommen ſein: Man hatte die Tricolore aufgeſteckt und Ed. Pelz war mit Böllerſchüſſen empfangen worden. Der Staat ſchwebte natürlich am Rande des Verderbens, und die Polizei ſäumte keinen Augenblick, die denuncirten Demagogen zu citiren. Es ſtellte ſich aber heraus, daß die an den Waggons angebrachten Fahnen der Eiſenbahn-Direction gehört hatten und daß die Böller des Echos wegen abgeſchoſſen worden waren. Hiermit war die Sache abgethan. Da erſchien aber ein Artikel in der Trier'ſchen Zeitung, der einige Uebertreibungen enthielt und keineswegs zu Gunſten der Polizei lautete. Hiegegen wollte die Direction der „Lätitia“ remonſtriren und eine Erklärung dahin abgeben, daß die bezügliche Nachfrage der Polizeibehörde durchaus in der gehörigen Form geſchehen und mehr den Charakter einer humanen Erkundigung, als den einer officiellen Inquiſition an ſich getragen habe. Herr von Schönfeld ſtrich dieſe Erklärung mit dem Bemerken: Rühmt man die Humanität der Polizei, ſo liegt darin die Vorausſetzung, daß die Polizei auch inhuman zu Werke gehen könne. — Alſo auch loben dürfen wir nicht mehr. Sie begreifen nun wohl, weshalb wir in auswärtigen Blättern ſo viel Rühmens von unſerem Cenſor machen.

Die Frau des noch immer ſeiner Freiheit beraubten E. Pelz hat die Anweſenheit des Königs in Erdmannsdorf benutzt und Se. Majeſtät um die Freilaſſung ihres Mannes gebeten. Der König ſoll ſich

aber ſehr ungnädig ausgeſprochen und unter Anderm geäußert haben: Das iſt der Pelz, der mir meine Unterthanen aufgewiegelt. — Unſer König liebt die Wahrheit; möchten ſich doch alle diejenigen, welche die Wahrheit nicht um ihrer ſelbſt willen lieben, wenigſtens durch dieſe Rückſicht beſtimmen laſſen, ihm nicht den Schein der Wahrheit für ſie ſelbſt zu bieten. Wie niederſchlagend müſſen ſolche Aeußerungen auf das Volk wirken, das dieſen einzelnen Fall gleich zur Allgemeinheit erhebt und ſich dem Glauben hingibt, alle ſeine Bedürfniſſe gelangten nicht zur Einſicht des königlichen Herrn. Eine Wahrheit vor dem Throne eines guten Königs gilt mehr, als tauſend in dem Munde eines Philoſophen, denn ſie ſtrömt in tauſendfachen, ſegenbringenden Strahlen auf das Volk zurück.

Wir leben jetzt unter lauter Romantik hier in Schleſien. Es werden Streifzüge gegen Räuberbanden unternommen, Wilddiebe zu Dutzenden auf Scheiterhaufen verbrannt, Bauern von edlen Rittern erlegt, Säufer müſſen öffentliche Kirchenbuße thun, die Bernhards und Peters predigen einen Kreuzzug gegen den Branntweintürken und unſere ſtudirten Leute feiern Studienfeſte in Warmbrunn. Ein junger Ritter, der fünfzigſte und letzte Abonnent der „Zeitſchrift für Recht und Beſitz", hat dabei „die Ariſtokratie, die Stütze des Staates", leben laſſen. Ihre Deutſche Allgemeine Zeitung, die bei uns drollige Käuze zu Correſpondenten hat, berichtet darüber, daß man dieſe Verirrung jugendlichen Sinnes unbeachtet gelaſſen, und wie dies das beſte Zeugniß von der „Harmloſigkeit" aller Anweſenden abgebe. Wenn ſchon die „harmloſen" Feſte überhaupt ein eigenes Kapitel des deutſchen Jammers bilden, ſo dieſe ſchleſiſchen ſogenannten Studienfeſte ganz beſonders. Die Leute kommen zuſammen, um den excluſiven Firlefanz des akademiſchen Lebens wieder aufzuwärmen, ihre bunten Mützen aufzuſetzen, die Corpsbänder umzuhängen und nebenbei zu eſſen und tüchtig zu trinken. Von einem ideellen Zwecke keine Spur, an eine geiſtige Verbrüderung kein Gedanke! Harmloſigkeit iſt das Feldgeſchrei, und darum darf man ſich gar nicht wundern, daß jener freiherrliche Toaſt ungeahndet vorübergegangen iſt. Sind doch die Herrlichkeiten des deutſchen Studententhums in Nichts verſchieden von den Herrlichkeiten der Ariſtokratie. Die Feſtgenoſſen hätten noch conſequenter ſein und jubelnd die Mützen ſchwenken ſollen bei einem Trinkſpruch, welcher der ebenbürtigen Schweſter ihrer eigenen Excluſivität galt.

Man wundert ſich auswärts, daß die Schleſier bis jetzt für die Unglücklichen in Oſt- und Weſtpreußen noch nicht geſammelt haben. Wir finden dieſe Indifferenz ſehr erklärlich. Die Schleſier haben ſich mit wahrer Aufopferung der Weber angenommen, es ſind viele Tauſende von Thalern in die Hütten des Jammers gewandert, aber ohne ſichtlichen Erfolg. Das Ungethüm des Hungers lagert noch immer

an den Wänden der Berge entlang und verſchlingt die Almoſen, ohne eben eine große Dankbarkeit gegen die Geber an den Tag zu legen. Was Wunder, daß der Enthuſiasmus des Spendens ſich verloren hat. Freilich iſt das Elend der Weber ein ganz anderes, als das in Preußen; dem letzteren kann durch Wohlthätigkeit abgeholfen werden; aber ſolche Reflexionen dringen nicht aus dem Kopfe durch das Herz in die Hand. x.

II.

Aus Berlin.

Das Wetter. — Königsberger Univerſitätsjubelfeier in Berlin. — Toaſte auf Jacobi und O'Connell. — Verbot von Walesrode's Vertheidigung. — Künftiger Blumenmarkt. — Lützow's Tod. — Prinzen auf Reiſen.

Endlich haben wir den Monat Auguſt und mit ihm hoffentlich das fatale Wetter hinter uns, das dieſer Sommer uns in beiſpielloſer Gleichmäßigkeit gebracht. Hätten wir es nicht an den langgeſtreckten Tagen gemerkt, daß wir uns in den Zeichen des Löwen und der Jungfrau befinden, der trübe Himmel, die kalte Luft und die Winteranzüge auf den Straßen würden uns glauben gemacht haben, daß unſere Sonne eben dem Waſſermann und den Fiſchen zugeeilt ſei, deren Element in der That gar nicht aufhörte, uns zu beherrſchen. Heil dem September, der uns endlich auf das Trockene geſetzt hat und der hoffentlich auch den ſchwer heimgeſuchten Bewohnern der Weichſelniederungen außer dem Beſuche des Königs und der Jubelfeier der Albertus-Univerſität warme Sonne und erquickende Lüfte wieder gebracht hat. Auch hier iſt das 300jährige Feſt der Albertina von einer Anzahl ihrer ehemaligen Söhne gefeiert worden, an deren Spitze der bekannte Operateur Prof. Dieffenbach, der geheime Juſtizrath Schröder, der Generalauditeur der Armee, Dr. Friccius und zwei jüngere Männer, Herr Aſſeſſor Lehwald (ein Neffe des Gegners aller Europamüden und ein Bruder der Verfaſſerin der „Jenny") und Herr Dr. Waldeck, ein von oſtpreußiſcher Geſinnung erfüllter junger Arzt, ſtanden. Das Intereſſanteſte an dem Feſte war, daß nicht blos den Beſchützern und Pflegern der Wiſſenſchaft, ſondern auch den Männern der Freiheit Worte der Verehrung und Liebe gewidmet wurden. Namentlich ward ein Toaſt auf den Verfaſſer der „vier Fragen" und ein anderer auf Daniel O'Connell, von welchem zufällig ein Verwandter bei dem Feſt anweſend war, mit Jubel aufgenommen, obwohl zwei Anweſende in ihrer loyalen Aengſtlichkeit ſo weit gingen, ſich nach dieſen Toaſten zu entfernen. Solchen ängſtlichen Leuten haben wir es wohl auch zu verdanken, daß in dieſen Tagen Ludwig Walesrode's bei Baſſermann in Mannheim erſchienene Schrift: „Der Humor auf der Bank der Angeklagten", hier zum Debit verboten worden iſt.

Die Einschaltung ist, wie die schiefen Klammern zeigen, eine Verbesserung, welche Lessing selbst vornahm, nur konnte durch sie die vorletzte Zeile nicht mehr in den Raum der Seite hineingebracht werden. Sie ist daher in der Ausgabe letzter Hand, wo sie nicht fehlen durfte, auf die folgende Seite gesetzt worden. Dadurch ist dann auch die letzte Zeile dieser Seite, Komma und Gedankenstrich zu Anfang, in Wegfall gekommen. Ferner ist in der Ausgabe letzter Hand das Wort „Ihnen“ in „Ihm“ verändert worden, weil Lessing, wie wir aus seinem Briefe an Eschenburg vom 7. Januar 1778 wissen, diese Form gewollt hatte. Endlich

reichen. Der König kam, die Bedienten aber wieſen den Soldaten zurück, weil Sr. Majeſtät keine Zeit habe, ihn anzuhören. Da rief der Invalide mit lauter Stimme: Anno 13, 14 und 15 hieß es immer nur: Vorwärts! und jetzt ruft das Bedientenpack überall: Zurück! — Das wirkte. Der König winkte den Soldaten näher und nahm ihm ſelbſt die Bittſchrift aus der Hand. — Schade, daß im Großen und Ganzen ein derbes Wort nicht ſo ſchnell helfen kann; denn das „Bedientenpack" ruft wirklich überall: Zurück! —

— Entſetzlich iſt die ſelbſtmörderiſche Nachläſſigkeit der engliſchen Regierung, die ein junges England ſich entwickeln, ſich offen proclamiren und Propaganda machen ſieht, ohne das Geringſte dagegen zu thun. Keine Unterſuchungen, keine Aufenthaltskarte-Verweigerungen, nicht einmal die künftigen Schriften dieſes „jungen England" ſind verboten worden. Und doch ſind ſeine Tendenzen nicht national, nicht ſtockengliſch; ſeine philanthropiſchen Ideen ſchmecken nach franzöſiſchem Einfluß und dürften ſogar in einen entfernten Zuſammenhang mit ſocialiſtiſchen Anſchauungen gebracht werden können; ſeine Verſpottung ehrwürdiger altengliſcher Formen und Formalitäten grenzt an Frivolität. Mitglieder dieſes jungen Englands ſitzen im Parlament und zählen ſich zu den Tories. Wer das begreift, wird in ſeinem Leben kein Hofrath. Wie viel vorſichtiger und umſichtiger iſt man bei uns gegen das junge Deutſchland verfahren! — „Coningsby oder die neue Generation" von Benjamin d'Israeli, ein Tendenzroman des jungen England, im Mai erſchienen, hat bereits die dritte Auflage erlebt.

— Die Biedermann'ſche Monatsſchrift (Auguſtheft) urtheilt ſehr günſtig über Wiesner's „Ruſſiſch-politiſche Arithmetik" welche gegen Tengoborsky's Buch über Oeſterreichs Finanzen gerichtet iſt, und bemerkt, daß in ähnlicher Weiſe, wenn auch nur andeutend, ſich ſchon ein anderer öſterreichiſcher Publiziſt über die Tendenz des Tengoborsky'ſchen Buches ausgeſprochen hat (in dem Artikel: „Freiherr von Kübeck und die öſterreichiſche Finanzverwaltung", den das Januarheft der Monatsſchrift brachte und der in Wien großes Aufſehen erregte). Tengoborsky's Tendenz geht vorzüglich darauf aus, zu beweiſen, daß die Oeſterreicher noch etwas mehr Steuern zahlen könnten und ſollten. Wiesner iſt nun für die Niederlage, die er Tengoborsky bereitet, in der Augsburger Allgemeinen mit einem Kartätſchenfeuer überſchüttet worden, zu dem der ruſſiſche Staatsrath das Pulver geliefert hat. Wahrſcheinlich rührt der Angriff ganz von ihm her, wenn man nach der Taktik ſchließen darf, die in vielen Wendungen echt ruſſiſch iſt und vielfach an die Feinheiten Gretſch's und Tolſtoi's erinnert. So wird Wies-

ner's Buch geradezu eine literarische Speculation gescholten. Was kann man darauf sagen? Höchstens, daß Tengoborsky's, dem Kaiser Nikolaus gewidmetes Buch jedenfalls eine bessere Speculation war. Wiesner's Buch, heißt es, verdiene gar keine Widerlegung, sei nicht der Rede werth, und doch wird der Widerleger nicht fertig und rückt mit einer Columne nach der andern vor. Endlich meint der Russe, Herr Wiesner solle, wenn er so loyal sei, doch lieber die bei Reclam in Leipzig und bei Campe in Hamburg erschienenen Broschüren über Oesterreich bekämpfen. Seht nur, seht, der Russe thut schon, wie zu Hause in Oesterreich, ja als wäre er österreichische Polizei. Wir glauben gern, daß den Russen damit gedient wäre, wenn der österreichische Patriot lieber leeres Stroh dreschen, als Unkraut jäten wollte. Die Reclam- und Campe-Bücher sind, im schlimmsten Falle, offene Feinde, Tengoborsky's aber ist ein gefährlicher Freund. — Traurig ist, daß in solchen Fragen, wie die Tengoborsky'sche, Diejenigen, welche reden könnten, aus gewöhnlichen deutschen Rücksichten schweigen, während die Majorität des gebildeten Publicums zu wenig von Finanzsachen versteht, um zu urtheilen. Die Augsburger Allgemeine aber hat sogar eine „Erklärung" Wiesner's nicht aufgenommen, weil dieselbe nicht das österreichische Imprimatur hatte. Sonst sind der Verbreitung des Wiesner'schen Werkes in Wien keine besonderen Schwierigkeiten gemacht worden.

— Alle Welt war erstaunt, als vor Kurzem Mehemed Ali von Aegypten abdankte, um sich, wie Karl V., in die Einsamkeit zurückzuziehen. Eben so erstaunt ist man jetzt, bei der Nachricht, daß der autodidaktische Herrscher die Zügel der Regierung wieder übernommen hat. Was sollte die Komödie? Die Zeitungen werden es nicht an complicirten und dunklen Erklärungen fehlen lassen. Am Ende aber war es Nichts als ein Börsenmanöver. Der Alte hat vielleicht auf das Fallen der Actien speculirt und ein gutes Geschäft gemacht. Louis Philipp sollte einmal einen solchen coup versuchen, er würde gewiß der Mühe lohnen.

— In London sind zwei Bände „Enthüllungen über Rußland" erschienen, die, ohne in Custine'scher Nachtstückmanier gezeichnet zu sein, doch die Beobachtungen des französischen Marquis bestätigen. Besonders wichtig sind die Notizen über die russische Armee und Flotte. Letztere wird für ein leeres Schattenspiel erklärt.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Der Wale.

Von

Guſtav Moſen.

Erſte Abtheilung.

Nicht weit von dem Städtlein Elſterberg im Voigtlande ſteht auf einem Berge die Ruine des Schloſſes Liebau, deren Thurm gar ernſthaft hinunterſchaut auf die geſchwätzige Elſter, die drunten den Steinen lauter Wundergeſchichten erzählt von badenden Nymphen, vom Waſſerneck, vom Liebesleid und anderen Geheimniſſen; aber kein ungeweihtes Ohr verſteht ihr Schluchzen und Jauchzen durcheinander. Der Thurm droben weiß auch Geſchichten zu erzählen, er bleibt aber immer ſchweigſam, und nur, wenn ſein alter, rauher Kumpan, der Sturm, um ihn herſauſt, fängt er an zu ſtöhnen und beginnt einen langen Sermon, der von vergangener Größe handelt.

Es iſt ſchon lange her, als dort auf Schloß Liebau die ſchöne Geliebte des ſtarken Auguſt wohnte und dem von der Jagd ermüdeten Fürſten Freuden ſchaffte, aber früher noch hauſten da meine Väter. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ihnen am Ende vom Schloß Nichts übrig blieb als der Name. Mein Ururgroßvater war noch ein junger, friſcher Menſch und mochte mit dieſem Erbtheil allein nicht zufrieden ſein. Da dachte er drüber nach, wie er es wohl zu einer großen Herrſchaft bringen könnte. Er hatte ſich in der Welt umgeſehen, hatte Viel gelernt, verſtand Latein, konnte brav hauen und ſtechen und meinte nun, es könne ihm nicht fehlen. Aber ſeine Eroberungspläne ſcheiterten alle, und deshalb ward er mißmuthig und ging ſogar einmal in die Kirche nach Elſterberg, um vom heiligen Georg, ſeinem Schutzpatron, ſich einen guten Rath zu holen.

Da hörte er denn den Kaplan predigen vom Himmelreich, wie es da gar schön und lieblich wäre, und wie es die Armen zuerst eroberten, während die Kaiser und Könige die Letzten wären, so hineinkämen. Das gefiel denn dem Junker Heinrich gar sehr — denn so hieß er, und von ihm führen alle Erstgebornen unserer Familie diesen Namen — und er ging stracks hin zu dem Kaplan und frug ihn mit dürren Worten: wo der Weg zum Himmelreich wäre, denn er sei gesonnen, es im Guten oder mit Gewalt zu erobern. Der ehrsame Pfaff frug ihn dies und jenes aus dem Christenthume und dem Latein, worin er so wohl bestand, daß der fromme Vater ihn in sein Herz schloß, einen langen Brief schrieb und ihn mit diesem hinübersendete gen Plauen, allwo fromme Brüder dem heiligen Dominico dienten.

Junker Heinrich machte sich alsobald auf den Weg und kam nach Plauen, ward auch von den frommen Brüdern wohl empfangen und aufgenommen in ihr Kloster. Aber er mußte gar harte Arbeiten tragen, und wenn er nur einmal von einem Mägdlein geträumt hatte, was er immer aufrichtig gestand, so mußte er Buße thun und mußte sich kasteien, während sich die heiligen Väter gütlich thaten und dick und fett wurden. Da sagte er ihnen einstmals ganz unerschrocken, wie er zu ihnen gekommen sei, um zu studiren und um den Weg in's Himmelreich zu finden, nicht aber, um ihr Knecht zu sein und sich bei gemeiner Arbeit zu schinden und zu placken. Sie aber meinten, das eben sei der Weg zum Himmelreich, doch das viele Studiren nütze Nichts dazu. Da mußte er sich denn wohl getrösten.

Einmal sendete ihn der Convent hinauf nach Asch als Boten. Wie er da seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ging er in die Kirche und sah da ein so schönes Jungfräulein, wie er noch von keinem geträumt hatte. Nun war aber seine Prüfungszeit bald zu Ende und er mußte sich gerade jetzt vor sinnlichen Erregungen wohl hüten, um würdig zu sein, in den heiligen Convent aufgenommen zu werden. Er war zwar des Lebens im Kloster schon längst überdrüssig, doch wollte er die Anwartschaft auf das Himmelreich nicht gern verlieren. Als nun das Mädchen aus der Kirche ging, konnte er nicht umhin, ihr zu folgen. Auf der Straße trat er sie an mit frommem Gruß und fragte: Wo hinaus, lieber Engel?

— In's Himmelreich, antwortete sie, wohin die Engel gehören!

— Wie konnte ich auch fragen, meinte der angehende Clericus, das mußte ich ja wiſſen! Aber ich ſuche nunmehr ſchon ſeit einem Jahre den Weg in's Himmelreich und habe ihn immer noch nicht gefunden. Die frommen Herren im Kloſter wollten mir ihn zwar zeigen, aber ſie ſcheinen ſelbſt nicht auf ihm zu wandeln. Nachgerade habe ich auch das geiſtliche Leben ſatt, und ſeit ich Dich geſehen habe, mag ich vollends gar nicht in's Kloſter zurück, ſondern ich will mich von Dir in's Himmelreich führen laſſen und will Dir gewiſſenhafter folgen, als ich dem Orden des heiligen Dominici gefolgt bin.

Das Mägdlein ſchaute den Junker vom Kopf bis zu den Füſſen an und ſah nicht ohne ein geheimes Wohlgefallen, wie er ein gar ſchmucker Burſche war.

— Aber Ihr dürft nicht glauben, ſprach ſie, daß das Leben im Himmelreich eitel Liebe, Luſt und Nichtsthun iſt. Seid Ihr denn zu etwas zu gebrauchen?

— O ja! entgegnete der Liebauer, ich kann leſen, rechnen, ſchreiben, jagen, fechten, verſtehe Latein, bin in der Geometrie und der heiligen Theologie nicht unerfahren, und im Nothfalle kann ich dem lieben Gott donnern helfen!

— Nun ſeht, ſprach das Mädchen, ich will Euch einen Vorſchlag machen. Mein Vater beſitzt eine Mühle da droben hinter Wernersreuth, und gleich daneben liegt das Forſthaus des gnädigen Grafen von Aſch. Das ſteht jetzt leer, denn der frühere Inhaber iſt geſtorben, und unter den Bewerbern um die Stelle iſt Keiner, der ihn erſetzen könnte. Denn das war Euch ein gar gelehrter Mann, und der war zugleich Informator der jungen Grafen, und der gnädige Herr möchte nun Einen haben, der eben ſo gelehrt wäre und dasſelbe Amt mit übernehmen könnte. Getraut Ihr Euch das wohl?

— Ich kann und will das! rief der Junker freudig; und nicht wahr, wenn ich dem Grafen anflehe und die Stelle erhalte, ſo darf ich oft bei Dir ſein?

— So oft Ihr wollt! ſagte das ſüße Kind, leicht erröthend. Dort iſt das Grafenſchloß; geht und ſtellt Euch dem gnädigen Herrn vor. Ich habe noch Geſchäfte in der Stadt und will dort in dem Hauſe auf Euch warten. Dann könnt Ihr ſogleich mit mir gehen und Euere künftige Wohnung beſehen, oder ſagt mir wenigſtens bald Nachricht. Ich will mich recht freuen, wenn Ihr unſer Nachbar werdet!

— Ich hoffe das Beſte, liebes Mädchen! ſagte der Junker, drückte ihre Hand und ſchritt auf das Schloß zu.

Hinter der Stadt Aſch iſt ein Thal, das ſo heimlich, ſo traut daliegt, daß man dort immer wohnen möchte. Jenſeits des Thales ſteigt allmälig ein Berg hinan, der große Fichten- und Tannenwaldungen trägt, die ſich weit ringsum in das Land hinein erſtrecken. Auf dieſem Berge entſpringt die Elſter, die als kleines Bächlein in das Thal herunterrollt und auf dem Wege ſich mit vielen Quellen vereinigt, ſo daß ſie nicht weit von ihrem Urſprunge ſchon eine Mühle treibt. In dieſer Mühle war es, wo die roſige Magdalene, des Müllers einziges Kind, wohnte und wohl oft aus dem Fenſterlein hinüberlugte nach dem Forſthauſe, von dem jetzt freilich keine Spur mehr zu ſehen iſt. Dem Junker Heinrich gefielen die grünen Bäume im Walde weit mehr, als die ſteinernen Pfeiler in der Kirche, und er mochte lieber ſeinem ſüßen Liebchen ein luſtiges Waidmannsliedlein ſingen, als der hölzernen Muttergottes einen langweiligen Choral. Seit er Magdalene zum erſten Male geküßt hatte, nannte er ſie ſeine Braut, und wie der Winter kam, wo man der Wärme bedarf, wurden ſie Mann und Frau. Jedes Jahr, wenn die Störche kamen, brachten ſie in das einſame Forſthaus einen neuen Bewohner mit, und Heinrich bereute es nicht, daß er dem Kloſter entlaufen war. Wenn er ſeine Kinder um ſich ſpielen ſah, ſo drückte er oft ſeine Magdalene an's Herz und ſagte: So haſt Du mich doch nicht getäuſcht, als Du mir verſprachſt, mich in das Himmelreich zu führen, denn hier bin ich wirklich ſelig. Er nannte auch das Thal ſtets das Himmelreich, und dieſen Namen führt es noch bis auf den heutigen Tag. Die Elſter kann ſich alſo eines ſehr hohen Urſprungs rühmen.

Die große Liebe meines Urahn zu ſeiner neuen Heimath pflanzte ſich auch auf ſeine Kinder fort, für welche dieſes kleine Arkadien noch den Reiz hatte, daß ſie da geboren und groß geworden waren. Sie blieben alſo Alle in ihrem ſtillen Thale. Auch die Enkel entfernten ſich nicht weit davon, ſie wurden in der Nähe Förſter, Schulmeiſter und Paſtoren. Ich ſelbſt bin nur wenige Stunden vom Himmelreich jung geworden; aber ſeit Jahrhunderten bin ich der Erſte aus meiner Familie, den es mit einer unwiderſtehlichen Gewalt in die Fremde hinaustrieb. Wenn ich im Herbſte die Vögel ſüdwärts ziehen ſehe,

ſo läßt es mir keine Ruhe, ich muß hinaus in die Welt, ich muß wandern. Ich habe ſchon viele Länder geſehen; nur eines, in das ſeit meiner Kindheit eine unnennbare Sehnſucht mich hinzieht, habe ich noch nicht erreichen können, und wenn ich dorthin meinen Wanderſtab lenke, ſo treibt mich immer irgend eine Nothwendigkeit wo anders hin. Das Land meiner Sehnſucht iſt Italien. Ich war ſchon in der Schweiz, hatte ſchon die Alpen überſchritten, ja ich ſah ſchon den Gardaſee vor mir liegen, da erkrankte mein Freund, und als er wieder geſund war, nöthigte uns der Mangel der Zeit und des Geldes zur Rückkehr. Woher dieſe Sehnſucht kommt? Ich wäre wie meine Väter in der Heimath geblieben, wäre Schulmeiſter geworden, wozu ich von Jugend auf beſtimmt war, hätte jetzt Weib und Kind, wenn nicht ein — Märchen meinem Leben eine andere Richtung gegeben hätte. Es bedarf aber in der Jugend bei einem empfänglichen Gemüthe nur eines kleinen Samenkorns, um eine mächtige Saat in der Seele hervorzurufen. Es war kein Unkraut, was in meiner Kindheit von einem alten Weibe in meine Seele gepflanzt wurde, ich danke ihr noch jetzt mit Freuden, daß ſie mich, ohne es zu wollen, erweckt hat zu einem mächtigen Streben und für Ideale begeiſterte, die mein Leben zwar mit Unruhe erfüllen, aber es doch wieder verklären mit einem Zauberlicht, das mich tröſtet und erhebt. Ich will erzählen, wie das geſchah.

Oben in dem Walde, wo die Elſter entſpringt, wachſen weit und breit die ſchönſten Preißelsbeeren, und mein Vater ließ ſich jeden Herbſt von ſeinen Verwandten in Wernersreuth ganze Säcke voll aus derſelben Gegend beſorgen, wo ſeine Väter ſie gepflückt hatten. Die wurden geſotten, in großen Waldenburger Büchſen aufbewahrt und bildeten dann, mit Zucker verſüßt, das ganze Jahr hindurch eine Zierde unſerer Tafel, und ohne Preißelsbeeren mochte der Sonntagsbraten Niemandem ſchmecken. Als ich nun mit meiner Schweſter ſo groß geworden war, daß der Vater glaubte, uns auf einige Tage allein aus dem Hauſe laſſen zu können, ſendete er uns einſtmals in wonnigen Septembertagen hinauf nach Wernersreuth, mit dem Auftrage, täglich in den Wald zu gehen und Preißelsbeeren zu pflücken. Das war uns denn ein willkommener Auftrag, und wir machten uns auf den Weg.

Unſer Vetter, bei dem wir zum Beſuche waren, ließ uns mit

ſeinen eigenen Kindern und der Magd hinausgehen in das Himmelreich. Ich hatte von meinem Vater oft gehört, auf welche Weiſe unſere Familie dorthin verpflanzt worden ſei, und betrat die Gegend, deren Namen mir ſchon ſo ſchön klang, mit einem Gefühl von Ehrfurcht. Ich ging ſogar in die Mühle, die mein Ahn einſt von ſeinem Schwiegervater geerbt hatte, und bat um einen Trunk Waſſer, um dieſes claſſiſche Haus im Innern ſehen zu können. Meine Schweſter war mit den andern Kindern unterdeſſen an dem Bächlein den Berg hinaufgegangen, und Alle pflückten ſchon eifrig die ſchönen rothen Beeren, die ſo ſchalkhaft in Träubchen zwiſchen den kleinen grünen Blättern hervorlugten. Man wettete, wer am Erſten ſein Körbchen füllen würde, und ich fing nun an, unermüdlich zu beeren. Es dauerte gar nicht lange, ſo rufte ich frohlockend: „Voll!“ Die Andern ſtaunten, denn ſie hatten ihre Körbchen kaum halb gefüllt. Sie kamen her und ſchlugen ein Gelächter auf, wie ſie mein Körbchen ſahen, denn ich hatte die Träubchen von den Sträuchen abgeſtreift, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob ſie reif waren oder nicht, und ſo hatte ich faſt nur weiße Beeren, die kaum an einer Seite roth waren, während die Uebrigen lauter ſchöne, purpurrothe hatten. Das verdroß mich denn, und ich war jetzt ſo gewiſſenhaft, daß ich faſt jede Beere beſonders anſah, ehe ich ſie pflückte. Das ging nun freilich langſamer von Statten. Jetzt waren wir hinaufgekommen bis zur Elſterquelle, die aus hölzerner Einfaſſung hervorplätſchert. Da ſahen wir erſt unſere Luſt, der ganze Boden war grün und roth von Preiſelsbeeren, und die Körbchen wurden oft in den Tragkorb geleert, den die Magd meines Vetters trug. Ich aber war von dem unabläſſigen Bücken müde geworden und ſetzte mich endlich, ohne auf das Geſpött der andern Kinder zu achten, an die Quelle und pflückte die umherſtehenden Beeren nur in meinen Mund.

Ich war zwar ein wilder Bube, aber dann doch zu gewiſſen Zeiten ſo ſtill in mich hineinträumend, daß ich ſchier Alles vergaß, was um mich her vorging. So ſaß ich auch dort an der Quelle und ſchaute dem davoneilenden Bächlein nach, den Berg hinunter, und erzählte mir ſelbſt die Geſchichte meines Urahns, der dort unten im Thale gelebt und hier wohl oft geſeſſen hatte. Ich merkte kaum, daß eine alte Frau in ärmlicher Kleidung, aber mit einem Geſicht,

Digitized by Google

Gesellschaft, wenn sie nicht in seine Ideen sich selbst mehr hinein-
zu setzen Lust, Geschicklichkeit besäße. Eine wenig oder gar
Mühe, sich in seine Lage, und seine Art zu denken hinein zu
Bildung, und eine Neigung, sich mit ihm zu unterhalten, ist
Ursache genug, warum man nicht mehr in ihn hineingeht, und
sich nicht mehr mit ihm abgiebt. Ein Mann, der sich nicht
mehr mit ihm abgiebt, ist ihm ein Fremder.

— Ihr habt recht, Mutter, sagte Ernst, ich habe ihn
nicht mehr gesehen.

— Ich habe ihn gesehen, sagte Lina, als er Wagen baute.

— Ja, sagte Ernst, das ist es, was ich sage. Er hat sich
Wagen bauen lassen, Bücher hat er, Bilder hat er, Geräthe
ist viel, er sitzt und denkt darüber, und hat die ganze Welt
Ich habe ihn gesehen, als er sich Bücher holte, und sie mit
Ich habe ihn gesehen, als er sich Bilder holte, und sie mit
Ich habe ihn gesehen, als er sich Geräthe holte, und sie mit
Ich habe ihn gesehen, als er sich Wagen bauen ließ, und sie

Sie ſetzte ſich zu uns und ſagte: Er las auch einmal mit mir hier oben Preißelsbeeren, und ich hatte ihm verſprochen, wenn er fleißig wäre, wollte ich ihm eine Geſchichte erzählen. Da war er emſig! Als wir hernach eben hier an der Quelle ſaßen, erzählte ich ihm die Geſchichte, die Ihr jetzt auch hören ſollt. Ach, ich habe ſie ſchon tauſendmal erzählt, daß ſie alle Kinder im Dorf auswendig wiſſen, und ich kann es doch nicht ſattkriegen, ſie zu erzählen, weil ich dann allemal denke, ich hätte meinen Traugott noch und er hörte mir zu. Nun alſo!

Meine Schweſter ſchlang den Arm um meinen Nacken, wir hörten beide geſpannt zu. Die Alte begann zu erzählen.

— Seht Ihr, Kinder, die Elſter, an deren Brunnen wir ſitzen, birgt weiter unten, über Adorf hinaus, einen gar herrlichen Schatz in ihrem Bette. Da liegen Tauſende von Muſcheln, und wenn man ſie aufmacht, ſo findet man Körner, die wie Erbſen und Haſelnüſſe geſtaltet ſind, aber ſie glänzen ſo hell, wie die Sonne, wenn ſie in das Waſſer ſcheint. In der ganzen Welt iſt kein ſo kleiner Fluß weiter, der ſolche Kleinode in die Schatzkammer eines Königs lieferte, nur im großen Weltmeere findet man tief unten, ſtundentief in dem Waſſer ſolche Muſchelhäuschen mit Perlen. Vor mehr als zweihundert Jahren wußte man noch Nichts von den Schätzen unſerer Elſter. Da kamen aber wildfremde Leute hieher in unſer Land, die wohnten weit drüben über hohen Bergen in Wälſchland, weshalb man ſie Walen hieß, und durchſuchten jeden Sommer unſere Bäche und liefen in den Wäldern herum, und wenn ſie Abends in's Quartier kamen, brachten ſie Steine mit und ſolche Dinge, aus denen hier Niemand Etwas zu machen wußte. Aber die Walen wußten wohl, was ſie damit wollten, denn ſie fanden manchen Edelſtein in den Felſen und ganze Säcke voll Goldkörner im Waſſer — da oben bei Grün liegt ein Oertchen, das von ihnen noch heute den Namen „Goldbrunnen" führt — aber das Edelſte waren die Perlen, und die Walen lachten ſich in das Fäuſtchen, wenn die Bauern über ihr Thun und Treiben den Kopf ſchüttelten.

Ein ſolcher Wale wohnte denn auch manchen lieben Sommer lang bei einem armen Bauer in Freiberg, das hinter Adorf liegt, nicht weit von der Elſter. Weil er den armen Leuten viel Geld gab für Koſt und Wohnung und den Kindern ſchöne Geſchichten

erzählte, und allemal, wenn er im Frühjahr aus ſeiner Heimath kam, viele ſchöne Sachen für ſie mitbrachte, ſo hatten ihn die Leute gern, und er war gehalten wie ein lieber Bruder.

Einmal aber, als die Preißelsbeeren wieder reif, die Bäche aber kalt wurden, ſagte er ſeinen Wirthsleuten und den Kindern, die ihn ſehr liebten, daß er nun fortginge und auch nicht wiederkäme, denn er wolle nun in der Heimath ruhig ſeines Reichthums genießen. Das ging denn den armen Leuten ſehr zu Herzen, die Kinder aber waren ganz betrübt. Der älteſte Sohn des Bauers beſonders, der nach dem Namen ſeines Vaters Georg hieß und ein ſtarker und braver Burſch von ſechszehn Jahren war, konnte es gar nicht denken, daß er ſich von ſeinem Freunde trennen ſollte, der auch ihn beſonders in das Herz geſchloſſen hatte, und er fiel dem Walen einmal um das andere um den Hals und ſagte: Ach, bleibt doch bei uns!

Der Fremde aber ſprach: Georg, es wird mir ſchwer, mich von Euch zu trennen, denn Ihr ſeid ſo biedere Leute, wie man ſie ſelten findet, und dennoch muß ich fort. Denn ſieh', ich habe zu Hauſe in meiner Heimath auch ein trautes Weib und drei liebe Knaben, und es thut nicht gut, wenn der Vater immer von den Seinen getrennt leben muß. Deshalb will ich fort und darf nun auch nicht wieder kommen. Aber haſt Du mich ſo lieb, wie ich Dich habe, und haſt Du Luſt, die Welt kennen zu lernen, ſo komme Du mit mir in meine Heimath, und ich will Dich halten und für Dich ſorgen, als ob Du mein Kind wärſt. Biſt Du dann etwas Rechtes geworden, ſo magſt Du immerhin wieder in Dein Vaterland zurückkommen; wer aber in der Heimath ſitzen bleibt, aus dem wird ſein Lebelang nichts Rechtes.

Da rief Georg ganz trunken vor Freude: Ich komme mit Euch, und wenn Ihr am Ende der Welt wohntet!

Der Vater und die Mutter aber entſetzten ſich ſehr, daß mit dem lieben Gaſte auch ihr Sohn fort wollte, und die Mutter ſagte: Görge, daraus kann nun und nimmermehr Etwas werden! Wenn Du fortgingſt, ich könnte mich nicht tröſten und härmte mich zu Tode! und dabei fing ſie an zu ſchluchzen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Der Vater ſagte auch: Lieber Freund, es iſt nicht recht von Euch, daß Ihr meinem Jungen ſolche Sachen in den

Kopf ſetzt! Ich kann meinen Görge gerade jetzt bei der Arbeit am allerbeſten brauchen, und ich habe meinen Kindern immer das Sprüchel geſagt, das mein Vater mich gelehrt hat: Bleib' im Land und nähr' Dich redlich! Fort darf mir mein Junge nun einmal nicht, und wenn er etwa ein Kopfhänger werden ſollte und ſich drüber abgrämte, daß er hier bleiben muß, ſo wäre es Eure Schuld. Das iſt nicht recht von Euch gethan!

— Nun, ſprach der Wale, Elternwille kommt gleich nach Gottes Willen, ich glaubte aber, Euch einen Gefallen zu thun, wenn ich aus dem Burſchen was Tüchtiges machen könnte. Aber da Ihr nicht wollt, ſo ſei es drum!

Georg ſetzte ſich nun in eine Ecke und ſchluchzte in ſich *hinein*, daß er nun doch hier bleiben und von ſeinem lieben Freunde ſich trennen ſollte. Die Alten beruhigten ſich nach und nach wieder und ſprachen Nichts mehr von der Sache. Endlich ſagte der alte Görge: Ihr redet davon, daß Ihr große Reichthümer hättet, und nach den Geſchenken, die Ihr uns immer mitgebracht habt, ließe ſich das ſchon vermuthen. Aber nehmt es mir nicht übel, wie reimt ſich das damit zuſammen, daß Ihr den ganzen Sommer lang Steine klopft und im Waſſer herumwatet?

— Lieber Wirth, entgegnete der Wale, Ihr werft manchmal einen Stein nach der Kuh, und der Stein iſt mehr werth als die Kuh. Seht, dieſem Herumwaten im Waſſer und dieſem Steinklopfen verdanke ich eben meine Reichthümer.

Der Bauer ſchüttelte ungläubig den Kopf, die Frau horchte gar neugierig, der Fremde aber fuhr fort: Meine Vaterſtadt heißt Venezia, oder wie Ihr Deutſchen es nennt, Venedig. Dieſe Stadt iſt gar reich und herrlich und liegt auf hundert Inſeln im Meer, in das ſie auf Balken und Pfoſten weit hineingebaut iſt, ſo daß man auf den Straßen in Kähnen fahren kann. Der Herzog dieſer Stadt fährt alljährlich am Himmelfahrtstage in einem goldenen Schiffe hinaus auf das Meer und wirft unter großem Gepräng einen goldenen Verlobungsring hinein in die Fluthen, zum Zeichen, daß Venedig die Braut des Meeres und ſeine Herrin ſei. Und wirklich iſt Venezia großmächtig zur See, alle Welt nennt ſie die Königin der Meere. Viele große, ſtolze Städte ſind ihr unterthan und dazu noch unermeßlich reiche Inſeln. Unſere Kaufleute ſind reicher als Euere

Kurfürſten und Herzöge und haben draußen Hunderte und Tauſende von Schiffen, die mit allen Winden ſegeln und Handel treiben mit allen Welttheilen. Mein Haus aber iſt eines der größten, und meine Schiffe dürfen ſich an Pracht und Reichthum mit allen meſſen, ſo daß ich wohl künftig ohne Sorgen zu Hauſe bleiben kann. Denn hätte ich auch hundert Kinder, wie ich nur drei habe, ich könnte ſie alle reich machen.

Deß verwunderten ſich nun die guten Leute ſehr, denn ſie konnten von dem Allen Nichts begreifen. Der Venetianer mußte noch Viel erzählen, und ſie wären nicht müde geworden zuzuhören, hätte der Gaſt ſie nicht erinnert, daß es Zeit ſei zum Schlafen.

Nun hatte der Venetianer ein beſonderes Kämmerlein im Hauſe, da ſchlief er bei ſeinen wohlverſchloſſenen Kiſten. Als nun in der Nacht Alles ſtill war, ſo klopfte es leiſe an ſeine Thüre. Er dachte eben drüber nach, wie ſchön es ſein würde, wenn er wieder bei den Seinen wäre, und war wegen dieſer Gedanken noch nicht eingeſchlafen, ſondern fragte: Wer da wäre?

— Ach lieber Herr, macht mir auf, rief es leiſe, ich bin Georg und muß Euch noch Etwas ſagen!

Der Wale ahnte wohl, was Georg noch in der Nacht zu ihm treibe, und machte auf. Da trat Georg herein und ſetzte ſich auf das Bette zu dem Gaſte und ſprach: Ach, Ihr habt geſagt, Ihr wolltet mich mitnehmen in Eure Heimath, und wie meine Eltern nicht wollten, ſo meintet Ihr, daß Elternwille gleich nach Gottes Willen käme. Aber ſeht, ich will dennoch fort mit Euch, und nehmt Ihr mich nicht mit, ſo laufe ich allein, ſo weit mich die Füße tragen. Denn mir iſt, als wäre es Gottes Wille, daß ich fort ſollte von hier, und in mir ſagt immer Etwas: Gott will es! Wollt Ihr mich nun nicht mitnehmen?

— Aber ſieh', lieber Georg, ſprach der Wale, wenn ich Dich mit fortnehme, ſo härmt ſich Deine Mutter über Dich, und die Thränen der Eltern über ihre Kinder bringen keinen Segen!

— Ach, ſagte Georg, Weiber tröſten ſich bald, und meine Mutter wird ſich ſchneller beruhigen über mein Fortgehen, als über den Tod meines Brüderchens, und wenn Etwas aus mir wird, ſo wird ſie ſich über mich freuen und Euch ſegnen. Nehmt mich mit, wenn Ihr mich nicht unglücklich machen wollt!

Der Fremde wendete noch dies und jenes ein, aber Georg weinte und bat ſo lange, bis er verſprach, ihn mitzunehmen.

Am nächſten Morgen war Georg heiter und guter Dinge, und die Mutter freute ſich ſehr, daß er ſich beruhigt hatte und nicht mehr an das Fortgehen zu denken ſchien. Doch ſtille Waſſer ſind tief. Der Venetianer wollte nur noch wenige Tage bleiben, und Georg wurde doch ein wenig ſonderbar zu Muthe, wenn er dachte, daß er nun bald auf lange Zeit von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern ſich trennen ſollte. Er hoffte, der Venetianer werde mit Vorſtellungen die Seinen zur Einwilligung bewegen, es war aber Nichts davon bemerkbar. Georg baute feſt auf ſeinen Freund, als dieſer aber eines Tages ſeine Kiſten in die Stadt Oelsnitz hatte fahren laſſen und ſelbſt mitgegangen war, um Pferde an ſeinen Reiſewagen zu kaufen, den er in der Stadt ſtehen hatte, wurde Georg doch ängſtlich und meinte, er werde am Ende gar nicht wiederkommen, lief alſo gegen Abend auf die Straße hinaus ihm entgegen. Nach einer Weile ſah Georg ihn kommen, ſtürzte in ſeine Arme und rief: Um Gottes Willen, lieber Herr, verlaßt mich nicht, vergeßt nicht, was Ihr verſprochen habt!

— Georg, ſprach der Wale geheimnißvoll, ziehe heute Abend, ehe Du ſchlafen geh'ſt, Deine Sonntagsjacke an und halte Dich bereit, wenn ich Dich rufe. Denn dieſe Nacht müſſen wir fort.

— Jetzt ſchon? fragte Georg etwas erſchreckt, ich denke erſt übermorgen!

— Ich habe das Deinen Eltern nur geſagt, entgegnete der Wale, weil es mir ſchien, als glaubten ſie doch, ich könnte Dich heimlich mit fortnehmen. Sie könnten leicht in dieſer Furcht die letzte Nacht ſchlaflos bleiben, und Du dürfteſt nicht mit fort. So aber werden wir ſie überraſchen, zumal wir bis Oelsnitz gehen und dort erſt in den Wagen ſteigen. Es thut mir weh, daß ich Deine Eltern ſo hintergehen muß, aber es bleibt kein anderes Mittel übrig, weil ſie auf vernünftige Gründe doch niemals hören würden, und ich thue es doch nur aus Liebe zu Dir!

— Nun, es bleibt dabei! rief Georg, ich gehe lieber heute als morgen.

So kamen ſie in das Dorf. Abends wurde noch Viel von

der bevorſtehenden Abreiſe geſprochen, Georgs aber wurde keine Erwähnung gethan.

Alle legten ſich wie gewöhnlich ruhig ſchlafen. Georg lag mit ſeinen Geſchwiſtern in einer Kammer. Als der kleine Hans nicht mehr ſchrie, der mit drüben bei der Mutter lag, und Chriſtoph und Chriſtel tief Athem holten, wie man es im Schlafe thut, ſtand er auf, zog ſeine Sonntagskleider an und legte ſich auf das Bette. Er mochte nicht einſchlafen, aber er träumte mit offnen Augen. Da war es ihm endlich, als rufte der Venetianer ſeinen Namen, als ſtände er auf und ginge fort aus ſeines Vaters Haus. Und nun war ihm wieder, als ſäße er in einem ſchönen Wagen mit dem Fremden und er ſähe große Städte und äße und tränke ſo herrlich wie ein König, und ſo ging es fort in einem Traum. Eben hatte er von der Ankunft in Venedig geträumt, da fuhr er auf und dachte: Hilf Himmel, du haſt dich verſchlafen, und der Fremde iſt fort!

Aber wie ſtaunte er, als er ſah, daß er in einem weichen, ſeidenen Bette ſchlief, und daß die Sonne durch rothſeidene Vorhänge hereinſchien auf ſein Geſicht. Er dachte immer noch, er träume, ſchlug endlich die Vorhänge zurück und erblickte ein wunderſchönes Zimmer. Da ſprang er aus dem Bette, erſchrack aber gewaltig, als er nicht weit von ſich einen mächtigen Löwen unter einem rothen Vorhange hervorſchauen und den Rachen öffnen ſah. Da fuhr er zurück und wollte wieder in ſein Bett ſich flüchten, aber Hilf Himmel! das war in einen Tiger verwandelt. Da aber die Sonne hell auf den ſchien, ſo entdeckte er zu ſeiner Freude, daß der Tiger nicht lebendig, ſondern von Gold war, und dieſe Bewandtniß hatte es auch mit dem Löwen.

Neben ſeinem Bette lagen prächtige ſammetne Kleider, mit Gold geſtickt. Nach einigem Bedenken zog er die an und trat an das Fenſter. Da ſah er eine Stadt, ſo hoch und herrlich, wie er in ſeinem Leben noch nicht geſehen hatte, daß er ſich in ſeiner Freude gar nicht zu faſſen vermochte. Er glaubte aber, er ſei verzaubert.

— Schläfſt Du, Kleiner? fragte jetzt die Alte, denn ich hatte die Augen geſchloſſen und legte mich zurück in den Schooß meiner Schweſter.

— Ach nein, entgegnete ich, ich thue das nur ſo, weil es mir dann iſt, als erlebte ich Alles ſelber.

— Ja, ja! gerade ſo machte es mein Traugott auch, ſagte ſie, und wiſchte wieder eine Thräne vom Auge.

Nach einer Pauſe fuhr ſie fort:

Am nächſten Morgen ſtanden die Eltern auf und wunderten ſich, daß ihr Görge noch nicht munter war, wie ſie herunter kamen in die Wohnſtube. Der Vater rufte zur Treppe hinauf: Görge, ſteh' auf! Aber wer nicht kam, war Görge. Statt ſeiner wurden die kleineren Kinder munter und kamen herab, weil ſie glaubten, der Vater habe ſie gerufen.

— Warum ſchläft denn der Große ſo lang? fragte der Vater.

— Görge iſt ſchon aufgeſtanden, wie es noch ganz finſter war, und iſt die Treppe herunter und zur Hausthür hinausgegangen. Es war noch Jemand dabei, ich dachte, es wäre der Vater, erzählte die kleine Chriſtel.

Das war dem alten Georg bedenklich. Er ging hinauf in die Kammer, ſah ſeines Sohnes leeres Bette und vermißte die Sonntagskleider. Da erſchrack er ſehr, aber als er nun in die Kammer des Venetianers kam, und auch die leer ſtand, fing er an zu ſchreien, zu beten und zu fluchen durch einander, daß ſeine Frau ſich entſetzte und ſchnell die Treppe hinauf rannte. Als nun auch die den Jammer ſah, war die Wuth gegen den Fremden groß. Der Vater tobte, die Mutter jammerte, die Kinder heulten und ſchrieen, ſogar die Kühe im Stalle brüllten und der Hund winſelte. Das war ein Lärm!

— Vater, da iſt ein Brief und ein Beutel mit Geld! rief jetzt der kleine Chriſtoph, und zeigte auf einen Stuhl neben dem Bett des Walen.

— Was! der Satan will uns Geld geben für unſern Jungen? ſchrie der Vater wüthend. Chriſtoph, trage den Beutel gleich ins Waſſer.

Der Sohn nahm den Beutel und trug ihn fort, die Mutter ſchickte die Chriſtel gleich nach dem Schulmeiſter, der den Brief leſen ſollte.

Als der Schulmeiſter kam, hatte ſich der erſte Sturm gelegt, doch wie ſie ihm den Vorgang erzählten, fing es wieder tüchtig an zu donnern und zu blitzen. Der Schulmeiſter ſuchte ſie zu beruhigen und las endlich den Brief. Darin hatte der Italiener geſchrieben,

wie er nur zu ihres Georgen Glück und ihrem eigenen Segen den Jungen mitgenommen habe, und wie er hoffe, aus ihm noch einen vornehmen Mann zu machen, an dem sie rechte Freude haben könnten, und der in ihren alten Tagen ihre Stütze und ihr Stab sein werde. Wie sie das hörten, weinte die Mutter zwar noch sehr, und der Vater meinte, das seien leere Vorspiegelungen, und hörte nicht auf zu grollen, aber sie fluchten dem Walen doch nicht mehr.

Jetzt fragte der Schulmeister, ob Nichts dabei gewesen wäre?

— O ja, sagte Christoffel, ein schwerer Beutel, den ich in den Tümpel geworfen habe, wo kein Grund ist.

— Du böser Bube! schrie der Schulmeister auf ihn los, daß Du es weißt, Du hast Deiner Eltern Glück in's Wasser geworfen! Es war viel Geld drinnen, das Deine Eltern aus allen Sorgen hätte reißen können. Du mußt Prügel kriegen, daß Dir der Athem ausgeht.

— Ich hab's ihm geheißen, sagte ruhig der Bauer; denn es war Sündengeld, und das bringt kein Glück!

— O Ihr verblendeten Leute, schrie der Schulmeister außer sich, Ihr stoßt Euer Glück mit Füßen von Euch! Und wäre es Sündengeld gewesen, hättet Ihr es nicht der Kirche schenken, oder sonst ein gutes Werk damit stiften können? Das hätte Euch Segen gebracht. Aber Ihr Kleingläubigen stoßt die Hilfe, die Euch Gott schickt, mit Füßen von Euch!

Der Schulmeister konnte sich lange nicht beruhigen, der alte Georg aber blieb bei seinem Starrkopf, auch dann noch, als er das Ende des Briefes hörte, wo der Wale sagte, daß er Hundert Dukaten beilege, um sich ihnen dankbar zu zeigen, und daß sie für Georg schadlos gehalten werden sollten, der ihnen nun nicht mehr zur Hand gehen könne. Die Mutter aber fing an, sich über Christoph zu ärgern, daß er dem Vater zu gehorsam gewesen war, und widersprach sogar ihrem Manne, wenn der steif und fest behauptete, der Wale sei ein Seelenverkäufer und sein Geld hätte ihnen nur Fluch und Unheil gebracht, wenn sie es behalten hätten.

Der Winter, der nun kam, war recht traurig für die armen Leute. Die Ernte war im Sommer ihnen nicht sonderlich gerathen, ein Kornwucherer betrog sie auch um das, was sie in die Scheuer gebracht und ausgedroschen hatten, der Vater fiel in eine schwere

Krankheit, kurz vor Weihnachten stürzte noch ihre beste Kuh und an eine Christbescherung zum Weihnachtsfest war nicht zu denken. Der Vater hielt den Walen für die Ursache an all diesem Unglück.

Acht Tage vor dem Christfest saß die Mutter auf der Ofenbank und weinte, der Vater lag im Bette und war seit langer Zeit zum ersten Male wieder fest eingeschlafen. Der kleine Christoffel sagte theilnehmend: Mutter, weine doch nicht, sonst muß ich mitweinen!

Da sagte die Mutter: Ach, Ihr armen Kinder, ich muß wohl weinen, denn wir haben nicht einmal Geld, um zum heiligen Christ ein Paar Aepfel und Nüsse kaufen zu können. Hätte nur der Vater das Geld behalten! Mußtest Du es denn gleich in den Tümpel werfen?

Da lachte Christoffel und sagte: Mutter, wenn's weiter Nichts ist, so lache nur wieder, das Geld ist noch da, ich habe mich nur nicht getraut, es Euch zu sagen.

— Ei, Du Herzensjunge! sagte die Mutter und schloß Christoph in ihre Arme, der aber sprang fort, ging an den Bach, grub ein Loch in einem hohlen Weidenbaum auf und zog einen schweren Beutel heraus, den er zu Hause verstohlen seiner Mutter gab. Nun war wieder Freude im Haus.

Der Schlaf hatte den alten Görge so gestärkt, daß er immer besser wurde, und die Kraftsuppen, die seine Frau ihm kochte, brachten ihn wieder so weit auf, daß noch vor dem Christfest sein Bett aus der Stube in die Kammer gesetzt werden konnte.

Am Christmorgen früh, wie es noch ganz finster war, stand die Mutter auf, kam aber bald wieder hinauf und rief: Vater, Christoph, Christel, steht auf, der heilige Christ hat beschert! Und wie sie herunter kamen, brannte ein schön geputzter Tannenbaum mit vielen Lichtern auf dem Tisch, und da lagen für Vater, Mutter und Kinder neue Kleider und Aepfel und Nüsse und noch viele schöne Geschenke; sogar das kleine Hänschen, das noch nicht ein Jahr alt war, war nicht vergessen. Das war ein Jubel, der Vater wurde vor Freuden wieder ganz gesund, und die Mutter schlug immer vor Verwunderung die Hände zusammen, denn sie stellte sich, als wisse sie nicht, wo das Alles hergekommen sei. Wie sie nun Alle dastanden und den Christstollen kosteten und Christel ihre schöne Puppe bewunderte, hörten sie eine Kuh im Stalle brüllen.

— Das war doch nicht die Stimme unſerer Kuh? ſagte der Vater. — Freilich war ſie es, entgegnete die Mutter, ich habe vor lauter Freude dem armen Vieh noch nicht zu freſſen gegeben. Sie zündete die Laterne an und ging in den Stall, Görge aber ging mit. Und Wunder über Wunder, da ſtand neben ihrer Kuh noch eine, und dem Alten ging es wie ſeinem Georg; er dachte, daß er träume.

Die Kinder jauchzten noch über den ſo unerwarteten und reichen heiligen Chriſt, der alte Georg ſchritt ſchmunzelnd in der Stube auf und ab, die Hausfrau legte für den Mittag einen ſchönen Schweinebraten in die Pfanne, da trat der Bauer Melchior herein. Auf einmal verfinſterte ſich das Geſicht des Hausvaters, wie wenn eine Gewitterwolke vor die helle Sonne tritt. Er dachte: o weh! der kommt mahnen und nimmt mir am Ende doch noch das Häuschen ab. Denn Melchior war ſein Gläubiger und mochte nicht länger Geduld haben. Aber wie erſtaunte er, als Melchior freundlich ſagte: Nun, Nachbar, ich wünſche Euch Glück zu den Feiertagen! Ei, wie iſt der heilige Chriſt bei Euch eingezogen! Solche ſchöne Sachen hat er meinen Kindern nicht mitgebracht. Und da wir jetzt in Richtigkeit ſind, ſo ſteht Euch mein Beutel jederzeit wieder offen, wenn Ihr etwas brauchen ſolltet; denn richtige Rechnung macht gute Freunde!

— In Richtigkeit? Wie meint Ihr das? fragte der alte Georg.

— Wie geſagt, fuhr Melchior fort, ich bin bezahlt, und der Adam und der Pfeiferfriedel auch. Ihr dürft nicht darnach fragen; ein reicher Herr hat Euch ſchuldenfrei gemacht und hat Euch auch dem Jahnsmüller ſeine Schecke gekauft, die ſchönſte Kuh im ganzen Dorf.

Das war dem Bauer faſt zu viel Glück auf einmal. Die letzte Spur von Schwäche, die er von der Krankheit her noch fühlte, verſchwand; er zog ſeine neuen Kleider an, die ihm beſchert worden waren, und ging nach Adorf in die Kirche, um Gott für ſeinen reichen Segen von ganzem Herzen zu danken.

Ihr errathet wohl, daß die kluge Frau das Alles im Geheimen ſo angeſtellt hatte. Sie hatte aber immer noch einen Reſt in ihrem Beutel, womit ſie gut zu wirthſchaften wußte. So kam das Hausweſen der armen Leute wieder in die Höhe, und ſie galten überall

für wohlhabend. Als der Alte nun endlich den Hergang der Sache erfuhr, so meinte er: Der Wale hat es am Ende doch gut gemeint und wird vielleicht auch unseren Sohn glücklich machen! Und sie waren wieder fröhlich und guter Dinge.

Die Erzählerin hielt an. Ich schlug die Augen auf, neugierig auf den Verlauf der Geschichte, meine Schwester fragte: Ist es alle? — Dachte gar, meinte ich, wir wissen ja noch nicht, wie es mit Georg geworden ist.

Die Alte pflückt sich schweigend eine Handvoll Preißelsbeeren. Während sie die aß, sahen wir wieder eine Thräne in ihrem Auge, sie dachte an ihren Traugott. Ich fühlte ihren Schmerz und schaute andächtig in ihr tiefgeprägtes braunes Antlitz, meine Schwester aber fragte ungeduldig: Nun, wie ist es denn mit Georg geworden?

— Das will ich Euch jetzt erzählen, begann die Alte wieder. Wie Georg in dem prächtigen Zimmer stand und durch die hohen Bogenfenster hinausschaute auf eine große, herrliche Stadt und drüben das Meer sah mit Tausenden von Schiffen, die mit ihren Masten und Flaggen über die Häuser hervorragten und unten in den Straßen Gondeln und Kähne bunt durcheinander, und wie er immer noch dachte, er träume, da trat ein hoher Mann herein, so glänzend angethan, wie ein König, und fragte: Nun Georg, Du hast lange geschlafen, bist Du endlich munter?

Georg erschrack und wußte nicht, wer es war, sondern schaute den stattlichen Mann mit großen Augen an.

— Kennst Du mich denn nicht mehr, Georg? frug der Herr wieder, und wir haben so lange zusammen gelebt in Deines Vaters Haus und sind mit einander her nach Venedig gereist, und jetzt bist Du Gast in meinem Hause.

Da erkannte ihn Georg wieder und war voller Freude, aber, rief er, wie bin ich denn hierher gekommen, ich weiß ja Nichts davon!

— Wie, sagte der Venetianer, weißt Du es denn nicht mehr, wie wir bei Nacht und Nebel aus Deines Vaters Haus gingen?

— Ja, aber ich glaubte, ich hätte das nur geträumt.

— Weißt Du denn nicht mehr, wie wir mit einander durch alle die schönen Städte gefahren sind und wie Du Dich wundertest über die hohen Kirchen und Paläste?

— Ja, und wenn mir recht iſt, iſt uns vor Nürnberg ein Rad gebrochen, und wir kamen erſt bei Nacht und Nebel in die Stadt, und der Gaſthof, wo wir einkehrten, hieß das goldene Kreuz, und war ein dicker, luſtiger Wirth da — das weiß ich Alles noch, aber mir iſt es wie ein Traum.

— Nun hältſt Du denn auch das für einen Traum, daß wir geſtern Abend hier ankamen, und daß großer Jubel war in meinem Hauſe über unſere Ankunft, und daß Du meine Kinder nicht verſtehen konnteſt, weil ſie italieniſch ſprachen und ich Dir erſt Alles verdeutſchen mußte?

— Das iſt mir erſt recht wie ein Traum, und mir iſt's auch wie ein Traum, daß ich nun in Venedig bin, ſagte Georg. Und es war auch kein Wunder, daß all die Herrlichkeiten und das abwechſelnde Leben, in das der arme Bauernknabe gekommen war auf der Reiſe, ihn ſo betäubt hatten, daß ihm Alles wie ein Traum war.

Georg mußte nun mit dem Walen in ein anderes Zimmer gehen. Als ſie da eintraten, erſchrack er gewaltig, denn alle Wände waren große ſilberne Spiegel und überall, wohin er ſah, erblickte er ſich als Junker gekleidet. Die Kinder aber ſprangen ihm entgegen und ſagten ihm tauſend ſchöne Sachen, wovon er aber Nichts verſtand. Auch die ſchöne Hausfrau hatte große Freude über den deutſchen Knaben, und für Georg begann ein herrliches Leben, wie wir es hier in unſerem armen Voigtlande gar nicht denken können.

Georg lebte nun in Venedig, und das Haus, in dem er wie ein lieber Sohn gehalten war, wurde ihm immer theurer. Er lernte gar bald die welſche Sprache und wurde nun von gelehrten Männern mit den Kindern des Hauſes in Sprachen, in der Weltkunde und in anderen ſchönen Dingen unterrichtet. Es dauerte gar nicht lange, ſo war er weiter als die Andern gekommen, und ſie konnten ſich ein Beiſpiel im fleißigen Lernen an ihm nehmen. Was er aber am ſchnellſten begriff, war das Lautenſpiel, und dazu ſang er ſo ſchön, daß man meinte, man höre einen Engel vom Himmel ſingen.

Wenn der Frühling kam, ſchickte er an die Seinen in Freiberg durch einen Walen, der jedes Jahr dahin ging, einen Brief und ſagte ihnen, wie gut es ihm gehe. Da freuten ſich denn die Alten

und die Geſchwiſter ſehr, und der Wale, der den Brief brachte, mußte bei ihnen bleiben und wurde nicht müde zu erzählen, was für ein feiner junger Herr Georg geworden wäre.

Als nun Georg ein Jahr in dem Hauſe des guten Venetianers gelebt hatte, ſo bat er, daß er ein Kaufmann werden dürfte. Darüber freute ſich nun ſein Pflegevater ſehr, denn er hatte ſchon lange im Stillen gewünſcht, Georg möchte ſich dazu entſchließen, und gab ihm auch ſogleich eine Stelle in ſeinem Geſchäfte. Weil nun die Deutſchen in dem Rufe ſtehen, daß ſie brave, ehrliche Leute ſind, ſo wurde von dem Herrn ihm Alles anvertraut, und Georg machte dieſem Zutrauen alle Ehre. Wie er nun Alles genau gelernt hatte, fuhr er mit den Schiffen ſeines Patrons über das Meer und ſah viele fremde Länder. Da er ſeine Geſchäfte ſtets mit Glück und Geſchick ausrichtete, ſo ſchenkte ihm ſein Pflegevater viel Geld, ſo daß er ſich bald ein eigenes Geſchäft hätte gründen können, wenn es ihm nicht zu weh gethan hätte, ſich von dem Hauſe ſeines Wohlthäters, mit deſſen Kindern er in der größten Freundſchaft lebte, zu trennen.

Da kam nun einſtmals der Tag wieder, wo der Herzog von Venedig ſeine Vermählung mit dem Meer feierte. Georg war nach ſeiner Gewohnheit in einer Gondel allein hinausgefahren und ſah das Meer bedeckt von unzähligen hohen Schiffen und Tauſenden und aber Tauſenden von Gondeln und Kähnen, auf denen ganz Venedig, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung mit Freuden des Feſtes wartete. Er fuhr da ganz mutterſeelenallein unter dem bunten Haufen herum und ſah mit vielem Vergnügen die tauſend ſchönen Frauen und Mädchen, die ſangen, ſcherzten und lachten nach Herzensluſt. Da kam er an ein Schiff, das ſo hoch und prächtig war, wie wenig andere. Und wie er nun an dem hinaufſchaute, ſah er ein Mädchen mit langen ſchwarzen Locken, in denen der Wind ſpielte, als wäre es ihm eine rechte Luſt, und ihr Geſicht war wie ein Maimorgen, ſo mild und erquicklich, aber ihr Auge glich einer Mondſcheinnacht.

Wenn Einem die Nacht im Schlafe der Mond auf das Geſicht ſcheint, ſo bekommt man eine ſolche Sehnſucht nach dem Monde, daß man keine Ruhe mehr hat unten auf der Erde, ſondern man möchte hinauf und weiß doch, daß man nicht hinauf kann; es iſt aber, als

hätte der Mond eine Gewalt über uns und zöge uns hinauf. Denn ſolche mondſüchtige Leute ſteigen auf die höchſten Dächer und Thürme und fallen doch nicht herab; aber man darf ſie nicht wecken, ſonſt ſtürzen ſie ſich zu Tode.

Dieſe Kraft haben nun auch manche Menſchen in den Augen, und wenn ihnen Jemand recht tief hineinſchaut, ſo iſt er an ſie gebunden und hat keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Und wenn er den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht nicht erreichen kann, ſo verſchmachtet er, und es gibt auch kein Mittel gegen ein ſolches Uebel, als — eine Heirath.

Deshalb ſagte ich, des Mädchens Auge wäre wie eine Mondſcheinnacht geweſen. Denn wie Georg ſie erblickt hatte, ſo war er auch wie verzaubert und dachte: Die iſt's! Das Mädchen ſchaute hernieder auf das belebte Waſſer, und ihr Antlitz umgab ein feiner ſeidener Schleier, der doch gleichwohl Nichts verhüllte. Sie bemerkte Georg auch und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem kräftigen Jungen, der ſchlank und hoch mit ſeinem Ruder und der Laute am rothen Band um den Nacken im Kahne ſtand. Georg hätte gern ſeinem Herzen in einem Liede Luft gemacht, aber er durfte es ja mitten unter der Menſchenmenge nicht wagen und mochte es auch Niemandem verrathen, welche ſchöne Perle er gefunden habe.

Jetzt donnerten die Kanonen von allen Schiffen, von hundert Thürmen läuteten die Glocken, das goldene Schiff des Herzogs kam prächtig einhergeſchwommen, alle Gondeln und Kähne drängten ſich in ſeine Nähe, aber Georg hatte für Nichts Auge, als für das Mädchen. Wie Alles hinüberſtarrte, nahm er ſchnell ſeine goldene Kette vom Halſe, hing ſie über die Ruderſtange und reichte ſie der Geliebten hinauf. Ueber ihr Antlitz flog eine Röthe, wie über den Himmel beim Sonnenaufgang; doch nahm ſie die Kette und hing ihre eigene an das Ruder. Wer war ſeliger als Georg! Er küßte, daß ſie es ſah, das goldene Herz der Kette, verbarg ſie an ſeinem Herzen und fuhr ſchnell ein wenig hinweg. Jetzt donnerten wieder die Kanonen, der Herzog hatte ſich mit dem Meere vermählt in Venedigs Namen und ſegelte zurück in den Hafen; ihm folgten all die Tauſende von Schiffen und Gondeln im bunten Gewühl, aber Georg verlor das Schiff, welches ihm am liebſten war, nicht aus den Au-

gen. Er ſah, wie ſie mit Andern aus dem Schiff in eine Gondel ſtieg, und folgte von fern bis zu dem Hauſe, wo ſie wohnte. Als er in ſein Zimmer kam, war er wie neugeboren, ſo wunderſelig, daß er ſelbſt nicht wußte, wie ihm geſchah.

Nun war er niemals mehr allein; Tag und Nacht ſah er das Bild ſeiner Geliebten vor ſich und wurde ſo träumeriſch und zerſtreut, daß das ſcharfe Auge ſeines zweiten Vaters gar bald merkte, wie viel die Glocke geſchlagen hatte. Aber er ſchwieg ſtill.

Münchner Skizzen.

Von

Hermann Marggraff.

II.

Literatur und Literaten.

Die literariſche Stallfütterung in Leipzig war in den letzten Jahren ſo überſchwenglich reichlich ausgefallen, ich fühlte mich von dem Genuß literariſcher Bekanntſchaften und Discuſſionen ſo überfüttert und abgeſpannt, daß ich mich in Bezug auf das Anknüpfen neuer literariſcher Bekanntſchaften abſichtlich auf eine ſtrenge Diät ſetzte. Ich habe bisher nur wenige Repräſentanten der Münchner Literatur kennen gelernt, nur in flüchtiger Begegnung, wie wenn man mit dem Aermel an einen Vorübergehenden anſtreift. Wenn ich mich durch ſtrenge Diät von der Leipziger Ueberſättigung hergeſtellt fühlen werde, hoffe ich wohl das Verſäumte nachzuholen. Nicht einmal an der Beſchmauſung Oehlenſchlägers auf der Menterſchwaige habe ich Theil genommen, da ich aus früherer Erfahrung weiß, wie ſelten die reine, urſprüngliche Begeiſterung daran Theil hat und wie häufig ſie bei ſolchen Gelegenheiten im Weihrauchdampf gegenſeitiger Betoaſtung, Beräucherung und Anſingung aufgeht; höchſtens, daß die Lärmſchüſſe knallender Champagnerpropfen einen Moment erhöhterer Empfindung anzeigen. Möglich, daß man in München reiner und ungemiſchter fühlt, obgleich ich dem hieſigen Selbſtlob unberechnender Naivetät doch nicht ſo ganz traue. Auch gehöre ich nicht zu denen, welche den hier durchreiſenden renommirten Schriftſtellern Zſchocke, F. von Holbein, Deinhardſtein u. ſ. w. die Aufwartung machten, da ich aus Erfahrung weiß, wie gering dabei das gegenſeitige Vergnügen in der Regel iſt.

Charles of 6 for sale to him, all to Essex, 1591 xxiv. Gilles to his friend Nicholas Hotteville prefers not to see the ambassador as wishes, he sees the Admiral every night, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham, Hotteville has left for Rouen, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham, he has not seen Hotteville lately but will do so, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham thinks Hotteville's presence in Normandy for benefit Protestants, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham, Hotteville has left for Rouen, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham, he has spoken to Hotteville, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham, Hotteville's departure, 1572 xxiv. Gilles to Walsingham, Hotteville has left for Rouen

wendet und freilich ganze Generationen in Kampf und Unruhe ſich darüber verzehren läßt.

Die hieſigen Literaten und Poeten klagen über die Theilnahmloſigkeit des deutſchen Nordens an ihren Beſtrebungen und Productionen. Aber ſchon der hier verſtorbene talentvolle Novelliſt und Lyriker, Aloys Büſſel, Verfaſſer des Romans: „Pilgernächte des Meiſters Tiſotheus", der Canzonen: „des Kaiſers Schatten" u. ſ. w. klagte vielfach darüber, daß der Sitz dieſer Theilnahmloſigkeit und Gleichgiltigkeit in München ſelbſt zu ſuchen ſei. Was kann das deutſche Ausland dafür, daß München kein Journal beſitzt oder nicht auf die Dauer in Schwung bringen kann, worin die Intereſſen der Münchner Literatur vertreten und ihre Erzeugniſſe zur Kunde der außerbaieriſchen Staaten gebracht würden? F. von Elsholtz, A. von Maltitz und Baron Zu-Rhein begründeten die „Theeblätter", welche ſpäter als „Deutſche Blätter" monatlich erſchienen, wirklich ganz hübſche Aufſätze brachten und ein Mittel- und Sammelpunkt für die hieſigen literariſchen Kräfte zu werden verſprachen. Dies freilich nur für ein fein äſthetiſches Publicum berechnete Journal hätte verdient, auch im deutſchen Auslande Verbreitung zu finden; aber zuvörderſt mußte doch auf Südbaiern und München gerechnet ſein, und Südbaiern und München verſagten ihre Theilnahme. Wenn der Saft in der Wurzel vertrocknet, wie kann man verlangen, daß er ſich dem Stamm und der Krone des Baumes mittheile? C. Fernau, (Darenberger) klagt ſelbſt in ſeinem „Münchner Hundert und Eins:" die hieſige Journaliſtik beſchränkt ſich auf einige Localblätter, und dieſe zahlen faſt keine Honorare. Ermunterung fehlt. München hat keinen Markt wie Leipzig, wie Stuttgart, kein literariſches Publicum wie Wien. Die hieſigen Buchhändler verlegen außer Erbauungs-, Gebetbüchern u. ſ. w., faſt nur Schriften, welche einen localen Inhalt haben, und dieſe erleben auch meiſt mehrere Auflagen. Keine Stadt in Deutſchland beſitzt wohl eine ſo ſpecielle gründliche Literatur über ihre Geſchichte, Kunſtwerke u. ſ. w. als München, und noch immer iſt dieſe Stadtliteratur im Wachſen, da München wirklich bei näherer Bekanntſchaft in vergangener und gegenwärtiger innerer Entwickelung und äußerer Geſtaltung ein unerſchöpfliches und überraſchend reiches Intereſſe bietet. Es liegt überhaupt in der hieſigen Atmoſphäre, wie ich offen geſtehen muß, etwas undefinirbar

Verführerisches, was dem Beobachter die kleinste Stadteigenthümlichkeit lieb und werth macht. Viele, welche ohne besonders günstige Erwartungen und nur eines temporären Aufenthalts wegen hierher kamen und sich für Jahre, ja für die Dauer ihres Lebens hier fesseln ließen, gestehen dies ein und zeugen dafür. Die eigentlich raisonnirfertigen und vorzugsweise nach Außen lebenden Naturen werden in München freilich den ihnen entsprechenden Boden nicht finden.

Der bekannte dramatische Schriftsteller, F. v. Elsholtz, Geschäftsträger mehrerer sächsischen Herzoge am königlich baierischen Hofe, stiftete eine literarische Dienstagsgesellschaft, auch die Gesellschaft der Zwanglosen genannt, weil, wie Fernau bemerkt, „den Mitgliedern auch Bier zu trinken und zu rauchen erlaubt ist". Gegenwärtig versammelt sie sich in der Weinhandlung von Ott, früher bei Junemann; ihre größeren Festschmäuse feiert sie zum Theil auf der Menterschwaige. Sie ist keine speciell literarische Gesellschaft, sondern hat auch viele nicht literarische Elemente in sich aufgenommen, so daß sie, abgesehen von dem Vorlesen von Fest- und Gelegenheitsgedichten, als eine mehr gesellige Zusammenkunft zu betrachten ist. Mehrere ihrer liebenswürdigsten und belebend-belebtesten Mitglieder hat sie bereits eingebüßt, so den edlen Freiherrn August von Zu-Rhein, welcher seinem amtlichen Rufe nach Regensburg gefolgt und ein freundlicher Liederdichter ist. Zugleich gehörte er zu jenen einflußreichen Protectoren der Literatur, die in dem Kreise, auf den sie wirken, geistiges Leben zu verbreiten und die vorhandenen literarischen Kräfte anzuregen und zusammenzuhalten wissen. Gegenwärtig werden derartiger Personen, welche mehr als Genießende an der Literatur förderlam Theil nehmen, leider immer weniger. Ihm an Gesinnung und redlichem Streben verwandt, zeigte sich Apellonius von Maltitz, Verfasser mancher sinnvollen Gedichte, auch als dramatischer Schriftsteller beachtenswerth, jetzt in Weimar. Beide vertraten mit Ernst und Würde als Förderer und Patrone des geistigen und literarischen Lebens die noble Richtung der älteren Adelsbildung. F. von Elsholtz, der eigentliche Stifter der Zwanglosen, residirt in seiner reizend am Starnberger See gelegenen Villa und mag wohl schon deshalb nur noch selten an den Versammlungen der Gesellschaft Theil nehmen. Stieglitz träumt über den Lagunen Venedigs, Ehrenbaum, der Verfasser eines Romans: „Der Pi-

chologe" iſt, vielleicht nicht ganz freiwillig, ausgewandert, Maßmann, der Turner und deutſche Sprachforſcher, hat Urlaub nach Berlin genommen. Mehrere angeſehene Mitglieder verlor die Geſellſchaft durch den unerbittlichen „Gevatter Tod", ſo Eduard von Schenk, den Dichter des Beliſar, Aloys Büſſel, und erſt im Laufe des gegenwärtigen Jahres den Gymnaſialdirector, Franz Paula v. Hocheder, welcher den Verein durch ſatyriſch-humoriſtiſche Aufſätze zu erheitern pflegte. Andere erſcheinen gar nicht mehr oder nur ſelten, wie z. B. Weichſelbaumer, welcher als Tragödiendichter berühmter ſein würde, wenn nicht zwiſchen ihm und der norddeutſchen Journaliſtik die Donau flöße, und deſſen jüngſte Tragödien: „Die Longobarden" und „Wladimir und ſeine Söhne" von eben ſo viel künſtleriſchem Bewußtſein, als dramatiſchem Talente zeigen. Söltl, hieſiger quiescirter Profeſſor, bekannt als Geſchichtſchreiber der Deutſchen, der Pfalzgräfin Eliſabeth u. ſ. w., auch Verfaſſer eines Werkes über München, worin der geſchichtliche, auf tolerant-humaner Geſinnung und tüchtigen Studien beruhende Theil ſehr beachtenswerth iſt. Zuccarini, ein ehrenhafter Charakter, naturgeſchichtlicher, beſonders im botaniſchen Fache ausgezeichneter Autor, auch Herausgeber einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Kleeblätter"; der als Kenner des Altdeutſchen berühmte J. A. Schmeller, Verfaſſer des vortrefflichen „baieriſchen Wörterbuchs"; der myſtiſche Arzt Ringseis; Franz von Kobell, der gemüthvolle Verfaſſer der „Gedichte in ſüdbaieriſcher Mundart", wovon jetzt der zweite Band, Berchtesgaden umfaſſend, erſchienen iſt, und Andere. Die jetzigen Stammhalter ſind vorzugsweiſe wohl folgende: Hofrath Thierſch, der Reiſende von Martius, Heumann, der gründliche Kenner chineſiſcher Literatur, Franz Graf von Pocci, auch im Norden durch anmuthige Märchen, durch ſeine Soldatenlieder u. ſ. w. bekannt, zu denen er ſelbſt Illuſtrationen lieferte; ferner Dr. Darenberger, genannt Carl Fernau, deſſen „Münchner Hundert und Eins" treffliche, die geiſtige Phyſiognomie Münchens abſchildernde Skizzen enthält, welche von eben ſo zartem als tiefem Gemüth zeigen und mich häufig an die lyriſche Auffaſſungsweiſe des verſtorbenen Berliner Ferrand unwillkürlich erinnerten.

Ernſt Förſter, der bekannte Mitredacteur des Cotta'ſchen Kunſtblatts, bildet in dieſem Kreiſe ein Element, wie es in keiner

Geſellſchaft von ſolchem Charakter fehlen darf, indem die Anregung zu mancherlei Feſtlichkeiten, wie noch erſt jüngſt die zur Herderfeier, hauptſächlich von ihm auszugehen ſcheint. Auch iſt er der allezeit fertige Toaſtbringer und Feſtdichter, welcher mit gleicher Unparteilichkeit und Gewandtheit den Virtuoſen Liszt und die Kunſtgrößen Cornelius und Thorwaldſen beſingt. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit iſt übrigens erſtaunlich, ſeine durch ausgebreitete Erfahrungen unterſtützte Technik und Virtuoſität im kritiſchen Kunſtfache außerordentlich, und die Urtheile, die er mit einer gewiſſen Miene der Unfehlbarkeit ausſpricht, ſcheinen ihm wie reife Pomeranzen von ſelbſt in den Schooß zu fallen. Ferner nimmt in dieſem Kreiſe Fr. Beck, der talentvolle Verfaſſer einer Sammlung wohllautender und theilweiſe von tief katholiſcher Innigkeit erfüllter Gedichte, dadurch eine hervorragende Stellung ein, daß er Redacteur der Münchner politiſchen Zeitung iſt; oder vielmehr, er könnte dieſe hervorragende Stellung einnehmen, wenn der politiſche Theil der Zeitung, wenigſtens zum größeren Theil, aus Originalartikeln beſtände, das Feuilleton aber durchweg den höheren wiſſenſchaftlichen und literariſchen Intereſſen Münchens gewidmet wäre. Aber der Redacteur ſcheint es ſich im Gegentheil zur Aufgabe gemacht zu haben, jede Gelegenheit zu vermeiden, bei welcher er die wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beſtrebungen Münchens zur Kunde des Auslandes bringen könnte. Alſo hatte doch der verſtorbene A. Büſſel mit ſeiner Klage Recht, daß der Grund, warum die Münchner Poeten und Literaten auswärts ſo wenig bekannt ſind, hier in München ſelbſt geſucht werden müſſe. Zuletzt nenne ich noch als ein nicht eben emſiges Mitglied dieſes Vereins den Maler W. Lindenſchmitt, welcher auch im Norden durch ſeine Gemälde in der Neuen Reſidenz, unter den Arkaden, im Schloſſe von Hohenſchwangau u. ſ. w., namentlich aber durch ſein Freskobild an der Sendlinger Kirche bekannt iſt. Er ſtellte darin den Todeskampf der Oberländer Bauern gegen die öſterreichiſche Uſurpation, oder die Mordweihnachten von 1705 mit eindringlicher Lebhaftigkeit dar, hat auch dieſen heldenmüthigen Kampf, welcher ſich auf dem Sendlinger Kirchhofe, nach entſetzlicher Metzelei, mit dem Untergange der Gebirgsbewohner zu Gunſten der öſterreichiſchen regulären Uebermacht entſchied, in einer Broſchüre beſchrieben, deren zweitauſend Exemplare ſtarke Auflage bei Gelegenheit der Einweihung

des Bildes in wenig Tagen vergriffen war. In seinen Gemälden, wie in seinen literarischen Arbeiten hat er sich die Verherrlichung deutscher Heldenkraft und deutscher Selbständigkeit zur Hauptaufgabe gemacht. W. Lindenschmitt, übrigens ein studirter Mann, arbeitet gegenwärtig an einem größeren, die deutsche Urstammgeschichte betreffenden Werke, welches mit Illustrationen in Holzschnitt erscheinen soll.

Diese und noch Andere, unter denen ich noch den pensionirten Oberappellationsrath und Epigrammatisten, von Seuffert, einen Mann von sehr ehrenwerthem Charakter, nennen will, bilden die Gesellschaft der Zwanglosen, welche, wie sich leicht denken läßt, nicht die gesammte hiesige Literatur in sich aufgenommen hat. Mit der gelehrten Literatur will ich mich jedoch hier nicht befassen, da es mich offenbar zu weit führen würde, auf die „Münchner gelehrten Anzeigen" auf die historisch oft wichtigen Schriften des „Oberbaierischen Vereins", für welchen besonders der Staatsrath von Stichaner, Föringer und Professor Hefner thätig sind, auf die schriftstellerischen Leistungen des als Gelehrter eigenthümlich tiefen, als Erzähler gemüthvollen G. H. von Schubert, des staatswirthschaftlichen Schriftstellers F. B. W. v. Hermann, welcher auch den unter Protection des Kronprinzen in zwei Jahrgängen erschienenen Münchner Prachtkalender herausgab, des Chemikers Fuchs, des in einseitiger Richtung gründlich forschenden Historikers Höfler u. s. w. näher einzugehen. Ich könnte Ihnen auch noch den als Kunstschriftsteller bekannten Canonicus Speth *), Beilhack, welcher eine sehr brauchbare deutsche Grammatik mit Beigabe von Sprachdenkmalen geschrieben hat, oder den Professor Metzger nennen, welcher sich durch einige zugleich gründlich und scharf und stellenweise nicht ohne treffenden Witz geschriebene Untersuchungen über Fragen der Architectur, mitgetheilt in der „Wiener Bauzeitung" und in den „Münchner Jahrbüchern für bildende Kunst", in ehrenvoller Weise bekannt gemacht hat. Besondere Erwähnung verdient noch der berühmte Architect Leo von Klenze, dessen auf seiner Reise nach Griechenland gesammelte „Aphoristische Bemerkungen" (Berlin 1838) durch ihre

*) Der vierte Band von Speth's vor längeren Jahren erschienenen, in artistischer Hinsicht interessanten „Reise nach Italien" ist im Manuscript seit Langem fertig, ohne daß auf den Druck und die Veröffentlichung desselben bis jetzt Aussicht wäre.

Darſtellungsweiſe auch dem Laien ein großes und mannichfaltiges Intereſſe bieten. Auch leben hier Sulpiz Boiſſerée, der das ſchöne Prachtwerk über den Kölner Dom herausgab, Nagler, Verfaſſer des höchſt fleißig gearbeiteten Künſtlerlexikons und Andere.

Ich wende mich, als uns Allen näher liegend, zu der productiven Literatur Münchens zurück. Sie wiſſen und mit Ihnen Europa, daß der regierende König Baierns mit der Würde eines Herrſchers auch die eines lyriſchen Dichters verbindet, weshalb die Franzoſen ihn auch den roi-poëte nennen; auch unſer Kronprinz hat in dem Taſchenbuche Charitas, welches ein Vereinigungspunkt der baieriſchen Dichter und Novelliſten zu werden verſprach oder verſpricht, wohllautende Gedichte veröffentlicht; endlich hat Maximilian, Herzog in Baiern, unter dem Namen Phantaſus mehrere Bändchen Novellen, ein „Skizzenbuch" u. ſ. w. herausgegeben, die ſich ſowohl durch leichte und gewandte Erzählungsgabe als durch einen fröhlichen Lebensmuth vortheilhaft auszeichnen. Bekannt iſt deſſelben hohen Verfaſſers recht intereſſante „Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838" (München, 1839; zweite Auflage 1840).

Aus dieſen über meine Kritik hinausreichenden hohen Sphären laſſe ich mich wieder herab und nenne Ihnen noch Guido Görres, Sohn des berühmten J. J. von Görres, den Herausgeber und Verfaſſer der myſtiſch tiefen „Marienlieder"; Aurbacher, bekannt als ſehr humoriſtiſcher Dichter des Schwanks von den ſieben Schwaben; Steub, welcher erſt ganz kürzlich ein ſehr gelehrtes, aber auch hypotheſenreiches Werk über die Verwandtſchaft der rhätiſchen Sprache mit der Etruskiſchen geſchrieben hat. Ohne die Bedeutung und den wiſſenſchaftlichen Zweck dieſes Buches zu verkennen, enthalte ich mich doch jedes Urtheils, da ich von dem Rhätiſchen und Etruskiſchen nicht ein Wort verſtehe, überhaupt auch zweifle, ob ich je in die Verlegenheit kommen werde, mich mit einem Altrhätier oder Altetrusker in deren Landesſprache zu unterhalten. Dagegen habe ich Steub's früher erſchienenen „Bilder aus Griechenland" ihrer Friſche und Lebendigkeit, und theilweiſe ſelbſt humoriſtiſchen Auffaſſung wegen in den Blättern für literariſche Unterhaltung zu loben Gelegenheit gehabt; neulich aber mußte ich in einer im Morgenblatt mitgetheilten Correſpondenz aus München leſen, daß Steub „genial" ſei. Gott behüte uns vor unſeren Freunden! Wie ſchwer wird es von jetzt an

Herrn Steub fallen, ein Manuſcript bei einem Verleger loszuſchlagen! Man nenne einen Schriftſteller gemein, trivial, geſinnungslos, frivol, dumm, frech, aber für die Menge unterhaltend, und der Buchhändler der gewöhnlichen Art wird mit allen zehn Fingern zugreifen; man nenne ihn genial, und er wird die zehn Finger nur brauchen, um das Manuſcript verächtlich von ſich zu ſtoßen. Wie es Vogelſcheuchen gibt, ſo iſt das Prädicat „genial" die Buchhändlerſcheuche. — Auch befindet ſich hier der norddeutſche Hiſtoriograph Dönniges, mein Landsmann, ferner der bekannte, viel genannte, auch wohl viel angefeindete Publiziſt, G. Bacherer, jetzt hieſiger Hausbeſitzer; doch kann ich von ihm eben ſo wenig, als von allen übrigen hier lebenden Schriftſtellern ſagen, mit welcher literariſchen Arbeit ſie jetzt guter Hoffnung ſind. Man hat hier nicht ſo das Herz auf der Zunge, wie in Leipzig, und eine kameradſchaftliche Mittheilungsluſt findet hier nicht in gleichem Grade ſtatt. Der ſehr talentvolle Verfaſſer des Romans „Ritter und Bauer", Lentner, iſt ein ſüdbaieriſcher Autochthone und zuweilen, wie ich höre, auch beſuchsweiſe in München. Noch muß ich Ihnen den hier lebenden Fallmerayer nennen, der Ihnen durch ſeine Verſuche, die jetzigen Griechen im Schmelztiegel ſeiner Reflexionen und Unterſuchungen in Slaven umzuformen, bekannt ſein wird. Uebrigens ein origineller Kopf, mit den Eigenthümlichkeiten des Orients genau vertraut, voll Leben und Geiſt und, wie mehrere ſeiner Skizzen aus dem Morgenlande darthaten, trefflicher Styliſt und tüchtiger Schilderer.

Ferner vermuthe ich, daß die liebenswürdige pſeudonyme Schriftſtellerin, Emma von Niendorf, eine Frau von Suckow, ſich häufig und für längere Zeit hier aufhält. Ich kenne von ihr einige reizende lyriſche Sachen und mehrere Reiſeſchriften, in denen ſich eine naive Tiefe des Gemüths offenbart, ein faſt myſtiſches Geheim- und Inſichhineinleben, wodurch ſie ſich weſentlich und in echt weiblicher Liebenswürdigkeit von mehreren norddeutſchen Schriftſtellerinnen unterſcheidet, welche, pikant-geiſtreich und coquett-ſuffiſant und médiſant, meiſt an der Oberfläche der äußeren Erſcheinung hängen bleiben, wie der Schmetterling an der Blume, nicht wie der Roſenkäfer, welcher ſich tief in das Herzblut der Blume einſenkt und vergräbt. Neulich las ich von ihr einen phantaſtiſchen Aufſatz in der Europa, worin dieſe Dame einen nächtlichen Bilderſpuk in der Münchner Pina-

kothek beſchreibt, ganz in derſelben Weiſe, wie ich in meinem bereits dem Jahre 1837 angehörigen Büchlein „Bücher und Menſchen“ ein ähnliches phantaſtiſches Gezeuge geſchildert habe. In einem „Nächtliche Bilderſchau“ betitelten Aufſatze ließ ich die Hauptbilder des Berliner Muſeums lebendig aus ihren Rahmen hervor und mit den ſie beſuchenden Hauptgemälden der Kunſtausſtellung in Verkehr und dramatiſche Handlung treten. Wer denkt des Erfinders, während man jetzt der phantaſtiſchen Idee der Dame Beifall zulächelt? Doch ich beklage mich nicht über das ſchlechte Gedächtniß unſerer Leſer und Journaliſten, die, außer an ſich, auch noch an ſo vieles Andere zu denken haben; aber glücklich preiſe ich die Dame, die jetzt noch den Muth und die Neigung hat, ſich vor dem lichten Tage der kritiſchen Wahrheit in das heimlich unheimliche Zwielicht der Phantaſie zu flüchten. Mir ſind die Flügel zu einem ſolchen Wagniß von der Gluth des Tages ſchon längſt verſengt und ich fühle die Nadel, welche mir mehr als eine muthwillige Büberei durch die Bruſt geſtochen. Die Thräne, die ich, leider noch manchmal ſentimentaler Menſch, jetzt weinen möchte, fällt nun freilich vielleicht Manchem zum Aerger und Schmerz als kritiſcher Gifttropfen auf das Papier nieder mit ätzender Schärfe. Vielleicht erzähle ich einmal ſpäter der Welt, wie man Kritiker wird; es greift dies vielleicht tiefer in den faulen Zuſtand der moraliſchen, geſellſchaftlichen und literariſchen Dinge ein, als der leichte und flache Sinn der Menge meint. Und welche Hetzereien, Plackereien, gemeine Zu- und Anmuthungen, Undank und Unredlichkeit, lügneriſche Huldigungen, Intriguen, Perfidien, lächelnde Schurkereien und poſſierliche Jämmerlichkeiten und Eitelkeiten könnte nicht ein Kritiker in ſeinen Memorabilien der Welt aufdecken! —

Was unſere Theaterdichter anlangt, ſo iſt es unter ihnen nur den Vertretern der Luſtſpielmuſe gelungen, im deutſchen Auslande populär zu werden. Beſonders iſt der gewandte Bühnenſchriftſteller, Johann von Plötz, zu nennen, deſſen Luſtſpiele, z. B. „das Abenteuer in der Neujahrsnacht“, „die Hintertreppe“, neulich noch „der verwunſchene Prinz“ u. ſ. w. die Runde über alle deutſchen Bühnen gemacht haben. Tiefer in die modernen Conflicte griff er mit ſeinem Stück: „Der Kaufmann, oder Stolz der Geburt und Stolz des Geldes“ ein, welches, wie ich aus Fernau's Schrift über München er-

fahre, in der baierischen Hauptstadt den größten Theatersturm erregte. Ein jüngerer Lustspieldichter ist Feldmann, dessen Komödien, welche zum Theil recht spaßhaft sind, auch im deutschen Norden gern gesehen werden. Dagegen hat es den Münchner Trauerspieldichtern seit Babo, unter dessen trefflicher Leitung bekanntlich die Münchner Bühne in Bezug auf das recitirende Drama ihre höchste Blüthe erlebte, nicht recht gelingen wollen, auf außerbaierischen Bühnen festen Fuß zu fassen. Ich nenne Ulrich von Destouches, Löhle, Philipp Berger, den Verfasser der Dramen: „Die Bastille" und „Maria von Medicis", Köberle, der bei der Aufführung seines Stückes „die Prätendenten" einige böse Theatererfahrungen gemacht zu haben scheint, und welcher für die Theaterchronik in zum Theil sehr scharfer und offener Weise correspondirt. Wie ich höre, soll von ihm ein neues Stück, „Ludwig der Gebartete", und von dem jungen Dichter Trautmann ein im Voraus viel gerühmtes Trauerspiel „Jugurtha" der Theaterintendanz vorgelegt sein. Auch der hiesige Schauspieler Heigel hat Mehreres für die Bühne geschrieben und hier aufführen lassen. Daß unter Einigen der hiesigen Bühnendichter eine gewisse Verabredung bestehen soll, Stücke außermünchnerischer Bühnendichter nicht aufkommen zu lassen, kann ich nicht glauben, da ich die hiesigen Theaterschriftsteller für ehrenwerthe Männer halte. Man beginge mit einem solchen Verfahren ein Unrecht an München, das man ohnehin einer zu großen Ausschließlichkeit beschuldigt, an der deutschen dramatischen Poesie, an der Intendanz, welche sich des deutschen Dramas annimmt, an den Schauspielern, welche umsonst Fleiß und Mühe verschwendet hätten, endlich an sich selbst, da die Nemesis nicht ausbleiben würde. Am Ende haben wir gar keine Theaterdichter; denn Fernau sagt: Es gibt keinen Theaterdichter hier, aber Hunderte von Schau- und Trauerspielen sind in München fruchtlos gedichtet worden. Ich bemerke hierbei, daß Darenberger-Fernau selbst die „Cenci" und „Philippine Welser" schon vor Jahren in nicht aufgeführten und nur als Manuscript gedruckten Dramen verarbeitet hat. Ueber die darstellenden Kräfte der Bühne, über die Oper u. s. f. ein ander Mal.

Auch die Volksbühne in der Au führt Originaldramen auf, neulich eins unter dem Titel: „Der Kornwucher im Theuerungsjahre 1817" vom Professor Kimmacher in Ueberlingen. Man füge also

den hoffnungsvollen Namen der jungen deutſchen dramatiſchen Poeſie Gutzkow, Laube, Moſen, Prutz noch den Namen Kimmacher bei. Indeß iſt der Mann um ſeinen populären Stoff zu beneiden. Während wir durch Aufwendung aller äſthetiſchen Mittel nach Wirkung jagen, ſchnappt uns dieſer Menſch blos durch den Stoff ein ganzes vorſtädtiſches Publicum weg. Das iſt ſchön! hörte ich die Leute ſagen, als ſie den Theaterzettel laſen; da müſſen wir hin! Wenn's nur recht ſtark wäre! wenn's nur recht ſtark wäre! — Darin liegt der Kern aller Volksphiloſophie und Volksäſthetik. Uebrigens glaube man im Norden nicht, daß wir hier in München keine Gelegenheit hätten, unſere Zeit mit der Lectüre der Journale und politiſchen Zeitungen bis zum letzten Blutstropfen todt zu ſchlagen. In den Conditoreien und an anderen öffentlichen Orten findet man freilich höchſtens die Münchner Localblätter und die Augsburger Allgemeine Zeitung, welche für München ein nothwendiges Bedürfniß geworden iſt; indeß verſchwinden ja auch aus den Conditoreien Leipzigs die Journale immer mehr, ſeitdem das dortige Muſeum alle Journalleſer an ſich geriſſen hat. Ein ſo großartiges Inſtitut, wie Leipzig in ſeinem Muſeum, beſitzt München allerdings nicht, wir haben dafür den „Literariſchen Verein", welcher indeß reichhaltig genug ausgeſtattet iſt, um das Leſebedürfniß ſeiner Mitglieder vollkommen zu befriedigen. Zwar iſt die Belletriſtik und die Kritik nur ſchwach vertreten; doch finden wir hier das Morgenblatt, die Zeitung für die elegante Welt, die Grenzboten, die Europa, den Humoriſten, Bäuerle's Theaterzeitung, die Theaterchronik, die Leipziger illuſtrirte Zeitung, die Blätter für literariſche Unterhaltung, die Berliner Literaturzeitung, die Cotta'ſche Vierteljahrsſchrift; dagegen iſt das politiſche Zeitungsweſen nach allen Richtungen und in guter Auswahl vertreten. Wir haben den „National", die „Democratie pacifique", den „Siécle", den „Conſtitutionnel", den „Commerce", die „Revue de Paris", die „Revue des deux mondes", den „Charivari" u. ſ. w.; neben dem „Journal des Débats" mehrere engliſche Zeitungen, eine neugriechiſche u. ſ. w. Die deutſche politiſche Preſſe iſt nach allen Richtungen des deutſchen politiſchen Bewußtſeins — ſo viel wir uns bereits politiſches Bewußtſein eingelernt haben — mit guter Auswahl und großer Unparteilichkeit reichlich und mannichfaltig repräſentirt; und gewiß finden hier die „Deutſche Allgemeine Zei-

tung" und die „Mannheimer Abendzeitung" nicht minder aufmerkſame Leſer als die „Frankfurter Oberpoſtamtszeitung" oder die „Würzburger Zeitung". Mit gleicher Unparteilichkeit iſt die theologiſche Literatur ſowohl durch ſtreng proteſtantiſche, als durch ſtreng katholiſche Journale und Broſchüren vertreten. Dieſer Verein iſt zahlreich beſucht; dabei herrſcht eine Stille wie in der Kirche, wozu auch das auf rother Tafel in goldener Schrift prangende Commandowort „Silentium" auffordert. Es fällt überhaupt den Münchnern leichter, den Mund zu halten, als den Leipzigern und denen, die in Leipzig aus aller Herren Ländern zuſammengeblaſen worden ſind. Die Beifügung eines Sprech-, Rauch- und Trinkſaals, wo die bewegten Gemüther ihren Gedankentauſchhandel treiben können, war daher für Leipzig auch eine hiſtoriſche Nothwendigkeit. Es iſt auch ein mediciniſcher Nutzen dabei, da das Blut durch das Sprechen wieder in Bewegung kommt, während es durch das Leſen in Stockung geräth. Ohnehin iſt die fanatiſche Journalleſewuth auf ihrer jetzigen Höhe kein naturgemäßer Zuſtand, und Nichts kommt mir im Grunde unheimlicher und geſpenſtiſcher vor, als ſolch ein Saal voll ernſt blickender, leichenartig ſtummer alter und junger Männer, die wie in einer großen Maſchinenarbeiteranſtalt aufgereiht ſitzen und Journal auf Journal mit wahrer Gier verſchlingen.

Außerdem befinden ſich in München zwei Vereine mehr geſelligen Charakters, das „Muſeum" und der „Frohſinn", beide mit Leſelocalen, worin für die belletriſtiſche Journaliſtik beſſer geſorgt ſein ſoll, als im Literariſchen Verein, welcher mehr von den politiſirenden Männern, den Gelehrten u. ſ. w. beſucht wird, die ſich um das small talk der belletriſtiſchen Journaliſtik wenig kümmern. Das Muſeum verbindet zugleich mit Veranſtaltungen geſelliger Art im Winter auch öffentliche, gemein verſtändliche Vorträge über wiſſenſchaftliche, artiſtiſche und andere Gegenſtände. Ich hatte Gelegenheit, bald nach meiner Ankunft hierſelbſt einem derartigen Vortrag beizuwohnen, welchen Profeſſor Schafhäutl, der eigentlich Geognoſt iſt, über gewiſſe hiſtoriſche Entwickelungsmomente der muſikaliſchen Compoſitkunſt hielt. Charakteriſtiſch in dieſem Vortrage erſchien mir beſonders eine bittere Polemik gegen die Alles haarſcharf bis auf die letzte Faſer zerlegende und abhäutende kritiſche Richtung des Nordens. Der Münchner iſt gegen den Norddeutſchen, deſſen ſuffiſante kritiſche

Beize ihm ein Gräuel ist, überhaupt auf der Hut; hat man aber erst sein Vertrauen gewonnen, so darf man auch auf seine Treue um so fester rechnen. Man läßt hier seine Zuneigungen nicht wie kleine Scheidemünze cursiren; man greift nicht so leicht zu, wie in dem nach innen und außen speculativen Norden, aber man hält länger fest.

Auch an Leihbibliotheken fehlt es hier nicht. Im Jahre 1837 erzählte mir ein damals in München sich aufhaltender Schriftsteller, daß jetzt erst Nachfrage nach Heine entstände und Exemplare der Schriften dieses Autors in Münchner Leihbibliotheken angeschafft würden. Die Wahrheit dieser Mittheilung angenommen — warum wollte man sich darüber beklagen? Die Unsterblichkeit eines jetzigen deutschen Autors dauert nicht leicht über zehn Jahre. Wie trostreich ist es nun für einen berühmten Leipziger Schriftsteller, wenn er sich nach den ihm zugemessenen zehn Jahren sagen darf: jetzt bist Du zwar in Norddeutschland todt und vergessen, jetzt beginnt aber dafür Deine neue Unsterblichkeit und Namensverlängerung in München!

Schließlich dies: Wenn die Münchner Poeten und Schriftsteller wünschen, für ihre im Ganzen so friedfertigen und vom Welt- und Zeitschmerz wenig oder gar nicht angebohrten Schöpfungen auch im deutschen Norden Anklang und Theilnahme zu finden, so ist dieser Wunsch sehr natürlich; werden sie aber auch, da sie, so viel ich glaube, ziemlich sensible Stoffes und an ein ungetrübtes Still- und Binnenleben gewöhnt sind, Selbstverläugnung genug haben, durch alle jene Verdächtigungen, Anfeindungen und Treulosigkeiten, welche von dem wachsenden Rufe eines Autors fast unzertrennlich sind, sich nicht schrecken, noch in ihrer gemüthstiefen Productionslust stören zu lassen? —

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Friede mit Belgien. — Deutsche Einheit auf der Gewerbausstellung. — Die Berliner und die Königsberger. — Burdach, Eichhorn und Dinter. — Der Gesang des Ortsbürgermeisters.

Also mit Belgien wäre nach kurzem Streite der Friede wieder hergestellt, und die Grenzboten könnten ihren ursprünglichen Beruf, den geistigen Austausch zwischen Deutschland und dem vlämischen Belgien zu vermitteln, wieder antreten, ohne sich hüben und drüben mit Differentialzöllen und mit Feindschaften aller Art bedroht zu sehen. Wenn irgend etwas, so kann dieser Friede dazu führen, daß uns die historisch entfremdeten niederdeutschen Brüder wieder recht nahe gebracht werden. Haben sie doch bei dieser Gelegenheit dem deutschen Handel mehr Zugeständnisse gemacht, als bisher der König von Hannover, dessen Gesandter Sitz und Stimme auf dem Bundestage hat und dessen Soldaten einen Theil eines deutschen Armeecorps bilden. Die Belgier haben uns die Schelde völlig freigegeben und machen Antwerpen zu einem deutschen Freihafen, während der König von Hannover auf der deutschen Elbe von deutschen Schiffsladungen einen schweren Zoll in Stade erheben läßt! Wahrlich, das Ausland hat Recht, wenn es behauptet, Deutschland in seiner vollständigen Einheit manifestire sich nur durch die Censur und andere vom Bundestag ausgehende Freiheitsbeschränkungen. In keinem geistigen und in keinerlei materiellem Interesse begegnen wir uns mit Oesterreich oder mit Hannover, und nur wenn es sich um Verbote handelt, treffen wir in Einigkeit mit ihnen zusammen. Allerdings liefert der Zollverein den Beweis, wie sehr sich den meisten deutschen Fürsten die Ueberzeugung aufgedrungen, daß eben noch ein anderes Band, als das in Frankfurt a. M. nöthig sei, um die Völker, dem Auslande gegen-

über, mit einander zu verbinden, aber wie viel fehlt noch zur völligen Realiſation jenes Planes, bei welchem man übrigens Preußen die Gerechtigkeit muß widerfahren laſſen, daß es, wo es der höheren Idee gilt, ein pecuniäres Opfer nicht ſcheut, was mit dem ſelbſtſüchtigen und goldgierigen Verfahren Hannovers um ſo ſchneidender contraſtirt.

Auch bei der gegenwärtigen großen Gewerbeausſtellung iſt allerdings eine gemeinſame deutſche Idee vorherrſchend: der Decorateur und der Tapezier haben es nicht daran fehlen laſſen, die deutſchen Stämme alle unter einen Hut zu bringen, und es macht ſich recht impoſant, wenn man in den verſchiedenen Räumen des großen Hauſes die alten Reichswappen mit den goldenen Inſchriften: „Erzherzogthum Oeſterreich", „Stadt Wien", „Baiern und Würtemberg" ꝛc. prangen ſieht; aber die wahre Einheit hat weder der Decorateur noch der Tapezier herſtellen können, denn die wunderſchönen Shawls aus Wien, die verführeriſchen Handſchuhe aus der Kaiſerſtadt, die glänzenden Kryſtalle aus Böhmen und die buntfarbigen Zitze aus Prag — ſie müſſen alle den preußiſchen Einfuhrzoll erlegen, wenn ſie nicht nach ihrem Vaterlande zurück, ſondern nach den Magazinen hieſiger Modehändler wandern wollen. Es hat die Ausſtattung des Zeughauſes zum Zwecke der Ausſtellung an zwanzigtauſend Thaler gekoſtet, die die Regierung mit Liberalität hergegeben hat, und zwar ſind vorzugsweiſe die Aufſtellungen und Decorirungen der fremden Sachen dafür beſorgt worden, während die hieſigen Fabrikanten die der ihrigen meiſtens ſelbſt beſorgt und bezahlt haben. Der Klage über den Mangel an Orientirung in dem ungeheueren Waaren- und Maſchinen-Labyrinth iſt jetzt zum Theil dadurch abgeholfen, daß die Ausſtellungs-Commiſſion den früher bereits ausgegebenen Grundriß der beiden Etagen des Zeughauſes vervollſtändigte, indem ſie auf demſelben die Vertheilung der verſchiedenen Producte bezeichnet hat. Die fremden Beſucher der Ausſtellung werden übrigens immer zahlreicher, ſo daß in keinem Gaſthof mehr Platz zu finden iſt. Auch an beſonderen Deputirten der verſchiedenen deutſchen Gewerbſtädte fehlt es nicht: ſo iſt aus Augsburg Director Leo, aus Chemnitz Dr. Hülſe, aus Darmſtadt Commerzienrath Rößler, aus Hamburg Dr. Soetber, aus Leipzig Dr. Weinlig, aus München Hofrath Herrmann, aus Prag Dr. Kreutzberg und aus Stuttgart Profeſſor Plieninger als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Rath bei der Ausſtellungsconferenz anweſend. Möchte doch nur etwas, der deutſchen Gewerbſamkeit recht Förderliches, das Reſultat dieſer Conferenzen ſein!

Im Laufe der letzten Tage iſt hier kaum von etwas Anderem geſprochen worden, als von den Vorgängen in Königsberg, die hier allgemeine Theilnahme finden. Doch man könnte von dem Verhältniſſe der beiden Städte ſagen, was einmal von Athen und Sparta geſagt wurde: „Die Berliner wiſſen, was recht iſt, aber die Königs-

berger thun es.“ Wir glauben nicht, daß die hieſige Univerſität einen Profeſſor beſitzt, der den Muth hätte, dem Miniſter mit ſolchem Freimuth entgegen zu treten, wie es der ehrwürdige Burdach gethan, von dem die Stadt Leipzig ſich rühmen kann, daß ſie ihn erzeugt und erzogen hat. Herr Eichhorn hat dort manche unangenehme Wahrheit hören müſſen, und zwar hatte er ſich dadurch ſeine Stellung noch mißlicher gemacht, daß er gerade kurz vor ſeiner Abreiſe nach Königsberg die nicht blos in Preußen, ſondern im ganzen nördlichen Deutſchland in vielen Auflagen verbreitete und allgemein beliebte Schullehrerbibel von Dinter verbot. Der vor einigen Jahren in hohem Alter verſtorbene Conſiſtorialrath und Profeſſor Dinter (ebenfalls ein halber Leipziger: er war nämlich in Borna geboren, ſtudirte in Leipzig und war lange Paſtor in Borna und Dresden) hatte an der Univerſität ſowohl, als in der Stadt Königsberg, deren beliebteſter Prediger er war, ein unvertilgbares Andenken hinterlaſſen, und nun trifft ihn gerade der miniſterielle Bannſtrahl wegen ſeines angeblichen Rationalismus unmittelbar vor der Jubelfeier der während der Reformation und zur Ausbreitung derſelben geſtifteten Univerſität! Der Miniſter ſoll ſehr verſtimmt von Königsberg hier wieder angekommen ſein.

Haben Sie ſchon davon gehört, daß unſer Oberbürgermeiſter den König bei ſeiner bevorſtehenden Rückkehr ſingend empfangen will? Es klingt zwar unglaublich, aber er hat ſelbſt in einem Umlaufſchreiben an die ſtädtiſchen Beamten dieſelben aufgefordert, ihn bei jenem Geſange zu unterſtützen.

Juſtus.

II.

Aus Tirol.

Im Innthale.

Literariſche Beſtrebungen, Lobhudeleien, Schmähungen und Zelotismus. — Jäger's Tyrol im Jahre 1703. — Beda Weber. — Eine Hausdurchſuchung und ein Unterthanentreue-Revers.

Kaum trägt der Baum der Dichtung in unſerem Vaterlande einige ſpärliche Blüthen und Früchte, ſo iſt mit dem Frühling der Poeſie auch Eris eingezogen, und die wenigen Männer, deren Name der deutſchen Literatur nicht fremd, haben nichts Eiligeres zu thun, als ſich gegenſeitig mit Koth zu beſpritzen. — Die erſte harmloſe Beſprechung von Tirols „poetiſchen Regungen“ rief eine Reihe polemiſcher Artikel hervor, deren Verfaſſer mit mehr oder minder Geſchick pro focis et aris (!) kämpfend, nicht bedachten, wie wenig ehrenvoll ihr Kampf ſei, und wie das an Productionen höheren Werthes noch immer arme Land nur zum Geſpötte der productiven deutſchen Provinzen werde, die nicht mit Unrecht „viel Geſchrei und wenig Wolle“ ſagen dürfen. — Artikel aus Parteien- und Religionshaß hervor-

gegangen, haben uns unter den Vertretern tiroliſcher Literatur Namen genannt, über die wir mit billigem Rechte ſtaunen dürfen. — Man nannte uns Männer, wie F. H. Weninger und Stappold, die durch mittelmäßige und höchſt unbedeutende ascetiſche Büchlein kaum den untern Volksclaſſen bekannt, ſich bisher weder in Wort noch That zur Höhe eines poetiſchen oder philoſophiſchen Gedankens emporzuſchwingen vermochten. — Man ſcheute ſich nicht, einen Namen wie Stappold zu nennen, deſſen Name mit unverlöſchlichen Zügen in der Geſchichte der Religionsverfolgungen ſteht, deſſen Name im Munde der heimatloſen Zillerthaler nur von Verwünſchungen begleitet iſt. — Nicht als Schriftſteller, wohl aber als Verfaſſer eines energiſchen Majeſtätsgeſuches zur Vertreibung der proteſtantiſchen Zillerthaler, iſt er bekannt, und es iſt an der Zeit, daß ſolch' jämmerliche Lobhudeleien, wie die, mit denen ein ſeiner politiſchen Richtung angehöriges Blatt ihn überſchüttete, dem Lichte hiſtoriſcher Wahrheit weichen. Es iſt kaum glaublich, daß in den genannten Beſprechungen tiroliſcher Zuſtände, Individuen als Dichter genannt und gelobhudelt wurden, deren Erzeugniſſen die Druckerpreſſe noch eine terra incognita iſt und vielleicht auch bleiben wird. Solchen Berichterſtattern möchte man wohl mit Hamlet zurufen:

„Let the doors be shut upon him; that he may play the fool nowhere but in's own house."

Da es nicht der Zweck dieſer Zeilen iſt, der Welt die poetiſchen Verdienſte der Tirolerdichter nochmals wiederzukäuen, ſo gehe ich nach dieſer kurzen Einleitung, hervorgerufen durch die tiefe allſeitige Entrüſtung über geſchmack- wie gewiſſenloſe Beſprechungen nationaler Verhältniſſe, zu des in letzter Zeit vielgenannten A. Jäger's neu erſchienenem Werke „Tirol im Jahre 1703" (Innsbruck, Wagner 1844) über. Es iſt um ſo erfreulicher über dieſe ausgezeichnete hiſtoriſche Arbeit vortheilhaft berichten zu können, als wir mit den entſchieden liberalen Tendenzen und dem tiefen Patriotismus, aus dem ſeine auch in dieſen Blättern beſprochene Vorleſung nach Angabe Ihres Correſpondenten hervorgegangen ſein ſoll, noch ſehr im Unklaren ſind. Manche, ja Viele, die unſere einheimiſchen Verhältniſſe und die Stellung, die die verſchiedenen geiſtlichen Corporationen zu einander einnehmen, genau kennen, ſind mit dem Verfaſſer dieſer Zeilen der Anſicht, daß die Abneigung des Benedictiners gegen den Jeſuitenorden, und nicht liberaler Patriotismus die wahre Quelle jenes freiſinnigen hiſtoriſchen Vortrags war. Wie dem auch ſei, ſo iſt hier nicht der Ort weiter ſeine Motive zu verfolgen. Da an eine ausführliche tiefere Beſprechung des genannten hiſtoriſchen Werkes des Raumes dieſer Spalten halber nicht zu denken, und es auch ſchon anderwärts ſeine Würdigung erfahren, will ich nur mit kurzen Worten der Vor-

züge wie der Mängel derſelben erwähnen. Tiefe hiſtoriſche Forſchung, klare Anſchauung der Verhältniſſe, ſo wie deren unparteiiſche Darſtellung bilden die Vorzüge dieſer hiſtoriſchen Skizze, deren ſtyliſtiſche Ausführung leider auffallend vernachläßigt iſt.

Beda Weber, der in letzter Zeit ebenfalls vielgenannt wurde, hatte einen Ruf als Director des Gymnaſiums zu Siegmaringen erhalten; da jedoch durch ſeine Entfernung vom Gymnaſium zu Meran Albert Jäger deſſen Stelle als Profeſſor hätte einnehmen und ſein Amt als Erzieher der Kinder des Gouverneurs von Tirol niederlegen müſſen, ſo war Beda Weber genöthigt, den ſehr vortheilhaften Antrag abzulehnen.

Als Beitrag zu Hausdurchſuchungen wegen Verdacht eines Preßvergehens, kann die in jüngſter Zeit bei dem in Innsbruck als Literat lebenden F. Freiherrn von Fennberg, ſtattgehabte Viſitation dienen. Derſelbe wurde fünf Uhr früh in ſeiner Wohnung überfallen, deſſen Papiere und Journale*) weggenommen und verſiegelt, und eine darauf bezügliche Unterſuchung gegen ihn eröffnet, deren Reſultat eine Verurtheilung zu viertägigem Arreſte war, der im Recurswege auf zwei Tage ermäßigt wurde. Merkwürdig iſt es, daß er, ehe er die Bewilligung erhielt, ſich in's Ausland begeben zu dürfen, einen Revers unterzeichnen mußte, ſich auch im Auslande als getreuer öſterreichiſcher Unterthan zu betragen! Die verpfändete Unterthanentreue kam auf zwölf Kreuzer R. W. zu ſtehen, da der Act auf Stempelpapier geſchrieben werden mußte.

III.

Aus Stuttgart.

Von Herdegen's Entlaſſung. — Freiherr von Berlichingen. — Vereinswuth. — Ein Selbſtmord. — Friedrich Kölle. — Das Sommertheater in Kannſtadt.

Die Entlaſſung des Finanzminiſters von Herdegen hat zu vielen Beſprechungen der würtembergiſchen Finanzzuſtände Veranlaſſung gegeben, ſo wie nicht minder zu Ausfällen gegen die Adelspartei und den als Candidaten für das erledigte Miniſterium bezeichneten Freiherrn von Berlichingen. Ein norddeutſches Blatt entſetzt ſich ſogar über die Möglichkeit, daß ein Nachkomme des Götz mit der eiſernen Fauſt das Ruder der Finanzen führen ſollte, obgleich Niemand weniger als Freiherr von Berlichingen daran dachte, Miniſter zu werden. Seine Entlaſſung erfolgte nicht, wie er ſelbſt im Merkur darzuſtellen ſich bemühte, in Folge der Eiſenbahngeſetze und ſeiner An-

*) Unter den weggenommenen Zeitſchriften befanden ſich „Gazette de France", die „Augsburger Allgem.", „Leipz. Theater-Chronik" und „Gazette de Tribunaux."

hänglichkeit an parlamentarische Principien, sondern wegen übereilter Reduction des Zinsfußes der Staatsschuld. Alle disponiblen Fonds, mit ihnen die von den Ständen zum Beginn der Eisenbahnbauten bewilligten drei Millionen zweimalhunderttausend Gulden mußten zur Heimzahlung verwendet werden. Ganz richtig haben viele Blätter behauptet, daß die in Rede stehende Reduction weit eher ein Gegenstand der parlamentarischen Berathung gewesen, als die Abweisung von Privatgesellschaften zur Uebernahme der Eisenbahnbauten. Um so bemerkenswerther ist, daß seiner officiellen Entlassung selbst der übliche Beisatz „in Gnaden" fehlt, als eben jene Reduction, höheren Orts projectirt, nur durch die unzeitige Nachgiebigkeit die Ursache seines Falles geworden. Dem Vernehmen nach bezeichnet man ihn als künftiges Mitglied für die Kammer, was dem neuen Ministerium einen schwierigen Standpunkt schaffen würde. Glaubwürdigen Quellen zufolge soll der gegenwärtige Hofkammerpräsident, von Gärtner, der Nachfolger im Ministerium sein. — Unter den localen Verhältnissen verdient eine seit kurzer Zeit eingerissene Vereinswuth eine aufmerksame Beachtung. Die Stadt zählt über fünfzig Leichencassenvereine und eine wenig geringere Anzahl von Wöchnerin-Unterstützungs-Kindbettcassen und Aussteuervereinen, deren hauptsächliche Tendenz doch die indirecte Nutzziehung der Gründer ist und in der Folge eine unversiegbare Quelle von Mißbräuchen und Betrügereien sein wird. Die Giftmischerin Rudhart äußerte: „sie habe ihren Alten in drei Leichencassen." Die Regierung dürfte wahrscheinlich einschreiten, um die Mitglieder solcher Cassen durch strenge Beaufsichtigung der Vorsteher wo möglich sicher zu stellen. — Der ehemalige Stadtrichter und Verordnete, von Rümelin, wurde unweit Uhlbach erstochen gefunden. Die Umstände zeugten für Selbstmord und widrige Familienverhältnisse werden als Motiv angegeben. — Vom geheimen Legationsrath Friedrich Kölle, der durch seine „Betrachtungen über Diplomatie" und die „Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen" eine namhafte Lücke in unserer Literatur ausfüllte und den französischen Diplomaten Flassant an Gewandtheit der Darstellung, scharfer Auffassung der Verhältnisse und diplomatischer Induction weit hinter sich läßt, steht ein neues Werk über Italien zu erwarten. Die eigenthümliche, in beinahe machiavellistischem Geiste gehaltene Weise seiner Schreibart, vereint mit den ihm auch zu Gebote stehenden geistigen, so wie materiellen Mitteln (Kölle war siebenzehn Jahre würtembergischer Geschäftsträger am römischen Hofe) berechtigen zu großen Erwartungen. — Zum Schluß dieser Zeilen einige Worte über die Sommervorstellungen im Theater zu Kannstadt. Dieselben waren im Verhältnisse zu der Abwesenheit der vorzüglichsten Mitglieder der Oper und des Schauspiels noch immer für ein besseres Badepublicum anziehend, vorzüglich sind die Aufführungen der kleineren Opern zu erwähnen.

Dresdener Verein, in an alle übrigen Vereine gelangt, ist von Leipzig aus, wo sich der Verein zuerst constituirte, ausgegangen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Gründung des Dresdener Vereins, welcher sich sofort an die Spitze der Bewegung stellte, das Signal zu allen übrigen Gründungen gab. Der am Schluß des Leipziger Aufrufs ausgesprochene Wunsch, daß sich in allen Städten Sachsens Vereine bilden möchten, ist auf das Vollständigste in Erfüllung gegangen. Es bestehen jetzt Vereine in Bautzen, Chemnitz, Dippoldiswalde, Dresden, Freiberg, Glauchau, Großenhain, Kamenz, Leipzig, Meißen, Oschatz, Pirna, Plauen, Rochlitz, Schneeberg, Zittau und Zwickau, und es ist zu hoffen, daß sich auch noch in den übrigen Städten Vereine bilden werden, welche sich diesen Bestrebungen anschließen.

Dr. Wuttke.

IV.

Vereinsnachrichten.

Vereinsversammlungen. — Der neue Vereinsvorstand. — Vereinsliste. Herr Dr. Wuttke.

Vereinsversammlungen. — Seit Ende des vorigen Jahres wurden sich auch in Dresden Vereinsfreunde, und zu diesen gesellten, wie in Leipzig, auch Nichtmitglieder des Vereins, zu Besprechungen über unsere Vereinsangelegenheiten, welche meistens in dem Local des Herrn Richter in Neustadt vor Dresden in der Nähe d. B. stattfanden. Diese Besprechungen wurden in der Regel alle 14 Tage abgehalten und dann Gäste. Zuerst war jede, die sich meldete, Mann, weil es möglichst in großer Anzahl Mann sein sollte, um sich in Masse dem Verein anzuschließen, und Frauen, welche sich ebenfalls zu den Versammlungen einfanden, mit weiblicher Bescheidenheit sich zurückzogen, um den Männern Platz zu machen, bis man sich selbst überzeugte, daß man sich ohne Frauen nicht helfen konnte. Auch sie sind jetzt Mitglieder des Vereins. Die Versammlungen waren sehr zahlreich besucht, und es entwickelte sich ein reges Leben und Streben, um sich in Mitglieder-Listen und Statuten Rath zu holen, zu unterhalten und zu berathen, wie man sich am besten einrichten müsse, um dem Verein eine recht gedeihliche Existenz zu geben. Der Vorsitzende Herr Richter, welcher sich dieser Bestrebungen mit Eifer annahm, hatte sich bereits mit dem Vorstande des Leipziger Vereins in Verbindung gesetzt, und dieser schickte ihm die Statuten und Mitglieder-Liste, die Herr Richter sofort in die Hand nahm, um sie zu studiren und sich zu orientiren, wie man sich in Dresden einrichten müsse. Herr Richter hatte sich auch bereits mit Herrn Dr. Wuttke in Leipzig in Verbindung gesetzt, und dieser hatte ihm versprochen, sich in Dresden einzufinden, um in einer Versammlung über Vereinsangelegenheiten zu sprechen. Diese Versammlung sollte am 24. Januar stattfinden und sie ist auch wirklich abgehalten worden. Herr Dr. Wuttke hielt einen Vortrag über Zweck und Ziel des Vereins, über Mittel und Wege, um unsere Bestrebungen durchzuführen, und über

ger, des Senates, des Oberalten-Collegiums u. ſ. w. bei der Einweihung des neuen iſraelitiſchen Tempels zugegen waren. Der ältere faßte die große Zahl Derer nicht mehr, welche ſich im Laufe der Jahre dem geläuterten moſaiſchen Cultus angeſchloſſen hatten. Er hatte bei ſeinem Auftauchen mit den erbittertſten Anfeindungen der orthodoxen Partei zu kämpfen, ſchlug ſie aber entſchieden und konnte ſich ſpäter des Triumphes rühmen, ſtärkern Anwachs gerade aus dem Heere ſeiner ehemaligen Gegner empfangen zu haben. Zwei tüchtige Kanzelredner wirkten ſeit dem Jahre 1818 am Hamburger iſraelitiſchen Tempel — die Prediger Kley und Salomon, von welchen Letzterer auch am neuen Gotteshauſe fortwirkt und namentlich durch die klare, kräftige und beziehungsreiche Einweihungsrede bewies, daß ſich die jüdiſche Homiletik durch ſolche Repräſentanten der gerühmteſten chriſtlichen eines Dräſeke, Röhr u. ſ. w. ohne Scheu an die Seite ſtellen darf. Dr. Kley entſagte ſeit 1840 dem Predigeramte und gehört jetzt, als Director einer in vieler Hinſicht vortrefflichen iſraelitiſchen Freiſchule ausſchließlich dem Lehrerberufe an. Im Allgemeinen geſchieht hier überraſchend viel für die Bildung und praktiſche Erziehung der jüngeren jüdiſchen Generation. Wenn ſich dennoch jeder friſche Nachwuchs zum größten Theile dem Handelsſtande zuwendet, ſo liegt der Grund hauptſächlich in der leidigen Beſchränkung des Terrains, worauf der Jude ſpäter zu wirken vermag, nicht als Staatsbürger oder Eingeſeſſener, ſondern, trotz des ſeit Kurzem geſtatteten Grundbeſitzes, nur als Geduldeter, Schutzgenießender. Näheres über Geſchichte und Verhältniſſe der Hamburger Juden ſchreibe ich Ihnen in einem ſpäteren Briefe. In ihrer Vergangenheit ſteht manches Moment mit der Cultur- und Sittengeſchichte Hamburgs in engerer Verbindung, als ſich's beim flüchtigen Ueberſchauen darthut. Erfreulich iſt, daß ſeit geraumer Zeit die Parteikämpfe unter den hieſigen Iſraeliten ihr Ende erreicht haben. Der letzte Zankapfel war ein vom Tempelverein publicirtes Gebetbuch. Ganze Rieße Papier ſind hier und auswärts darüber verſchrieben worden.

Wie ich vernahm, hat die Stadttheaterdirection eine Phraſe meines vorletzten Briefes ſehr übel aufgenommen. Ich ſprach von dem Verbot, welches das im Thaliatheater erwartete Kinderballet der Wienerin Weiß betroffen hatte und fügte hinzu — Fama behaupte, eine rivaliſirende Theaterdirection könne wohl einigen mephiſtopheliſchen Einfluß in dieſer Angelegenheit entwickelt haben. Natürlich gelte ich jetzt als ein Generalböſewicht, als Erzfeind des Stadttheaters und als Champion der Thaliatheaterdirection, als ein Menſch, der mehr als je „den Schelm im Nacken" hat und als ein Undankbarer obendrein, denn man hat ja ein paar Stücke aus meiner Feder gütigſt zur Darſtellung angenommen und — nicht minder bereitwillig wie bei andern Autoren im Voraus honorirt. Wirklich, anerkennungs-

werth — aber habe ich etwa deshalb den verehrten Herren Directoren meine Feder contractlich überlaſſen, muß ich deshalb in die hier gegenwärtig wieder ſtark anſchwellende Reihe jener gehorſamſt ergebenen Theaterklatſch-Fabrikanten treten, die ohne Geſinnung, Ueberzeugung und eigentliches Intereſſe in Sachen der Kunſt ihr creditloſes Penſum in dieſem oder jenem Journal ableiern, ihre Schreibkiele ſtatt in gewöhnliche Gallápfelflüſſigkeit, in ſchmutzigen, klebrigen Syrup tauchen, in jeder Zeile ſechs Katzenbuckel und drei Krabfüße machen, die Schauſpieler im Tadel nicht anfaſſen, ſondern nur betüpfen, ſanftmüthig kitzeln, ſo daß man immer nicht recht weiß, ob der Scribent ſchmeicheln oder unhöflich ſein will. Ueber ſolche Leute, und ſchwatzten ſie den horribleſten Unſinn in Theaterdingen, beklagt man ſich nicht. Gott bewahre! Lebt auch im Innern die Verachtung, oder beſſer die richtige Werthſchätzung -- man muß nur, wie ich vor Kurzem einmal, einen der Herren Theaterdirectoren in vorſündfluthlicher Grobheit und Rückſichtsloſigkeit ſich über Hamburgiſche Kritik ausſprechen hören — unter einem oder ſechs Augen — acht wären ſchon zu viel — drückt man ihnen leutſeligſt die Hand, klopft ihnen auf die Schulter, füllt ihnen die Taſchen mit Extrafreibillets und handelt am Ende, gedenkt man hier der allgemeinen praktiſchen Directionsklugheit, grundgeſcheidt. Dies zugegeben, erwarte ich von den ehrenwerthen Leitern des Hamburger Kunſttempels nicht minder, daß ſie von einem Magiſter Katzenbuckel und Allerweltsfreund den freien, unabhängigen Mann zu unterſcheiden wiſſen, der, wie er mit freudigſtem Eifer alles Gute, Tüchtige, Ausgezeichnete eines Kunſtinſtitutes über die engen Localgrenzen hinaus zur öffentlichen Kenntniß bringt, ſich nicht minder für verpflichtet hält, wenn es die Umſtände bedingen, auch einmal Unangenehmes zu ſchreiben. Konnte ich dafür, wenn Fama in einer allgemein beſprochenen, ſogar von politiſchen Zeitungen erörterten Theaterangelegenheit ſo Ungeheuerliches plauderte? Wahrheit oder Lüge, die Behauptung an und für ſich, vielfach gehört, war nicht die meine, alſo wird eine etwa bei Ihnen eingelaufene „Erklärung" nur als gegen Madame Fama gerichtet zu betrachten ſein.

V.

Die Politik des Tages.

Auf den Grenzen ſtehen die Boten, und ſie werfen einen Blick über die Nachbarländer unwillkürlich, wenn der Donner des groben Geſchützes der Flotten und Landheere in ihre Ohren dröhnt. Den Deutſchen verroſtet das Schwert in der Scheide und der Huf verfault an dem Fuße des Streitroſſes. Anders im Lande der Franken, wo die kampfluſtige Jugend unter Anführung der Fürſtenſöhne das

Antlitz in Afrikas Hitze bräunt und die Ufer von Tanger mit einem Feuermeer überschüttet. Der Franke kämpft seit fünfzehn Jahren in den heißen Steppen Algeriens und richtet von seinen Flotten die Feuerschlünde auf die Gestade der Mauren, um erlittene Unbilden grandios zu rächen. Anders in Wien und Berlin, wo man die Speisen für den Magen, wie für Auge und Ohr zu würzen versteht. Wie unvergleichlich spielt nicht Herr Liszt, der Träger des Ordens pour le mérite, und wie harmonisch dazu singt die Podesta. Wie sentimental die Antigone, und wie prachtvoll der Prometheus des Aeschylus. Der Plautus fehlt noch mit seinem Pönulus, um die harmonische Trias zu der göttlichen Dreieinigkeit zu gestalten. Die Politik ist schon längst eine verbotene Waare in Deutschland, weil die Diplomatie hinlänglich das deutsche Bedürfniß befriedigt. Recht so! Wir erfreuen uns des ewigen Friedens, und wenn es ja der Franzmann, Russe oder Engländer wagen sollte, zu uns herüberzublicken, um die genossenen Früchte des Krieges noch einmal zu kosten, weiß ihn die Diplomatie urplötzlich in die Schranken zurückzuweisen. Darum versteh ich es nicht, warum auf den Budgets noch die Militäretats mit so vielen Millionen figuriren, gleichsam als sei es ein deutsches Nationalbedürfniß für den Städter und Landmann, ihm sein köstliches, zum Leben so gedeihliches Blut für Nichts und wieder Nichts abzuzapfen. Wozu Krieger, wo ein Krieg undenkbar ist und der Gedanke daran schon zum Irrenhaus den armen Tropf verdammt. Doch, bald wird es kommen, wo kein glücklicheres Volk ist, als das deutsche, was da schwelgt, zecht, zehrt, lärmt und schilt, in einer ewigen Friedenszeit. Wie dürften wir doch unsere Väter, die Einfältigen, die Thoren, verlachen, die so bornirt waren, unter Armin die Römer und unter Wittekind die christliche Kirche zu bekämpfen. Uns Veteranen, die wir die abscheulich revolutionäre Zeit von 1789—1815 verdammt waren, in halsbrechenden Kämpfen zu vergeuden, möge man es nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir einfältig und unerfahren, wie wir sind, die so glückliche Friedenszeit nicht zu würdigen wissen. Wir gaffen die Gestalten an, vor welchen wir niederknien sollen, wie Prometheus auf dem Felde zu Mekone die Götter, welche sich mit den Männern, wie heute die Reichsräthe mit den Deputirten in ihren Kammern, versammelten, um über die Glücksgüter der Sterblichen zu würfeln. Und wie der Titan so kühn und frech, weil er sich weigerte, der Götter Unterthan zu sein, an die Felsen des Kaukasus von den wackeren Gesellen auf Mythilene geschmiedet ward, so sind von uns und unseren Freunden so viele in ein gleiches Verhängniß geführt, weil wir, gleich dem Prometheus, zu unkundig waren, die goldene Zeit zu erkennen, die als irdisches Paradies von der majestas Dei unserem sterblichen Auge vorgehalten wurde. Heute aber, nachdem wir die wohlverdienten Strafen Jahre lang erduldet, aus

ben Kaiserlich den Eintritt dort in den Rath gestattet, auf den Fürstenbänken sind, jemehren und die geistlichen Fürstenbänke um den Fürstenbänken, auf welchen die Grafen sitzen, vermindern, und wenn die Grafen Sitzung in den Fürstenbänken, den Fürsten und geistlichen Fürsten, und die Fürsten und geistlichen Fürsten Sitzung in den Grafenbänken haben, und die Grafen Sitzung in den Fürstenbänken, den Fürsten und geistlichen Fürsten, und die Fürsten und geistlichen Fürsten Sitzung in den Grafenbänken haben, und die Fürsten und geistlichen Fürsten vor 1582. — in die Fürsten, d. i. in ihrer Bänke.

Gegeben zu Speyer, den 26. August 1582.

Dr. H. Klein.

VI.

Wahlcapitulation

des Kaisers — Maximilian II. — vom Jahre 1562.

Wir gedenken Kraft dieses in Kaiserlichen Macht und Gewalt, Alles das, was wir in unserer Wahlcapitulation, so wir vor unserer Krönung gethan haben, mit seinen Punkten und Artikeln, so hernach folgen, Punktirt, zu Artikeln Wort-für-Wortlautend, auf das gnädigst bestätigen, confirmiren und bekräftigen, und wollen, daß es hinfüro in allen und jeden seinen Punkten und Artikeln, wie hernach folgt, gehalten werde, und wir und unsere Nachkommen am Reich, dasselbe bei Kaiserlichen und Königlichen Würden, Ehren, Pflichten und Eiden, so wir dem Reich schuldig sind, steif, fest und unverbrüchlich halten, und dawider nicht thun noch handeln, noch Jemand Anderen, so viel an uns ist, thun noch handeln lassen, in keine Weise noch Wege, als wir das gegen Gott dem Allmächtigen, unserm Schöpfer, Erlöser und Seligmacher, und vor dem gestrengen und unerbittlichen Richter unserer Seelen, und unser in dem ewigen Leben, und vor der ganzen Christenheit, und vor dem Reich, so wir unsere Kaiserliche Würde, Ehre und Pflicht, so wir dem Reich schuldig sind, wollen verantworten, und vor Gott und

graciöſen Leichtigkeit eines franzöſiſchen Fechtmeiſters. Werft ihm Verrath und Lüge und Speichelleckerei in's Geſicht, und er wird mit lächelnder Herablaſſung, gleichſam eine Priſe nehmend, antworten: Liebes Kind, werden Sie nur erſt etwas älter oder blaſirter, und Sie werden anders ſprechen.

— Faſt ein Gegenſtück zu dem Seiltänzer iſt ein anderer Correſpondent der Deutſchen Allgemeinen, der ſich über das nationale Geſchrei nach einer Kriegsmarine ärgert und mit ſeltener Gradheit und Ueberzeugung eine deutſche Flotte für thörichten Luxus erklärt. Wir glauben, eine deutſche Seemacht wäre gar nicht übel, und müſſen nur über Diejenigen lächeln, die ſich das Ding ſo leicht denken. Der Deutſchallgemeine aber meint, unſere Handelsſchiffe ſeien bis jetzt überall gut und ſicher durchgekommen und würden auch ſpäter, ohne Kanonen, von jedem rechtlichen Staat anſtändig behandelt werden. Das iſt wahr. Wenn man ſich ordentlich aufführt, wenn man der Polizei den ſchuldigen Reſpect erweiſ't, kommt man durch die ganze Welt. Freilich gibt es zu Waſſer wie zu Lande rohe und gewaltthätige Menſchen; man kann ſogar von Seeräubern mißhandelt werden, die gar mächtig ſind. Aber am Ende iſt ein Seeräuber doch nur ein gemeiner Menſch, ein ehrloſer Verbrecher. Der kann Einen gar nicht beleidigen.

— Zur Berliner Kunſtausſtellung waren bis zum 5. September bereits an viertauſend Kunſtwerke eingelaufen, von denen freilich ein großer Theil in die „Todtenkammer" (der Platz für die nicht aufgenommenen Bilder) geworfen wurde. Die Ausſtellung von 1842, die zu den bedeutendſten gerechnet wurde, zählte nur eintauſend fünfhundert und ſechzig Nummern.

— Dem bekannten Dr. Lorenzen in Kiel, der über die „Fröſche" des Ariſtophanes leſen wollte, hat die däniſche Regierung den Lehrſtuhl verboten. Das Quacken ariſtophaniſcher Fröſche hätte wahrſcheinlich den Sprachſtreit noch mehr erhitzen können. Hier paßt das Wort: Etwas iſt faul im Staat von Dänemark!

— Herrn Profeſſor Gubitz müſſen wir, wegen der uns zugeſandten „Erklärung", aus Mangel an Raum erſuchen bis zur kommenden Woche warten zu wollen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Die permanente Ausstellung beim Kunsthändler Kuhr.

Die Idee eines permanenten Kunstsalons gehört, wie die meisten praktischen Gedanken dieser Art in Betreff der Kunst, den Franzosen. Sie sahen längst ein, daß es dem Kunstliebhaber angenehmer und bequemer sein müsse, was er suche, an ein, zwei Orten zusammen zu finden, als es in den Ateliers der verschiedenen Künstler aufzusuchen. So entstanden die permanenten Kunstsalons, wohin Maler und Bildhauer ihre Werke gleich nach der Beendigung sandten, um sie zu verkaufen, oder . . . nach vergebener Hoffnung zurück zu erhalten.

Nach diesen Vorbildern richtete der bekannte Kunsthändler Kuhr in einem eleganten Local unter den Linden eine permanente Ausstellung ein, welche er dem Publicum zu den vortheilhaftesten Bedingungen öffnet. Ein jährliches Abonnement von drei Thalern berechtigt zu dem täglichen Eintritt, und der Abonnent empfängt noch Kunstsachen zum vollen Werth dieser drei Thaler. Einzelne Besuche werden mit fünf Silbergroschen bezahlt.

Da schon eine geraume Zeit seit Eröffnung dieser Ausstellung verflossen ist und sich dadurch der Stoff zu einer Besprechung über die Maßen gehäuft hat, so können wir nur dem Totaleindruck Folge leisten und das zurückrufen, was am Meisten auffiel.

Zu diesen gehört ein Bild von Achenbach, das gleich im Anfang der Ausstellung erschien und verschwand, dem wir jedoch unter allen seitdem erschienenen Bildern den ersten Platz einräumen. Es war eine norwegische Gebirgslandschaft, die uns den wilden Eindruck des schaurigen Nordens gab. Ueber Felsen und Klippen rauscht der Gebirgsstrom und löst die Wurzeln der Tan-

nen, die das bröckelnde Geſtein vergebens zuſammenzuhalten ſuchen. In der Höhe löſ't ſich das Licht von dem Nebel und fällt ſtreifend auf das ſchäumende Wäſſer, deſſen bläuliche Schatten ſich kräuſeln zum wilden Tanze. Im Vorgrund, von Geſtrüpp umgeben, liegen lauernd zwei Bären, die gewöhnt an dies Treiben der Natur gleichgiltig vor ſich hinſchauen. — Achenbach hat eine gewaltige Phantaſie, deren göttlicher Urſprung ſich dadurch äußert, daß ſie beſtimmt und entſchieden auf Jeden wirkt, dem ſie im Bilde nahe tritt, ſei er Laie oder Kunſtgenoſſe. Aber auch er, den man mit Recht den König der Landſchafter nennt, auch er hat wie jeder Künſtler ſeinen böſen Dämon, den er zwar kräftig bekämpft, aber ſchwerlich beſiegen wird. Dieſer böſe Dämon Achenbach's iſt ſeine Farbe. Sie iſt nicht ſchön, ſeine Farbe; ſie hat von der Natur den Auftrag erhalten, ſeiner Phantaſie zu gehorchen und ſie darf daher nicht murren, wenn ſie von dieſer geknechtet wird. Aber dasſelbe, was in der Phantaſie Gewaltigkeit, Hoheit iſt, äußert ſich in der Farbe als Schwerheit. So war es natürlich, daß Achenbach ſich dem Norden zuwandte, und daß er ſich faſt immer in gewaltigen Naturerſcheinungen ausſprach, weil dieſen in ihrer Hoheit jenes zarte Gefühl abgeht, was auch ihm fehlt, weil er gewaltig iſt. Aber trotzdem gehört das obenerwähnte Bild zu den weniger ernſten und ſchönſten, welche unſer Jahrhundert malte. Da wir einmal mit ihm beſchäftigt ſind, wollen wir ihn gleich ganz abfinden. Wir ſahen außerdem von Achenbach eine kleine Skizze, die denſelben norwegiſchen Charakter trug wie das große Bild, nur daß ſie freundlicher war. Ferner eine Marine: Gefangene werden auf Kriegsſchiffe transportirt, die uns nicht ſo zuſagte, wie die beiden vorhergehenden Bilder. Hier iſt wirkliche Schwerheit, und dieſe wird nicht ſogleich durch einen umzogenen Himmel gerechtfertigt. — Wir können uns nicht verſagen, des Contraſtes wegen der äußerſten Grenze des Gewaltigen die höchſte Lieblichkeit in einem Genrebilde Waldmüller's aus Wien gegenüberzuſtellen. Ein junges Mädchen, von der Alp zurückkehrend, lauſcht dem Geſang ihrer Genoſſinnen. Hier geht der Künſtler heiter in die kleinſten Details der Natur, in das kleinſte Blümchen, in das kleinſte Sonnenlicht ein. Wie ſie daſitzt, die halberblühte Roſe, wie der Zug des Lauſchens ſich neckiſch ausprägt in ihren Mienen. Man meint

das Echo durch die Wälder hallen zu hören, man meint das Jodeln ihrer Genoſſinnen zu vernehmen. — Werden beide Gegenſätze ſo vertreten, da iſt es ſelbſt Kunſt zu entſcheiden, welche ſchöner iſt, — die gewaltige oder die liebliche Seite der Natur? — Ein Bild von Lasynski: Guſtav Adolph empfiehlt ſeinen Ständen bei ſeinem Abgang nach Deutſchland ſeine Tochter Chriſtine, war ſchon auf der großen Ausſtellung von 1842 und wurde ſchon damals als ein Bild betrachtet, das weniger hiſtoriſch ſei, als es einen hiſtoriſchen Moment zur Darſtellung brächte.

Von hiſtoriſchen Bildern erinnern wir uns eine Semiramis, der die Kunde des Aufruhrs gebracht wird, von Köhler geſehen zu haben; wir konnten es leider nur einmal flüchtig ſehen, zählen es aber trotzdem zu den beſten Bildern des Salons. Ein Bild von Blunck: Der Sonntag, muß rühmlichſt erwähnt werden. Der Sonntag ſchwebt in der Figur eines Mädchens mit dem Palmenzweige, von zwei Engeln begleitet, über die Erde. Die Zeichnung hat jenen gräciöſen Charakter des Schwebens, (wohl zu unterſcheiden vom Fliegen) den wir immer von Neuem bewundern müſſen. Und man iſt überzeugt, daß ſolch ein Engel Frieden bringen muß. Er lächelt nicht, aber er iſt ſo ruhig, daß es beruhigt, ihn nur zu ſehen. Eines der reizendſten Genrebilder iſt das bekannte: Die Roſe von Sonderland. Wir hatten uns ſchon ſo oft an dem Stück ergötzt, daß es uns eine angenehme Ueberraſchung war, das Bild ſelbſt kennen zu lernen, in ſein volles Leben hineinzuſchauen. Es will mir immer ſcheinen, als ſei der Stich eines Bildes dem gelungenen Portrait eines Menſchen zu vergleichen. Mag Beides noch ſo ſchön ſein, ſo iſt es doch nicht Menſch, nicht Bild. Ein Mädchen, aufs Meer blickend von Simonſen iſt ein niedliches Bild, obgleich es zu einem empfindſam-lyriſchen Genre gehört, das größtentheils auf großen Ausſtellungen ſo krank macht. Waldmüller hatte ein zweites Bildchen dort: Ein Mädchen, zum Frohnleichnamsfeſt geſchmückt, das noch viel mehr gefallen haben würde, wenn er ihm nicht ſelbſt in ſeinem oben erwähnten Bilde einen mächtigen Rivalen zugegeben hätte. Ave Maria auf dem Staremberger See von Volker, konnte mit dem Bilde von Simonſen zuſammengenannt werden, deſſen Vortheile es hat, wie es ſeine Nachtheile beſitzt. Bautin: Bettlerin mit ihrem Kinde, iſt ein eigen-

thümliches Bild, düſter, unheimlich. Es erinnert an die Geheimniſſe von Paris, deren Wahrheit es theilt. Körner's Kinder mit Hunden iſt ein niedliches Bildchen, eine Kinderidylle, die von dem Gemüth eines Künſtlers immer gutes Zeugniß gibt. Wir kommen nun zu einem Maler, der die Kuhrſche Ausſtellung beſonders reich bedacht hat, und dem man dafür beſonders dankbar ſein muß. Es iſt Haſenclever. Er gibt fünf kleine Skizzen aus ſeinem Jobs, das berühmte Leſecabinet und ein kleines Bild, die Wachtſtube benannt. So ſehr Haſenclever ſchon jetzt anerkannt wird, ſo geht man doch noch nicht genug auf ſeinen Werth ein. Haſenclever iſt der Hogarth unſers Jahrhunderts. Er verſteht ſich zu mäßigen, aber wenn er ſeinem Humor die Zügel ſchießen läßt, wie in ſeinem Jobs, als Fürſt von Thorn, dann ſtreift er ſo nah an den Meiſter, daß er ihn faſt erreicht. Und Haſenclever malt ſchön. Er hat eine beſondere Vorliebe für den Effect des brennenden Lichtes oder der Lampe, und darin iſt er Meiſter; wenn er auch Rembrandt lange nicht erreicht, der ſeine Dunkelheiten klarer und weniger ſchwarz als er malte. Im Leſecabinet ſind einige Köpfe wirklich wunderbar ſtark modellirt, und das Halbdunkel, in welches ſich die Ecken der Zimmer verlieren, iſt naturgetreu. Von den fünf Skizzen aus Jobs iſt und bleibt das bekannte Examen die bedeutendſte. Dann folgt unſrer Meinung nach der Fürſt von Thorn. Das Leſecabinet iſt vielfach beſprochen, und ich mag nur Jedem wünſchen, daß er das Bild ſelbſt zu ſehen bekommt. Die Wachtſtube behagte uns nicht ſo ſehr, obgleich ſie wie alle ſeine Bilder voll Witz und Laune iſt. Ein Taſchenſpieler von Körner darf hier genannt werden, weil er ziemlich glücklich auf dem Felde des Humors iſt. Ein weiblicher Studienkopf von Blanc zeigt ein ſchönes italieniſches Weib. Zu den beſten Copien, welche wir je geſehen haben, gehört die heilige Cäcilie nach Rubens von Keller. — Wir gehen nun zu dem größten Theile der ausgeſtellten Bilder, zu dem Landſchaftlichen über, an deſſen Spitze das erwähnte Bild von Achenbach geſtellt werden muß. Die großartige Naturauffaſſung dieſes Künſtlers treffen wir in einzelnen Bildern wieder, wenigſtens ein deutliches Streben darnach, das beinahe bis zur Imitation geht. So iſt es mit Lange's Waldlandſchaft mit Hirſchen, einem ſchönen, kräftigen Bilde. Mit einer Landſchaft von Hengs-

bach und mit dem Seesturm von Baumann, der ſelbſt den nicht eben ſchönen Ton der Achenbach'ſchen Manieren hat. Auch auf eine Marine von Houguet treffen wir hier, das dieſelben Fehler hat wie das neulich geſchilderte Bild, obgleich es viermal ſo klein iſt. Wir müſſen ſehr bedauern, die Marinen des Franzoſen Tanneur nicht geſehen zu haben, von denen in der Voſſiſchen Zeitung ſo furchtbares Aufhebens gemacht wurde, und die wirklich ihre Verdienſte gehabt haben ſollen. Leider hat der Künſtler dieſe guten Sachen zu ſchnell hinweggenommen und ſtatt ihrer eine kleine Skizze: Ausſicht auf Tunis hier gelaſſen, die uns keinen zu guten Begriff von der Vorzüglichkeit ſeines Talentes geben würde, wenn wir es nicht ſchon aus ſeinem Rufe achten gelernt hätten. Das kleine Bild iſt franzöſiſch; das genügt. Scheuren hat zwei Bilder und eine Skizze hier, über welche wir nicht ſo ſchnell hinweggehen können. Scheuren gehört offenbar zu den Befähigtern unſrer lebenden Landſchafter, was er dadurch bewieſen, daß er ſich in Düſſeldorf über die Mittelmäßigkeit erhoben hat. Er hat ein warmes Gefühl und ein glückliches Auge für die freundliche Seite der Natur, für das neckiſche Lächeln der Sonne auf Blumen und Gräſern, das durch eine Landſchaft geht. Dennoch iſt Scheuren das nicht geworden, was er zu werden verſprach. Es geht ihm wie den meiſten Künſtlern, die einigen Ruf erlangen, ohne ſchon auf recht feſten Füßen zu ſtehen. Ihre Hand hat den Kopf unterjocht, — ſie iſt der Künſtler, obgleich es doch umgekehrt ſein ſoll. Die Aufgabe eines Bildes iſt es, ein Gefühl, eine Stimmung darzuthun, die ſich auf den Beſchauer äußert, ... leider ſehen wir heut zu Tage oft in glänzend goldenen Rahmen ſtatt eines Bildes ganz allerliebſte Kunſtſtücke und Sprünge, die eine gelenkige Hand auf der Leinwand zurückläßt, indem ſie dem Kopf, das iſt dem Maler, mit dem Pinſel davon läuft. — Auch bei Scheuren darf dies geſagt werden. Er malt ſehr niedlich, ſehr hübſch ſogar, aber der innere Drang, ohne den ein Kunſtwerk nie entſteht, wird vermißt. In ſeinen beiden Bildern, die viele Schönheiten, aber auch wohl coquette Kunſtgriffe zeigen, ſpricht ſich wohl ein Gedanke aus, aber der Gedanke iſt nicht ſo gewaltig, daß er den Uebermuth der Ausführung im Zügel gehalten hätte. Das iſt's, was den Künſtler macht: die Ruhe, die Einfachheit. Dagegen gibt uns Scheuren

eine kleine handgroße Skizze, der wir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine Kapelle im Walde, mit untergehender Sonne, die durch die Stämme blitzt. Hier ist der Genius, da ist das Gefühl vorherrschend; man würde in diese Landschaft treten und beten; das empfindet man deutlich, und das ist ein gutes Zeichen für den Werth des Bildes. — Die Tasso-Eiche von Biermann darf hier wohl genannt werden, denn das eben über Hand und Kopf des Künstlers Gesagte trifft Biermann mit. Bei ihm ist allerhand, und wie man in seinem Streben sieht, daß eine glänzende Technik ihm über Alles geht, muß man gestehen, daß er sie hat; . . . aber was sonst? — Hilgers stellt zwei schöne Bilder aus, von denen das eine einen Eisgang bei Düsseldorf darstellt, ein Gedanke, den der Künstler mit vielem Genie und besonders mit vieler winterlichen Farbenzartheit ausführte. Mit Einem nur hätte er nicht so schnell fertig werden müssen; das ist das Format. Es stimmt durchaus nicht mit dem Bilde. Sein zweites Bild ist eine Eifellandschaft, die uns noch mehr anspricht, als Saal's Sonnenuntergang in einer Eifellandschaft. — Wilhelm Brücke's Forum in Rom ist reichlich und lehnt sich theils an Catel, theils an Eichhorn und Biermann an. Ein Buchenwald von Raalmeyer hat viele Natur. Waldlandschaft von Klein in Düsseldorf ist auch eins von den hübsch gemalten Bildern, bei denen man trotzdem nicht lange verharren mag. Ein Winter von Formradt bekundet ein nicht geringes Talent für das Colorit, aber leider auch eine große Hinneigung an das Französische. Zu den besseren der ausgestellten Landschaften gehören noch die von Gemmel, Schmidt und Happel. Von Thierstücken sahen wir Wenig, aber Gutes. Ausgezeichnet, eine wahre Hunde-Madonna, war Steffecks Hündin mit Jungen. Sie war eben so schön gemalt wie sein früher erwähntes Pferderennen in Palermo. Einen eigenthümlichen Eindruck machte ein großes Bild von Prestel: Einbruch des Wildes zu einer großen Jagd des Fürsten Esterhazy. Das Wild ist von allen Seiten durch Treiber umzingelt, und wird so mehr und mehr zusammengedrängt. Hirsche, Rehe, Schweine, hier und da ein Wolf, ergreifen alle in ihrer eigenthümlichen Gangart die Flucht. Für den Jäger ein gewiß ergötzlicher Anblick, aber auch von Interesse für den Künstler, denn die Thiere waren meisterhaft gezeichnet. Meh-

von seiner Höhe von Gold, Silber und mit verschiedenen Edelsteinen reich besetzt. Ferner befindet sich in der Kirche ein Altar, der ganz von Gold ist, und auf dem Altar ist ein Kreuz, das ganz von Gold ist, mit vielen Edelsteinen besetzt. Vor dem Altar stehen Kandelaber, die ganz von Gold sind, und in ihnen stehen Kerzen. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien.

Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien.

Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien.

Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien.

Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien. Ferner befindet sich in der Kirche ein Kasten, der ganz von Gold ist, und in ihm sind Reliquien.

Der Wale.

Von

Guſtav Moſen.

Zweite Abtheilung.

Georg zog eine unnennbare Sehnſucht nun immer nach dem Hauſe ſeiner Geliebten, und wenn er nur die Mauern geſehen und in ſtiller Nacht ein Lied hinauf zu ihren Fenſtern geſungen hatte, wo ſie wohnte, ſo war er ſchon viel ruhiger. Denn die Liebe iſt ein gar närriſches Ding, und wenn Ihr einmal groß werdet, Ihr guten Kinder, ſo werdet Ihr wohl auch erfahren, was Lieben heißt. Ich ſehe es aus Eueren ſchwarzen Augen heraus, daß Euch dieſes Gefühl nicht fremd bleiben wird.

— Ei, ſagte meine Schweſter, ich weiß ſchon, wie es iſt, wenn man Einem recht gut iſt, und Oberförſters Hugo weiß es auch, denn in der Schule rechnet er mir allemal mein Exempel, daß ich kein Ausgezanktes bekomme, und zum Adorfer Jahrmarkt hat er mir ein großes Pfefferkuchenherz mitgebracht!

— I, das gehört ja gar nicht her! ſagte ich unwillig, die Alte aber ſprach lächelnd: Da ſieht man, was ein Häkchen werden will, krümmt ſich bei Zeiten: aber Einem gut ſein, und Einen recht wahrhaft lieben, das iſt ſo ein Unterſchied, wie dieſer kleine Bach und das große Weltmeer, wo Georg ſeine Laura ſah — denn das will ich Euch nur gleich ſagen, daß ſie ſo hieß. Die kleine Elſter aber geht auch in's Meer und — aber das verſteht Ihr noch nicht!

In der Nacht, wenn die meiſten Menſchen ſchon ſchliefen, beſtieg Georg ſeinen Kahn und ruderte zum Hauſe ſeiner Geliebten. Einſtmals, als er nach ſeiner Gewohnheit dort ein Lied zur Laute geſun-

gen hatte, that ſich oben ein Fenſter auf und er erkannte beim Mondenſchein Laura's Antlitz. Da flatterte ein weißes Tuch hernieder, er fing es glücklich auf, als er aber wieder emporſah, war das Fenſter geſchloſſen. Das Tuch war an einer Ecke zuſammengeknüpft. In banger und doch freudiger Erwartung fuhr er ſeinem Hauſe zu. Damit ihn Niemand bemerke, fuhr er dahin, wo die Häuſer ihren Schatten über das Waſſer warfen, und öffnete den Knoten. Er fand ein Briefchen. Eben wollte er einen Verſuch machen, es im Mondſchein zu leſen, da hörte er nicht gar weit von ſich einen Hilferuf. Er verbarg alſo ſchnell Tuch und Brief und fuhr pfeilſchnell dahin, woher der Ruf kam. Unter einem Brückenbogen vernahm er ein Aechzen und ſah, wie in einem Kahn ein wilder Kerl mit einem jungen Menſchen rang und ihm eben einen Dolch in die Bruſt ſtoßen wollte. In demſelben Augenblick ſprang Georg in jenen Kahn, packte mit ſtarken Händen den Banditen bei den Armen und entriß ihm den Dolch; der junge Mann ſprang auf, und nun hatte ſich das Blatt gewendet. Der Bandit flehte um Schonung ſeines Lebens und ſagte, daß er von einem vornehmen Jüngling mit vielem Gelde beſtochen worden ſei, dieſe That auszuführen, ſchwur auch bei ſeinem Schutzpatron und bei allen Heiligen, ihm ewig dankbar zu ſein und ſich durch alle Schätze der Welt nicht mehr zu ſolch einer Schändlichkeit verführen zu laſſen, ſondern aus allen Kräften ihm zu dienen. So wurde ihm endlich die Strafe erlaſſen. Der junge Mann aber ſagte zu Georg: Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich werde Euch ewig dankbar ſein. Sagt mir Eueren Namen und wenn ich in irgend einer Sache Euch dienen kann, ſo verlaßt Euch auf mich! Wollt Ihr mir jetzt einen Platz in Euerem Kahn gönnen, ſo will ich Euch erzählen, wie ich in dieſe Lebensgefahr gerathen bin. Sie ſtiegen Beide in Georg's Kahn, der Schiffer fuhr mit tauſend Gelübden und Dankſagungen von dannen.

Der junge Venetianer erzählte nun, wie er ein Mädchen liebe, um deſſen Gunſt ſich auch ein Anderer bewerbe. Er aber habe mehr Glück gehabt, als jener; der ſei deshalb faſt raſend und habe nun den Schiffer, der ihn jeden Abend zu ſeiner Geliebten fahre, beſtochen, ihn zu ermorden. Er habe lange ſo Etwas vorausgeſehen und freue ſich, daß durch Georg's Hilfe der Anſchlag verunglückt ſei. Er würde nun ſeinem Nebenbuhler die Luſt zur Wiederholung ſeiner

Büberei zu verleiden wiſſen und könne auf die Treue des Fährmanns eben ſo rechnen, wie Georg auf ſeine Freundſchaft. So könne es übrigens, meinte er, Jedem gehen, der bei einem Mädchen in Venedig Glück mache, und Georg möge deshalb in einem ähnlichen Falle auf der Hut ſein.

Die beiden Jünglinge ſchloſſen einen Freundſchaftsbund, und der Venetianer bat dringend, Georg möge ihn bald beſuchen, jetzt aber ihn an ſein Haus bringen und ſich merken, wo er wohne. Das geſchah, aber wie erſtaunte Georg, und wie bebte ſein Herz vor Freude, als ſein neuer Freund an dem Hauſe vom Kahne ſtieg, wo Laura wohnte. Er erinnerte ſich auch, daß der junge Mann mit auf dem Schiffe geweſen ſei, wo er das geliebte Mädchen zuerſt geſehen habe. Er dachte: Dieſer Abend iſt doch lauter Glück! und fuhr nach Hauſe. In ſeinem Zimmer las er die Zeilen, welche Laura geſchrieben hatte. Sie ſchrieb in wenig Worten, daß ſie den folgenden Tag gegen Sonnenuntergang mit Mutter und Bruder eine Luſtfahrt machen werde. Wer war froher als unſer Georg! Denn nun konnte er doch die Geliebte wieder einmal ſehen. Er konnte faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen und am folgenden Tage gab er ein Unwohlſein vor, das ihn nöthige, eine Ausfahrt zu machen, und lange vor Sonnenuntergang kreuzte er ſchon durch die Waſſerſtraße, durch die Laura kommen mußte.

Endlich kam eine Gondel daher geſchwommen, auf der Georg im Augenblick neben Laura ſeinen Freund von geſtern und eine ältere Dame erkannte. Wie ſchlug dem Glücklichen das Herz, als er aus des Freundes Munde ſeinen Namen rufen hörte und hinrudern durfte an die Barke der Liebſten. Laura's Bruder — denn das war der junge Venetianer — reichte dem Georg, der ſich ſchüchtern gegen die Frauen verneigte, die Hand und ſagte ſeiner Mutter und Schweſter, daß dieſer junge Deutſche ihm geſtern das Leben gerettet habe. Die Mutter überhäufte den Glücklichen mit Lobſprüchen, Laura ſagte ihm, über und über glühend, manches ſchöne Wort, und Georg wäre ihr gern zu Füßen, noch lieber um den Hals gefallen, durfte aber nicht einmal das Auge zu ihr aufſchlagen, weil es ihm dann nicht möglich war, ruhig zu bleiben.

— Du biſt wohl ein Sänger, lieber Georg, fragte Laura's Bruder, weil Du die Zither bei Dir trägſt? So ſinge uns ein Lied,

und damit Du das Ruder weglegen kannſt, ſteige in unſere Gondel und binde Deinen Kahn daran feſt! — Ach, meinte Georg, ich klimpere nur bisweilen ein wenig! Doch als ſelbſt Laura und ihre Mutter baten, that er, wie ihm geheißen war. Nun ſang er ein ſchönes deutſches Lied und Alle bewunderten ihn wegen ſeines Geſanges und die deutſche Sprache wegen ihres volltönenden Wohllautes.

Viel zu früh für den Glücklichen ſank die Nacht herab. Sie kehrten zurück in die Stadt und Georg wurde freundlichſt eingeladen, ſeinen Freund oft zu beſuchen. Darauf ſchied er und fuhr allein ſeinem Hauſe zu. In der Nacht träumte er natürlich von Nichts, als von ſeiner Liebe und am nächſten Tage verfehlte er nicht, ſeinen Freund zu beſuchen.

Laura's Vater war ein reicher Rathsherr, aber ein ſtolzer, hochfahrender Mann, der den Plan hatte, ſeinen Sohn mit der Tochter, Laura mit dem Sohne des Herzogs zu vermählen, um immer höher an Macht und Anſehen zu ſteigen. Er durfte deshalb Nichts davon merken, daß ſein Sohn ein Liebesverhältniß mit einem anderen Mädchen hatte, und ſo durfte auch Georg ſich wenig Hoffnung machen, ſeine Geliebte einſtmals zu beſitzen. Doch war er gern geſehen in dem Hauſe als lieber Freund des Sohnes, und auch Laura liebte ihn immer ſchwärmeriſcher, je öfter ſie ihn ſah, und wenn er vollends zu erzählen begann von ſeinem Heimathlande und von den dunklen Fichtenwäldern, von den ſchlichten, biederen Sitten ſeiner Bewohner, und wenn er unſere Märchen erzählte, ſo hing ihr Auge ſo andächtig an ſeinen Lippen, daß ſie ſchier die ganze Welt vergaß. Er wußte es eben ſo gut, wie ſie, daß ſie einander von ganzer Seele liebten, obwohl es Keines dem Andern ſagte, denn ſie waren nie allein.

Wenn aber Georg nicht in Laura's Nähe war, ſo hing er den Kopf wie eine Blume, die nach Regen ſchmachtet, und er glaubte, ohne ſie nicht leben zu können. Weil er aber nun doch einſah, daß er nicht die geringſte Hoffnung haben konnte, ſo wurde er niedergeſchlagen und traurig, und wenn er ſich dachte, daß Laura eines anderen Mannes Weib werden müſſe, ſo wünſchte er lieber nicht zu leben, oder daß er in der Heimath geblieben und Bauer geworden wäre.

Der Wale, der ihn mit nach Venedig genommen, deſſen Gemahlin und die drei Söhne liebten Alle den jungen Voigtländer, als ob er ein Kind des Hauſes geweſen wäre. Sie merkten gar wohl, daß die Liebe ihm einen Streich geſpielt habe, denn das ſieht man den Leuten gleich am Geſichte an.

— Woran ſieht man denn das? fragte meine Schweſter wieder. Ich ſtieß ſie, daß ſie ruhig ſein ſollte, denn ich mochte Störung nicht leiden. Die Alte lächelte und ſagte: J, Du willſt auch Alles gar zu gern wiſſen! Sieh, Verliebte haben ganz abſonderliche Augen, die man gar nicht beſchreiben kann, ſehen entweder auf den Boden, oder ſtieren den blauen Himmel an. Sie halten immer auf ſaubere Kleider, ſchmücken ſich mit wohlriechenden Blumen, antworten nicht, wenn man ſie fragt, machen Gedichte und ſonſt noch tauſend dummes Zeug. Aber hört jetzt nur zu, meine Geſchichte wird bald zu Ende ſein!

Die Söhne des Hauſes ſuchten alſo Georg auszuhorchen, er wich aber immer ihren Fragen geſchickt aus. Zuletzt erkundſchafteten ſie aber doch das Haus, wo er immer Ständchen brachte. Sie wußten, daß dort der reiche Rathsherr wohne, konnten ſich aber nicht denken, daß Georg ſein Auge ſo hoch erhoben habe, denn des Rathsherrn Stolz war bekannt, und man wußte auch, daß er gern mit dem Herzog verwandt werden wollte. Als ſie aber Georg mit des Rathsherrn Sohn zuſammenſahen, ging ihnen ein Licht auf. Als ſie dem Vater ihre Vermuthungen ſagten, erſchrack der gewaltig und beſchloß, nun doch Georg einmal in die Beichte zu nehmen, um vielleicht mit Vernunft ihn zur Vernunft zurückzubringen.

So that er denn auch. Er rief Georg in ſein Cabinet und ſagte ihm: Er wiſſe längſt, daß Georg etwas auf dem Herzen trage, habe aber geglaubt, ſein Vertrauen in vollem Maße zu verdienen, denn er ſei ſein aufrichtigſter Freund und liebe ihn mehr, als wenn er ſein Vater wäre. So ſprach er manches Wort, das zu Georg's Herzen drang. Der fiel ſeinem Beſchützer endlich um den Hals und geſtand ihm Alles, verſchwieg auch nicht, daß er nicht leben möge, wenn nicht Laura ſein Weib werde. Der Wale erſchrack und ſetzte Georg anfangs auseinander, wie er ſich dieſe Dinge aus dem Kopf ſchlagen müſſe, denn es ſei nicht daran zu denken, daß der ſtolze Rathsherr ſeine Einwilligung geben werde. Da kam aber

Georg in Verzweiflung und vermaß ſich hoch und theuer, er wolle ſich auf der Stelle, wo er Laura zuerſt geſehen, in das Meer ſtürzen und der Welt Adje ſagen, wenn ſeine Geliebte eines Andern Weib werden ſollte.

Da ſchüttelte der Wale den Kopf, denn Georg's Leid ging ihm ſehr zu Herzen, und doch ſah er nicht, wie er ihm helfen konnte. Endlich fragte er: Weiß es denn das Mädchen, daß Du ſie liebſt?

— Ach, entgegnete Georg, als ich ſie ſah, ſah ſie mich; ich wurde roth, ſie wurde roth; ich ſchenkte ihr eine Kette, ſie ſchenkte mir eine Kette, und ſeitdem lieben wir uns, und ſie mag auch keinen Andern, als mich!

— Eine ſchöne Geſchichte! murmelte der Kaufherr in den Bart, legte die Stirn an die Fenſterſcheiben und ſtarrte hinaus auf die Stadt. Georg ſtand unterdeſſen da, wie ein armer Sünder.

Endlich kehrte der Wale ſich um, gab Georg die Hand und ſagte: Lieber Sohn, ich habe noch eine ſchwache Hoffnung, Dich an das Ziel Deiner Wünſche zu führen. Faſſe jetzt Muth und vertraue mir! Liebt Dich das Mädchen wirklich, ſo kann vielleicht noch Alles gut werden!

Das war Balſam auf das kranke Herz unſeres guten Georg, und getröſtet ging er von dannen. Als er aus dem Cabinet und in ſein Zimmer kam, fand er Laura's Bruder, der gekommen war, ihn zu einer Spazierfahrt abzuholen. Der ſchüttelte über Georg's Ausſehen den Kopf, ſagte aber kein Wort. Doch als ſie in ihrer Gondel, die derſelbe Schiffer führte, welcher den Mordverſuch gemacht hatte, zwiſchen all den hundert Barken, die ſchöne Frauen und ſchmucke junge Männer trugen, zwiſchen den jodelnden Fiſchern und den lautenſchlagenden Liebhabern umherfuhren, ſo fragte endlich der junge Venetianer: Aber Georg, wie kommſt Du mir vor, was iſt Dir widerfahren?

Da ſtürzte der Freund ſchluchzend an ſeine Bruſt und rief: Verzeihe mir, daß ich ein Geheimniß ſo lange Dir vorenthalten habe; ich muß es Dir aber endlich ſagen, auf die Gefahr hin, daß Du die Freundſchaft mit mir abbrichſt!

— Georg, ſagte der Venetianer, Du haſt mir das Leben gerettet, und ich werde ewig Dein Schuldner bleiben. Vertraue mir

nur immer Dein Geheimniß, in meiner Bruſt ſoll es gut ruhen. Du zweifelſt doch nicht an mir?

Da erhob Georg das ſchwarze Auge und ſchaute tief in die Seele des Freundes: So wiſſe es denn — ich liebe Deine Schweſter!

Der junge Venetianer ſprach lächelnd: Glaubſt Du, daß ich dies jetzt erſt erfahre? Ei, ei, mein Freund, wie kannſt Du mir ſo wenig Scharfſinn zutrauen! Und ich bin meiner Schweſter mehr als Bruder, ich bin ihr Vertrauter und weiß ſchon längſt, was in ihrem kleinen Herzen vorgeht. Da drückte Georg ſeinen Freund an die Bruſt, daß der faſt ſchreien mußte, und fragte, aber kaum halblaut: Und darf ich hoffen?

— Wenn es auf meine Schweſter ankäme, entgegnete dieſer, ſo wäre ſie Dein, denn Deine Kette hebt ſie gleich neben ihrem Muttergottesbild auf — aber wo haſt Du die Kette meiner Schweſter? Ich habe ſie noch nicht bei Dir geſehen!

— Was Einem das Liebſte iſt, trägt man nicht vor allen Leuten zur Schau! ſagte Georg und zeigte dem Freunde die Kette. Sie ruhte gleich auf ſeinem Herzen.

— Es iſt doch merkwürdig, fuhr der Venetianer fort, mit welch einer rührenden Innigkeit Ihr Deutſchen liebt. Wir Italiener lieben glühend heiß, aber unſere Gluth verfliegt oft wie ein Strohfeuer. Sieh, das Mädchen, wegen welcher ich neulich in Lebensgefahr kam, habe ich abgedankt, und nun iſt mein Nebenbuhler Hahn im Korbe. Aber meine Schweſter hat ſo eine Art deutſcher Natur, und ich weiß, Ihr würdet einander glücklich machen, und ich gönne meine Schweſter keinem Schlechteren, als Du biſt; einen Beſſeren aber habe ich bis jetzt noch nicht gefunden. Aber dennoch ſteht Euere Sache ziemlich hoffnungslos. Damit es Dir nicht zu überraſchend kommt, wiſſe es nur, daß mein Vater Laura mit dem Sohne des Herzogs zu vermählen gedenkt, und auch der Herzog wünſcht dies, denn unſere Familien ſind von jeher befreundet. Faſſe Dich alſo, wenn Deine Hoffnung eitel werden ſollte!

— So iſt Laura's Hochzeitstag mein Todestag! flüſterte Georg, beugte ſich über den Rand der Gondel und ſchaute mit einem ſo melancholiſchen, verliebten Blick in das Waſſer, als möchte er lieber gleich jetzt hinunterſpringen. Sein Freund ſagte: Es iſt doch ein Unglück, ſo ſchwärmeriſch zu lieben! Aber jetzt verliere den Kopf nicht

und baue noch ein wenig auf meine Freundſchaft und meiner Schweſter Liebe. Unſer Vater will uns zwar nicht geſtatten, bei ſeinen Plänen ein Wort mitzureden, aber im Nothfall wiſſen wir am Ende auch unſere Stimme geltend zu machen, denn klug ſind wir Italiener alle. Uebrigens kommſt Du jetzt mit zu mir, ich werde Dir Gelegenheit geben, meine Schweſter einige Augenblicke allein zu ſprechen. Da ſagſt Du ihr, daß Du ſie liebſt!

— Um Gotteswillen, nein! Das kann ich nicht! rief Georg, und wozu das? ſie weiß ja, daß ich ſie liebe!

— Den Mädchen, unſeren Italienerinnen namentlich, iſt es nicht genug, zu wiſſen, daß man ſie liebt; ſie wollen auch, daß man es ihnen ſagt. Bis jetzt konnteſt Du Deine Liebe nicht anders zeigen, als Du es gethan haſt; biſt Du aber nur einen Augenblick mit ihr allein und Du läßt ihn unbenützt verſtreichen, ſo wird ſie an Deiner Liebe zweifeln und dann iſt Alles aus, oder ſie hält Dich für feig, und dann iſt auch die Liebe weg; denn nur durch kühne Entſchloſſenheit macht man bei unſeren Mädchen Glück. Liebſt Du Laura?

— Wie kannſt Du noch daran zweifeln? ſagte Georg und ſein Freund fuhr fort: So ſag' es ihr! Fährmann, nach meiner Wohnung!

Nach einer Weile waren ſie in Laura's Haus. Georg ſtand im Zimmer ſeines Freundes, der hinausgegangen war, aber bald zurückkehrte. Das Herz klopfte ihm gar gewaltig.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien auch Laura und ſprach ziemlich unbefangen mit ihrem Bruder und Georg. Unter irgend einem Vorwande ging ihr Bruder hinaus. Da ſtand Laura und ſchlug die Augen nieder, aber ihre Wangen waren roth, wie der Himmel, ehe die Sonne aufgeht. Georg ſah ſie an, aber ſeine Sinne waren wie betäubt. Endlich flüſterte er leiſe: Laura! und ſie antwortete, ohne das Auge zu erheben: Georg! Da waren die Feſſeln gebrochen, er ſtürzte vor ihr auf die Kniee; was er ſagte, weiß ich nicht, als aber nach einigen Augenblicken Laura's Bruder leiſe die Thüre öffnete, ſah er eben, wie Georg einen recht herzhaften Kuß auf Laura's roſige Lippen drückte.

— Ei, ei! rief es plötzlich hinter ihnen, da ſehe mir Einer die Leute an. Kaum einen Augenblick darf man den tugendhaften Hausfreund mit der ſittſamen Schweſter allein laſſen, ſo liegen ſie ſchon

einander am Hals und herzen ſich. Wart, es ſoll nicht wieder geſchehen!

Da wurden alle beide roth bis über die Ohren, Georg aber ſagte: Du biſt ſelbſt Schuld daran, und habe ich eine Sünde gethan, ſo war ſie doch ſo ſchön, daß ich ſie alle Tage tauſendmal thun möchte. Manche Leute wollen auch wiſſen, daß Georg ſeine Geliebte in des Bruders Beiſein zum Abſchiede noch einmal recht herzlich geküßt habe.

Am folgenden Tage rief ihn ſein Patron wieder in das Cabinet und redete folgendermaßen zu ihm: Lieber Sohn, ich bin nunmehr alt und wünſche in Ruhe zu leben; deshalb habe ich geſtern Abend mit meinen Söhnen einen Plan beſprochen, der nur Deiner Beiſtimmung bedarf, um uns Alle zufrieden zu ſtellen. Du ſtehſt nun ſeit geraumer Zeit mit mir an der Spitze meines Geſchäfts und haſt mit ſo viel Glück und Geſchick für mich gearbeitet, daß ſich mein Reichthum unter Deinen Händen faſt verdoppelt hat. Ich ſähe es nun gern, wenn einer meiner Söhne in meine Fußtapfen träte, aber da will der Eine die Rechte ſtudiren, der Andere macht Verſe und glaubt es zu einem großen Dichter zu bringen, der Dritte aber will auf den Rath ſeiner Mutter ſein Leben der heiligen Kirche weihen und Mönch werden. Unter ſolchen Umſtänden würde mein ſchönes, blühendes Handelsgeſchäft an einen ganz Fremden kommen, wenn ich Dich nicht hätte. Mein Plan iſt nun der: Das Vermögen bleibt unter Deinen Händen beiſammen und Du führſt für Deine und meiner Söhne Rechnung die Handlung fort. Außer dem Vermögen, was Du Dir jetzt ſchon zurückgelegt, haſt Du noch eben ſo viel Theil an meinem Reichthum, wie jeder meiner Söhne. Gehſt Du auf dieſen Plan ein, ſo gehörſt Du von jetzt an zu den reichſten Leuten in Venedig und kannſt Deine Augen ſchon ein wenig hoch emporheben. Du biſt eben ſo reich, wie der ſtolze Rathsherr, und ſtammt er auch aus einem alten edeln Geſchlechte, ich will es doch wagen, für Dich Brautwerber zu ſein!

Da ſtürzte Georg dem edeln Manne an die Bruſt und mochte es nicht glauben und konnte ſich gar nicht faſſen. Der aber ſagte: Ich habe mir den Grund zu meinen Reichthümern in Deiner Heimath geholt, und es iſt meine Schuldigkeit, Dich daran Theil haben

zu laſſen, zumal ich verſprochen habe, Dich wie meinen Sohn zu halten.

Georg war überglücklich und dachte tauſendmal: Ach, wenn es nur die Meinigen in Freiberg gleich wüßten, wie wohl es mir geht.

Den folgenden Tag warf ſich Georg's Vater — denn ſo nannte er ſeinen Wohlthäter ſchon lang — in ſein ſtolzeſtes Prachtgewand, Georg's Herz klopfte laut und bang, denn er wußte, was das zu bedeuten hatte. Er ſaß am Pult, rings um ihn wohl hundert Handlungsgehilfen, die heute noch einmal ſo unterthänig gegen ihn waren als früher; er hatte die Feder in der Hand, aber er ſchrieb nicht. Er wußte nicht, ſollte er weinen oder fröhlich ſein. Der reiche Handelsherr wurde von Laura's Vater als einer der angeſehenſten Bürger von Venedig wohl aufgenommen, als er aber erzählte, wie er ſein Geſchäft ſeinem wackeren Pflegeſohne übergeben habe, und endlich gar mit ſeiner Bewerbung herausrückte, da zog der Rathsherr ein gar ſaures Geſicht und ſchlug mit Heftigkeit das Geſuch ab, trug auch dem Kaufherrn auf, Georg zu bedeuten, daß er ſein Haus meiden möge. Der Brautwerber mußte abziehen, beſchloß aber, Georg vor der Hand den traurigen Ausgang des Feldzugs zu verſchweigen und ihn erſt nach und nach darauf vorzubereiten.

Im Hauſe des Rathsherrn brach nun auch ein Donnerwetter über Sohn und Tochter los, und der Jammer war nicht gering. Georg ahnte ſogleich, daß die Hoffnung fehlgeſchlagen ſei, wie er ſeinen Vater ſo ſtill zurückkehren ſah. Das Leben hatte für ihn von da an ſeinen Werth verloren. Als er endlich den Hergang der Sache erfuhr, überraſchte es ihn nicht mehr.

— Ach, das iſt eine traurige Geſchichte! rief meine Schweſter und trocknete eine Thräne vom Auge, ich ſagte unwillig: Sei doch ruhig, ſie werden ſich ſchon einander kriegen! Die Erzählerin ſeufzte: Ach, man muß gar manches Herzeleid im Leben tragen, und der iſt ſchon glücklich zu nennen, der unter zehn Regentagen nur Einen Sonnentag hat. Meine Geſchichte geht nun bald zu Ende.

Georg verlor alle Lebensluſt. Seine Brüder gaben ſich alle Mühe, ihn aufzuheitern, aber vergebens. Auch ſein Freund, Laura's Bruder, kam nicht; aber er hörte das Gerücht durch die Stadt laufen, daß nächſtens eine Doppelhochzeit im Hauſe des Herzogs und des Rathsherrn ſtattfinden werde. Er gelobte ſich, Laura's Hoch-

zeitstag nicht zu überleben. Einmal in der Abenddämmerung kam Laura's Bruder zu ihm, luſtig wie immer. Um Gotteswillen, Bruder, rief er, wie ſiehſt Du aus? Du wirſt ja wie ein Schatten!

— Habe ich nicht Urſache? entgegnete Georg kleinlaut, wann wird mein Todestag ſein?

— Närriſcher Kauz, lachte der Freund, willſt Du, ein beſonnener Deutſcher von Geburt, den Kopf verlieren, wo ich erſt recht für Dich zu hoffen anfange? Es iſt klar und leuchtet Dir wohl ſelbſt ein, daß dieſer Sturm kommen mußte. Aber in wenig Tagen kann und wird ſich Alles ändern. Verlaß Dich auf mich, ich bin ein Italiener und ſchlau wie ein Fuchs. Ich habe den Knoten in der Hand und werde ihn löſen.

Georg lächelte wehmüthig, denn er glaubte, ſein Freund wolle ihn mit leeren Hoffnungen tröſten.

— Und Du zweifelſt an mir? fragte der jetzt feſt. Georg ſchüttelte den Kopf, ſein Freund fuhr fort: Verlaß Dich darauf, es geht Alles beſſer, als ich ſelbſt gedacht habe. Meine Schweſter iſt krank vor Kummer, der größte Theil ihrer Krankheit aber iſt Verſtellung, denn ſie kennt meinen Plan. Wäre ſie nicht krank geworden, ſo hätte ich ſie durch künſtliche Mittel krank gemacht. Der Hausarzt iſt von mir beſtochen und macht Höllenlärm um Laura's Krankheit. Morgen ſoll er ausſagen, daß ihr Tod unvermeidlich iſt, wenn nicht der geheime Gram gehoben wird, an dem ſie leidet. Darauf baue ich meinen Plan. Ich beſtürme den Herzog und ſeinen Sohn, zurückzutreten, indem ich die Sachlage ihnen erzähle. Die Mutter muß meinen Vater umſtimmen, und im Nothfall erkläre ich, daß ich des Herzogs Tochter nicht nehmen werde, wenn er durch ſeine Härte meine Schweſter tödte. Baſta! mach Dich bereit, Laura bald wieder zu ſehen.

So ſtürmte er fort. Georg wurde wieder ruhiger, denn er begann wieder zu hoffen; aber doch mochte er ſeiner Hoffnung noch nicht recht trauen. Es vergingen wieder einige Tage, da erſcholl durch die Stadt das Gerücht, die ſchöne Tochter des ſtolzen Rathsherrn ſei todtkrank und werde wohl heute noch ſterben. Georg hatte eben dieſe Kunde in Todesſchreck vernommen, als plötzlich ſein Freund, Laura's Bruder, hereinſtürzte, Georg an die Bruſt drückte und jauchzte: Das Spiel iſt gewonnen, wenn Du es verſtehſt, meine Schweſter

wieder geſund zu machen! Das Mädel iſt wirklich ernſthaft krank geworden, mehr, als in meinem Plane lag, und wärſt Du nicht ihr Arzt, ich fürchtete für ihr Leben. Komm nur ſogleich mit!

Georg glaubte wieder zu träumen, wie auf ſeiner Reiſe nach Venedig, und ging ſtumm mit ſeinem Freund zur Gondel, die mit ihnen von dannen fuhr. Sie betraten das Haus; Georg ſprach immer noch kein Wort, ſo ſehr ſein Freund auch in ihn hineinredete. Sie ſchritten die Stiegen hinauf und traten in ein Zimmer. Da ſtand Laura's Mutter und ſchwamm in Thränen; der Rathsherr war auch weich geworden und redete zärtlich auf ſeine Tochter, die bleich, mit halbgeſchloſſenen Augen regungslos in ihrem Bettchen lag. Wie die beiden jungen Männer eintraten, flog ein verklärtes Lächeln und eine zarte Röthe über ihr bleiches Engelsantlitz. Georg ſtand jetzt vor dem Lager, ſie ſchlug die großen, ſchwarzen Augen weit auf und flüſterte: Georg!

— Gott Lob! rief der Arzt, Gott Lob! riefen Vater und Mutter; denn es war ſeit drei Tagen das erſte Wort, das ſie ſprach. Wie Georg von ihrem Munde ſeinen Namen hörte, beugte er ſich nieder und drückte einen herzigen Kuß auf ihre Lippen. Da rollte wieder warm das Blut durch ihre Adern, ſie richtete ſich halb auf und reichte Georg lächelnd die Hand, als danke ſie ihm, daß er ſie aus den Feſſeln der Krankheit erlöſt habe.

— Sie iſt gerettet! ſprach der Arzt, Vater und Mutter fielen einander um den Hals, und der Jubel war groß.

In Georg's Hauſe wußte man nicht, wo er hingerathen war, und als der Abend herankam, wurde man um ihn beſorgt, denn ſein Trübſinn war Keinem mehr verborgen. Auf einmal aber ſtürzte er in das Haus und in das Zimmer, wo die ganze Familie beiſammen war, und jauchzte: Hoſianna, Laura iſt meine Braut!

In drei Tagen war Laura friſch und roſig, wie zuvor. Es dauerte nicht lange mehr, da donnerten eines Tages die Kanonen und die Glocken läuteten von allen Thürmen. Das Volk ſtrömte nach der prächtigſten Kirche von Venedig. Aus dem Kirchthore trat, von vielen Edlen begleitet, Laura's Bruder mit des Herzogs ſtrah-

lender Tochter und Georg mit Laura, deren Brautführer des Herzogs Sohn war, der ihr freiwillig entsagt hatte, als er ihre Liebe zu Georg erfuhr. Es war ein Tag, der noch heute in der Chronik von Venedig steht, so schön und herrlich, wie wir ihn nicht erleben.

Nach einer Pause fuhr die Alte fort:

— Jetzt sind wir wieder in Freiberg. Es war einmal ein Pfingsttag, die Saaten waren schon hoch emporgeschossen, die Rosen blühten, der Himmel war blau, und die Sonne schien warm. Die Bauerburschen waren schön geputzt, die Mädchen strahlten alle in blendend weißen Schürzen und paarweis gingen sie gegen Abend hinaus vor das Dorf, banden Kränze, lachten und sangen, schäckerten und küßten und freuten sich ihres Lebens.

Nur Christel, Georg's Schwester, mochte sich nicht freuen, sondern saß daheim am Fenster, nähte und wischte sich bisweilen eine Thräne vom Auge. Vater und Mutter waren hinausgegangen auf das Feld, Christoph, der kleine pfiffige Bube, der den Beutel versteckt hatte, war mit seinem Schatz spazieren gegangen. Die Leute waren alle groß geworden, denn seit Georg's Flucht waren neun Jahre verflossen. Gegen Abend ging die Thüre auf, und hereintrat ein junger schmucker Bauerbursche und bot Christel wehmüthig einen guten Abend.

— Du kommst wohl, um mir Abschied zu sagen, Friedrich? fragte Christel traurig.

— Ach, sagte der, mein Vater darf es freilich nicht wissen, daß ich noch zu Dir gehe, aber ich kann ja doch nicht von Dir lassen!

— Du kannst Dich wohl trösten, seufzte Christel, denn Du nimmst die Melchiors Rose; die ist freilich reich und wohl auch schöner als ich, aber was soll ich anfangen?

— Ich mag die Rose nicht, betheuerte Friedrich, mag mein Vater machen, was er will; darf ich Dich nicht nehmen, so bleibe ich all mein Lebtag ledig!

So redeten die jungen unglücklichen Liebesleutchen hin und her und man sah es ihnen an, daß sie sich recht von Herzen lieb hatten; aber weil Christel nicht reich war, sollte sie Friedrich nicht nehmen.

Die Eltern kehrten, wie es fast Abend wurde, vom Felde zurück. Als sie an ihr Haus kamen, blieben sie stehen, denn sie sahen das Dorf herauf einen prächtigen Wagen gefahren kommen, wie sie in

ihrem Leben noch keinen geſehen hatten. Die Leute riſſen alle die Fenſter auf und wußten nicht, was das in ihrem abgelegenen Dorfe zu bedeuten habe. Der Wagen, von vier ſtolzen Rappen gezogen, rollte heran und hielt vor Georg's Vaterhaus ſtill. Die Alten wußten nicht, was ſie denken ſollten, Chriſtel mit ihrem Liebſten kam auch heraus. Aus dem Wagen ſtieg ein junger Mann in fremdländiſcher Kleidung von Sammet und Seide, mit Gold geſtickt, und hob eine junge Dame heraus, über deren Schönheit ſich die armen Dorfbewohner, die von allen Enden herzuliefen, nicht genug wundern konnten. Ein kleiner Bube fragte ſeine Mutter, die ihn an der Hand führte: Mutter, das iſt wohl ein Engel? Die beiden Alten ſtanden an der Thüre und warteten der Dinge, die da kommen ſollten. Der junge Mann wandte ſich jetzt an den alten Georg und fragte: Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater?

— Georg! ſchrien Vater, Mutter, Schweſter, iſt's möglich? und die Freude war grenzenlos.

— Ich bin's, ſagte Georg und fiel ihnen um den Hals, und das iſt meine junge Frau!

Wie nun der erſte Jubel vorbei war, gingen ſie zuſammen in das Haus, und alle guten Freunde und Bekannten ſtrömten ſchaarenweis herbei, um das Wunderkind Georg und ſeine ſchöne Frau zu ſehen. Jetzt erſt fand Georg ſeine Schweſter Chriſtel heraus und fragte, indem er auf Friedrich deutete: Iſt das Chriſtoph?

— Ach nein! ſagte der Alte, der iſt nicht zu Haus; es iſt der Liebhaber der Chriſtel, ſein Vater aber will's nicht zugeben, daß ſie ſich nehmen, weil Chriſtel ihm zu arm iſt. Er iſt der einzige Sohn und erbt einmal zweitauſend Thaler.

— Nun, iſt's weiter Nichts, ſagte Georg lächelnd, und ſind ſich die Leute wirklich gut, ſo ſoll Chriſtel dreitauſend haben!

Dieſe Freude hättet Ihr wohl mit anſehen mögen?

Chriſtoph und der zehnjährige Hans, der noch in der Wiege gelegen hatte, als Georg fortging, machten gar große Augen, wie ſie vor ihres Vaters Haus den ſchönen Wagen, den Kutſcher und Diener ſahen, die die herrlichſten Reiſegeräthſchaften auspackten und in das Haus trugen. Noch mehr aber ſtaunten ſie, als ſie in die Stube traten und Alles erfuhren. Es läßt ſich denken!

Georg blieb über einen Monat mit Laura, der das gemüthliche

Leben der biederen Leute ſehr gefiel, in Freiberg bei ſeinen Eltern und ſah noch die Hochzeit ſeiner Schweſter Chriſtel mit ihrem Friedrich. Wenn Georg den Eltern ſein Leben erzählte, und wie er jetzt ſo glücklich ſei, ſo ſagte er oft: War es nun nicht gut, daß ich in die Fremde ging, ſtatt in der Heimath zu bleiben? Und ſeine Eltern weinten Freudenthränen und ſegneten ihn tauſendmal. Als er endlich mit Laura wieder von dannen fuhr, heim nach ſeinem Venedig, ſo that er es nicht anders, ſein kleiner Bruder Hans mußte mit ihm und ſoll nachmals auch ein großer Mann geworden ſein.

Seine Geſchichte iſt noch heute da oben im Munde der Leute, und jetzt habt Ihr ſie auch gehört. Hat ſie Euch gefallen?

Die Alte ſtand auf — meine Schweſter dankte für die ſchöne Geſchichte, ich gab der Erzählerin mit Thränen die Hand, legte mich dann in das Moos zurück und ſchaute auf zum blauen Himmel. Zum erſten Male fühlte ich da das ſehnſüchtige Klopfen in meiner Bruſt, das ſeitdem immer wiederkehrt; ich wußte nicht, wie mir geſchah. Da ſah ich obenhin eine Schaar Schwalben fliegen. Nehmt mich mit! nehmt mich mit! rief ich, aber ſie nahmen mich nicht mit. Jetzt ward mir, als rufe das Elſterbächlein plätſchernd und neckend zu mir her: Komm mit! komm mit! und ich konnte nicht anders, ich ſprang auf und lief der davoneilenden Quelle nach, und lief immerfort den Berg hinunter, bis ich bei meinem Vetter in Wernersreuth war. Ich glühte über und über und antwortete verkehrtes Zeug auf die Fragen meines Vetters. Venedig, Italien, Laura, weiter konnte man aus mir Nichts herausbringen.

— Gewiß, meinte die Muhme, hat die alte katholiſche Kräuterhere ihm ihr dummes Märchen erzählt, womit ſie den Kindern den Kopf verwirrt! Dieſe Vermuthung beſtätigte ſich denn auch, wie die Magd mit den Kindern ſpäter nachkam.

In der Nacht träumte ich bunte Bilder durcheinander. Jetzt war mir, als wäre ich Georg und der Wale rufe mir; ich ſtand auf, ſchlich auf den Zehen aus der Kammer, die Treppe hinunter, und arbeitete an der verſchloſſenen Hausthüre, aber vergebens. Wer iſt unten? hörte ich jetzt rufen, vernahm, wie mein Vetter aus dem

Bette ſprang, hörte den Hahn an ſeiner Flinte knacken, die immer neben ihm hing, da erwachte ich. Wer da? oder ich ſchieße! rief es jetzt auf der Treppe. Ich bin es ja! ſagte ich weinerlich und ließ mich gutwillig wieder in mein Bett ſchaffen. Ich glaube, der Junge iſt mondſüchtig! hörte ich den Vetter ſagen.

Am nächſten Tage hatte ich Fieber und phantaſirte erſt recht toll von der Herrlichkeit Italiens. Ich mußte Thee trinken und durfte auch nicht wieder in das Himmelreich; aber der Thee half Nichts, denn die unbeſchreibliche Sehnſucht, die mich damals erfaßt hatte, iſt heute noch nicht von mir gewichen.

Wie doch das Schickſal waltet! Es iſt noch nicht zehn Jahre, ſeit Heinrich Liebau dieſe Erzählung aus ſeinem Leben niederſchrieb. Er war damals noch ein friſcher Student, und wir liebten uns ſo recht von ganzem Herzen. Sein Bild ſteht noch ſo wahr, ſo lebhaft vor mir, daß mir immer noch iſt, als ſchauten ſeine dunkeln, ſehnſüchtig glühenden Augen tief in das Innerſte meiner Seele. O wie ſchwärmeriſch begeiſtert war er, wenn wir davon ſprachen, wie wir mit einander Italien durchwandern und in ſeinen Wonnen ſchwelgen wollten! Wir waren nur kurze Zeit beiſammen, da trennten ſich unſere Wege, aber die Herzen ſchlugen immer wärmer für einander. Einmal ſagte er mir in einem Briefe kurz: Ich muß in die Welt; wenn Du dieſen Brief erhältſt, bin ich auf dem Ocean. Wo ich mich aufhalte, erfährſt Du nicht eher, bis ich gefunden habe, was ich ſuche. Lebe wohl!

Es ſind viele Jahre verfloſſen, ich habe Nichts wieder von ihm gehört. Vielleicht hat er auf einer ſchattigen Inſel im ſtillen Ocean gefunden, was er ſucht; vielleicht hat er die Sehnſucht verlernt und ſchläft ruhig in einer kühlen Wohnung unter wehenden Palmen und Cypreſſen. Mir iſt noch nicht ſo wohl geworden, und ich wünſche mir auch die Ruhe nicht, denn nur im Kampf iſt Leben und Lebensglück.

Aufzeichnungen eines österreichischen Militärs.

Herausgegeben von

Stephan Thurm.

IX.

Die Frau Posto-Commandantin schildert den Garnisons-Lieutenant als einen gefährlichen Menschen. *)

Dieser Lieutenant, den Sie nun persönlich kennen, hub die Frau Postocommandantin an, hat mir anfangs den Hof gemacht, und ich gestehe Ihnen, ich habe an ihm viel Vergnügen gefunden. Er spricht mehrere Sprachen und ist immer gut aufgelegt, — voll Schelmerei und guter Einfälle. Mein Pauli selbst hat ihn anfangs recht gut leiden können, obschon er nicht immer, wie die anderen Offiziere, mit großer Achtung mit ihm zu sprechen pflegte. Das wäre noch hingegangen; allein dieser Lieutenant hat sich in kurzer Zeit angemaßt, in unser Commando einzugreifen. Mein Pauli, wie Sie wissen, ist schwach und gut, und hat sich mehrere Eingriffe in seine Rechte von ihm gefallen lassen, und ich schwieg auch dazu; weil ich immer glaubte, daß der Lieutenant es auf ein ernsteres Verhältniß zwischen uns beiden abgesehen hatte. Ich habe mich jedoch sehr in ihm getäuscht. Während er mir scheinbar den Hof machte, stattete ihm eine Munitionärstochter täglich Visiten ab, und ich erfuhr durch seinen Privatdiener, daß diese Person, die zwar jung und hübsch ist, seine ganze Neigung gewonnen hatte. Sie können sich leicht denken, daß mir diese Nachricht nicht gleichgiltig bleiben konnte. Ich habe mir vorgenommen, mich an ihm zu rächen und heuchelte gegen ihn durch

---

*) Siehe Grenzboten Nro. 11.

verſchiedene geheime Mittheilungen eine unbegrenzte Freundſchaft und Wohlwollen; aber im Geheimen ſuchte ich auszuſpähen, ob ihm nicht auf der einen oder anderen Seite beizukommen wäre. Sein Privatdiener hat mir Manches mitgetheilt, was ich und mein Pauli früher nicht gewußt hatten, obſchon wir noch vor ſeiner Ankunft nebſt ſeiner Conduitenliſte und Nationale auch eine Warnung und eine umſtändliche Beſchreibung dieſes merkwürdigen Subjects von ſeinem früheren Commandanten erhielten. Er ſchrieb uns, wie Sie ſelbſt hier leſen können, Folgendes: „Der Lieutenant, der auf dem Hinmarſche ſich befindet, iſt ein äußerſt brauchbarer Menſch, — er iſt ſehr beleſen, im Dienſte pünktlich und eifrig, in der Geſellſchaft ſehr angenehm, beredſam; aber er iſt ein ſehr gefährlicher Menſch. Er iſt mit ſeinen Untergebenen nicht gemein, aber er übt gegen ſie eine gewiſſe Toleranz aus, daß ſie ihm Alle nach und nach geneigt werden und alle ihre übrigen Vorgeſetzten zu haſſen anfangen. Er iſt oft ſehr ſtreng gegen ſeine Untergebenen, aber dieſe Strenge iſt immer ſo politiſch angebracht, daß alle Uebrigen den Betreffenden darum nur haſſen und ihn noch mehr lieben. Alle freuen ſich, wenn ſie unter ſeinem Commando irgend eine Arbeit oder einen Dienſt verrichten müſſen; denn er unterhält ſie mit ſeinen Scherzen, weiß ihre Ambition zu ſpornen, und was ein anderer Offizier mit all ſeinem Ernſte, Eifer, Schelten und Fluchen in einem Tage nicht verrichtet, das verrichtet er ſpielend, lachend, ſcherzend in zwei Stunden unter Singen und mit einer ſolchen Accurateſſe, daß auch ſein größter Feind nicht das Mindeſte auszuſtellen im Stande wäre. Er pflegt nicht, wie andere Offiziere, ſelbſt Alles anzuordnen, ſondern er befragt gewöhnlich ſeine Untergebenen, — wie werden wir dieſes oder jenes machen? — Schlägt ihm Einer einen Plan vor, der ihm der beſte zu ſein ſcheint, und treten ihm die anderen bei, dann ſagt er gewöhnlich zu dem Proponenten: Gut, ſo machen wir es und Er wird das Ganze leiten! Dann ſieht er ganz gleichgiltig zu, — die Kanoniere ſingen oder erzählen allerlei luſtige Stückchen, und er — ſtatt ſelbe abzumahnen und ſich ſolche Freiheiten, die ſeine Offiziersdarge nur herabwürdigen, zu verbieten, — lacht und ſingt mit. Wenn auch auf dieſe Art die ihm übertragenen Arbeiten, Verrichtungen und Manipulationen erſtaunungswürdig ſchnell und präciſe ausgeführt werden, — ſo leidet doch das Anſehen des Offiziers und

die Disciplin darunter; denn ein Anderer, der sich streng nach Vorschrift und Reglement hält, kann dann mit der verwöhnten Mannschaft, bei aller Energie, Nichts ausrichten, muß Strafen eintreten lassen und zieht sich unschuldigerweise noch Vorwürfe von seinen Vorgesetzten zu. Z. B. Einem scheint die Arbeit zu schwer, oder er ist zu faul, so treibt er ihn nicht zur Arbeit an, oder schickt ihn in Arrest. Nein! er muß auf der Stelle nach Hause gehen und sich krank melden, und wenn er es nicht thut, dann wird er erst gestraft wegen Faulheit, wegen Raisonniren und derlei Anschuldigungen. Die Uebrigen lachen ihn dann aus, — er ist längere Zeit dem Spotte preisgegeben, — und seine Kameraden, weit entfernt, darüber böse zu sein, daß sie für einen solchen Faullenzer arbeiten müssen, verdoppeln ihre Kräfte, um ähnlicher Schmach zu entgehen. — Solche Beispiele bizarrer Art könnte ich Ihnen Hunderte für eins erzählen! Man kann ihm nicht beikommen, aber darum kann ihm kein Kamerad gewogen sein, und wenn dieses Benehmen, oder diese Handlungsweise einem Commandanten gleichgiltig sein müßte, so muß er doch dagegen arbeiten, weil dadurch die Mannschaft verdorben, die Offiziere unter einander entzweit und gewissermaßen Parteien gebildet werden, die ein Commandant durchaus nicht leiden darf.

„Anderer Seits ist dieser Lieutenant gegen seine Vorgesetzten äußerst artig keck und weiß seine Worte so zu stellen, daß man seine Keckheiten wegen der eingehüllten Artigkeiten durchaus nicht zurückweisen kann, und man daher immer am besten thut, wenn man seine Gesellschaft so viel als möglich meidet, um diesen Verlegenheiten auszuweichen. Er lobt Einen tadelnd und tadelt Einen lobend, und mit einer solchen kunstreichen Mimik, daß kein Mensch unterscheiden kann, ob es Dummheit oder Bosheit sei. Weh aber einem Vorgesetzten, wenn er seine Schwächen ausspäht, oder ihn wohl gar bei einem Unrecht ertappt, dann kennt er keine Schranken! Ihm gilt dann kein Reglement, kein Gesetz, keine Autorität, kein Vorgesetzter, — er spricht dann ganz parallel-insolent! Er schert sich dann um keinen Menschen, um seine Charge gar nicht, — er trägt, wie er sagt, sein Quittirungsgesuch immer im Sacke, und Letzteres ist auch wahr.

„Bei dem letzten Affront, den er mit dem Hauptmann Kregler in Brescia gehabt hat, hatte er seine Frechheit so weit getrieben, daß er sogar sein Quittirungsgesuch, und wie er sich ausdrückte: „das

goldene Verhungerungspatent" hervorzog und mir und dem benannten Hauptmann in's Geſicht ſagte: Ich kann in ſechs Sprachen Unterricht ertheilen, kann ſingen und geigen, was Sie Beide nicht wiſſen, ich brauche meine Lieutenantscharge nicht! — —

„Es iſt wahr, damals hatte dieſer Lieutenant vollkommen Recht, auf ſeinen Hauptmann aufgebracht zu ſein. Er hatte ihm nämlich einen Diebſtahlsverdacht aufgebürdet, von dem ſich jedoch der Lieutenant durch ein halbes Wunder mittelſt der Entdeckung des Diebes und durch das Auffinden des Geſtohlenen gereinigt hatte. Ich zeigte ihn deshalb bei der hohen Garniſonsartillerie-Direction an; aber nachdem dieſe Geſchichte ſich zu Gunſten dieſes Lieutenants geendigt hatte, ſo iſt von dieſer hohen Stelle gar Nichts darüber erfolgt.

„Sie werden finden, daß er gleich nach ſeiner Ankunft irgend eine Bekanntſchaft anknüpfen wird, wo er die heftigſten politiſchen Journale zu leſen bekommt, als: „Allgem. Zeitung, Gazetta di Milano u. ſ. w." und ſein Kopf iſt daher ganz voll von ſolchen dummen Raiſonnements, die dieſe aufrühreriſchen Journale liefern. — Bei der triumphirenden Reiſe unſers Allergnädigſten Monarchen zur Krönung nach Mailand, äußerte ſich dieſer Menſch, als von den Fatiguen dieſer Reiſe unſeres guten Kaiſers die Rede war: Ich habe mehr ausgeſtanden durch das Leſen der ekelhaften Lobhudeleien, mit welchen die ſchamloſen Zeitungsſchreiber in dieſer Zeit unſeren wirklich guten Monarchen beſchimpften, — als der Kaiſer während ſeiner ganzen Reiſe bei allen ſeinen Fatiguen und Nahrungsſorgen erlitten hatte. — Wenn ich Kaiſer wäre, ich würde die öſterreichiſche Preßfreiheit ganz aufheben, und dieſe elenden Wichte, die durch ihre übertriebene lächerliche Vergötterung unſere Herrſcherfamilie, die wegen ihrer Gutherzigkeit, ihrer ausgezeichneten Bildung und ihrer Privattugend nicht nur in Oeſterreich, ſondern in der ganzen Welt hochgeſchätzt wird — herabſetzen, — dieſe elenden Wichte würde ich entweder beim Hals mittelſt des Stranges aufhängen, oder nach der öſterreichiſchen Milde und Syſtem — gut penſioniren laſſen.

„Ich habe dieſe Aeußerungen meiner Pflicht gemäß höheren Orts denuncirt, und ich hoffe, daß dieſer Menſch baldmöglichſt wird unſchädlich gemacht werden. Sie werden wahrſcheinlich auch beauftragt werden, ihn zu ſurveilliren, und ſollten Sie dieſen Auftrag nicht er-

halten, so ist es Ihre Pflicht, zufolge meiner intimen Mittheilung auch ohne diesen Auftrag ihn sorgfältig zu beobachten und Ihr Amt als Vorgesetzter gewissenhaft zu handhaben.

„Dieser Mensch hat auch keine Religion! — Wenn er die Mannschaft in die Kirche führt, so blieb er nicht in der Messe, sondern er ging während dieser Zeit in das gegenüberstehende Kaffeehaus, dessen Inhaber ein lutherischer Schweizer ist, und mit dem er ein intimer Freund war. Bei ihm kehren Juden mit katholischen Geistlichen ein, — ihm gilt Jeder gleich, und als ich ihn hierüber reprimandirte, gab er mir zur Antwort: Christus war ein Jude! — — — — —

„Nebstbei ist dieser Lieutenant im höchsten Grade verschuldet! Er hatte früher sehr lucröse Anstellungen und ist, ohne ein Debaucheur zu sein, blos aus Schwäche, Leichtgläubigkeit, zu großer Freigebigkeit, Gastfreundschaft, aus Bravour-Wohlthätigkeit, und aus leichtsinnigem Bürgschaftleisten, — aus übermüthigem Borgen und endlich aus einem unbegreiflichen Credit — in seinen derangirten Zustand gerathen. — In diesem Zustande müssen Sie ihn zu erhalten suchen; denn ein Mensch, der kein Geld hat und obendrein Schulden, den kann man unschädlich machen, wie man will, und wenn Sie den Plan verfolgen, den ich entworfen und zur Ausführung gebracht hätte, wenn dieser Lieutenant unter meinem Commando geblieben wäre, — so müßte er cassirt oder bei aller seiner Gescheidtheit doch wenigstens pensionirt werden. Dahin müssen Sie daher wirken, — bringen Sie ihn bei seiner anerkannten, vielseitigen Bildung, Brauchbarkeit, — seiner conservirten Lebensfrische dahin, daß er pensionirt werde, so ist er dann für immer verloren und für die gute Sache unschädlich. Dann werden ihm alle seine Freunde abfallen, und er müßte dann die Beredsamkeit eines Demosthenes und eines Cicero besitzen, um auch den Nicht-Militärs zu erweisen, daß er nicht selbst seinen politischen Mord verschuldet habe. —

„Ich habe ihn so viel als möglich decreditirt und seinen Kameraden bei ihrem heiligen Ehrenworte zur Pflicht gemacht, ihm nie aus Verlegenheiten zu helfen, und mein Plan ist mir herrlich geglückt. Seine Kameraden, die sein Uebergewicht fühlten, folgten meinem Rathe, und das Civile schreckte ich durch seine Insolvenz ab. Er mußte daher zu Wucherern, und von allen Seiten gedrängt, zu verzweifelten Mitteln, die er verabscheute, seine Zuflucht nehmen. —

Auf dieſen Point habe ich ihn bereits gebracht, und wenn Sie meinen Plan mit Klugheit verfolgen, ſo werden Sie einen dem Staate gefährlichen Menſchen vernichten, der in mancher Hinſicht vieles Unheil ſtiften würde. — Sobald ein Subaltern-Offizier den Wucherern preisgegeben und für keine Unterſtützung von ſeinen Vorgeſetzten zu hoffen, von Seiten ſeiner Kameraden keine Hilfe zu erlangen und er überall decreditirt iſt, dann iſt er auch unwiederbringlich verloren. Man kann ihm dann Alles als Fehler anrechnen! Jeder Verſuch ſein Gemüth zu erheitern, kann ihm dann ohne Gefahr als Sünde angerechnet und höhern Orts angezeigt werden. — Spielt er Whiſt eines Tages, — iſt er ein Spieler! — Geht er alle Tage in's Wirthshaus, — ein Debaucheur! — Trifft man ihn einmal gut aufgelegt, — ein Trinker! — Begegnet man ihm mit einem Mädchen, — ein ausſchweifender Menſch! u. ſ. w. und Alles dieſes mit Recht; denn woher kämen ſeine Schulden? Er wird hierüber nicht gefragt, es geſchieht ja Alles ämtlich und geheimnißvoll, und ſollte er wirklich ſeine Keckheit ſo weit treiben, einſtens die vom k. k. Hofkriegsrathe erlaſſene wohlmeinende Verordnung: „daß jedem Offizier deſſen Fehler bei Verfaſſung der Conduitenliſte vorgeleſen werden ſollen," zu ſeinem Vortheil zu citiren, ſo kann man ja auf vielfache Art ſich dieſerhalb verwahren. Erſtens man kann geſprächsweiſe ihm ſagen: Herr Lieutenant, geſtern waren Sie recht luſtig, — Sie haben ſich prächtig mit dem Mädchen oder mit der Karte unterhalten! Zweitens, man kann ihm beim Rapport, oder bei einer andern Gelegenheit gutmüthig und lächelnd ſagen: Sie haben heute einen Schnaps getrunken! Dieſes kann er bei einer dienſtlichen Aufforderung nachher nicht läugnen, mithin — iſt er gewarnt worden und die hofkriegsräthliche Verordnung wurde gewiſſenhaft erfüllt. —

„Trachten Sie, lieber Freund, auch ſeinen Burſchen zu gewinnen, ohne ſich Preis zu geben, damit Sie ihn wo möglich auf friſcher That in ſeinen Verlegenheiten ertappen, und ich ſtehe Ihnen gut dafür, Sie werden ihn loswerden, — loswerden zu Ihrem Beſten, denn er iſt Feind, ein außerordentlicher Feind aller Concubinate!"

Nachdem ich dieſen Uriasbrief unter ſchwermüthigen und ſchmerzvollen Betrachtungen, die ich nicht laut äußern durfte, der verdienſtvollen penſionirten Frau Lieutenantin und Poſto-Commandantin zurückgeſtellt hatte, fuhr ſie in ihrer Erzählung fort: Sein Burſche iſt, unter uns geſagt, ein niederträchtiger Menſch! Wenn es nicht dieſer Lieutenant wäre, den ich von ganzem Herzen haſſe, ſo würde ich dieſen Menſchen in die Gaſſe bringen! — Ich habe ihn bereits ſo weit gewonnen, daß er nicht nur Alles erzählt, was ſein Herr thut und macht, — wer zu ihm kommt u. ſ. w., ſondern er bringt uns auch alle Tage getreulich, wenn der Lieutenant ausgeht, alle Briefe, die er empfängt und ſchreibt, und alle Bücher, die er lieſt. Das Hören und Sehen vergeht Einem oft, was man da erfährt! Sie haben gar keinen Begriff, wie er mich und meinen Pauli ſchildert! — Aber das wäre Alles Nichts gegen das, was er lieſt! — Da gibt's bald italieniſche, bald franzöſiſche Bücher, die, wenn man ſie nur aufmacht, nach Revolution riechen, und mein Pauli, der zwar keine dieſer Sprachen verſteht, hätte ſchon aus Voreiligkeit und aus Zorn mehrere dieſer Bücher verbrannt, wenn ich ihn nicht abgehalten hätte. Das Wort „Mord" (mort) ſtand in einem dieſer Bücher auf jedem Blatte und das Wort „Revolution" faſt in jeder Zeile. Die deutſchen Bücher, die er lieſt, ſind meiſtens nur Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, (und ſtellen Sie ſich vor) auch aus dem Türkiſchen. — Da betrachten Sie, ſprach die Frau Poſto-Commandantin, indem ſie mir ein Buch reichte, was dieſer Menſch zuſammenlieſt! — Es waren Young's Nachtgedanken im Engliſchen! — Eure Gnaden, ſagte ich, ſchreiben Sie den Titel dieſes Buches genau ab, und der Herr Hauptmann kann dieſes anzeigen, und dem Lieutenant muß das Genicke gebrochen werden; denn es iſt ein fürchterliches Buch! — Die Frau Poſto-Commandantin lachte über dieſe Zuſicherung mit einer ſolchen verächtlichen Schadenfreude, daß ich zum erſten Male die mir angebotene Mariage-Partie unter einem Vorwande auszuſchlagen wagte, und ſie vielmehr bat, in ihrer Erzählung fortzufahren. — Der Privatdiener des Lieutenants, fuhr die Frau Poſto-Commandantin mit einem unterdrückten Zorn fort, hat ſchon in Mantua über ſeinen Herrn, einen Hauptmann, der mit ihm im Arſenale logirte, referirt. Dieſer Hauptmann, nach der Ausſage des Burſchen, hat ſich des ganzen Vertrauens

dieſes Lieutenants bemächtiget, und der Letztere war ſo dumm, daß er ſogar ſeine Geliebte mit ihm theilte. Sobald aber der Lieutenant ausging, da aviſirte den Hauptmann der Burſche, und dieſer viſitirte alle ſeine Papiere. Auf dieſe Art machen wir es jetzt! Ich und mein Pauli ſind beſtändig von allen Angelegenheiten des Lieutenants genau unterrichtet, und ich hoffe, daß es uns gelingen wird, dieſen Menſchen los zu werden. Ich habe mit Ihrem Herrn ſchon darüber geſprochen, er will aber noch nicht recht anbeißen! Mit Gottes Hilfe, antwortete ich, wird es Euer Gnaden wohl gelingen, dieſen Menſchen los zu werden.

X.

Soldatengeſpräche.

Perſonen: Ein penſionirter Artilleriemajor und ehemaliger Poſtocommandant; der Garniſonspater; der Zeugwart; der lange Martin, d. i. ein Feldartillerie-Hauptmann; ein neuavancirter Capitän-Lieutenant, der neun Jahre als Schreiber bei der Fortification gedient hat; der „gute Franzl", ein wegen ſeiner Bornirtheit bekannter Oberlieutenant; ein Unterarzt; ein Apotheker. — Die Geſpräche finden Statt im Garten einer Schenke, die „das rothe Häuschen" genannt wird.

Der penſionirte Major. Meine Herren, ich habe viel durchgemacht, habe viel geſehen und probirt; aber nirgends lebt man beſſer, wie in Tirol. Es iſt zwar etwas theuer, aber der herrliche Wein, die großen Portionen, dann das vortreffliche Wildpret findet man in der ganzen Welt nicht! Wenn ich nicht zu alt wäre, ich würde jetzt noch hinreiſen!

Der lange Martin. Das iſt wahr, ich war auch zwei Jahre in Insbruck, und ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich dort am beſten gelebt habe.

Penſionirter Major. Wo ſind Sie denn hingegangen?

Der lange Martin. Ich bin meiſtens zum weißen Löwen hingegangen, denn dort bekömmt man die größten Portionen. Beim grauen Bären in der Sylgaſſe iſt der Wein ſehr gut, aber das Eſſen iſt zu theuer. Beim ſchwarzen Adler iſt eine gute Auswahl, aber der Wein zu ſchlecht. Bei der Sonne wäre es am beſten, aber dort kommen lauter Bücher-Philoſophen, welche gelehrte Diſcurſe unterhalten, und das dritte Wort iſt gleich immer: Kennen Sie den oder jenen Schriftſteller? Unſer Einer, wenn er ſeinen Artillerie-

Unterricht, Batteriebau, Geſchützplaciren und Dienſt- und Exercier-Reglement u. ſ. w. gut kann, ſo weiß er genug! Ich bin eine Zeit lang hingegangen, aber da hat mich ſo ein dummes Geſchwätz einmal vertrieben. — Ein naſeweiſer Lieutenant hat mit einem andern Offizier vom Kaiſer-Jägerregiment discurirt, und ich hörte mehrmal: „Schiller und Don Carlos.“ Da ſagte ich: Meine Herren, Sie irren ſich, wir haben wohl mehrere Schiller in der Armee, aber wir haben keinen Don Carlos, ſondern Don Miguel und Don Pedro, — und ich kenne ſelbſt einen Schiller, der mit mir Feuerwerker im Bombardier-Corps war. Da lachten mich dieſe jungen Laffen aus, und ich erfuhr hernach von meinen Kameraden, daß ſie einen talketen Romanſchreiber gemeint haben. Seit dieſer Zeit bin ich ausgeblieben und bin eine Zeitlang zum Hirſchen in die Kothlake gegangen, wo eine recht hübſche Kellnerin war.

Der Garniſons-Geiſtliche. Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, daß ich Sie unterbreche; iſt es denn wahr, daß in der dortigen Kirche ein ſo ſchönes Grabmal für einen Kaiſer aufgerichtet iſt?

Der lange Martin. Es gibt in dieſer Kirche eine Menge ſchwarze Figuren, von Eiſen, groß und klein, und in der Mitte iſt wohl Etwas, was einem Grabmal gleich ſieht, aber ob darin ein Kaiſer begraben iſt, weiß ich nicht.

Herr Joſeph, der Zeugwart. Von einem Kaiſer kann dieſes Grabmal nicht ſein, denn dieſe ſind alle in Wien bei den Kapuzinern begraben.

Der gute Franzl. Oho, oho! Da irrſt Du Dich gewaltig! In Wien ſind nur in der Gruft die Kaiſer von Rudolph bis auf den Kaiſer Leopold II., — die früheren aber, z. B. Kaiſer Karl V. der iſt in einem Kloſter in Spanien geſtorben, und liegt auch dort begraben.

Major. Wer wird denn über dieſe Sachen beim Glas Wein ſtreiten. Da wollen wir luſtig ſein und von ſolchen Sachen ſprechen, die den Leib und die Seele zuſammenhalten. Ich kann ſolche gelehrte Discurſe nicht ausſtehen. — In Bregenz waren Sie auch?

Der lange Martin. Freilich, ich habe am Hafen im goldenen Löwen logirt; dort ißt man ſehr gut, da gibt's göttliche Rheinforellen und der Markgräfler, das iſt Einer! Man darf ihm nicht trauen, — ich habe auf dem Hinmarſche in Bludenz zwei Halbe

ausgeſtochen und bin dann zweimal von meinem Schimmel herunter-gepurzelt. — Waren Herr Oberſtwachtmeiſter auf dem Gebhardsberg, wo man den Bodenſee, viele Städte, den Rhein und das ganze Vorarlberg ſehen kann?

Major. Da wäre ich ein Narr geweſen, einen hohen Berg wegen einer Ausſicht zu ſteigen. In Lindau, dort war ich, weil man dort einen Rheinwein und ein excellentes Bier bekommt.

Langer Martin. Da haben der Herr Oberſtwachtmeiſter meinen Guſto. Ich war zwei Jahre in Innsbruck, und ich wäre nicht in das Schloß Ambras gekommen, wenn mich nicht der Brauer, der einen großen Keller dort hat, mit Gewalt mitgenommen hätte. Hören Sie, iſt das ein Keller! Ich habe viel Bier in meinem Leben getrunken, aber dieſe Friſche, dieſen Geiſt habe ich noch nie gefunden.

Apoth. Ueberall kann man gut leben, aber ich glaube, daß Ungarn doch in jeder Hinſicht den Vorzug vor allen anderen Ländern verdient.

Geiſtlicher. Da ſtimme ich bei! Ungarn hat Ochſen, Wein und Schweine in Ueberfluß, und der gute Rauchtabak, der wohl-feil iſt!

Herr Joſeph. Und die ſauberen Mädchen in Peſth und in Presburg, das wäre meine Paſſion! (Ein allgemeines Gelächter.) Ich für meinen Theil möchte nirgends leben, als in böhmiſch Budweis, da koſtet eine ganze gebratene Gans einen Zwanziger.

Der gute Franzl. Geh mir mit Deinem Budweis! Was haſt Du dort für Unterhaltungen? Nicht einmal ein Theater! In Italien, da kann man ſich unterhalten. Dieſe prächtigen Opern! Ich war ſechzehn Jahre in Venedig und habe alle Jahre zwei- auch drei-mal die Oper und das Ballet beſucht.

Langer Martin. Das iſt meine Leidenſchaft nicht. Ich war acht Jahre in Italien und habe mich nie um ein Theater bekümmert. Erſtens ſingen ſie Alles wälſch, und da verſteht man ohnehin Nichts, und dann muß ich auch aufrichtig ſagen, daß ich auch in Wien, wo man doch um vier Kreuzer in's Hoftheater kann, mich nie entſchlie-ßen konnte, in's Theater zu gehen. Höchſtens ging ich alle Viertel-jahre einmal in die Leopoldſtadt, um mich dort tüchtig auszulachen.

Hauptmann. Ich war in meinem Leben auch nie für Thea-ter und Kaffeehäuſer importirt, ſondern wo ich hinkam, mußte ich

mein Stammhäusel haben. In Wien war ich täglich im Dominicanerkeller, in Brünn bei den drei Juden, in Ollmütz beim Goliath, in Prag auf der Kleinseiten beim Jäger, in Grätz beim Sandwirth, in Pesth beim weißen Schiff, in Peterwardein beim weißen Ochsen, in Verona im Husarenkeller, in Mantua bei der Faschin auf dem Paoloplatz, oder beim Pudel, — in Brescia bei der Lucietta, und in Mailand beim steinernen Tisch. —

Der gute Franzl. Ich bin wieder täglich zu Treporti gegangen, als ich in Venedig war, weil ich ein Biertrinker bin und dort lauter Deutsche zusammenkommen. Da hat's Andere gegeben, die Jahre lang in Venedig waren, wenn man sie aber gefragt hat, wo ein gutes Bier ist, das haben sie nicht gewußt. Dagegen sind sie alle Monate in's Arsenal, in palazzo ducale gegangen und mit dem Wegweiser von Venedig in der Hand aus einem Palast in den anderen herumgelaufen, und haben dumme Bilder oder Marmorstücke betrachtet, als wenn sie hätten ein Stück davon abbeißen wollen, — haben über Hals und Kopf das Wälsche Tag und Nacht studirt und auf Ja und Nein waren sie in Böhmen! — Was haben sie hernach von ihrem Wälschen gehabt? Ich habe in den zwanzig Jahren, wo ich in Italien war, alle Jahre ein Wort gelernt, und jetzt bin ich drei Jahre von dort, und kann von all den zwanzig Wörtern noch die einzigen vier Worte: danari, pane, vino und rosto, und mit diesen traue ich mir ganz Italien durchzureisen, ohne Anstand zu finden.

Herr Joseph. Es ist doch gut, wenn man mit den Leuten plaudern kann. Wie ich in den Befreiungskriegen in Frankreich war, da hat es mir sehr viel geholfen, daß ich das Französische gekannt. Die Frauenzimmer, die haben mich meistens verstanden! (Alle lachen.) Ich hab mir Alles aufgeschrieben, was ich schon gekonnt habe; aber im Rückmarsch muß mir Jemand das Büchl gestohlen haben, und da habe ich Alles wieder vergessen.

Der lange Martin. Ich weiß nicht einmal, ob es recht ist, wenn Jemand diese Sprache lernt; denn nachdem die Franzosen unsere Feinde immer waren, sind und es bleiben werden, so ist es doch immer ein Bischen verdächtig, wenn man ihre Sprache lernt, und im Kriege finden sich gewiß Leute genug, die dann Spione machen.

Geiſtlicher. Ich habe aber gehört, daß unſer Kaiſer ſelbſt Franzöſiſch kennen muß!

Apoth. Was fällt Ihnen denn ein, der Kaiſer wird ſich mit einer fremden Sprache plagen! Er hat ſchon ſeine Leute, die für ihn ſprechen.

(Der Garniſons-Lieutenant, bekannt als ein gefährlicher Menſch, und ein Infanterieoffizier erſcheinen. Die Geſellſchaft wird ruhig.)

Major. Was gibt's denn Neues in der Welt, Herr Lieutenant? Sie leſen immer Zeitungen, und daher müſſen Sie immer etwas Neues wiſſen.

Garniſons-Lieutenant. Große und wichtige Sachen! Se. päpſtliche Heiligkeit haben die Zahl der Heiligen um fünf vermehrt, worunter ſich auch eine Heilige befindet!

Geiſtlicher Herr. Mir ſcheint es, daß Sie ſchon wieder anfangen, über die heilige Religion zu ſpotten. Solche Sachen gehören nicht in ein Wirthshaus.

Lieutenant. Ich glaube, ſolche Sachen gehören wohl eher hierher, als wie Sie. Uebrigens, wer ſpottet über die Religion, wenn man Thatſachen anführt? Halten Sie es vielleicht für widerſinnig, daß der Papſt einige Heilige ernannt hat? Leſen Sie morgen die Zeitung, und Sie werden die ganze Beſchreibung dieſer Feierlichkeit darin finden mit allen ſtattgehabten Feſten.

Adjutant. Die in Rom ſtattfanden, verſteht ſich; denn die himmliſchen Feſte, wie die neuen Heiligen unter ihren Kameraden und von Seiten Gottes ſind im Himmel aufgenommen worden, ſind noch nicht beſchrieben; aber hoffentlich wird es morgen der „Oeſterreichiſche Beobachter" geben.

Major. Und wegen was ſind denn dieſe Heiligen canoniſirt worden?

Garniſons-Lieutenant. Darüber wird nichts Beſtimmtes angegeben. So viel mir ſcheint, werden ſelbe nach dem Ancienneté-tätsſyſtem zur Heiligkeit in der Tour geweſen ſein.

Adjutant (zum Geiſtlichen). Glauben Sie, daß der öſterreichiſche Beobachter die Verdienſte und Urſachen angibt, wenn er Standeserhebungen, Avancements oder Ordensverleihungen publicirt? Es heißt nur immer ſchlechtweg: Se. Majeſtät haben den N. in den Baronſtand, den X. zum Hofrath zu ernennen und dem General W.

den öſterreichiſchen Leopoldsorden zu verleihen geruhet. Was braucht denn jeder Menſch zu wiſſen, warum? Iſt es denn nothwendig, daß Jedermann weiß, wie der neue Baron dem Staate durch Armeelieferungen Millionen erſpart, wie viel der neubeförderte Hofrath ſein Leben Bogen verſchmiert, und daß der creirte Ordensritter einen eigenhändigen Brief bei einem fremden Hofe übergeben und dabei noch mündliche Empfehlungen und Grüße ausgerichtet hat. — Ebenſo kann der Papſt ſich die Freude machen, Heilige zu ernennen, und unſere Pflicht und Schuldigkeit iſt, ſelbe anzubeten.

Lieutenant. Es iſt wohl auch etwas von Wundern dabei erwähnt.

Geiſtlicher. Glauben Sie, ich bin ſo dumm und weiß nicht, daß Sie trotz Ihres affectirten Ernſtes nur ſpotten? Sie haben erſt neulich behauptet, daß es gar keine Wunder gibt! —

Lieutenant. Damals habe ich vergeſſen, beizufügen, daß ich doch Ein Wunder glaube!

Geiſtlicher. Welches denn?

Lieutenant. Daß Sie, geiſtlicher Herr, ein geiſtlicher Herr ſind; denn dieſes iſt gewiß ein größeres Wunder, als der heilige Gandulphi an ſeiner Frau bewirkt hat.

Adjutant (zum Lieutenant). Ich glaube, Bruder, daß dieſes gerade kein Wunder iſt; denn, was wäre er denn, wenn er nicht geiſtlicher Herr wäre? Zum Arbeiten iſt er zu ſchwach, zum Soldadaten zu klein; gelernt hat er Nichts, alſo mußte er ja geiſtlicher Herr werden, und wenn er in ſeinem Streben nach höherer Ausbildung ausharrt, ſo prophezeihe ich ihm, daß er noch ein Biſchof von Sodoma und Gomora in partibus infidelium wird.

Hauptmann. Laſſen wir dieſe Discurſe bei Seite! Wir haben uns bisher recht gut unterhalten! (zum Lieutenant.) Sie hätten mit Ihrer Weisheit auch wo anders hingehen können, ohne uns hier in unſerer Unterhaltung zu ſtören. Sie haben, ſcheint mir, viel geleſen und das Schlechteſte davon behalten.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Ceremonienſcheu des Königs. — Kunſtausſtellung; die Düſſeldorfer; kirchliche und politiſche Malerei. — Die letzte weiße Roſe. — Die Adreſſe der Breslauer Univerſität an die von Königsberg.

Wie zu erwarten war, hat der König der im Laufe dieſer Woche von ſeiner am 26. Juli angetretenen Reiſe zurückkehrte, die ihm von Seiten der Comunalbehörden zugedacht geweſenen Empfangsfeierlichkeiten, bei welchen auch unter dem Portale, in welchem das beklagenswerthe Attentat vom 26. Juli geſchehen, einige Lieder abgeſungen werden ſollten, entſchieden abgelehnt. Der Monarch iſt vielmehr von dem einen Eiſenbahnhofe nach dem andern gefahren, ohne ſich durch die verſchiedenen Deputationen, die ſich auf dem erſtern verſammelt hatten, aufhalten zu laſſen. Eben ſo machte er es in Potsdam, wo ihn die Commune ebenfalls mit ihrer dienſtfertigen Freude beſtürmen wollte; er zog ſich eilends nach ſeinem ländlichen Palaſt in Sansſouci zurück, wo er mit Alexander von Humboldt und einigen andern ihm naheſtehenden Freunden die Stunden genoß, die er der ceremoniöſen Langweil eben abgerungen hatte. Indeſſen wird ihm dieſe doch nicht ganz erlaſſen ſein, denn wahrſcheinlich wird am 24. September, an welchem Tage der König mit der Königin hier eintrifft, Alles nachgeholt werden.

Neben der Gewerbeausſtellung iſt nunmehr auch unſere Kunſtausſtellung eröffnet, über welche Ihnen wahrſcheinlich Ihr martiſtiſcher Correſpondent beſonders berichten wird. Ich bemerke daher für jetzt nur, daß, da dieſesmal wieder eine zweijährige Pauſe ſeit der letzten Ausſtellung ſtattgefunden, die Reſultate auch wieder viel erfreulicher ſind, als ſie bei den von Jahr zu Jahr auf einander folgenden Ausſtellungen waren, obwohl es dieſesmal an Mittelmäßigem nicht fehlt.

Die Düſſeldorfer Schule, die durch die Berliner Ausſtellungen ihren erſten Ruf begründet, hat ſich ebenfalls wieder, ihren Director Wilhelm Schadow an der Spitze, in voller Zahl eingeſtellt, doch iſt von dem berühmteſten Meiſter derſelben, von C. F. Leſſing, nur eine Landſchaft, und zwar eine „Flache, ſumpfige, einſame Gegend nach Sonnenuntergang" ausgeſtellt. Von den übrigen bekannteren Meiſtern der Düſſeldorfer Schule hat Theodor Hildebrandt einen Dogen und ſeine Tochter, Karl Sohn eine Dame mit dem Spiegel, Hermann Stilke einen Kaiſer Heinrich III., Adolph Schröder einen Till Eulenſpiegel, J. W. Schirmer ein deutſches Abendbild mit mehreren anderen Landſchaften, Rudolf Jordan Genrebilder von Friesland, Holland und der Normandie, J. P. Haſenclever Rheinweinprobirer und Damenbrettſpieler, zwei treffliche Charakterbilder, Eduard Bendemann (jetzt in Dresden) das Bildniß eines Knaben und Julius Hübner ebenfalls, jetzt in Dresden, eine Meluſine geliefert. Unter den hieſigen Profeſſoren hat ſich dieſesmal auf ganz unerwartete Weiſe Karl Kolbe ausgezeichnet, der, obwohl nicht mehr ganz jung, ſich an neue großartige Entwürfe gemacht und einen Kaiſer Karl V. auf der Flucht, ſowie einen Ezzelino di Romano geliefert hat, welche die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde auf ſich ziehen. Von Begas ſind wieder einige wahrhaft ausgezeichnete Porträts — namentlich von Schelling und Karl Ritter — ſowie ein Chriſtus, der die Mühſeligen und Beladenen zu ſich ruft, ausgeſtellt. Wach hat eine große Compoſition, der heilige Otto und die erſten Chriſtenkinder in Pommern, Henſel einen Kaiſer Wenzel und den jungen Prinzen von Wales, Völker wieder eine treffliche Auswahl von Frucht- und Blumenſtücken und W. Krauſe eine Anzahl wohlgelungener Marinen geliefert. Im Ganzen ſind die kirchlichen Gegenſtände weniger vorherrſchend, als ſonſt; nur Wilhelm Schadow in Düſſeldorf hat in gewohnter katholiſcher Weiſe wieder einige durch Zeichnung und Colorit gleich anziehende Compoſitionen eingeſandt. Dagegen iſt politiſche Malerei mit einigen ſehr gelungenen Verſuchen aufgetreten, wir zählen dazu die ſchleſiſchen Weber von Karl Hübner, die beiden trefflichen Gruppen polniſcher Auswanderer von Eliſabeth Baumann aus Warſchau in Düſſeldorf, ſowie die ägyptiſchen Lager- und Beduinenbilder von H. Kretzſchmar. Das Ausland iſt durch einige Meiſter aus Frankreich (Horace Vernet, Lepoittevin, Ary Scheffer, Bellangé, Mozin ꝛc.), Belgien (de Biefve, Franz Cautaerts ꝛc.), Holland (Koekkoek, van Schendel), die Schweiz (Aurel Robert), und Rußland (Heubel, der für die Kaiſerin von Rußland die drei Männer im feurigen Ofen gemalt) vertreten. Die aus Italien zahlreich eingegangenen Sachen führen wir hier nicht auf, da ſie faſt ſämmtlich von Deutſchen herrühren, doch gehört eines derſelben, eine

neapolitaniſche Fiſcherfamilie von A. Riedel aus Baireuth in Rom zu den Perlen der Ausſtellung. Aus dieſer flüchtigen Ueberſicht werden Sie entnehmen, wie reich diesmal unſere Kunſt-Ausſtellung bedacht iſt. Im Ganzen ſind 1335 Gemälde und Zeichnungen (ungerechnet die vielen unter Einer Nummer befindlichen Porträts) hundertſechzig plaſtiſche Bildwerke, dreiundzwanzig der Architectur angehörende Arbeiten, zweihundertzweiundvierzig Kupferſtiche, Holzſchnitte und Steindrucke, und achtundzwanzig Werke der Kunſt-Induſtrie ausgeſtellt. Unter den Bildwerken befinden ſich Meiſterarbeiten von Rauch, Wichmann und Schwanthaler und einige treffliche plaſtiſche Arbeiten, die für das neuerſtehende Opernhaus beſtimmt ſind.

Morgen endlich geht die „letzte weiße Roſe" von dem Redacteur dieſer Blätter in Scene. Wir wollen hoffen, daß es dieſem Drama nicht ſo ergehen werde, wie dem Prutz'ſchen „Moritz von Sachſen", der nach der mit Beifall aufgenommenen erſten Aufführung dazu verurtheilt wurde, keine zweite zu finden. Glücklicherweiſe iſt jedoch der Verfaſſer der „letzten weißen Roſe" nicht hier anweſend, ſo daß er nicht in die Verſuchung kommen kann, falls er hervorgerufen würde, Dankesworte zu ſprechen, die ihm ſo übel ausgelegt würden wie dem politiſchen Liederdichter Prutz, von welchem übrigens — beiläufig bemerkt — ein Conterfei auf der Ausſtellung ſich befindet.

Nicht ohne einige Verwunderung hat man hier die Gratulations-Adreſſe geleſen, welche die Breslauer Univerſität an ihre Königsberger Collegen bei Gelegenheit der Jubelfeier der Albertina erlaſſen hat. Es iſt in der That keine kleine Coquetterie, wenn ſich die junge Breslauerin der alten Königsbergerin an Ruf und Freiſinn an die Seite ſtellt. Namentlich was den letztern betrifft, brauchen wir nur an die Art und Weiſe zu erinnern, mit der man Hoffmann von Fallersleben in Breslau fallen ließ, um den Unterſchied zu bezeichnen, der zwiſchen dem Geiſte der einen Hochſchule und dem der andern beſteht. Auch würde es, um ein anderes Beiſpiel anzuführen, der Königsbergerin gewiß nie in den Sinn kommen, wie es die Breslauerin vor einigen Jahren gethan, für ihre philoſophiſche Facultät ein Statut zu entwerfen, wornach keinem Juden der Grad eines Doctors der Philoſophie ertheilt werden darf. Ex ungue leonem!

Juſtus.

II.

Aus Breslau.

Noth und Elend. — Schneer's Bericht darüber. — Duncker's-Ruh. — Zwei Lebendige. — R. Gottſchall. — Die Univerſität, ihre lateiniſche Adreſſe, die Cenſur; die katholiſche Theologie.

Schleſien wird von den patriotiſchen Hyperbolikern die Perle in der Krone Preußens genannt. Dieſe ſtereotype Phraſe erhält immer

mehr einen ironiſchen Beigeſchmack. Nirgends kann das Elend größer ſein, als bei uns. Ich bin in den Hütten polniſcher Bauern geweſen und ſah, wie die Menſchen mit den Schweinen in ſchmutziger Friedlichkeit zuſammenwohnten und aßen. Sie waren glücklich, denn ſie kannten's nicht anders. Die ſchleſiſche Armuth hat beſſere Tage hinter ſich, und in der Zukunft droht ihr der Hungertod. Zwiſchen der Erinnerung an die Vergangenheit und der Furcht vor dem künftigen Tage ſitzt ſie im öden, troſtloſen Mißmuth und webt ihr eigenes Leichenhemde. Der Regierungsaſſeſſor A. Schneer hat auf Koſten des hieſigen Comités zur Linderung der Noth unter den Gebirgsbewohnern fünf Wochen lang Pauvertätsſtudien gemacht, und in einem Berichte das, was er mit eigenen Augen geſehen, getreulich erzählt. Eine haarſträubende Lectüre! Schneer iſt Salonmenſch und Regierungsbeamter. Man kann ſich denken, wie beredt der Thatbeſtand geſprochen, wenn ſolch ein Hiſtoriograph ihm gegenüber zu dem Geſtändniß der ſprachlichen Unfähigkeit gezwungen wird. Es iſt Zeit, daß die Pfingſten kommen und uns neue Sprachen lehren. Vorerſt aber Phraſen, wie die vom Perlen-Schleſien, ausgerottet! An ſolchem Wortreichthum ißt ſich Keiner ſatt. Und dann nehmt uns das Schloß vom Munde, daß wir zu ſtammeln verſuchen können, ehe der Tag kommt, wo die neue Grammatik ſich mit Keulenſchlägen anmeldet. In einem Dorfe der Grafſchaft Glatz haben die Bauern der Grundherrſchaft die Handfrohndienſte aufgeſagt. Die Widerſpenſtigen ſitzen bereits im Kreisarreſt zu Habelſchwerdt. Die kleinen Eigenthümer in Schleſien befinden ſich zu ihren Grundherren in demſelben Verhältniß, wie die Weber und Spinner zu den Fabrikanten. Das arme Volk arbeitet, und die Reichen haben den Lohn dafür. Wir tröſten uns damit, daß der liebe Gott und Duncker uns nicht verlaſſen werden. Letzterer hat ſich in Langenbielau zur Freude aller Berliner Spitzbuben häuslich niedergelaſſen und ſoll bereits eine Agentur ſeines hauptſtädtiſchen Geſchäfts eingerichtet haben. Auf das Soll bitte ich einen Accent zu legen, denn ich ſchreibe blos, was man ſich hier in Breslau überall in die Ohren raunt. Wir gehen ſomit einer ſchönen Zukunft entgegen. Findet doch jetzt ſchon die Allgemeine Preußiſche Zeitung Manches bei uns, was zu loben iſt, wie z. B. die Gedichte zweier Lebendigen, die vor Kurzem in Breslau erſchienen ſind. Sie meint, es gebe eine gewiſſe Sorte politiſcher Dichter, welche durch polizeiliches Einſchreiten am beſten widerlegt werden könnten. Trotzdem hätten die beiden Lebendigen nicht ein Uebriges gethan, daß ſie den Herwegh, Gottſchall und Dingelſtedt (!) ein Bischen mit Ruthenſtreichen regalirt. Eine vortreffliche Kritik dieſer Zwei-Männer-Gedichte! Jede Zeile in letzteren trägt in der That die polizeiliche Uniform, aus jedem Worte ſchauen Büttel und Haltfeſte hervor. — R. Gottſchall, deſſen Freunde Sie neulich durch Abdruck einiger Scenen aus ſeinem

Robespierre erfreuten, hält sich gegenwärtig bei dem Grafen Reichenbach in Waltorf bei Neisse auf. Letzterer, ein wackerer, politisch strebsamer Mann, wird das genannte Drama seines Gastfreundes auf eigene Kosten herausgeben. Unser Censor streicht schon drei Wochen lang im Manuscripte herum. Hat wohl Robespierre geahnt, daß ihn nach fast einem halben Säculum noch die Censur verstümmeln würde? Unsere Universität hat in der jüngsten Zeit wieder von sich reden gemacht und zwar wegen der freisinnigen Adresse, womit der Professor Haase im Namen seiner Collegen der Albertina gratulirte. Unter achtzig Männern spricht einer ein Wort, wie es gesprochen werden soll, und die Welt schlägt lauten Jubel auf! Was folgt hieraus wohl für die neunundsiebzig? Die Zeitungsschreiber übersetzten die lateinische Adresse in's Deutsche, der Censor strich's. Die Zeitungsschreiber wollten das Original abdrucken lassen, der Censor strich's. Wohl Dir, Tacitus, daß Du Deine Werke vor zwei Jahrtausenden geschrieben, wo es noch keine Censurinstructionen, geheime Ordres und streichlustige Schönfelde gab. — Sämmtliche Studirende der katholischen Theologie haben sich zu einer Zeit, wo die Collectivpetitionen noch nicht verboten waren, an den Minister Eichhorn gewandt und um Besetzung der vacanten Lehrstühle ihrer Facultät gebeten. Doch nein, sie haben die Petition dem Regierungsbevollmächtigten zur Weiterbeförderung übergeben. Derselbe ist darüber sehr erfreut gewesen und hat nur gewünscht, die Herren möchten, der Form zu genügen, das Bittschreiben durch die Facultät an ihn gelangen lassen. Es geschieht; aber seit jener Zeit hat man nie wieder von der Petition gehört. Sie soll nach der Aussage sehr glaubwürdiger Männer über das Weichbild der Stadt nicht hinausgekommen sein. Die katholischen Theologen betragen beinahe ein Drittheil sämmtlicher Studirenden und haben nur drei Professoren. Encyklopädie der theologischen Wissenschaften und Dogmengeschichte sind noch niemals hier gelehrt worden, Pastoral, Katechetik, Moral, theologisches und kanonisches Kirchenrecht ist seit Jahren vacant. Gerechtigkeit gegen Alle! — warum diese stiefmütterliche Behandlung? — Eine Eigenthümlichkeit der hiesigen katholisch-theologischen Facultät lassen Sie mich noch erwähnen. Wenn es sonst die mit einer akademischen Würde bekleideten Professoren sind, welche den Geist der Studirenden überwachen und zum Gebrauch von Präventiv-Flanelljacken rathen, so ist es bei der hiesigen katholisch-theologischen Facultät umgekehrt der Fall. Die jungen Loyolas haben den Maßstab der Rechtgläubigkeit in den Händen und legen ihn an jede Aeußerung ihrer Lehrer an. Paßt nun was nicht recht zu ihrem frommen Märchenglauben, so eilen sie alsbald auf den „Dom" und verketzern die Männer bei dem hohen Tribunal. Also auch Druck von unten nach oben, Druck überall! X.

III.

Thereſe und ihre kritiſchen Freunde.

(Eingeſendet.)

Unter den literariſch bekannten Perſonen, welche in Hamburg leben, wird eine Dame von Rang gegenwärtig viel genannt: Frau von Bacheracht, die Tochter des ruſſiſchen Geſandten, von Struve, in Hamburg. Sie ſchreibt unter dem Namen Thereſe. Eine der letzten Nummern der Illuſtrirten Zeitung brachte das wohl gelungene Porträt dieſer Schriftſtellerin und eine Analyſe ihres literariſchen Charakters. Dieſe Kritik iſt ſo überſchwänglich ausgefallen, daß man wohl ſieht, ihr Verfaſſer hat mit anderen Augen, als denen eines Kritikers, geſchaut. Zur Herſtellung einer richtigeren Würdigung des literariſchen Charakters der Frau von Bacheracht dürften daher einige Worte hier am geeigneten Platze ſein. Ihr erſtes Auftreten fällt in jene Epoche des weiblichen Lebens, die ſich, als der Uebergang aus der reiferen Jugend in das nahende Alter, bei den Frauen ſehr häufig durch einen tieferen Ernſt auszeichnet. Im Rückblick auf eine vielfach bewegte Jugend, auf ein buntes Gemiſch von glänzenden Erinnerungen, die ihr das Leben in diplomatiſchen Kreiſen, am Petersburger Hofe und an deutſchen Höfen gab, gebannt in die Verhältniſſe einer ſchlichten Bürgerſtadt, die für ihren lebhaften, nach Abwechſelung dürſtenden Geiſt zu poeſielos erſcheinen muß; jung noch an Geiſt und Körper; im Verkehr endlich mit Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen, lag der Gedanke nahe, ihre Zeit ebenfalls mit poetiſchen Arbeiten auszufüllen. Thereſe ließ ſich von ihrem alten Freunde Strombeck in Braunſchweig in die literariſche Welt einführen. Ihre „Briefe aus dem Süden" waren mit einem Vorwort ihres literariſchen Protectors begleitet, das ſich ganz dazu eignete, die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſie zu ziehen, aber auch zugleich die Schwächen und Mängel der Verfaſſerin ſcharf bezeichnete. Strombeck ſprach ihr ein gutes Judicium ab und wollte überhaupt die Anſichten der Verfaſſerin in keiner Weiſe vertreten. Aufgemuntert durch den Erfolg ihres erſten Buchs, wandte ſich Frau von Bacheracht entſchieden der Literatur zu. Gutzkow's Bekanntſchaft, die ſie während der Anweſenheit deſſelben in Hamburg machte, konnte ſie in dieſem Entſchluß nur beſtärken. Gutzkow nahm die Stelle Strombeck's ein; nur in anderer Weiſe. Daß das junge Deutſchland ſelbſt in der Kritik galant ſein konnte, bewies der Verfaſſer Wally's in ſeinen verſchiedenen Beſprechungen über die literariſche Bedeutſamkeit dieſer Frau. Wie giltig Gutzkow's kritiſches Urtheil auch ſonſt ſein mag, hier hat es ſich doch offenbar irre leiten laſſen durch die Keckheit und das äußere polirte Weſen, mit welchem Thereſe auftrat. Wenn dieſe in der illuſtrirten Zeitung neben Georges Sand geſtellt, ja ſogar über dieſelbe erhoben wird; wenn die Kölniſche

Zeitung und andere Blätter ſich in ähnlicher Weiſe ausſprachen, ſo muß man ſich wundern, daß ſich bis jetzt noch keine Stimme zur Steuer der Wahrheit erhoben hat, welche jenem gedankenloſen Lob die richtige Grenze ſetzte und vor der Ueberſchätzung einer Claſſe von vornehmen Schriftſtellerinnen warnte, die uns mit aufgewärmten franzöſiſchen Emancipationsideen beglücken und ſehr post festum eine Art weibliches junges Deutſchland aufführen möchten. Eine Frau, die ſich von den ſocialen Banden, in welchen ſie als Tochter eines ruſſiſchen Staatsbeamten, als Gattin eines ruſſiſchen Diplomaten lebt, nicht zu löſen vermag, will Emancipation und alle möglichen modernen Tendenzen predigen. Und das ſoll mehr als dilettantiſche Laune und faſhionable Coquetterie, das ſoll Beruf oder Genie ſein? Wir können es nicht billigen, wenn ein Steinmann (im Mephiſtopheles), oder ein Hocker (in ſeinen faloppen Gedichten) dieſen Charakter in überſpöttiſcher Weiſe beſingen; aber es empört eben ſo ſehr jedes rechtliche Gefühl, ihn als das baare Gegentheil von alle dem anpreiſen zu hören. Die redliche Kritik ſollte dafür ſorgen, daß unter dem äußeren Schein, unter dem chevalereſken Gepränge, keine neuen Thorheiten in die Mode gebracht werden. Thereſe lehnt ſich an jegliche Art von hergebrachter Renommiſterei leidenſchaftlich an; die Geſtalten in ihren Romanen, ihren Novellen fröhnen alle ihrem „wühlenden" Gefühl, wie die Verfaſſerin ſagt, und auf ein Dutzend gebrochener Herzen kommt es ihr nicht an, kurz, ſie ahmt an den modernen literariſchen Heroinnen faſt nur das Unſchöne und Aeußerliche nach. Thereſe hat Beobachtungsgabe, ſie erzählt einfach und gewandt; aber productiv iſt ſie nicht, in die geheimen Tiefen des menſchlichen Herzens und der Zuſtände der Geſellſchaft einzudringen vermag ſie nicht, am allerwenigſten iſt ſie aber im Stande, die Erwartungen zu rechtfertigen, welche ihre literariſchen Freunde über ſie in Umlauf ſetzen. Ohne fremde Nachhilfe kann Thereſe nicht ſchreiben; Selbſtändiges iſt nicht an ihr; ſie mit einer Georges Sand in eine Kategorie zu ſtellen, iſt eine Lächerlichkeit, die wie Satyre klingt. Thereſe ſchreibt pour passer le temps; von einer inneren Nothwendigkeit kann bei ihr nicht die Rede ſein.

IV.

Notizen.

Die Lehnin'ſche Prophezeihung. — O'Connell's Freilaſſung. — Nachwehen der Königsberger Jubelfeier. — Der Nationalverein, ganz todt. — Slavismus in Steyermark. — Slaviſches Muſeum in Wien. — Das Siebenbürgner Wochenblatt. — Erklärung des Herrn Profeſſor Gubitz. — Der Rheiniſche Beobachter. — Edgar Bauer.

— Die Grenzboten erwähnten neulich der Lehniniſchen Prophezeihung, die man auf das Attentat des Tſchech deutet, begehen dabei

aber einen kleinen chronologiſchen Irrthum. Es heißt da nämlich: obwohl jeder einigermaßen ſcharfſinnige Kritiker wohl die Zeit nachweiſen könnte, in welcher dieſes Opus im neunzehnten Jahrhundert fabricirt worden, ſo hat es doch bei der für dergleichen myſterieſe Dinge empfänglichen Menge Eingang und Glauben gefunden. — Der „ſcharfſinnige Kritiker" dürfte aber auf dieſe Nachweiſung Zeit und Mühe vergeblich verwenden; denn es gab bereits vor mehr als hundert Jahren zahlreiche Drucke der genannten Prophezeihung. Mir ſelbſt ſind drei davon bekannt; der eine findet ſich in: „Europäiſcher Staatswahrſager: d. i. wunderſame Prophezeihungen von den vornehmſten Staaten Europas. Bremen, 1742. 8."; ein anderer iſt: „Der wiederlebende Frater Herrmann von Lehnin nebſt anderen Prophezeihungen, lateiniſch und deutſch. Frankfurt, 1745. 8."; der dritte endlich: „Der neu vermehrte preußiſche Wahrſager, oder wunderſame Prophezeihungen von den Regenten des kurfürſtlichen Hauſes Brandenburg ꝛc. von Zoroaſter, Engelland 1742. 4." Doch ſind dies jedenfalls noch nicht die älteſten Drucke und die Abfaſſung dürfte früheſtens an's Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu ſetzen ſein. Dieſe in Leoniniſchen Verſen (gereimten Hexametern) abgefaßte Prophezeihung war übrigens in früherer Zeit vielfach verbreitet und von dem preußiſchen Regentenhauſe gekannt und gefürchtet, daher auch verboten. Diejenige Stelle, welche man auf das Tſchechſche Attentat deutet, lautet:

Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit:
Israel infandum scelus audet *) morte piandum. E. H.

— O'Connell's Schickſal iſt eben ſo eigenthümlich, wie ſeine Stellung. Während es Viele gibt, die ſeinen Charakter — wie jedes Agitators, der zu klug oder zu glücklich iſt, um verbrannt oder gekreuzigt oder gehängt zu werden — verdächtigen, wird er von Millionen ſeines Volkes mit ausdauerndem Enthuſiasmus angebetet; während die Klugen im Lande ſeine politiſche Bedeutung ſehr gering anſchlagen und nur aus allerhand, jedem politiſchen Helden nothwendigen Nebenumſtänden ableiten wollen, zeigt ſich doch jeder ſeiner Schritte, jede ſeiner kleinſten Bewegungen vom gewaltigſten Einfluß auf das ſtolze England. Es iſt wahr, ohne die geiſtliche Volksherrſchaft in Irland, ohne den Parteienſtreit in England, ohne die Halbheit der Whigs und ohne den innern Zwieſpalt der Tories wäre Daniel machtlos. Warum iſt aber kein Anderer durch dieſe „ohnes" mächtig geworden? Warum wußte nur er ſich mit dem tiefſten, in-

*) Nach einer anderen, wohl richtigeren Lesart: audit. — Von dem zuletzt genannten Abdruck der Prophezeihung beſitzt der Antiquar Ernſt in Breslau ein Exemplar.

dividuellſten Geiſte ſeines Volkes ſo zu identificiren, daß er ſiegt, nicht blos, weil er die Tugenden, ſondern eben ſo ſehr, weil er die Schwächen ſeiner Landsleute hat, und daß er dem halbzertretenen celtiſchen Stamm die höchſte Geltung errang, die ihm bis heute zu erringen noch möglich geweſen? — Bei O'Connell's Verurtheilung haben die nach dem augenblicklichen Erfolg Richtenden darüber triumphirt, daß der ſchlaue Agitator ſich doch verrechnet, und ſich gewöhnt, durch die ſcheinbar definitive Beſeitigung des alten Mannes ſeine eigentliche Bedeutungsloſigkeit zu beweiſen. Man wird ſeine jetzige Freiſprechung einem blinden Ohngefähr, einer engliſchen Inconſequenz oder Pedanterie zuſchreiben; denn Niemand, und vielleicht er ſelbſt nicht, hätte ſich träumen laſſen, daß das Urtheil der iriſchen Jury vom Oberhauſe werde umgeſtoßen werden. Es wird aber Andere geben, welche das Urtheil der Lawlords whiggiſtiſchen Sympathien und politiſchen Gründen, alſo mittelbar doch der Macht Daniel's und der Rückſicht auf die etwaige Wirkſamkeit des nach ¾ Jahren doch Freizulaſſenden zuſchreiben werden, während das iriſche Volk ſeinem Führer die Paar Monate Haft als ein volles Märtyrthum anrechnen wird. Wahrſcheinlich alſo wird Daniel jetzt doppelt mächtig daſtehen. Der Jubel eds Volkes in Dublin, als am 7. September der Alte aus dem Gefängniß geführt wurde, war awful, d. h. Reſpect einflößend, und widerhallte durch die ganze katholiſche Welt Europas. — Die Coblenzer wollten ja ſogar illuminiren.

— Die Nachwehen der Königsberger Univerſitäts-Jubelfeier beſtanden: erſtens in einigen Ordensverleihungen an Profeſſoren, wobei natürlich — denn das gehört immer dazu — der populärſte und freiſinnigſte Mann Königsbergs, Roſenkranz ausgeſchloſſen blieb; zweitens in einem Duell aus politiſchen Gründen zwiſchen einem Offizier und einem Referendarius, in welchem der Letztere erſchoſſen wurde.

— Welches Unrecht man der preußiſchen Regierung that, wenn man glaubte, ſie wolle die Bildung eines deutſchen Nationalvereins in Berlin protegiren, hat ſich jetzt endlich gezeigt. Das Obercenſurgericht hat entſchieden, daß Firmenich's, Wöniger's und v. Holtzendorff's Aufforderung zu jenem Verein in Berlin mit Recht nicht gedruckt werden durfte. Das hieß freilich einen Todten zum Tode verurtheilen. Indeß kann das Urtheil immer noch vollzogen werden; es gibt ja eine Auferſtehung der Todten.

— Liegt nicht eine ſeltſame Ironie darin, daß wir von den Slaven immer zuerſt auf unſerer weltbekannten ſchwachen Seite, der philologiſchen, angegriffen werden? Die Slaven berufen ſich auf unſere buchſtabentreue Gründlichkeit und beweiſen uns etymologiſch,

daß wir ſelbſt ſlaviſch ſind. Man leſe nur den neueſten Bericht aus Grätz in der Augsb. Allgemeinen. Dort heißt es wörtlich: „Als nun der deutſche Freiherr Hammer-Purgſtall ſich für „Gratz" erklärte" — dieſe Erklärung war allerdings ſchon eine halbe Undeutſchheit! — „und auf dieſe Autorität hin die oberſte Behörde des deutſchen Herzogthums den Beſchluß faßte, hinfort „Gratz" zur amtlichen Benennung der Hauptſtadt zu erheben, da kicherte ein freudiges Lächeln von einem Hauptſitz des Slavismus zum andern. Unmittelbar darauf brachte die Wiener Zeitung bereitwilligſt eine Abhandlung: „Gratz, eine Colonie der Slaven!" worin durch das Zeugniß Schaffarik's bewieſen wurde, nicht nur der Name der Hauptſtadt, ſondern der des ganzen Landes ſei ſlaviſch. Endlich iſt eine Geſchichte Steiermark's in ſloveniſcher Sprache von Krempl erſchienen!" — Sieht der Berichterſtatter nicht ein, daß alle dieſe Calamitäten nur eine Strafe des Himmels ſind für den langweiligen, echt deutſchen Streit über „Grätz oder Gratz"? Der Slavismus würde kein „freudiges Lächeln kichern" laſſen, wenn er nicht ſähe, daß wir ſo ungeheueres Gewicht auf Namen und Buchſtaben legen. Und wenn Gratz auch wirklich früher eine ſlaviſche Colonie war, und wenn der Name Gratz ein ſtockſlaviſcher iſt, folgt etwa das Geringſte daraus gegen die Exiſtenz des deutſchen Volkes in Steiermark? —

— Von ganz anderer Art iſt ein Zeichen der Zeit, das uns aus Wien berichtet wird und, ſo charakteriſtiſch es iſt, bis jetzt doch nirgends beachtet wurde. Die Slaven, die in Wien aus allen Provinzen zuſammenſtrömen, Czechen, Slovaken, Ruſſen, Serben, Polen, Illyrier; die in der deutſchen Kaiſerſtadt nicht ihre ſpeciellen volksthümlichen Unterſchiede, nur ihre Gemeinſamkeit als Slaven überhaupt fühlen und ſich deshalb eng an einander ſchließen, wollten ein Muſeum, nach Art des juridiſch-politiſchen Leſevereins, gründen. Die Regierung verweigerte ihnen die Erlaubniß dazu. Da öffnete der ruſſiſche Geſandte den Slaven ſein Palais und räumte ihnen einen Saal ein, wo ſie alle ſlaviſchen Journale finden könnten, — natürlich gratis. Dieſer Vorfall iſt gewiß nur ein kleines Beiſpiel von dem, was ſich im Großen und Geheimen hundertmal begeben mag. Wird und kann die öſterreichiſche Regierung dem ruſſiſchen Geſandten jene politiſche Gaſtfreundſchaft verbieten? Oder wird ſie Repreſſalien ergreifen und dem öſterreichiſchen Geſandten in St. Petersburg einen Wink geben, dort die Polen an ſich zu ziehen und zu protegiren? Gewiß wird ſie weder das Eine, noch das Andere thun. Wer aber in dem politiſchen Kampf gegen Rußland beſtehen will, muß ſich ganz auf die Seite der Freiheit ſtellen; ſonſt kämpft er mit ungleichen Waffen. Rußland kennt nicht die halben Maßregeln, nicht die Rückſichten unſerer altersſchwachen Diplomatie und iſt daher Allen überlegen, die

ohne ruſſiſche Nerven nach der Methode des ancien régime fechten. — Vielleicht bedauert man jetzt, daß man nicht lieber den Slaven ihr Muſeum erlaubte. Das wäre am Ende nicht ſo bedenklich oder ärgerlich geweſen.

— Die Deutſchen ſollten doch von Zeit zu Zeit ihre fernen Brüder in Siebenbürgen eines Blickes würdigen. Vielleicht, daß ſie ihnen manchmal helfen, mit Rath und That, mit ihren weltumfaſſenden Theorien beiſtehen, vielleicht daß ſie von ihnen auch manchmal etwas lernen könnten. Da ſind z. B. die Sachſen in Siebenbürgen, vielleicht dazu auserwählt, dereinſt die deutſche Vorhut gegen die Koſaken zu bilden. — Was weiß man von ihnen an der Elbe und am Rheine? Und doch hängen ſie durch deutſche Tugenden, durch Sitten und Geiſteskräfte mit ihrem Mutterlande zuſammen, weniger durch die Fehler, die ihnen als echten Deutſchen eigenthümlich ſein ſollten. Im Kampfe gegen die Wildheit ihrer Umgebungen, gezwungen, durch ewige Wachſamkeit, durch beſtändige Thätigkeit die theils zugeſtandenen, theils errungenen Privilegien und Rechte gegen die ſchleichende Gewalt zu beſchützen, haben ſie ihre Kraft geſtählt, ſind vorſichtiger, klüger, praktiſcher geworden. Sie ſind wie die Eidervögel, die ſich aus den Ebenen und Wieſen in die Felſenhöhlen Islands und der Orkneyinſeln geflüchtet haben. Der bricht den Hals, der ſie da oben anzugreifen wagt. — Man leſe nur das „Siebenbürgner Wochenblatt" und ſeinen Gefährten, den „Satelliten." — Das iſt eine Sprache, eine Kraft, ein Muth! Nichts von der ſervilen Phraſeologie deutſcher Zeitungen, Nichts von Kriecherei und Speichelleckerei; Alles gerade heraus, ohne Umſchweife, wie es ihnen um's Herz iſt. Börne hätte dort ſeine Deutſchen gefunden, wie er ſie wollte. Aber wer kennt das Siebenbürgner Wochenblatt, den Brief der Freiheit auf ſchlechtem Papier mit halbverwiſchten Lettern, von der äußerſten Grenze der Civiliſation? — Wir empfehlen es nicht nur deutſchen Zeitungslеſern, ſondern auch vielen deutſchen Journaliſten als Erfriſchung, wie als Probe kernhaften und zugleich eleganten Styles.

— Der „Rheiniſcher Beobachter" des Profeſſor Bercht, eine neue Zeitung, die in Köln vom 1. October an erſcheinen ſoll, wird, nach dem Programm zu urtheilen, ſich ſehr contemplativ verhalten, alſo ein wahrer Beobachter ſein. Bercht ſcheint den Unterſchied zwiſchen „liberal" und „conſervativ" gar nicht zu begreifen, oder blos moraliſch zu nehmen.

— Edgar Bauer iſt als Verfaſſer des confiscirten Buches: „Die Kritik im Streit mit Staat und Kirche", in erſter Inſtanz zu drei Jahren Feſtung verurtheilt worden. Der Streit wurde vor der

Polizei geführt und da haben Staat und Kirche natürlich einen glänzenden Sieg erfochten.

Herr Professor F. W. Gubitz schreibt uns aus Berlin vom 5. September: Nro. 10. (Seite 475,) der „Grenzboten" enthält einen Ausfall gegen mich, den ich hiermit als übereilt und völlig haltlos bezeichne. — In der Regel nehme ich für meine Druckerei gar keine Bestellungen vom Publicum an; sie sind mir kein Bedarf, sondern eine Last, da meine Pressen mit dem Verlag meiner Buchhandlung bisher so beschäftigt waren, daß ich zuweilen sogar in anderen Druckereien mir noch helfen ließ. Die Arbeiten für das Königsstädtische Theater habe ich nach mehrmaligem Ersuchen übernommen, sie aber ohne allen Widerspruch gerne entbehrt, als man, nachdem ich längst schon und pflichtgemäß über den immer sichtbarer gewordenen geistigen Verfall der Königsstädtischen Bühne mich öffentlich geäußert, Meinungen daran zu knüpfen schien, die der Gesinnung und demnach der Ehre des Mannes entgegen sind. Diese Arbeiten wurden deshalb auch, als man sie mir in jüngster Zeit wiederholt von Neuem antrug, auf das Entschiedenste von mir zurückgewiesen. — Was nun die Berichte der Vossischen Zeitung über Hrn. Nestroy betrifft, so habe ich selbst sie zwar nicht geschrieben (da ich für meine Person jetzt die über das recitirende Drama des Königlichen Theaters übernahm), wohl aber diesen Wiener Komiker in einigen Darstellungen gesehen, und bin mit Vielen der Ueberzeugung, daß jene Berichte, in denen Hrn. Nestroy's gute Seiten gleichfalls von dem Referenten anerkannt wurden, vor jedem urtheilsfähigen Unbefangenen bestehen können und bestehen werden. Sind aber überhaupt, wie der Herr Correspondent der „Grenzboten" sagt, die Theater-Berichte der Vossischen Zeitung von Einfluß, ist's eben nur, weil sie, so weit dies redlichem Streben möglich, an der Wahrheit festhalten. Es ist auch zu hoffen, daß dieser Einfluß den Zweck, die Erhebung des geistig sehr gesunkenen Königsstädtischen Theaters, befördern hilft, und hiezu, wenn ich's vermag, mitzuwirken, sollen mich keinerlei Anfälle hindern. — Uebrigens stimmen die Berichte über Herrn Nestroy in der Vossischen Zeitung mit denen der Spener'schen Zeitung und auch anderer Blätter hinsichtlich des Kerns genugsam überein. Ihr Herr Correspondent konnte daher seine Meinung gegen alle diese Urtheile kritisch geltend machen, ohne das Urtheil der Vossischen durch Unterschiebung persönlicher Motive zu discreditiren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google